



# Zwischen Altbau und Platte:



**Erfahrungsgeschichte(n) vom Wohnen.  
Alltagskonstruktion in der Spätzeit der DDR.**

**Dissertation  
Margarete Meggle**

„Ein Ereignis von einem Menschen erzählt, ist sein Schicksal - von vielen Menschen erzählt, ist es bereits Geschichte. Das ist das Schwierigste: zwei Wahrheiten, die persönliche und die allgemeine Wahrheit miteinander zu verbinden. Und der Mensch von heute steht an der Bruchstelle zweier Epochen. ...

Aber worüber der Mensch auch reden mag, er enthüllt sich dabei gleichzeitig selbst. Was sind wir für Menschen? ...

Aber ich wollte auch nach etwas anderem fragen - nach dem Sinn des menschlichen Lebens, unserer Existenz auf Erden.

Ich war unterwegs, habe mit Menschen gesprochen, habe Gespräche aufgezeichnet. ...

Immer wieder schien mir, dass ich Zukunft aufzeichne ...“

Alexijewitsch, Swetlana: Interview der Autorin mit sich selbst über versäumte Geschichte.

In: Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft. Berlin 1997, S. 38 - 39.

Über ihre Interviews mit Opfern der Katastrophe von Tschernobyl

**Zwischen Altbau und Platte: Erfahrungsgeschichte(n) vom Wohnen.  
Alltagskonstruktion in der Spätzeit der DDR,  
am Beispiel der Sächsischen Kleinstadt Reichenbach im Vogtland**

**Dissertation  
zur Erlangung des akademischen Grades  
Doctor philosophiae (Dr. phil.)**

**vorgelegt dem Rat der Philosophischen Fakultät  
der Friedrich-Schiller-Universität Jena**

**von Margarete Meggle M.A.  
geboren am 21.11.1967 in Kaufbeuren**

## **Gutachter**

**1. Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger..**

**2. \_\_\_\_\_**

**3. \_\_\_\_\_**

**Tag des Kolloquiums: \_\_\_\_\_**

# Inhaltsverzeichnis

|  |          |
|--|----------|
| <b>Abbildungsverzeichnis</b>   | <b>X</b> |
| <b>A Nach dem Wohnen fragen</b>  | <b>1</b> |
| <b>I. Wohnen als Thema</b>   | <b>1</b> |
| 1. Fragen, Aufgaben, Ziele   | 1        |
| – Themastellung – Die Kleinstadt Reichenbach als Beispielort 5 – Gang der Arbeit 7   |          |
| 2. Forschungskontexte: Weiter-Denken und Fort-Schreiben vorgefundener Gedanken   | 9        |
| a) Alltagsforschung zwischen Phänomenologie und Entfremdungsparadigma  | 10       |
| – Weiter Alltagsbegriff nach Norbert Elias – Phänomenologisch ausgerichtete Alltagsforschung – Methodenvielfalt in der Alltagsforschung – Das Konzept der Dichten Beschreibung von Clifford Geertz – Sozialtheoretisch ausgerichtete Alltagsforschung – Pierre Bourdieus Theorie vom Habitus als verinnerlichter Klassenlage – Die Widerständigkeit in den Details des Alltäglichen oder Certeaus „Kunst des Handelns“ – Alltagsforschung in einer synthetisierenden Kulturwissenschaft – Plädoyer für eine personalisierte Alltagsforschung |          |
| b) Deutschlandforschung unter der Prämisse von Doppelkulturtheorien  | 30       |
| – Die DDR als Nischengesellschaft – Die politische Doppelkultur der DDR als Rechtfertigungskonstruktion – „Herrschaft und Eigensinn“ als Bezugsrahmen zur Alltagsanalyse   |          |
| c) Wohnforschung zwischen Möbeln und Menschen  | 39       |
| – Gegenwartsorientierte kulturwissenschaftliche Wohnforschung im Westen – Material zum Wohnen in der DDR   |          |
| 3. Wohndefinitionen  | 60       |
| a) Wissenschaftliche Wohndefinitionen  | 61       |
| – Martin Heideggers philosophischer Wohnbegriff – Eine kulturwissenschaftliche Wohndefinition – Sozialistische Wohnleitbilder  |          |
| b) Alltägliche Wohnvorstellungen   | 65       |
| – Assoziationen zum Stichwort Wohnen: die materielle Seite des Wohnens – Sich-Zuhause-Fühlen: die affektive Seite des Wohnens – Das Wohnbild der Gesprächspartner  |          |

|  |            |
|--|------------|
| <b>II. Quellen zum Wohnen</b>  | <b>79</b>  |
| 1. Quellen zum Wohnen in Reichenbach aus DDR-Zeiten  | 79         |
| a) Relikte staatlicher Wohnungswirtschaft: Akten und Statistiken   | 79         |
| – DDR-Statistiken als Quellen – Aussagewert von Statistiken zur Alltagswirklichkeit des Wohnens  |            |
| b) Private Materialien   | 82         |
| – Rechtliche Dokumente in privater Hand: Mietverträge und Hausbücher – Schriftverkehr in Wohnungsangelegenheiten: Eingaben, Empfehlungen u.a. – Kommunikations- und Arbeitshilfen: vom Zettel bis zum Wirtschaftsbuch – Erinnerungen: eine Hausgemeinschaft im Spiegel ihres Haus-Tagebuchs  |            |
| c) Gedrucktes: Ratgeberliteratur, Kataloge und Belletristik  | 99         |
| – Literarische Darstellungen als Spiegelbild gesellschaftlicher Auseinandersetzungen – Wohndinge in Versandkatalogen und Gebrauchsanleitungen – Ratgeberliteratur  |            |
| 2. Feldforschung und Interviews  | 106        |
| a) Felderfahrungen   | 107        |
| – Forschungssetting – Feldarbeit als ganzheitliche Erfahrung – Verunsicherung der Wahrnehmung im Feldforschungsprozess   |            |
| b) Erinnerungsinterviews   | 111        |
| – Textgenese der Interviews – Interviews als Ergebnisse spezifischen Rollenverhaltens – Soziale Einordnung der Gesprächspartner – Die Wahrheit der Interviews  |            |
| 3. Wohnen als Interviewthema   | 127        |
| a) Ein Fallbeispiel: Herr Trögers Erzählanliegen im Interview  | 128        |
| b) Schwerpunkte beim Erzählen vom Wohnen   | 132        |
| – Sichtbare Gegenstände der Wohnkultur – Veränderungen nach der Wende im Wohnalltag – Rückblicke auf die DDR-Zeit – Erzählen von der Veränderung – Der Staat im Alltagsleben   |            |
| c) Zusammenfassung   | 140        |
| <b>III. Politische und örtliche Rahmenbedingungen</b>  | <b>144</b> |
| 1. Wohnungspolitik der DDR und damit verbundene sozialpolitische Maßnahmen   | 144        |
| – Wohnungspolitik unter Ulbricht – Einheit von Wohnungs- und Sozialpolitik unter Honecker ab 1971 – Bilanz am Ende der DDR   |            |
| 2. Örtlicher Rahmen: Die Kleinstadt Reichenbach im Vogtland  | 154        |
| a) Stadtentwicklung bis 1945: Reichenbachs Aufstieg zur Industriestadt   | 156        |
| – Das alte Reichenbach – Aufstieg zur Industriestadt – Stadterweiterung im 19. Jahrhundert – Arbeiterstadt Reichenbach – Siedlungsbau und Kleingartenanlagen als Antwort auf das Wohnungsproblem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts   |            |
| b) DDR-Zeit: Planwirtschaftliches Wohnungswesen  | 161        |
| – DDR: Die Wohnungsversorgung wird zur Staatsaufgabe – Typenbau an der Zwickauer Straße in den Fünfziger- und Sechzigerjahren – In der Ära Honecker wird der Wohnungsbau zur Hauptaufgabe: Bilanz des Mangels 1971 – Planungen zur Stadtentwicklung im Generalbebauungsplan von 1976: Abrissanierung und komplexer Wohnungsbau – Später Beginn des Plattenbaus in den Achtzigerjahren: das |            |

|   |            |
|---|------------|
| „Neubaugebiet West" – Konzeption von 1983 zur Lösung der Wohnungsfrage:<br>Revision der Abrisspolitik   |            |
| c) Ausblick und Zusammenfassung   | 171        |
| – Die Wende im Wohnungssektor – Zusammenfassung: Ergebnisse aus 40 Jahren<br>sozialistischer Wohnungspolitik in Reichenbach   |            |
| <b>B Wohnen im Spiegel der Erinnerungsinterviews</b>  | <b>176</b> |
| <b>I. Der Weg zur Wohnung im Sozialismus</b>  | <b>176</b> |
| 1. Ein Fallbeispiel: Frau Maier im Dickicht der Wohnungspolitik   | 176        |
| 2. Der Weg zur Wohnung: Handlungsformen zwischen Bürokratie und Selbsthilfe auf<br>dem Weg zur Wohnung  | 184        |
| a) Der offizielle Weg der Wohnungsvergabe   | 185        |
| b) Aktive Einflussnahme der Bürger auf die Lösung ihrer Wohnungsprobleme  | 189        |
| c) Handlungsformen im realsozialistischen Alltag  | 193        |
| <b>II. Die Wohnung als Alltagskosmos</b>  | <b>198</b> |
| 1. Ein Fallbeispiel: Familie Schäfer und ihre Wohnung   | 198        |
| – Die Familie Schäfer und ihr 'Wohnungsproblem' – Flure und Heimwerkertätigkeit –<br>Die Schlafräume und Kinderzimmer – Badezimmer, Arbeitsteilung – Die Küche als<br>Arbeits- und Ess-Ort – Das Wohnzimmer als wichtigster Erholungsort – Der Garten<br>als zweites Wohnzimmer – Selbsteinschätzungen zum Alltagsleben in der DDR  |            |
| 2. Die Wohnräume und ihre Funktion  | 215        |
| a) Die Vorräume: Der Zugang zur Wohnung   | 215        |
| – In den Wohnungsbeschreibungen – Vorräume im Bild  |            |
| b) Die Sanitärräume: Der Maßstab für Wohnkomfort  | 228        |
| – Das Spektrum der Sanitärräume in Reichenbach – Der Zusammenhang von<br>Sanitärausstattung und Körperpflege  |            |
| c) Die Küche: Universalraum für Wohnen - Essen - Hausarbeit   | 251        |
| – Küchentypen nach Ausstattung und Funktion – Gestaltung der Küchen: Das<br>standardisierte Ausstattungsrepertoire und seine persönliche Aneignung – Essen (1.)<br>Essen als elementare Wohnhandlung in DDR-spezifischen Ausprägungen (2.) Essen<br>als Zeichen der Zeit: Alles Banane!? – Häusliche Arbeiten   |            |
| d) Das Wohnzimmer: Wohnen rund um den Fernseher   | 277        |
| – Zur Bedeutung des Wohnzimmers – Ein Fallbeispiel: die persönliche Aneignung der<br>Wohnungsausstattung der Neubers – Wohnen im Bild – Die Kernbestandteile der<br>Wohnzimmer und ihre Funktion (1.) Die Couchgarnitur: Raum für Erholung (2.) Der<br>Fernseher und das Fernsehschauen – Die „wohnliche" Ausgestaltung der<br>Wohnzimmer – Wohnmotive interpretiert: Die Wohnung als Gegenwelt |            |
| e) Das Schlafzimmer: Erholung hinter verschlossenen Türen   | 324        |
| 3. Wohnwerte: Die Ordnung der Dinge   | 328        |

– Die Norm für die Dinge: Das Raumschema einer „kompletten“ Wohnung –  
 Gefühlswert im Wohnen: Das 'Wohlfühlen' – Der zentrale Wohnwert: Die Kategorie  
 'Ordnung'

|   |            |
|---|------------|
| <b>C Reden vom Wohnen</b>   | <b>338</b> |
| <b>I. Die Wohninterviews als Teil des Ost-West-Diskurses</b>  | <b>338</b> |
| 1. Ein Fallbeispiel: Der erste Westbesuch mit Begrüßungsgeld  | 339        |
| 2. Der 'alltägliche Ost-West-Vergleich'   | 341        |
| a) Einführung des Begriffs 'alltäglicher Ost-West-Vergleich'  | 341        |
| b) Vergleichsthemen: Wirtschaftliche Absicherung, soziale Kontakte und<br>Güterversorgung   | 343        |
| c) Herkunft und Funktion der Vergleiche: Die Mischung von Eigenerfahrung und<br>Medienbildern   | 351        |
| d) Sprecherposition im Vergleich  | 357        |
| 3. Zusammenfassung: Wirklichkeitskonstruktion zwischen Erfahrungsbericht und<br>Stereotypisierung   | 359        |
| <b>II. Wohnbiographien: Reden vom eigene Leben zwischen staatlicher Wohnungs-<br/>fürsorge und Eigengestaltung</b>                            | <b>362</b> |
| 1. Ein Fallbeispiel einer Wohnbiographie: Frau Langer erzählt ihr „gewohntes“ Leben.  | 362        |
| a) Die einzelnen Wohnstationen und ihre Sprechhaltung: Inhalt und Sprache im<br>Wechselspiel  | 364        |
| b) Exkurs zu Alltagserfahrung und politischer Philosophie: Über den<br>Zusammenhang von Wohnerfahrungen und sozialistischem Selbstverständnis | 368        |
| 2. Die Wohnbiographie   | 373        |
| a) Aufbau und Einzelbausteine der Wohnbiographien   | 373        |
| b) Sprache und Sprechhaltung der Wohnbiographien  | 376        |
| 3. Zusammenfassung  | 381        |
| <b>III. Erwerbungs geschichten: der Kampf um die Wohndinge</b>  | <b>385</b> |
| 1. Ein Fallbeispiel einer Erwerbungs geschichte: Wie Frau Bauer dann doch noch einen<br>Bagger organisierte.                                  | 385        |



|  |            |
|--|------------|
| 2. Die Erwerbungs geschichte   | 387        |
| a) Erwerbungs geschichten als Bestandteile der Wohninterviews  | 387        |
| b) Erzähl Inhalte der Erwerbungs geschichten: Die Spannweite legaler bis illegaler Erwerbungs- und Gebrauchsformen   | 390        |
| – Vom Staat vorgegebene besondere Erwerbungsformen – Systemkonforme Erwerbungs- und Gebrauchsformen der Bürger – Erwerbungsformen der Bürger aus dem Graubereich zwischen geduldeter Selbsthilfe und illegalem Handeln – „Ohne Beziehungen lief nichts.“     |            |
| c) Form und Erzählhaltung der Erwerbungs geschichten   | 413        |
| 3. Stellenwert der Erwerbungs geschichten: Selbstdarstellung als Helden des sozialistischen Alltags  | 416        |
| <b>IV. Erzählmuster: Selbstdefinition in Relation zur DDR-Vergangenheit</b>  | <b>419</b> |
| 1. Selbstdarstellung als Opfer des DDR-Staates   | 419        |
| 2. Die Normalitätsbegründung   | 422        |
| 3. Die kleine Opfergeschichte  | 427        |
| 4. Schwankhafte Episoden   | 434        |
| 5. Zuspitzung: Funktion der erzählerischen Positionsbestimmung   | 437        |
| <b>Schluss: Alltagskonstruktion in der DDR</b>   | <b>439</b> |
| <b>Der Ort des Alltags?</b>  | <b>439</b> |
| 1. Ein Fallbeispiel: Frau Ludwig beschreibt ihr Lebensgefühl in der DDR: „Ich war zwar auch nicht einverstanden, aber deswegen konnte ich trotzdem hier gut leben.“ (14)   | 439        |
| 2. ‘Die Politik’ im Alltag der Gesprächspartner  | 443        |
| a) Spannweite und Art der Selbsteinschätzungen   | 443        |
| b) Die Ambivalenz des DDR-Alltags zwischen Freiheit und Kontrolle  | 446        |
| – Offensichtliche staatliche Kontrollinstrumente im Wohnbereich: Hausbuch und Abschnittsbevollmächtigter – Kontrollen und politische Einflussnahmen im Alltag der Gesprächspartner – Die Grenzen des Alltags – ‘Freiheit’(en) im Alltag der Gesprächspartner |            |
| c) Leben in zwei Welten  | 464        |
| 3. DDR-Alltag: Leben in der privaten Nische oder in der durchherrschten Gesellschaft?  | 466        |

|  |            |
|--|------------|
| <b>Epilog</b>  | <b>473</b> |
| <b>Anhang I Zeitungsaufruf zur Interviewbeteiligung</b>          | <b>475</b> |
| <b>Anhang II Soziogramm der Interviewpartner</b>                 | <b>476</b> |
| <b>Anhang III Interviewleitfaden zum "Wohnen im Sozialismus"</b> | <b>480</b> |
| <b>Liste der Abkürzungen</b>                                     | <b>487</b> |
| <b>Quellenverzeichnis</b>  | <b>488</b> |
| <b>Literaturliste</b>  | <b>490</b> |
| <b>Danksagung</b>  | <b>529</b> |

## Abbildungsverzeichnis

|   |     |
|---|-----|
| Abb. 1: Modell zur Wohnforschung von Volker Glätzer .....   | 42  |
| Abb. 2: Geschmacksdimension „Antikonventionalismus“ im Sinus-Milieumodell .....   | 46  |
| Abb. 3: Sinus-Modell für Ostdeutschland .....   | 59  |
| Abb. 4: Auszüge aus einem Haus-Tagebuch. ....   | 91  |
| Abb. 5: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: „Ausverkauf der DDR“ .....   | 95  |
| Abb. 6: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: Mit der Einführung der D-Mark<br>bricht für Frau Müller ein „neues Zeitalter“ an.. .....                 | 96  |
| Abb. 7: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: Die Eröffnung eines diska-Super-<br>marktes gilt ihr als bemerkenswert, auch die günstigen Bananen. .... | 97  |
| Abb. 8: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: Waschmittel- und Preisvergleich .....  | 98  |
| Abb. 9: Empfehlungsliste der Zeitschrift „guter Rat“ für eine Familienbibliothek.....   | 104 |
| Abb. 10: Stadtplan von Reichenbach.....   | 155 |
| Abb. 11: Leitplanung der städtebaulichen Umgestaltung des Stadtzentrums von<br>Reichenbach 1979 .....   | 167 |
| Abb. 12: Altbauten in Reichenbach.....  | 174 |
| Abb. 13: Siedlungsbau in Reichenbach .....  | 175 |
| Abb. 14: Wohnung der Familie Schäfer .....  | 213 |
| Abb. 15: Wohnung der Familie Schäfer .....  | 214 |
| Abb. 16: Flure .....  | 220 |
| Abb. 17: Flure in Plattenbauten. ....   | 221 |
| Abb. 18: Flure .....  | 222 |
| Abb. 19: Sanitäreinrichtungen in Altbauten .....  | 231 |
| Abb. 20: Sanitäreinrichtungen .....   | 232 |
| Abb. 21: neu eingebaute Bäder.....  | 233 |
| Abb. 22: Grundrisse der in Reichenbach verwendeten Bautype WBS 70.....  | 242 |
| Abb. 23: Küchen .....   | 249 |

|   |     |
|---|-----|
| Abb. 24: Küchen .....   | 250 |
| Abb. 25: Werbung für ‘westliches’ und ‘östliches’ Cola .....        | 264 |
| Abb. 26: Wohnzimmer in Altbauten.....                               | 283 |
| Abb. 27: Wohnzimmer .....   | 284 |
| Abb. 28: neu angeschaffte Polstermöbel und Fernseher.....           | 287 |
| Abb. 29: neu angeschaffte Polstermöbel und Fernseher.....           | 288 |
| Abb. 30: Wohnzimmer und ihre Schränke .....                         | 299 |
| Abb. 31: Wohnzimmer und ihre Schränke .....                         | 300 |
| Abb. 32: Schränke.....  | 301 |
| Abb. 33: Schlafzimmer .....   | 322 |
| Abb. 34: Schlafzimmer .....   | 323 |
| Abb. 35: Aufruf zur Interviewbeteiligung in der Freien Presse ..... | 475 |

Die Fotos mit Ausnahme von Abb. 11a, Abb. 11f, Titelbild historische Fenster, Abb. 11g und Abb. 12b stammen von der Verfasserin und sind entstanden im April 1996.

Abbildung 1: Glüntzer (1980), S. 22.

Abbildung 2: Becker (1991), S. 84 - 85.

Abbildung 3: Flaig / Niesel (1993), S. 21.

Abbildung 11: VA 22/90/5 Leitplanung der städtischen Umgestaltung 1979

Abbildung 22: Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V. (Hrsg.) (1993): Die Modernisierung des industriellen Wohnungsbaus in der ehemaligen DDR. Eine wohnungswirtschaftliche, soziologische und bautechnische Bestandsanalyse, S. 287.

# A Nach dem Wohnen fragen

## I. Wohnen als Thema

### 1. Fragen, Aufgaben, Ziele

„Nirgendwo ist eine gute Wohnung nötiger als in der DDR,  
denn draußen ist so gut wie nichts.“<sup>1</sup> Manfred Krug

Die Wohnung als zentraler Bezugspunkt des Lebens, die Wohnung als Innen-Ort, die Wohnung als Gegenpol zum Draußen des öffentlichen Lebens. – Obwohl der Schauspieler Manfred Krug als Star des öffentlichen Lebens der DDR von diesem „Draußen“, der Öffentlichkeit, lebte, von ihr geprägt war und sie auch selbst prägte, wertet er sie ab und sucht eine Gegenwelt im Privaten der Wohnung. Die das Leben in der DDR resümierende Aussage aus der Zeit vor seiner Ausreise in den Westen im Juni 1977 zeigt, welch hohen Stellenwert das Thema ‚Wohnen in der DDR‘ einnahm.

#### - Themastellung

Aktuelle Relevanz und Bedeutung des Themas - Themaformulierung als ein zweifaches: Wohnen wie es gewesen ist und als erinnertes - Ist es berechtigt vor dem Hintergrund des SED-Unrechts Alltagsgeschichte zu erforschen? - Versuch einer Ethnographie in Zwischentönen

Wie aber erging es dem Normalbürger der DDR? Welche Rolle spielte für ihn seine Wohnung und das Wohnen? In Gesprächen mit Westdeutschen über das Leben im Osten fällt fast regelmäßig mit leichtem Mitleid in der Stimme das Stichwort vom ‚Leben der Massen in den Plattenbausilos‘. Über dieses Stereotyp hinaus ist zu fragen: Wie sah die Realität aus? Wie sehen die Ostdeutschen sich selber? Die Vereinigungseuphorie, die das „einig Vaterland“ aller „deut-

---

<sup>1</sup> Krug, Manfred: Tagebuch, Eintrag vom 21. April 1977. In: Der Spiegel 12/1996, S. 86.  
Zu den Fußnoten: Hier sind Literaturangaben nur insoweit vollständig zitiert, als es für den jeweiligen Zusammenhang notwendig war.

schen Brüder“ mit der deutsch-deutschen Vereinigung im Jahr 1990 erreicht glaubte, ist Ende der Neunzigerjahre der Ernüchterung gewichen. Zahlreiche Schwierigkeiten im Vereinigungsprozess haben wirtschaftliche und mentale Unterschiede zwischen Ost und West zu Tage treten lassen und zu neuen Abgrenzungen und der Verfestigungen von alten Stereotypen geführt. Ein genaues Erforschen der Geschichte bedeutet hier, gleichzeitig auch nach den Wurzeln des Missverstehens zu fragen. So sucht die vorliegende Arbeit Prägungen in der DDR von einem Kernbereich des Alltags aus darzustellen: Durch die staatliche Zwangsbewirtschaftung des Wohnungssektors beeinflusste der DDR-Staat gerade im Wohnen das Leben jedes Einzelnen. *Die Frage nach dem Wohnen* zielt auf den alltäglichen Lebensvollzug. Das ist ein so allgemein menschliches Thema, dass es auch um den homo habitans geht, aber immer im Rahmen seiner politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Daseinsbedingungen.

Das ganze Spektrum der Wohnmöglichkeiten zwischen Altbau und ‚Platte‘, also zwischen alten und neuen Gebäuden, älteren und neueren Wohngewohnheiten und –vorstellungen, ist zu behandeln. ‚Das Wohnen aller Tage‘ ist dabei *in zweifacher Hinsicht das Thema*: Zum einen das Wohnen, *wie es gewesen ist*, die Geschichte des Wohnens und der Erfahrungen des Wohnens, am Beispiel der sächsischen Kleinstadt Reichenbach im Vogtland. Zum anderen und hauptsächlich ist das Wohnen *als ein erinnertes* Thema, wie es sich ausdrückt in den Erfahrungsgeschichten vom Wohnen. Im rückblickenden Erzählen vom Leben und Wohnen in der DDR bewerten und verarbeiten die Erzähler ihre Vergangenheit. Die wichtigste Quelle für diese subjektive Sicht der Betroffenen sind narrative Interviews. Die von ihnen erinnerte und für ihr Erinnern relevante Zeit ist meist die Spätzeit der DDR, die Achtzigerjahre. Spätzeit ist hier auch gemeint als jene Zeit, die im Bewusstsein Spätfolgen zeitigt. Dementsprechend verfolgt diese Arbeit drei Ziele: zuerst die Dokumentation dessen, wie es gewesen ist, als Grundlage jeder historischen Arbeit; dann mit einem gleichermaßen dokumentarischen wie ästhetischen Interesse die Präsentation des erzählerischen Materials und schließlich seine Interpretation. Der theoretische Bezugsrahmen meiner Interpretationen ist der phänomenologisch geprägte Ansatz der Alltagskonstruktion. In allem Wahrnehmen und Handeln wählen die Menschen aus der Fülle der Wirklichkeit aus und werten. Damit konstruieren sie sich ihre eigene Welt. Hier soll nun die Leitfrage sein: Wie haben sich die DDR-Bürger unter den besonderen Bedingungen des DDR-Systems ihren Alltag konstruiert? Der Begriff ‚Alltag‘ ist dabei ganz wörtlich verstanden als das Alle-Tage. Alltagsleben meint also das Leben aller Tage. Und Wohn-Alltag soll hier als derjenige Teilbereich des Alltags verstanden werden, der für die Gesprächspartner Wohnen ausmacht. Auch die DDR erscheint in dieser Perspektive in zweierlei Hinsicht: Zum einen ist damit der Staat der Deutschen Demokratischen Republik, der nach dem zweiten Weltkrieg aus der Sowjetisch besetzten Zone hervorging und sich 1989/90 auflöste, gemeint. Er ist historisch -

zeitlich exakt einordenbar. Zum anderen aber ist auch die DDR in den Köpfen und Herzen der Menschen gemeint, als das Konstrukt ihrer Erinnerungen. Bei der Frage nach dem 'Wohnen in der DDR' gilt es immer wieder nach dem Bezug auf das Staats- und Gesellschaftssystem zu fragen. Das Alltagsleben in der Diktatur der DDR möchte ich im theoretischen Bezugsrahmen der Begriffe „Herrschaft und Eigensinn“<sup>2</sup> beschreiben. Die Frage ist: Wie hängen Ausübung von Macht und eigen-sinnige Lebenskonstruktionen zusammen? Wie waren Herrschaft und Eigensinn verknüpft?

Doch auch nach dem Sinn und der Berechtigung dieser Themen gilt es zu fragen. Per definitionem beschäftigt sich Alltagsforschung mit dem Alltäglichen, das ist vielfach Banales und Normales. Vor dem Hintergrund des SED-Unrechts und Stasi-Terrors der DDR muss sich ein Alltagswissenschaftler fragen lassen, ob er *trotzdem das Recht hat, sich mit DDR-Alltagsgeschichte zu befassen*. Ist nicht die Beschäftigung mit dem Banalen selbst banal? Auf die letztere Frage kann die Antwort nur lauten: Forschung und Erforschtes sind nicht identisch. Rührt nicht vielmehr die Frage nach den Normen im Normalen an die Wurzeln einer Gesellschaft? Die den Prozess der deutsch-deutschen Vereinigung begleitende öffentliche Diskussion und wissenschaftliche Thematisierung ist vor allem politisch orientiert: Sie steht unter den Schlagworten „Terror“ und „Widerstand“. Hauptthemen sind die Unrechtsseite des SED-Regimes mit seinem Stasi-Überwachungsapparat und dessen Überwindung durch die Bürgerrechtsbewegung, die schließlich zur Wende geführt haben. Diese Vergangenheitsbewältigung hat einen so zentralen gesellschaftlichen Stellenwert, dass sie parlamentarisch institutionalisiert ist in der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der Deutschen Einheit“. Ihr Gelingen ist Voraussetzung zum Entstehen einer funktionierenden gesamtdeutschen Demokratie. Deshalb bleibt die politische Aufarbeitung der SED-Unrechtsgeschichte auch weiterhin eine wichtige Aufgabe. Als Gegenbewegung zum (vor allem westlichen) Blick auf die Unrechtsgeschichte der DDR regt sich ein häufig mit „Ostalgie“ bezeichnetes Phänomen: Dinge und Symbole des DDR-Alltags werden zu Ikonen neuen östlichen Selbstverständnisses hochstilisiert. Die Disko mit FDJ-Schallplatten und „Clubcola“ (siehe Abbildung 25) wird zur Kultveranstaltung. Hier liegt eine Chance, neues ostdeutsches Selbstbewusstsein zu entwickeln<sup>3</sup>. Gleichzeitig enthält diese Bewegung die Gefahr einer romantisierenden Verklärung des DDR-Alltags, die von den Schrecken des SED-Regimes ablenkt. Vor allem aber sehe ich sie als einen Indikator für die aktuelle Notwendigkeit einer integrativen Alltagsgeschichte der DDR. Beim Vorherrschen reiner Gesellschaftsgeschichte

---

<sup>2</sup> Lindenberger (1999) (Hrsg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Darin: Einleitung: Die Diktatur der Grenzen. S. 13 - 36. siehe A.I.2.b)

<sup>3</sup> Siehe Ahbe (1997): Ostalgie als Selbstermächtigung. Siemons (1999): Der Arbeiter- und Ironikerstaat.

beklagen die Menschen „den Verlust ihrer Biographien“<sup>4</sup>. Es gilt die Alltagsgeschichte der DDR-Normalbürger aufzuarbeiten, ohne die politische Seite auszuklammern. Findet sich nicht in der Banalität des Alltags auch die „Banalität des Bösen“<sup>5</sup>, um mit Hannah Arendt zu sprechen? Zu klären ist: Wie wirkte die Politik ins Alltagsleben des Einzelnen hinein? Der Wohnbereich, in dem jeder DDR-Bürger mit dem DDR-Staat zu tun hatte, bietet sich dafür als Beispiel besonders an. Letztendlich scheiterte die DDR ja auch am Protest der Bürger über ihre alltäglichen Lebensverhältnisse. Mit der Verbesserung der Lebensverhältnisse wollte die DDR den Westen übertreffen; die selbstgesetzte „Hauptaufgabe“ dabei war „die Lösung der Wohnungsfrage“. An diesem - ihrem eigenen - Maßstab gemessen, scheiterte die sozialistische Ideologie in der Wende. Mit dem Sturz des DDR-Systems wurde zwar die politische Nomenklatura ausgewechselt, aber die Bürger sind geblieben. Das alltägliche Leben durch 40 Jahre DDR prägt das Bewusstsein aller Bürger. Damit tragen sie ein Stück DDR in sich. Eine komplexe Beschreibung und kritische Aufarbeitung des DDR-Alltags ist deshalb eine aktuelle Notwendigkeit.

„Zwischen Altbau und ‘Platte’“ wohnen die Reichenbacher. Das meint ganz konkret die vier Wände, aber auch die vielen Zwischentöne der feinen Bewertungen, die ich fassen möchte; es meint auch die Spannweite des Untersuchungsfeldes. Die ganze vorliegende Arbeit ist neben dem Versuch, Wirklichkeit oder Wirklichkeiten des Wohnens zu verstehen, gleichzeitig auch ein Weg beständigen Ringens um eine angemessene Darstellung dieser Wirklichkeit: Wie kann man in der Sprache und über die Sprache der Alltagswirklichkeit neu habhaft werden? Die Arbeit ist zu verstehen als Versuch einer *Ethnographie in Zwischentönen*. Ethnographie bedeutet wörtlich übersetzt „Völkerbeschreibung“. Im weiten Sinne ist damit „jede Beschreibung fremder Völker“<sup>6</sup> gemeint. Hans Fischer hebt in seiner Begriffsbestimmung von Ethnographie hervor, „dass Beschreibung und Theorie in dauernder Wechselwirkung stehen. „Wissenschaftliche Ethnographie ist also nicht bloß Beschreibung, sondern systematische, theoriebezogene Darstellung auf Grund methodischer Datengewinnung.“<sup>7</sup> In diesem Sinne suche ich - schwerpunktmäßig beschreibend - die leisen Zwischentöne<sup>8</sup>, die die Harmonik alltäglicher Klänge bestimmen. Dazu gehören:

---

<sup>4</sup> Anlässlich einer Ausstellung über DDR-Lebensverhältnisse im Stadtmuseum Dresden macht sich Friedrich Reichert zum Sprachrohr seiner Mitbürger. Reichert (1998), S. 1.

<sup>5</sup> Arendt, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München, Zürich 1964.

<sup>6</sup> Fischer, Hans: Ethnographie. In: Hirschberg (1988): Neues Wörterbuch der Völkerkunde, S. 129.

<sup>7</sup> Fischer, Hans: Ethnographie. In: Hirschberg (1988): Neues Wörterbuch der Völkerkunde, S. 129.

<sup>8</sup> vergleiche Löffler (Hrsg.) (2001): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde.



- Wohnen zwischen privatem Innen und öffentlichem Außen,  
Alltag vor Ort zwischen der großen Politik und dem individuellen Einzelleben,  
zwischen Struktur und Subjekt<sup>9</sup>,
- die Bürger der DDR zwischen freiem Handeln und Parteidiktatur,  
ihr Wohnen als Bewegung zwischen den Dingen und dem Denken,  
zwischen der Statik der Wohnung und der Dynamik handelnden Wohnens,  
zwischen DDR und BRD, zwischen den Zeiten und Systemen,
- Forschen zwischen West und Ost,  
als eine Arbeit aus westlicher Sicht mit einem Material östlicher Innenwelten,  
zwischen Gesagtem und Unausgesprochenem, zwischen den Zeilen,
- als ein Schreiben zwischen Fremdheit und Vertrautsein,  
zwischen analysierender Zergliederung und erzählender Zusammenschau,  
zwischen Wissen um die Bruchstückhaftigkeit jeder Erkenntnis und der Suche nach dem  
Ganzen - ein Dazwischen, das den Zweifel und die Erfahrung paradoxer Wirklichkeiten in-  
tegriert.

#### **- Die Kleinstadt Reichenbach als Beispielort**

Die Fragestellung dieser Arbeit zielt vornehmlich auf die Menschen in ihrer alltäglichen Lebensbewältigung und wertenden Verarbeitung: Am *Beispiel eines konkreten Ortes* und der Aussagen von 39 seiner Bürger mit ihren Einzelschicksalen lässt sich das Allgemeine struktureller Aussagen mit dem individuellen Alltag anschaulich verknüpfen und zum Exempel verdichten. *Reichenbach im Vogtland* habe ich ausgewählt, weil es mit 25272 Einwohnern<sup>10</sup> zur Wende im Jahr 1990 und 24598 Einwohnern im Jahr 1995 im Erhebungszeitraum den Rahmen einer Kleinstadt nicht überschritt. Außerdem verfüge ich über einen eigenen Erfahrungshintergrund zum Leben in einer westdeutschen Kleinstadt. Damit ist es noch möglich, sich detailliert auf den ganzen Ort zu beziehen. Die Großstadt als Forschungsfeld würde einen anderen Zugriff erfordern.

So überschaubar Reichenbach sich auch zeigt, ist es doch eindeutig städtisch geprägt. Spätestens in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhielt die Siedlung das Stadtrecht. Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert entwickelte sie sich zur Arbeiterstadt. Textilindustrie und Maschinenbau waren die DDR-Zeit hindurch die bestimmenden Erwerbszweige der Stadt Rei-

---

<sup>9</sup> Andreas Hartmann führt in seinem Grundsatzaufsatz zum volkskundlichen Fragen aus: „Transformation und Wiederkehr“. 1997, S. 85 hierzu: „Was den volkskundlichen Blick demnach auszeichnet, ist unter anderem seine Wachheit gegenüber den Manifestationen einer kulturellen Unschärferelation, in welcher die Systemperspektive und die Subjektperspektive zueinander stehen.“

<sup>10</sup> NovoPrint VerlagsGmbH (Hrsg.) (1995): Stadt Reichenbach, S. 11.

chenbach. Das Wohnen in Reichenbach ist damit vorrangig von Traditionen der Arbeiterkultur geprägt. Vom ländlichen Wohnen, das auch in der DDR-Zeit ganz eigenen Bedingungen unterlag, ist es deutlich unterscheidbar. Von einer Arbeiterstadt im Arbeiter- und Bauernstaat, der in vielen Bereichen versuchte, Lebensformen der Arbeiter als allgemein gültig für die ganze Gesellschaft zu etablieren, ist zu erwarten, dass sich hier besonders DDR-typische Lebensformen entwickelt haben.

Als Arbeiterstadt wurde Reichenbach mit der Wende dann auch zu einem Brennpunkt der Probleme der Vereinigung: Mit dem Ende der Planwirtschaft und dem damit verbundenen fast völligen Zusammenbruch der Textilindustrie kam es in Reichenbach zu einer besonders hohen Arbeitslosigkeit. Im Januar 1995 hatte Reichenbach mit 17,9% die höchste Arbeitslosenquote<sup>11</sup> im Bereich des Arbeitsamtes Plauen, davon wiederum hatte Reichenbach mit 23,5% die höchste Frauenarbeitslosigkeit. Auf zahlreiche Probleme Reichenbachs in den Neunzigerjahren weist auch die schlechte Position in einem 1995 erschienen Lebensqualitäts-Atlas<sup>12</sup> hin. In der dortigen Rangfolge steht Reichenbach weit hinten, an 474. Stelle unter 543 berücksichtigten deutschen Landkreisen und Städten.

Das Anwachsen zur Arbeiterstadt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts führte in Reichenbach zu stetigem Wohnungsbedarf. So finden sich heute alle gängigen Wohn- und Siedlungsformen im Stadtgebiet: von den Mietshäusern des 19. Jahrhunderts, über die Gartenstadt der Zwischenkriegszeit bis zu den Plattenbauten der DDR der Achtzigerjahre - alle gleichermaßen kontinuierlich bewohnt. Da Reichenbach im Zweiten Weltkrieg von Zerstörungen weitgehend verschont blieb, verfügt die Stadt über einen sehr hohen Altbaubestand. Die DDR-typischen Probleme mit unsanierten Altbauten lassen sich in Reichenbach gut studieren. Ist für Sachsen insgesamt ein hoher Altbaubestand und damit im republikweiten Vergleich ein besonders niedriger Ausstattungsgrad der Wohnungen etwa mit InnenWC, Warmwasserversorgung, Bad und Zentralheizung kennzeichnend, so sind diese Probleme in Reichenbach mit seinen 79,9%<sup>13</sup> Altbauten im Jahr 1995 besonders drängend. Reichenbach war zu DDR-Zeiten im Vergleich zur bevorzugt versorgten Hauptstadt Berlin eine Provinzstadt. Geographisch lag sie innerhalb der DDR weit entfernt von Berlin, aber gerade noch nicht am Zonenrand. Die städtische Wohnungspolitik folgte der allgemeinen Wohnungspolitik der DDR, allerdings mit gewissen Zeitverzögerungen.

---

<sup>11</sup> Der Arbeitsmarkt im Januar 1995, Presseinformation des Arbeitsamt Plauen Nummer 09/95, S. 6 - 7.

<sup>12</sup> Korczak (1995) Lebensqualität-Atlas. Umwelt, Kultur, Wohlstand, Versorgung, Sicherheit und Gesundheit in Deutschland. Er bezieht sich auf die Jahre 1993 und 1994. Die Einstufungen seines Index können nur als ganz grobe Wertung gesehen werden. Die Kriterien dieses Werkes sind methodisch nicht ausdiskutiert und stark von zugrundeliegenden Vorannahmen abhängig.

<sup>13</sup> Gebäude, die vor 1948 errichtet wurden. Statistisches Landesamt für den Freistaat Sachsen: Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1990. Kamenz Dezember 1996.

Auf Reichenbach brachte mich nicht zuletzt ein persönlich-freundschaftlicher Zugang. Ihm verdanke ich als unverzichtbare Hintergrundinformationen manch internen Einblick und Zugang in soziale Strukturen und Netzwerke. Die Freundlichkeit und Offenheit der meisten meiner Gesprächspartner bestärkten meine Wahl.

Alle Reichenbacher Bürger und Verwaltungsmitarbeiter, mit denen ich sprechen konnte, charakterisierten ihren Ort als eine „ganz normale“ und durchschnittliche Stadt der DDR. Das ist Folie und Grundaussage, vor der man alle Aussagen eines problemzentrierten wissenschaftlichen Zugangs auf das Alltagsleben sehen muss.

### **- Gang der Arbeit**

Der Doppelaspekt von Geschichte und Geschichten einerseits und der Alltagskonstruktion andererseits sowohl in der konkreten Gestaltung als auch in der mentalen Verarbeitung, spiegelt sich im Aufbau dieser Arbeit wieder. Nach einer Klärung des Themas und seiner Rahmenbedingungen behandle ich den Sachaspekt der Geschichte: d.h. „Wohnen in der DDR“. Quellen dafür sind die Erinnerungsinterviews und damit auch die Wertungen der Interviewpartner. Dem folgt die Beschäftigung mit den Geschichten, dem Erzählen vom Wohnen und seinen Wertungen. Zum Schluss führe ich beides zusammen, indem ich die spezifische Art der Alltagskonstruktion noch einmal in Bezug setze zum sozialistischen System der DDR.

Zu Beginn kläre ich die Forschungskontexte, in denen diese Arbeit steht (A.I.2.): In ihren vielen kleinen Interpretationen stützt sie sich auf die kulturwissenschaftliche Alltagsforschung, die volkskundliche Wohnforschung und auch auf die Deutschlandforschung. Vom Kernbegriff des ‘Wohnens’ bestimme ich anschließend das Thema genauer (A.I.3.). Hier zeigt sich schon das Spannungsfeld von Induktion und Deduktion, das die ganze Arbeit prägt: Die wissenschaftlichen Wohndefinitionen prägen meine Fragen an die Interviewpartner. Aus ihren Antworten darauf leite ich die alltägliche Wohnvorstellung ab, die das Thema dieser Arbeit eingrenzt. Im Folgenden liefere ich eine Quellenkunde zum Wohnen in der DDR (A.II.1.) und diskutiere die Forschungssituation zwischen Ost und West (A.II.2.). Am Fallbeispiel eines Interviews lote ich aus, was im Rahmen der Wohninterviews ausgesagt werden konnte (A.II.3.).

Diese Argumentationsweise mit Fallbeispielen kennzeichnet die ganze Arbeit. Als Problemaufriss stelle ich einen Fall in seiner Ganzheit dar - möglichst in Originalzitate. Er enthält die Fülle der Aspekte. Einige davon vertiefe ich in dichten Beschreibungen. Die Auswertung ist dann immer eine zweifache: Zum einen dienen die Aussagen der Gesprächspartner als Sachquelle, wie es gewesen ist, zum anderen geht es um die wertende Sicht der Sprecher. Unter Heranziehen weiterer Hintergrundinformationen interpretiere ich den Einzelfall, stelle ihn dann in den Zusammenhang der Aussagen aller Wohninterviews und verallgemeinere schließlich im-

mer wieder in Abgleichung mit der Fachliteratur auf die DDR im Ganzen. So werden aus Einzelfällen exemplarische Fallbeispiele.

Zum Abschluss des hinführenden ersten Großkapitels kläre ich noch die politischen und örtlichen Rahmenbedingungen des Wohnens in Reichenbach. Zuerst referiere ich die alltagsrelevanten Ergebnisse der Wohnungspolitik der SED (A.III.1.). Die planwirtschaftliche Wohnungsverwaltung war die wichtigste Strukturvorgabe für das Wohnen in der DDR. In der DDR-Verfassung war ein Recht auf Wohnen garantiert. Dementsprechend teilte der Staat den Bürgern die Wohnungen zu und war für den Wohnungsbau zuständig. Im Bereich des Wohnens hatte jeder DDR-Bürger mit dem staatlichen System Kontakt. Die Auswirkungen dieser Politik vor Ort boten den konkreten Rahmen des Wohnens und spiegeln sich in der Siedlungsgeschichte Reichenbachs (A.III.2.).

Der Hauptteil B stellt das Wohnen dar, wie es sich im Spiegel der Erinnerungsinterviews zeigt. Zuerst gehe ich der Frage nach, wie ein DDR-Bürger im System der Wohnungszwangsverwaltung überhaupt an eine Wohnung kam. Ein Fallbeispiel als Problemaufriss (B.I.1.) zeigt, wie mühsam und lange der Weg eines DDR-Bürgers vom Wohnungsantrag bis zum Erhalt einer Wohnung sein konnte. Zwischen diesen beiden Vorgängen lagen oft mehrere Jahre. Anschließend erkläre ich den offiziellen Weg der Wohnungsvergabe (B.I.2.a). auf dieses Verfahren versuchten viele DDR-Bürger auf offiziell vorgesehenen Wegen Einfluss zu nehmen, z.B. durch eine Staatsratsbeschwerde oder Heimwerken (B.I.2.b). Darüber hinaus entwickelten sich im realsozialistischen Alltag spezifische Handlungsformen (B.I.2.c), deren wichtigste die Pflege und der Einsatz von Beziehungen war. Nur im selbstkonstruierten Beziehungsnetz ließ sich der DDR-Alltag bewältigen.

Die Wohnung ist der wichtigste Ort der dinglich-konkreten Alltagskonstruktion. Für die Gesprächspartner ist sie ein Alltagskosmos, wie eine Gesprächspartnerin formulierte: „Sie ist meine Welt, wo ich gerne bin, die ich mir nach meinen Vorstellungen gestaltet habe.“ Individuelle Probleme und Lösungen zeige ich am Fallbeispiel der Wohnung einer Familie (B.II.1). Das Programm einer „ordentlichen Wohnung“ stelle ich in der Zusammensicht aller Fälle mit den einzelnen Räumen (B.II.2.), ihren Dingen, dem Umgang damit und ihrer Bewertung vor. ‘Ordnung’ erwies sich dabei als übergeordneter Schwellenwert eines funktionierenden Alltags.

Im zweiten Hauptteil C frage ich nach der Konstruktion des Wohnens im Reden davon. In den Interviewtexten fallen dabei drei erzählerische Teile besonders auf, weil sie in stärkerem Maße als die anderen Textstücke geformt sind und sich auch bei allen Gesprächspartner finden. Das ist zuerst der von mir so genannte ‘alltägliche Ost-West-Vergleich’ (C.I.), der die Hintergrundfolie fast aller Aussagen meiner Wohninterviews bildet. Die häufigen Vergleiche rühren aus der Interviewsituation, dass eine Westwissenschaftlerin Ostdeutsche befragt. Der Argumen-

tationsmodus des Vergleichs ging aber auch von den Gesprächspartnern aus: Nur im Vergleich zu einem 'Westen', sei er geographisch oder zeitlich, nämlich die Zeit, als „der Westen“ nach der politischen Wende Einzug hielt, konnten sie das Spezifische ihrer DDR-Erfahrung benennen. Hier lässt sich die Konstruktion der Ost-West-Bilder zwischen Erfahrung und Stereotypisierung mitverfolgen.

Einen geschlossenen Textteil in allen Gesprächen stellte die Wohnbiographie dar (C.II.), in der die Interviewpartner alle ihre Wohnungsstationen und damit ihr Leben erzählten. In der Sprache spiegelt sich hier die Distanz zum Staat, dem man mehr oder weniger passiv ausgeliefert war.

Geschichten zu erzählen vom Erwerb schwierig zu erhaltender Dinge waren die Gesprächspartner gewohnt und taten es gerne und häufig. Mit den Erwerbungs geschichten (C.III.) tut sich ein Einblick in die Erzählpraxis im DDR-Alltag auf. Sie spiegeln die Mängel der Planwirtschaft und die Taktiken, mit denen die DDR-Bürger darauf reagierten. Als Geschichten feiern sie die Tugenden und Helden des realsozialistischen Alltags.

Schließlich betrachte ich übergeordnete Erzählstrategien (C.IV.). Sie wurden besonders deutlich, wenn die Gesprächspartner ihre eigene Position im Verhältnis zum DDR-Staat definierten. Das war allen unaufgefordert ein Anliegen. Das Erzählen geriet den Interviewpartnern dabei zur Konstruktion eigener Identität. So spiegelt sich in den Interviewtexten die beginnende Verarbeitung der DDR-Vergangenheit.

Abschließend frage ich nach dem 'Ort des Alltags' in der DDR. Die DDR-spezifische Alltagskonstruktion der „zwei Welten“ vermittelt zwischen der Herrschaft des sozialistischen Systems und dem Eigen-Sinn der DDR-Bürger.

## **2. Forschungskontexte: Weiter-Denken und Fort-Schreiben vorgefundener Gedanken**

Wohnen ist ein „soziales Totalphänomen“ (Marcel Mauss). Es verlangt eine totale, eine ganzheitliche Betrachtung. Umfangreiche empirische Forschung ist gefordert, gleichzeitig muss jede empirische Analyse vor diesem Anspruch bruchstückhaft bleiben.

Wohnen ist in mehrfacher Hinsicht etwas Totales: Wohnen ist zu allen Zeiten und für alle Menschen ein wichtiges Thema. Es ist mit allen anderen Lebensbereichen des Menschen direkt oder indirekt verbunden. Hier soll Wohnen unter den spezifischen gesellschaftlichen Bedingungen der DDR beleuchtet werden. Ausgangspunkt sind die Äußerungen Einzelner in ihrem Erzählen und durch ihre Gegenstände. Sprache und Dinge stehen als Selbstzeugnisse gleichwertig nebeneinander. Als Mikrostudie konzentriert sich der Blick dabei vor allem auf eine Innensicht: ins Innen der Wohnung, der Wohnenden und des Wohnens. Bei aller notwendigen Konzentration

on soll doch das Ganze - Wohnen als ein das ganze Leben Bestimmendes - immer mitbedacht sein. Solchem notwendigen, doch nie ganz einzulösenden Anspruch ist ein volkskundlicher Zugang besonders angemessen. Er fragt nach Kultur als symbolischem Handeln. Im zeichenhaften Handeln verdichten die Menschen ihre kulturellen Wertvorstellungen. Ein volkskundlicher Zugang verknüpft eine emische Sicht, die von den Wohnenden ausgehend die innere Logik ihres Handelns zu verstehen sucht, mit einer etischen Sicht, die von außen kommend größere Zusammenhänge herstellt. Ergebnisse unterschiedlichster Richtung mit verschiedenen Theorieansätzen und Methoden fließen ein in die ethnographische Beschreibung und Interpretation dieser Arbeit. Sie stützt sich hauptsächlich auf drei, untereinander eng verflochtene Forschungsstränge und möchte diese fortschreiben:

- a) Die Alltagsforschung,
- b) Die Deutschlandforschung für die DDR. Mit der Frage nach dem Alltag in der DDR stellt man gleichzeitig die Frage nach Kultur- und Gesellschaftsmodell der DDR: Hatte die DDR eine Doppelkultur, in der der Alltag eigenständig neben einer offiziellen Kultur stand?
- c) Die Wohnforschung für das Wohnen als Teilbereich des Alltags. Hier gilt es, zum einen die empirische kulturwissenschaftliche Wohnforschung zu berücksichtigen und zum anderen ganz besonders die wenigen Studien zum Wohnen in der DDR heranzuziehen.

### **a) Alltagsforschung zwischen Phänomenologie und Entfremdungsparadigma**

Zwei theoretische Ansätze bestimmen die Alltagsforschung: zum einen die sich auf die philosophische Phänomenologie stützende Alltagstheorie, zum anderen Denkmodelle marxistischer Kulturkritik mit ihrem Entfremdungsparadigma.<sup>1</sup> Zuerst soll der weite Alltagsbegriff, den diese Arbeit verwendet vorgestellt werden.

#### **- Weiter Alltagsbegriff nach Norbert Elias**

Der Begriff 'Alltag' ist in dieser Arbeit ganz wörtlich verstanden als das Alle-Tage. Alltagsleben meint also das Leben aller Tage. In diesem weiten Verständnis dient 'Alltag' als ein heuristischer Verständigungsbegriff ähnlich dem erweiterten Kulturbegriff. Er bezeichnet keine autonome Sonderkultur<sup>2</sup>, die unabhängig ist von öffentlichem Leben, Arbeitswelt oder Politik. Ei-

<sup>1</sup> Carola Lipp (1993) gibt einen ausführlichen Überblick über die Geschichte der Alltagskulturforschung, auf den ich mich hier stütze und der deshalb hier nicht weiter aufgerollt werden soll: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte.

<sup>2</sup> Siehe Elias, Norbert (1978): Zum Begriff des Alltags. Elias gibt hier einen Überblick über verschiedene Alltagsbegriffe, die jeweils implizit ideologiegeladene Gegenbegriffe enthalten. „Der Begriff des Alltags wird hier zum Symbol dieses Wunsutraums“ einer „romantischen Sehnsucht“ (S. 28) nach einer vorwissenschaftlichen Lebenssphäre.

nen solch *weiten Alltagsbegriff leitet Norbert Elias* aus seinen Untersuchungen der „höfischen Gesellschaft“ ab:

„Wenn man das Zusammenwohnen der Menschen als Aspekt ihres Alltags versteht, dann zeigt sich hier mit besonderer Deutlichkeit, dass die Struktur des Alltags nicht den Charakter einer mehr oder weniger autonomen Sonderkultur besitzt, sondern den eines integralen Bestandteils der Struktur dieser Gesellschaftsschicht und, da diese ja nicht isoliert betrachtet werden kann, der gesamtgesellschaftlichen Machtstrukturen.“<sup>3</sup>

Alltag in Bezug auf die Gesamtgesellschaft ermöglicht die Zusammenschau von strukturellen Perspektiven mit den von Einzelgesprächen ausgehenden Interpretationen der subjektiven Lebensbewältigung. Dieser weite Alltagsbegriff vereint die Dimension der anschaulichen Gegenstände mit der symbolischen Dimension kultureller Wertaufloadungen im Umgang der Menschen mit den Dingen und untereinander.

### - Phänomenologisch ausgerichtete Alltagsforschung

Die *phänomenologisch ausgerichtete Alltagsforschung* geht zurück auf die von Edmund Husserl in den Dreißigerjahren entworfene „Theorie der Lebenswelt“. Rezipiert wurde sie vor allem durch die Vermittlung von *Alfred Schütz*: Die Kernthesen von Schütz hatten Peter Berger und Thomas Luckmann bereits 1969 in ihrer Arbeit über „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“<sup>4</sup> bekannt gemacht. Schütz's Analyse der „Strukturen der Lebenswelt“<sup>5</sup> schließlich gab Thomas Luckmann posthum 1979 heraus. Schütz definiert alltägliche Lebenswelt:

„Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. Mit schlicht gegeben bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist.“<sup>6</sup>

Dabei betont Schütz, dass die Menschen erst durch ihre sinnenhafte Deutung, die festen Regeln folgt, die alltägliche Lebenswelt konstruieren

„Wichtig ist es vor allem zu betonen, dass die Wirklichkeitsordnungen nicht durch eine etwaige ontologische Struktur ihrer Objekte, sondern durch den Sinn unserer Erfahrungen konstituiert werden. Aus diesem Grund ziehen wir es vor ... von geschlossenen Sinngebieten zu sprechen, ... Die Geschlossenheit eines Sinngebietes ... beruht auf der Einheitlichkeit des ihm eigenen Erfahrungs- und Erkenntnisstils.“<sup>7</sup>

<sup>3</sup> Elias (1978): S. 24.

<sup>4</sup> Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1969.

<sup>5</sup> Schütz/Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. 2 Bde. Frankfurt am Main 1979. (Band 1 schon 1975).

<sup>6</sup> Schütz/Luckmann (1979): S. 25.

<sup>7</sup> Schütz/Luckmann (1979): S. 49.

Die intersubjektive Gültigkeit der alltäglichen Lebenswelt im „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“<sup>8</sup> formuliert Schütz unter anderem in der Generalthese der wechselseitigen Perspektiven:

„Dass aber die sprachliche, also soziale Ausformung der Lebenswelt überhaupt vom einzelnen als die Basis seiner Weltsicht erworben werden kann, beruht auf der Generalthese der wechselseitigen Perspektiven. ... In der vollsozialisierten natürlichen Einstellung ist es selbstverständlich, dass die von mir als gegeben hingenommene Lebenswelt auch von dir als gegeben hingenommen ist, mehr noch, von uns, grundsätzlich von jedermann.“<sup>9</sup>

In selbstreferentieller Weise bringt die gesellschaftliche Praxis als Erzeugerin gesellschaftlicher Strukturen ständig neu das Alltagsdenken hervor.

*Was kann der phänomenologische Ansatz zur Erforschung von „Wohnen in der DDR“ leisten?* Mit ihm rückt das Subjekt ins Zentrum der Betrachtung; er bietet einen verstehenden Zugang zu kulturellen und gesellschaftlichen Prozessen. Jeder Einzelne hat fraglos Anteil am einheitlichen Erfahrungs- und Erkenntnisstil der alltäglichen Lebenswelt als geschlossenem Sinngebiet. Damit lässt sich von der Einzelfallanalyse ausgehen, um nach allgemeinen kulturellen und gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten zu fragen. Die Wirklichkeit ist für die Phänomenologie wichtig, weil sie ist. Dieser Zugang bietet sich an, um nach Wohnen als einer Zuständigkeit zu fragen. Im Blick auf die Logiken der sozialen Wirklichkeit als einer Konstruktion kommt den Subjekten als „Konstrukteuren von Sinn“ dabei eine aktive Rolle zu. Alltag ist so verstanden nicht nur etwas, das prägt, sondern auch etwas von den Menschen aktiv Gestaltetes.

Alltagswissen meint in der phänomenologischen Theorie eine besondere Art des Handelns, Denkens und Wissens. Es ist nach Schütz pragmatisch orientiert. Die Menschen bedienen sich bestimmter Formen, um die Komplexität des Alltags zu reduzieren: wie Routine, Typisierung, Klassifikation und Normalitätsdefinition. Alles Störende und Fremde wird im Alltagsdenken umgangen, ausgeblendet oder bekämpft.<sup>10</sup> Schon mit der Sprache als einer sozialen Ausformung der Lebenswelt wird die Basis der alltäglichen Weltsicht erworben.<sup>11</sup> In diesem Ansatz gründet auch die starke Hinwendung zur Sprache als einer Quelle für Alltagswissen. Alltagsforschung in dieser Ausrichtung fragt nach Prozessen der Erfahrungs- und Wissenskonstitution, nach Deutungsprozeduren, Strukturen, Plänen und Zwecken des Alltagshandelns. Zu einem *Programm „Kommunikativer Sozialforschung“*<sup>12</sup> hat eine Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen verschiedene Ansätze dieser Richtung gebündelt, dargestellt und *methodisch aufbereitet*.

<sup>8</sup> Schütz (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie.

<sup>9</sup> Schütz (1979): S. 89.

<sup>10</sup> Schütz (1979): u.a. S. 116.

<sup>11</sup> Schütz (1979): u.a. S. 89.

<sup>12</sup> Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbeck 1973. Dieselben(Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung. München 1976. Diesen Schriften verdanke auch ich erste Anregungen zur Interpretation.



Diese Beiträge waren wichtig als Vermittler der seit den Siebzigerjahren in den deutschen Kultur- und Sozialwissenschaften verstärkt aufgegriffenen hermeneutisch-interpretativen Ansätze.

### - Methodenvielfalt in der Alltagsforschung

In wechselseitiger Anregung mit der in den Achtzigerjahren entstehenden Alltagsgeschichte kam es bis heute in der volkskundlichen Alltagsforschung zu einer *Differenzierung im methodischen Instrumentarium*. Aus diesem reichen Fundus an Instrumenten kann die vorliegende Arbeit schöpfen. Anregend wirkten unter anderem Ansätze, die mit lebensgeschichtlichen Interviews arbeiten: Die Oral-History-Forschung<sup>13</sup> nutzt Interviewaussagen als Quellen zur Zeitgeschichte. Über die Reflexion der Objektivität von Interviews als Geschichtsquelle kam es zur Auseinandersetzung mit der Historizität von Erinnerung. Die Biographieforschung<sup>14</sup> interessiert sich nicht so sehr für die Sachaussagen, sondern dafür mehr für die Ordnungsprinzipien lebensgeschichtlichen Erzählens. Psychologische Ansätze<sup>15</sup> fanden mit der Hinwendung zum handelnden Subjekt, der Frage nach individueller Erfahrung im Alltag und über die Selbstreflexion der Feldforschung Eingang in die Alltagsforschung. Diesem Ansatz scheinbar entgegengesetzt ist die Diskursanalyse Michel Foucaults<sup>16</sup>: Alltag interessiert hier als Ort allgemeiner Diskurse, entgegen der Idee idealistischer Denkmächtigkeit des Individuums. Andreas Hartmann fasst die Rolle des Einzelnen im Diskurs zusammen:

„Der diskursanalytische Zugang behandelt also Fragen der Struktur und der Praktiken, ohne dabei die Subjekte zum Verschwinden zu bringen. Er ergründet den Ort ihres Sprechens im Kontext von Erörterungszusammenhängen, die durch externe wie durch interne Regularien geprägt sind und die Ebene des Subjekts überschreiten.“<sup>17</sup>

Dazu richtet sich die Frage auf Prozeduren des Diskurses, strukturelle Regelmäßigkeiten und Machtinteressen hinter den Diskursen. Im Rahmen dieser Arbeit können solche Überlegungen

<sup>13</sup> zur methodischen Reflexion der Oral-History siehe etwa Niethammer (1985) *Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral-History*. Für die DDR-Forschung als erstes größeres Oral-History-Projekt - noch vor der Wende entstanden - ist besonders wichtig. Es besticht durch seine aussagekräftigen Interpretationen, in einer Mischform zwischen Wiedergabe der Interviewtexte und interpretierenden Darstellungen. Sie erreicht dabei oft literarische Dichte: Niethammer/von Plato/Wierling (1991): *Die volkseigene Erfahrung*.

<sup>14</sup> Als profiliertester Vertreter der volkskundlichen Biographieforschung sei hier genannt Albrecht Lehmann (1978): *Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag*, und derselbe (1983): *Erzählstruktur und Lebenslauf*. Autobiographische Untersuchungen.

Die Biographieforscher verfügen über ein eigenes Verständigungsorgan, die Zeitschrift BIOS. Hier zur Biographieforschung in Ostdeutschland: Lindner (1991): *Biographische Forschung in Ostdeutschland*.

<sup>15</sup> Jeggle (Hrsg.) (1984): *Feldforschung*. Für diese Arbeit wirkte anregend: Internationale Erich-Fromm-Gesellschaft (1995): *Eine neue Methode psychoanalytischer Feldforschung*. In: *Die Charaktermauer*, S. 136 - 174.

<sup>16</sup> siehe hierzu Foucault (1971): *Die Ordnung der Dinge*. Derselbe (1977): *Die Ordnung des Diskurses*. Inauguralvorlesung am Collège de France - 2. Dezember 1970.

zur Rezeption Foucaults in der deutschen Volkskunde: Hartmann (1991): *Über die Kulturanalyse des Diskurses - eine Erkundung*.

<sup>17</sup> Hartmann (1991), S. 24.

als Reflexionshintergrund und ferneres Erkenntnisziel dienen, um sich z.B. klar zu werden über den Ost-West-Diskurs, in den jede Beschäftigung mit der DDR unwillkürlich eingebettet ist.

### - Das Konzept der Dichten Beschreibung von Clifford Geertz

Als zentral für meine ethnologische Beschreibung erwies sich aber das Konzept der „*Dichten Beschreibung*“<sup>18</sup> von Clifford Geertz. Es soll deshalb hier kurz vorgestellt werden: Geertz geht von einem semiotischen Kulturbegriff aus:

„Ich meine mit Max Weber, dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht.“<sup>19</sup>

Mit der Frage nach den von den Menschen konstruierten Bedeutungssystemen und ihren Regeln reiht sich dieser Ansatz im weitesten Sinne ein in die Reihe der verstehenden Ansätze. Wichtiger aber als sein semiotischer Kulturbegriff, der sich seit der Diskussion um den erweiterten Kulturbegriff<sup>20</sup> ab den Sechzigerjahren bei vielen Autoren findet, wurde sein Programm ethnologischen Schreibens, das Geertz daraus ableitete. Seit dem Erscheinen seines Aufsatzes „Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur.“, in deutscher Sprache 1983 wurde er zu einem Leittext für narrative Darstellungen in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften.

Was meint nun Geertz mit seiner „Dichten Beschreibung“ von Kultur? Er fordert eine emische Analyse von Kultur:

„... die Forderung, die Symbolsysteme anderer Völker aus der Sicht der Handelnden darzustellen, ... bedeutet, dass Beschreibungen der ... Kultur unter Zuhilfenahme jener Deutungen vorgenommen werden müssen, die unserer Vorstellung nach die Berber, Juden, Franzosen ihrem Leben geben,“<sup>21</sup>

Den Alltag sieht Geertz dabei als Bezugsrahmen und Testfall für das Verstehen einer Kultur:

„Das Verstehen der Kultur eines Volkes führt dazu, seine Normalität zu enthüllen, ohne dass seine Besonderheit dabei zu kurz käme. ... Es macht sie erreichbar: in den Kontext ihrer Alltäglichkeit gestellt, schwindet ihre Unverständlichkeit.“<sup>22</sup>

Verstehen von Kultur als „symbolischem Handeln“<sup>23</sup> ist ein Prozess ständigen Interpretierens:

„Kurz, ethnologische Schriften sind selbst Interpretationen und zwar obendrein solche zweiter und dritter Ordnung. ... Sie sind Fiktionen, und zwar in dem Sinn, dass sie „etwas

<sup>18</sup> Geertz (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.

<sup>19</sup> Geertz (1983): S. 9.

<sup>20</sup> siehe hierzu etwa Kluckhohn (1959): Er vermittelte u.a. die amerikanische Diskussion um den Kulturbegriff in die deutschsprachige Auseinandersetzung.

<sup>21</sup> Geertz (1983): S. 21-22.

<sup>22</sup> Geertz (1983): S. 21.

<sup>23</sup> Geertz (1983): S. 16.

Gemachtes“ sind, „etwas Hergestelltes“ - die ursprüngliche Bedeutung von fictio -, nicht in dem Sinn, dass sie ... nicht den Tatsachen entsprechen“<sup>24</sup>

Damit erteilt Geertz jedem scheinbaren Objektivismus in der Kulturbeschreibung eine klare Absage. Ethnologie ist gebunden an die Formen ihrer Darstellung und deren jeweils eigene Wirklichkeit. Geertz geht dabei sogar so weit, die Grenze zwischen ethnologischem Objekt und ethnologischer Beschreibung aufzuheben:

Er stellt fest, „dass es in der Untersuchung von Kultur ebensowenig wie in der Malerei möglich ist, eine Grenze zwischen Darstellungsweise und zugrunde liegendem Inhalt zu ziehen.“<sup>25</sup>

Eine gelungene ethnographische Interpretation misst Geertz an ihrer Nähe zur beschriebenen Wirklichkeit, an der Dichte ihrer Interpretation:

„Wir haben die Triftigkeit unserer Erklärungen nicht nach der Anzahl uninterpretierter Daten und radikal verdünnter Beschreibungen zu beurteilen, sondern danach, inwieweit ihre wissenschaftliche Imagination uns mit dem Leben von Fremden in Berührung zu bringen vermag.“<sup>26</sup>

Im spezifischen Material selbst sieht Geertz das wichtigste Ergebnis:

„Das Wichtigste an den Ergebnissen des Ethnologen ist ihre komplexe Besonderheit, ihre Umständlichkeit. Es ist diese Art Material - in ausgiebiger, meist ... qualitativer, größtenteils teilnehmender und geradezu leidenschaftlich akribischer Feldforschung beigebracht, das den gigantischen Begriffen, mit denen die heutige Sozialwissenschaft zu tun hat ... jene Feinfühligkeit und Aktualität verleihen kann, die man braucht, wenn man nicht nur ... über diese Begriffe, sondern ... mit ihnen denken will.“<sup>27</sup>

Damit wurde Geertz zu einem Protagonisten für Alltagsgeschichte als einer besonderen Form der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Die radikal qualitative Zugangsweise zu „fremder“ Kultur kann gleichzeitig auch zum Selbstfindungsprozess für die Forscher werden. Die Grenzen zwischen ethnologischer Interpretation als fictio und poetischer Fiktion beginnen sich aufzulösen. Charakteristisch für die „Dichte Beschreibung“ sind die Subjektzentrierung, Mikrostudien, eine erzählend-interpretative Darstellung und die emische Sicht der Nähe.

Die „Dichte Beschreibung“ bietet sich zur Darstellung des Wohnens in der DDR besonders an. Eine bewusst emische Sicht kann vorschnelle Urteile aus westlicher Sicht über das Leben im Osten verhindern. Keine Statistik kann die Spezifik des DDR-Alltags als der gemeinsamen und prägenden Erfahrung aller DDR-Bürger vermitteln. Das vermag allein eine erzählerische Darstellung. Das genaue Hinsehen legt die Form der Mikrostudie nahe.

---

<sup>24</sup> Geertz (1983): S. 22-23.

<sup>25</sup> Geertz (1983): S. 24.

<sup>26</sup> Geertz (1983): S. 24.

<sup>27</sup> Geertz (1983): S. 34.

Die erreichte *Nähe* macht die besondere Qualität einer gelungenen „Dichten Beschreibung“ aus, sie *ist aber auch eine Gefahr*. Jede Mikrostudie rechtfertigt sich damit, „dass soziale Handlungen mehr als nur sich selbst kommentieren“<sup>28</sup>, und dass einzelne Ausschnitte einer Kultur immer mit dem großen Ganzen zusammenhängen. Die Auswahl des Ausschnittes ist jedoch eine Wertentscheidung des Forschers, die es zu begründen gilt. Genau an diesem Punkt bleibt uns Geertz auch in seinem Aufsatz über den balinesischen Hahnenkampf, der mit zum Besten ethnologischer Literatur gehört, eine Antwort schuldig. Letztlich liegen jeder Wissenschaft die Wertentscheidungen der die Wissenschaft betreibenden Menschen zugrunde. Es sollte aber ein Kennzeichen wissenschaftlichen Arbeitens sein, Setzungen als solche zu benennen und die eigene Argumentation kritisch zu hinterfragen. Dazu gehört auch das Reflektieren des Verhältnisses von emischer und etischer Sicht. Im bewussten Umgang mit dem Spannungsfeld von Innen- und Außenperspektive liegt gerade eine besondere Chance wechselseitiger Erklärbarkeit. Solch kritische Reflexion kann auch verhindern, dass der Forscher sich in übergroßer Nähe der Feldforschung selbst verliert oder die Distanz verloren geht, um auf einer Metaebene über das Beobachtete zu reflektieren zu können. So ist kritische Distanz zum eigenen Beschreiben und zum Beschriebenen eine Voraussetzung für gelungene Nähe einer „Dichten Beschreibung“.

### - Sozialtheoretisch ausgerichtete Alltagforschung

Der zweite Ansatz der Alltagstheorie argumentiert mit Denkmodellen marxistischer Kulturkritik. Als wichtiges frühes Werk ist hier Henri Lefèbvres „Kritik des Alltagslebens“<sup>29</sup> zu nennen. Die Diskussion um den „Alltag“ spiegelt den Zeitgeist der Jahre nach 1968, die den eigenen Alltag in die Krise gekommen sahen. Mit der Alltagsdiskussion war eine wissenschafts- und gesellschaftspolitische Neuorientierung in den Geisteswissenschaften verbunden. Carola Lipp resümiert:

„Der Begriff Alltag war verbunden mit einer Kritik an einem segmentierten, durch kapitalistische Produktionsverhältnisse geprägten Alltag, der nicht entlang den Bedürfnissen der Menschen organisiert war, sondern dem Diktat der spätkapitalistischen Kulturindustrie folgte (Adorno 1967). Das Thema „Alltag“ war dementsprechend politisch aufgeladen ...<sup>30</sup>

Massenkommunikationsforschung und Kulturindustriekritik waren in der Volkskunde der Siebzigerjahre beliebte Themen. In den Achtzigerjahren kam es zu einer Verbindung der verschiedenen Ansätze und dementsprechend, wie oben aufgezeigt, zu einer Ausdifferenzierung des

<sup>28</sup> Geertz (1983): S. 34.

<sup>29</sup> Lefèbvre, Henri: Kritik des Alltagslebens. 1975. geschrieben 1946 und 1957.

<sup>30</sup> Lipp (1993): S. 5.

methodischen Spektrums. Alltagsgeschichte und Biographieforschung wurden zu neuen Themenschwerpunkten.

Auch diese Arbeit sucht eine Verbindung unterschiedlicher Ansätze. Das Konzept der „Dichten Beschreibung“ birgt die Gefahr des Psychologismus in sich: Wenn in der emischen Sicht nur noch aus der Persönlichkeit des Einzelnen heraus erklärt wird, bleiben die Interpretationen auch nur für das einzelne Subjekt gültig. Allgemeine Aussagen über Gesellschaft treten in den Hintergrund. In der „reinen“ Phänomenologie liegt eine ähnliche Gefahr der Hermetik: Der Alltag ist nach dieser Theorie bestrebt sich selbst zu erhalten; er ist selbstreferentiell. Damit geht der Blick weniger auf die Veränderungen. Gerade aber beim Thema „Wohnen in der DDR“ kommt man an Veränderungen nicht vorbei. Die augenscheinlich größte Veränderung der Lebenswelt brachte die politische Wende. Auch wenn es nicht um einen Vergleich zwischen DDR-Zeit und Leben in der BRD geht, sind die Brüche in der Lebenswelt ein nicht zu umgehender Aspekt. Gerade sie führten auch zur politischen Wende. Umgekehrt ist es genauso wichtig zu fragen: Was wurde an Lebensweltlichem beibehalten oder adaptiv umgeformt? Deshalb sollen in dieser Arbeit neben den im weitesten Sinne verstehenden Ansätzen auch solche der Sozialtheorie herangezogen werden. Sie verarbeiten die Marxsche Geschichtsauffassung, dass die Dynamik der Geschichte vor allem von einem Kampf oder Wechselspiel der gesellschaftlichen Klassen und Schichten herrührt. Freilich ist die Einteilung der einzelnen „Klassen“ oder die Aufteilung zwischen Herrschenden und Beherrschten ins Fließen gekommen ist.

### **- Pierre Bourdieus Theorie vom Habitus als verinnerlichter Klassenlage**

Wegweisend für eine sozial differenzierende Alltagsforschung seit den Achtzigerjahren sind die Arbeiten des französischen Soziologen Pierre Bourdieus. Seine „Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“, das Werk „Die feinen Unterschiede“<sup>31</sup> wurde zu einem der kanonischen Texte volkskundlicher Alltagsforschung. Gerade auch die Wohnforschung<sup>32</sup> verdankt ihm wesentliche Anregungen, weil Bourdieu alle Dinge und Handlungen des alltäglichen Lebens als Zeichen sozialer Strukturen lesbar macht.

Bourdieu unternimmt eine Zusammenschau der französischen Gesellschaft. Dabei kombiniert er Methoden klassischer Sozialstrukturanalyse mit qualitativen Zugangsweisen: Sein Material sind nicht nur umfangreiche statistische Daten, sondern auch qualitative Interviews. Er

---

<sup>31</sup> Originalausgabe: *La distinction. Critique sociale du jugement*. Paris 1979. Deutsche Übersetzung: Frankfurt am Main 1982.

<sup>32</sup> Eine frühe Bourdieu-Rezeption lieferte Bazon Brock in der Ausstellungsbegleitpublikation: Internationales Design Zentrum Berlin (Hrsg.): *mode - das inszenierte Leben. Kleidung und Wohnung als Lernenvironment*. Berlin o.J.[1970/71/72?]. Die Abbildungen der Inszenierungen zum typischen Wohnstil verschiedener Sozialschichten aus dieser Ausstellung benutzte Margret Tränkle in ihrer für die volkskundliche Wohnforschung wegweisenden Arbeit „Wohnkultur und Wohnweisen“ von 1972. Zuletzt arbeitete Elisabeth Katschnig-Fasch in ihrer großen Studie über Wohn- und Lebensstile in der Stadt Graz „Möblierter Sinn“ von 1998 mit dem Lebensstilkonzept Bourdieus kritisch weiter.

teilt die Gesellschaft ein in hierarchische Klassen: sowohl nach demographischen Merkmalen wie Alter, Geschlecht, eigenem Beruf und Beruf des Vaters, als auch nach den Werthaltungen der Betroffenen. Pierre Bourdieu interpretiert jegliche Äußerung, sei sie verbal oder in den benutzten Dingen, als soziale Selbstklassifizierung:

„Die Akteure klassifizieren sich selbst, setzen sich selbst der Klassifizierung aus, indem sie entsprechend ihrem Geschmack verschiedene Attribute wählen, Kleider, Nahrung, Getränke, Sportarten, Freunde, die zusammenpassen und die ihnen passen oder genauer, die zu ihren Positionen passen. Noch genauer: Indem sie im Raum der verfügbaren Güter und Dienste das wählen, was in diesem Raum eine homologe Stellung einnimmt wie sie im sozialen Raum. Das ist der Grund, warum niemand besser klassifiziert wird als durch seine eigenen Klassifizierungen.“<sup>33</sup>

So sieht Bourdieu neben dem ökonomischem Kapital auch ein kulturelles und ein soziales Kapital. Ihre Akkumulation und wechselseitige Gewichtung bestimmen die Stellung des Einzelnen im sozialen Raum. Ein großer Teil der sozialen Kämpfe wird dementsprechend mit den Waffen des „guten Geschmacks“ und der Fähigkeit zur Distinktion ausgefochten; symbolische Strategien markieren ebenso wie handfeste materielle Operationen Positionen im sozialen Raum. Theoretisch fasst er diese Zusammenhänge in seinem Konzept vom *Habitus als verinnerlichter Klassenlage*. Hierin sieht er auch die Selbstverständlichkeit, das fraglos Gegebene des Alltäglichen begründet:

„Wird die soziale Welt tendenziell als etwas Evidentes wahrgenommen ..., dann deshalb, weil die Dispositionen der Akteure, ihr Habitus, das heißt die mentalen Strukturen, vermittelt deren jene die soziale Welt erfassen, wesentlich das Produkt der Interiorisierung der Strukturen der sozialen Welt sind.“<sup>34</sup>

Der Habitus<sup>35</sup> sind die verinnerlichteten kulturellen Regeln, nach denen sich die Handelnden zeichnerhaft verhalten. Er ermöglicht zum einen die Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen. Zum anderen gehört zum Habitus der Geschmack, mit dem man solche Formen bewerten kann. In der Beziehung dieser beiden Leistungen konstituiert sich die soziale Welt - der Raum der Lebensstile. Die gesamten Existenzbedingungen fließen in den Habitus ein und bestimmen ihn. Die Mitglieder einer sozialen Gruppe verfügen über einen gemeinsamen Habitus. So können sie sich gegenseitig verstehen. Der Habitus liegt jenseits des Bewusstseins und des diskursiven Denkens. So ermöglicht er routinemäßiges Alltagshandeln und Alltagsverstehen.

Mit dieser Habitus-theorie schafft Pierre Bourdieu die Voraussetzung zur Überwindung objektivistischer Sachkulturforschung: weg von der Betrachtung der Objekte an sich - hin zu den sozialen Gebrauchsweisen der Dinge. Im Konzept vom Habitus sind materialistische und indi-

<sup>33</sup> Bourdieu: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Derselbe. Rede und Antwort, S. 145.

<sup>34</sup> Bourdieu: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Derselbe. Rede und Antwort, S. 143 - 144.

<sup>35</sup> Siehe Bourdieu: Die feinen Unterschiede. 1982, S. 277 - 285.

vidualistische Erklärungsmodelle für gesellschaftliches Verhalten vereinigt. Objektive Strukturen, wie z.B. Sprache oder Produktionsformen, sieht Bourdieu als historisches Ergebnis kulturellen Handelns. Sie werden durch die gesellschaftliche Praxis weiter reproduziert. Damit geht materiell Vorgegebenes in den Habitus ein. Durch kulturelles Handeln werden aber solche Strukturen auch wieder verändert. Hier kann auch der Einzelne mit seinem Bewusstsein mitwirken. Bourdieu weiterführend und bezogen auf ein Leben in der DDR gilt es zu fragen: Welchen spezifischen Habitus, welche Verhaltensformen brachte das sozialistische System hervor? Wo liegen in den alltäglichen Ausdrucksformen des Habitus Potentiale des Beharrens, aber auch der Veränderung?

Gerade im Feld des Wohnens mit seinen vielfältigen Ausdrucksformen eröffnet Bourdieu den Blick für Differenzierungen und Abgrenzungen, die in allen kulturellen Ausdrucksformen liegen. Das Habituskonzept ist eine *umfassende soziale Zeichentheorie*. Deshalb bietet es sich als Bezugsrahmen an, um einen Teilbereich des Alltagslebens wie das Wohnen und einzelne seiner Erscheinungsformen in die größere Ordnung der Gesellschaft einzubetten.

Im Habitus als Ausdruck einer kulturellen Klasse ist auch der sozialhistorische Standort des Einzelnen ausgedrückt: Die soziale Herkunft sieht Bourdieu als das entscheidende Selektionskriterium, das selbst bei gleichen Chancen dauernde soziale Ungleichheit reproduziert. Sie entscheidet u.a. über den inneren persönlichen Zugang zu den kulturellen Bildungsgütern, über den formale Schulbildung erst greifen kann. Das Habituskonzept genau an diesem Punkt auf die DDR zu übertragen, muss zum Widerspruch herausfordern. Gerade die DDR hielt das Ideal einer klassenlosen Gesellschaft als Leitbild hoch und betonte die Gleichheit der Chancen und ökonomischen Möglichkeiten. Unter umgekehrten Vorzeichen förderte sie aber Bürger mit einer proletarischen Herkunft. Für die Interviewgesprächspartner war ihre soziale Herkunft ungefragt immer wieder ein wichtiges Thema. In seiner *sozialhistorischen Ausrichtung* bietet sich das Habituskonzept geradezu an, um nach sozialen und kulturellen Identitäten zu fragen.

Damit soll aber keineswegs das an der französischen, auf dem Konkurrenzprinzip aufgebauten Industriegesellschaft der 1960er und 1970er Jahre entwickelte Gesellschaftsmodell Bourdieus einfach auf die DDR-Gesellschaft übertragen werden. Es dient vielmehr als Anregung zum Verstehen grundsätzlicher gesellschaftlicher Mechanismen. So ist etwa bei den Kapitalien nach ihrer Umwertung zu fragen. Was zählt beispielsweise das ökonomische Kapital bei dem weitgehend vereinheitlichten Lebensstillniveau in der DDR noch? Oder existierten in der DDR weitere, spezifische Kapitalien? Viele der Einzelergebnisse, wie etwa die Ausdrucksformen des Notwendigkeitsgeschmacks, müssen daraufhin überprüft werden, inwieweit sie sich auf die Verhältnisse in der DDR übertragen lassen. In dieser Arbeit geht es auch nicht um eine Sozialstrukturanalyse oder eine Gesellschaftsbeschreibung im Ganzen. Thema ist nur der Aus-

schnitt des Wohnens, allerdings Wohnen als ein soziales Totalphänomen. Die soziale Ausdifferenzierung jeglicher kultureller Äußerung einbeziehend geht es dabei um eine Zusammenschau: Der Blick von Außen sucht eher verallgemeinernd nach den Gemeinsamkeiten, nach dem Typischen des Wohnen in der DDR. Das ist immer auch eine Abgrenzung vom Eigenen. Im dialektischen Spannungsverhältnis gehört dazu der Blick von Innen, der versucht, aus empathischem Einfühlen heraus zu einem emischen Verständnis zu kommen. „Wohnen“ stellt sich dabei nicht nur als soziales Feld dar, sondern als vielschichtige, bedeutungsreiche Lebens Ganzheit.

Hier muss auch eine Kritik an Bourdieus Gesellschaftsmodell ansetzen. Er legt ein hegemonial Oberschichtliches Kulturverständnis zugrunde und sieht die Kultur unterprivilegierter Klassen nur vom Mangel bestimmt. Den „Notwendigkeitsgeschmack“<sup>36</sup> beschreibt er als etwas ausschließlich Reaktives. Ich möchte aber in einer bewusst emischen Sicht stärker nach Eigenständigkeiten kultureller Praxis fragen.

### **- Die Widerständigkeit in den Details des Alltäglichen oder Certeaus „Kunst des Handelns“**

Auf die Eigenständigkeit im alltäglichen Tun lenkt der französische Historiker und Philosoph Michel de Certeau den Blick in seiner Schrift „Kunst des Handelns“<sup>37</sup>. Sie soll hier als ergänzendes Instrumentarium zur Gesamtschau auf die Gesellschaft herangezogen werden, die Bourdieu mit seinem Habituskonzept gibt. Certeau ermöglicht es uns, die Normalbürger in der Industriegesellschaft nicht nur als in Lohnarbeit Entfremdete zu sehen, sondern die Spezifik ihres Handelns zu betrachten.

Ausgehend von einer Forschungsarbeit über Aktivitäten von Verbrauchern kommt Michel de Certeau zum Thema des Gebrauchs als der „Produktion von Verbrauchern“<sup>38</sup>. Auch er sieht die Industriegesellschaft geschichtet: Den Produzenten als den Herrschenden stehen die Konsumenten als die Beherrschten gegenüber. Aber sein Blick ist ein umgekehrter: Ihn interessieren nicht die Mechanismen der Herrschaft, sondern „die Gebrauchsweisen der Konsumenten“. In der Sprache des (Klassen-)Kampfes bedient er sich militärischer Formulierungen. Sein *zentrales Begriffspaar* sind die „Strategien“ der Macht und die „Taktiken“ der Beherrschten:

„Als Strategie bezeichne ich die Berechnung (oder die Manipulation) von Kräfteverhältnissen, die in dem Moment möglich wird, wenn ein mit Willen und Macht versehenes Subjekt (ein Unternehmen, eine Armee, eine Stadt oder eine wissenschaftliche Institution) ausmachbar ist. Sie setzt einen Ort voraus, der als etwas Eigenes beschrieben werden kann und somit als Basis für die Organisation von Beziehungen zu einer Exteriorität dienen kann,“<sup>39</sup> und

<sup>36</sup> Bourdieu: Die feinen Unterschiede. 1982, S. 585 - 619.

<sup>37</sup> Certeau de: Kunst des Handelns. Berlin 1988. Der französische Originaltitel bringt den Bezug zum Alltag noch deutlicher zum Ausdruck: *L'invention du quotidien. Ars de faire.* Paris 1980.

<sup>38</sup> Certeau, S. 12.

<sup>39</sup> Certeau, S. 87.



„Im Gegensatz zu Strategien ... bezeichne ich als Taktiken ein Handeln aus Berechnung, das durch das Fehlen von etwas Eigenem bestimmt ist. Keine Abgrenzung einer Exteriorität liefert ihr also die Bedingungen einer Autonomie. Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. ... Sie profitiert von „Gelegenheiten“ und ist von ihnen abhängig. ... Sie ist die List selber.“<sup>40</sup>

Ein besonders einleuchtendes *Beispiel für „Taktiken“* gibt Certeau mit dem Verhalten indianischer Völker gegenüber den spanischen Kolonisatoren: Die Indianer übernahmen bereitwillig Verhaltensweisen und Kultpraktiken, die ihnen aufgezwungen worden waren. Hinter der Fassade äußerer Form machten sie aber etwas anderes daraus, als die Eroberer damit erreichen wollten. Der äußeren Ordnung konnten sie nicht entfliehen, sie blieben ihr aber innerlich fremd: „sie entflohen dieser Ordnung, ohne sie zu verlassen. Die Kraft ihrer Differenz lag in der Art und Weise ihres „Konsums“.“<sup>41</sup>

Im Begriff der „Taktik“ lässt sich die hintergründige Widerständigkeit der Indianer fassen. Er ermöglicht Differenz zu sehen auch bei Gruppen, die sich nicht als Opposition organisiert haben und das Banner der Gegenkultur hochhalten. Damit lässt sich auch die zwiespältige Grundhaltung der Mehrheit der DDR-Bürger greifen: Einerseits standen sie ihrem Staat loyal gegenüber, andererseits boykottierten sie ihn in vielen alltäglichen Widerständigkeiten. Gerade im Hinblick auf das Wohnen waren alle Bürger - über weite Strecken hinweg selbst die Parteigrößen - Versorgungsnehmer der staatlich vergebenen Wohnungen, und alle waren Konsumenten der vereinheitlichten Produktkultur. „Schwierigkeiten mit der Versorgung“ oder „Versorgungsengpässe“ lauteten dafür die gängigen Schlagworte zu DDR-Zeiten. Daher ist Certeaus Konsumtheorie ein geeignetes Hilfsmittel zur Analyse des Wohnalltags in der DDR.

Mit ihr gelingt es, Widerständigkeiten einer Mehrheit der Bevölkerung zu betrachten ohne in ein romantisierendes Doppelkulturkonzept zu verfallen oder „die Ostdeutschen“ zu folklorisieren. Die Suche nach der Eigenständigkeit ist ein Gegenargument zu der Abwehrhaltung, die mir Ostdeutsche immer wieder entgegenhielten, wenn ich berichtete, ich würde über Ostdeutschland forschen: „Wie die Hottentotten werden wir erforscht und nicht für voll genommen. Wir sind doch auch wer.“ Genau nach diesem Eigenbewusstsein will ich fragen. Es steht für eine aktive Seite der Lebensgestaltung. Das widerständige Potential in den Taktiken zeigt eine *Macht, die von unten nach oben wirkt*. Allerdings liegt in dieser ganz wichtigen Umkehrung der Perspektive auch die Gefahr, die aktive Seite zu sehr zu betonen, und die alltäglichen Widerständigkeiten zum Widerstandskampf gegen die SED-Herrschaft zu stilisieren. Der Wunsch in der Geschichte, autonom handelnden Protagonisten zu begegnen, darf nicht dazu verleiten, Mitläufertum, Schuld und Scheitern im totalitären System zu verleugnen. Die Kunst

---

<sup>40</sup> Certeau, S. 89.

<sup>41</sup> Certeau, S. 14.

des Handelns in Strategien und Taktiken ist eine sehr allgemeine, fast anthropologische, Handlungstheorie; sie liegt eine Schicht tiefer - vor klassenspezifischem Handeln. Aus ihr heraus lässt sich keine autonome Volkskultur<sup>42</sup> konstruieren.

Die Betrachtung von Eigenständigkeit im Alltagsleben gehört untrennbar zu der Einsicht in systemische Interdependenzen zwischen allen Teilen der DDR-Gesellschaft und ihren sozialen Differenzierungen. Mit den Ideen von Eigensinn und Widerständigkeit lässt sich ein Paradox auflösen: Bourdieu stellt die These auf, dass die sozialen Schichten und damit verbundenen Habitus etwas sehr Starres sind, obwohl die Menschen doch lebendige Subjekte sind. Sie ändern sich langsamer als die Institutionen und ihre Systeme. Dieses Beharren lässt sich relativieren, indem man es nicht als Unbeweglichkeit interpretiert, sondern als ein „gegen den Strom Schwimmen“, als „Eigensinn“ zur Gestaltung der eigenen Lebensumstände gegen sich wandelnde Herrschaftsstrukturen.<sup>43</sup>

Mit der Umkehrung der Machtperspektive rückt der Einzelne stärker ins Blickfeld. In der „Kunst des Handelns“ werden nicht nur Gruppen als Objekte einer systemischen Betrachtung greifbar, sondern auch *die Einzelnen als handelnde Subjekte treten ein in die Geschichte.*<sup>44</sup> Die „Vielzahl von „Taktiken“ ..., die sich in den „Details“ des Alltäglichen artikulieren“<sup>45</sup> sind nur en detail - aus der Nähe zu erkennen. Dem entspricht der Zugang dieser Arbeit über Intensivinterviews.

Gerade weil diese Arbeit sich vor allem auf sprachliches Quellenmaterial stützt, ist Certeaus Theorie ein geeignetes Analysehilfsmittel. Bei der Beschreibung und Unterscheidung von Taktiktypen nimmt Certeau die Rhetorik als Modell. Noch weiter gehend sieht er eine direkte Repräsentation des Handelns in der sprachlichen Darstellung:

„Aber man kann bereits von der Ausgangshypothese ausgehen, dass in der Kunst des Erzählens von Handlungsweisen diese selber praktiziert werden.“<sup>46</sup>

*Sprache ist für Certeau das Ausdrucksfeld, in dem sich gesellschaftliche Regeln verdichten:*

„Vor allem im Raum der Sprache (wie auch im Raum der Spiele) expliziert eine Gesellschaft die formalen Handlungs- und Funktionsregeln, die sie auszeichnen.“<sup>47</sup>

<sup>42</sup> Zur Problematik der Volkskulturdiskussion: Lipp (1993), S. 19 - 23.

<sup>43</sup> Siehe Vester u.a. (1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland, S. 12.

<sup>44</sup> An dieser Stelle möchte ich Dr. Stefan Breit für die anregende Diskussion über Certeau danken. In seiner Untersuchung, Wald - von der Gottesgabe zum Privateigentum. Gerichtliche Konflikte zwischen Landesherrn und Untertanen um den Wald in der frühen Neuzeit, Stuttgart 1998, S. 61 - 63, erweist sich Certeaus Theorem der Strategien versus Praktiken hilfreich als verfeinerndes Interpretationswerkzeug zum Konzept der Sozialdisziplinierung.

<sup>45</sup> Certeau, S. 16.

<sup>46</sup> Certeau, S. 175.

<sup>47</sup> Certeau, S. 25.

In dieser Nähe zur Sprachphilosophie berührt sich Certeau „Kunst des Handelns“ mit einem volkswissenschaftlichen Zugang zum Alltag, der aus einer germanistisch geprägten Fachtradition kommt und damit vom Erzählen ausgeht.

*Certeaus eigene Sprachlichkeit* aber ist von dunklen Bildern bestimmt und entzieht sich damit der kritischen Nachfrage. Besonders in seiner Rede von der „Rhetorik von Praktiken, uralte Finten“<sup>48</sup> arbeitet er mit biologistischen Analogien: Er spricht beispielsweise von der „unvordenkliche(n) Intelligenz - ganz merkwürdige Analogien zu den Simulationen, Tricks und Tarnungen, die bestimmte Fische und Pflanzen ... aufführen“<sup>49</sup> Hier halte ich kritische Vorsicht für angebracht. Es könnte auch sein, dass Certeau hier seine dunkle und bildhafte Sprache einen Streich gespielt hat. Manches klingt wie biblisch-prophetisches Reden bzw. Sehnen nach einem glücklicheren Urzustand der Einheit, wenn er von der Kunst der Taktiken spricht, beispielsweise als „Kunst“, die sich „in den entferntesten Ursprüngen des Lebens“ wiederfindet und die „Vom Grund des Ozeans bis zu den Straßen unserer Großstädte“ „die formale Kontinuität und die Permanenz eines Gedächtnisses ohne Sprache.“<sup>50</sup> sichern. Bei den Stichworten Ursprung und Kontinuität wird ein Volkskundler hellhörig. Gaben sich doch in der volkswissenschaftlichen Fachgeschichte allzuoft Texte, die solche Zusammenhänge behaupteten, als wissenschaftliche Ableitungen aus und waren doch nur Setzungen aus dem Wunsch nach Rechtfertigung eigener Anliegen aus dem Uralten. Auch Certeau verarbeitet eine große Menge Materialien aus historischen, soziologischen, ethnologischen und anderen Forschungen, aber sie sind ihm mehr Bausteine, um seine Argumentation schlüssig zu machen, als faktische Beweise. Letztlich argumentiert er philosophisch aus sich heraus setzend. Solch ein Diskurs bewegt sich auf einer anderen Ebene als empirisches Forschen. Er kann aber die Art der Fragen an das empirische Material anregen und beeinflussen. Umgekehrt muss er sich dann an den empirisch gewonnenen Erkenntnissen messen lassen.

#### **- Alltagsforschung in einer synthetisierenden Kulturwissenschaft**

Alltagsforschung ist heute ein fest etablierter Forschungsbereich. Theoretische Ansätze phänomenologischer und marxistischer Alltagsforschung sind gleichermaßen integriert: Nimmt die Phänomenologie Alltag wichtig um seiner selbst willen - wenn etwas geschieht, ist es wichtig - so betrachtet die marxistische Theorie Alltag unter dem Entfremdungsparadigma. Ganz allgemein interessiert sich sozialtheoretisch ausgerichtete Alltagsforschung für den Alltag im Rahmen sozialer Konfrontationen. Inzwischen gibt es vielfältigen Austausch zwischen beiden Ansätzen.

---

<sup>48</sup> Certeau, S. 92 - 97.

<sup>49</sup> Certeau, S. 94.

<sup>50</sup> Certeau, S. 94.

Die Alltagsforschung hat sich so weitgehend etabliert, dass eine gewisse Sättigung eingetreten ist. Sie ist selbst populär geworden. Noch eine weitere, sentimental anrührend authentische Autobiographie bewegt die Wissenschaft nicht mehr. Alltag, besonders in Form von Lebensgeschichten, ist zum allseits präsenten Medienthema geworden. Dafür steht beispielsweise der Erfolg von Buch und Film „Herbstmilch“<sup>51</sup>. Die Verfasserin Anna Wimschneider erzählt hier ihr Leben in ärmlichen, bäuerlichen Verhältnissen. Auch im Museumsbereich macht sich Gewöhnung breit: Die Gegenüberstellung der ärmlichen Arbeiterküche mit dem bürgerlichen Salon ist zum Ausstellungstopos geworden. Die Museumsfachleute in der „Arbeitsgruppe kulturhistorisches Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ stellten sich auf ihrer vorletzten Tagung die Frage: „Alltagskultur passé?“<sup>52</sup>. Gerade im Bereich der dinglichen Kultur zwingen begrenzte Depotmöglichkeiten der Museen, die von der Masse der angesammelten Alltagsgegenstände bereits überquellen, zu auswählenden Gewichtungen. Es besteht die Gefahr, dass die Dinge in der Masse völlig beliebig werden. Allen gleiche Aufmerksamkeit zu widmen ist nie erreichbar und gerät unwillkürlich zur „Andacht vor dem Unbedeutenden“. In seiner unreflektierten Auswahl ebenso problematisch ist das ostalgisch-nostalgische Interesse für DDR-Konsum- und Alltagskultur, weil es vielfach nur ästhetisierend ist. Darin liegt die Gefahr, die Wirklichkeit des Lebens im totalitären Staat zu verharmlosen. So genügt gerade in der Alltagsforschung ein reiner Positivismus nicht mehr, der sich mit dem Feststellen des exotischen - weil armen, früheren oder in der Krise Alltagsbeziehungen mit Alltag geht einher mit einem gleichzeitigen großen öffentlichen Interesse am Thema Alltag. Es steht für das gesellschaftliche Bedürfnis nach Auseinandersetzung mit Alltagsthemen. Gleichzeitig birgt es die Gefahr von verfälschenden Positivismus oder Ästhetizismus in sich. Beide Tendenzen verlangen als wissenschaftliche Antwort eine weiterentwickelte Alltagsforschung. Ausgangspunkt dafür kann nur eine wissenschaftliche Beschreibung des Alltags sein. Eine Beschreibung also, die nicht einfach Fakten und Relikte hortet, sondern ihre eigenen Produktionsbedingungen aufdeckt und mitreflektiert. Darauf kann eine Analyse aufbauen, die in der Zusammenschau der verschiedenen theoretischen Ansätze Alltag als einen Ort gesellschaftlicher und individueller Struktur- und Sinnkonstruktion begreift. Der hohe Anspruch einer umfassenden Synthese ist dabei das Ziel, Einzelanalysen die Etappenschritte.

Für einen Teilbereich des Alltags sucht die vorliegende Arbeit eine (Teil-)Synthese der vorgestellten theoretischen Ansätze - eingebettet in einem breiten Alltagsbegriff des wörtlich

<sup>51</sup> Wimschneider, Anna: Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin. München 1984. Dazu Pinzl: Eine Bäuerin wie im Buch: literarisierte Lebensgeschichte. München 1995.

<sup>52</sup> Korff (Hrsg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ in Stuttgart / Waldenbuch vom 6. bis 9. Oktober 1992. Tübingen 1993.

verstandenen „alle Tage“. Sie bedient sich einer bunten Methodenmischung. Primäres Anliegen ist ihr eine analytische Beschreibung. Im Einzelfall greift sie zur Interpretation auf verschiedene Theorien zurück. Bedingt durch ihr spezifisches, vor allem sprachliches Material ergibt sich daraus eine besondere Form erzählerischer Darstellung, die Teil des Ergebnisses ist, aber durchaus nicht den Anspruch erhebt, für derartige Arbeiten allgemein gültig zu sein.

Der Wunsch nach einer Synthese möglichst vieler Realitäts- und Wirklichkeitsaspekte führt zum Konzept einer umfassenden Kulturwissenschaft. Kultur im Sinne des erweiterten Kulturbegriffs verstanden als alles, was mit dem Menschen zu tun hat - jegliche menschliche Äußerung -, birgt schon einen Syntheseanspruch in sich. Hier stößt man auf die gegenwärtige Tendenz in den Geisteswissenschaften zu einer umfassenden Kulturalisierung. Hans Ulrich Wehler, der als prominenter Vertreter der historischen Sozialgeschichte doch eher für eine andere Ausrichtung steht, stellt einen bilanzierenden Vortrag anlässlich seiner Emeritierung unter die Überschrift „Von der Herrschaft zum Habitus“.<sup>53</sup> Er diagnostiziert, dass wir im Moment in einer „zweiten Phase des Aufschwungs der Kulturgeschichte“<sup>54</sup> stehen. Hier kann auch volkskundliche Alltagsforschung einen neuen Platz finden und einen spezifischen Beitrag leisten zu einem offenen Dialog mit den anderen Geisteswissenschaften. Befreit von der ideologischen Last, im Alltag eine Gegenkultur aufbauen zu müssen, lässt sich neue Konzentration auf alltägliche Grundmuster von Kultur richten. Nicht mehr nur der Alltag der Unterschichten steht im Blickpunkt, sondern habituelle Lebensformen aller Menschen. So kann die Alltagsforschung heute ihren Platz finden in einer möglichst viele Realitätsaspekte zusammenführenden und synthetisierenden Kulturwissenschaft. Mit der Forderung nach Verdichtung und damit nach Qualität und Sinn stellt sich auch immer wieder neu die Frage nach der Rolle des Wissenschaftlers als Alltagsforscher.

### **- Plädoyer für eine personalisierte Alltagsforschung**

Eigenes vorwissenschaftliches Erkenntnisinteresse - Zugangswege zum Alltag: 1. Nah-Machen entspricht Identifikation 2. Fremd-Machen entspricht Abgrenzung 3. Transgression entspricht Wandlung - Im personalisierten Zugang liegt die Gefahr des Wirklichkeitsverlustes durch Überreflexivität. Eine doppelte Kontrolle an den Polen Nähe und Ferne ist angesagt. - Personalisierte Alltagsforschung ist Teil einer Bewegung hin zu einer romantischen Wissenschaftsauffassung.

Alltagsforschung bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen dem nahen Alltag und dem exotischen Alltag, zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Wo findet hier der einzelne Forscher seinen Platz? Welche Rolle kommt ihm zu oder welche Rolle nimmt er ein? Und wo hat schließlich die Alltagsforschung ihren wissenschaftlichen Standort?

<sup>53</sup> Wehler: Von der Herrschaft zum Habitus. In: Die Zeit 25.10.1996, S. 46.

<sup>54</sup> Wehler: Von der Herrschaft zum Habitus. In: Die Zeit 25.10.1996, S. 46.

Diese Fragen führen zuerst einmal in einen vorwissenschaftlichen Bereich. Zu allen Zeiten gab es neben der Suche nach der Erkenntnis von Wahrheit um ihrer selbst willen auch andere Beweggründe für wissenschaftliches Arbeiten<sup>55</sup>. Sie sollen hier aus einem hermeneutischen Wissenschaftsverständnis heraus mitreflektiert sein, weil sie das Ergebnis mitprägen. Im Anschluss an Clifford Geertz, der Kultur als ein Bedeutungsgewebe versteht, ist die Kulturwissenschaft ein Weg, um kulturelle Bedeutungen zu ergründen. Davon nicht zu trennen ist die Suche des Forschenden nach Bedeutung und (Lebens-)Sinn. Hier setzt auch mein Erkenntnisinteresse an: Ich suche - über das einfache 'Wie war es?' hinausgehend - nach den gelungenen Sinnkonstruktionen im DDR-Alltag. Für das Gelingen soll ein interner, quasi emischer Maßstab gelten: Was ermöglichte den Menschen mit den Vorgaben ihres Alltags zu leben? Das soll ein Scheitern nicht ausschließen, aber der Fokus ist auf die positive Seite, auf die Bewältigung gerichtet. Diese Ausrichtung sehe ich auch als einen methodischen Weg an, um zur Zuständigkeit des Alltags zu kommen. Notwendiges wissenschaftliches Problematisieren und die Tendenz im mündlichen Erzählen, vor allem Ereignisse und Einzel-Fall-Geschichten zu erzählen, führt eher zu den Problemfällen - weg vom Alltagszustand, in dem alles „halt ganz normal“ war.

Dabei gibt es drei Wege des Zugangs zum Alltag. Sie korrespondieren jeweils mit der Haltung des Forschenden auf seinem Weg eigener Sinnsuche:

Für die Arbeit mit Interviews bietet es sich an, sich den Alltag *nah oder vertraut zu machen*. Nur so kann ein Forscher zu einer emischen Sicht auf eine Kultur kommen. Der Forscher braucht hierzu die Haltung der *Einfühlung und Identifikation*. Im untersuchten Alltag findet der Forschende sich selbst wieder oder übernimmt davon etwas für sich. Empathisches Verstehen der Personen legt eine positive Bewertung des untersuchten Phänomens nahe. Methoden des Nah-Machens können auch vielfältigste Techniken sein, die die eigene Subjektivität miteinbeziehen. Ein enges Verhältnis des Forschers zu seinem Objekt liegt gerade auch im Thema „Alltag“ begründet: Je näher ein Thema an die Gegenwart heranreicht, umso enger ist der Wissenschaftler seinem Feld verbunden. Untersucht er seinen eigenen Alltag, ist er Teil seines Feldes - er selbst ist sein eigenes Objekt. Auch seine Deutungen sind wieder Teil dieses Alltags. Eine strenge Trennung zwischen erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt lässt sich nicht mehr aufrecht erhalten. Beide Seiten verändern sich in diesem Prozess. Allerdings ist damit der Machtposition des autonom erkennenden Aufklärers, der von außen kommend die Welt erklärt und „Richtig“ und „Falsch“ definiert, das Fundament entzogen. Vielmehr ist eine dialogische Wissenschaft gefordert, die eingebunden ist in einen Prozess wechselseitiger Beeinflussung und stetigen Wandels. Große Nähe des Wissenschaftlers zur erforschten Wirklichkeit birgt jedoch

---

<sup>55</sup> Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften.

die Gefahr, nur noch das eigene Spiegelbild zu sehen oder sich selbst in allzu großer Nähe zu verlieren. Deshalb gehört zum Nah-Machen als andere Seite das Fremd-Machen.

Der *zweite Zugangsweg zum Alltag ist das Fremd-Machen*. Dazu gehört als *Haltung des Forschenden die Abgrenzung*. Sie kann sich beispielsweise äußern in der Einstellung: „Ich denke anders als die von mir erforschten Menschen“. Diese Unterscheidung macht es möglich, einen kritischen Standpunkt zu entwickeln. Aus der Abgrenzung kann ein Selbst-bewusst-Werden kommen: Indem ich auf „von mir Verschiedenes“ schaue, gewinne ich ein klareres Bewusstsein des Eigenen. Solches Fremd-Machen ist auch oder gerade in der Erforschung des eigenen Alltags notwendig: Indem man ihn nachprüfbar, sachlich beschreibt, bewegt man sich auf einer Meta-Ebene. Selbstreflexion der eigenen Arbeit, auch wenn diese wieder Teil des Alltags wird, ist jeweils eine Verschiebung der Betrachtungsebenen - ein Fremd-Machen. Hierher gehört auch Selbstkritik. Gerade bei der Erforschung des Alltags ist ein Fremd-Machen nötig, um vor dem Selbstverständlichen und typischerweise Nichtausgesprochenen die Eigenart des jeweiligen Alltags zu erkennen. Methoden des Fremd-Machens können etwa sein: Im Mikroblick, wie durch eine Nahlinse die Wirklichkeit aus der Nähe besonders genau anzusehen; ebenso verfremdend wirkt ein Makroblick, um wie durch ein Weitwinkelobjektiv ein Geschehen mit Abstand in einem größeren Rahmen zu betrachten. Die Kombination verschiedener Außen-sichten und Kontexte macht unterschiedliche Bewertungen des gleichen Geschehens deutlich. In der Diskursanalyse ist es eine gängige Technik, sich über die Wandlungen die Kernpunkte einer Sache bewusst zu machen. Das können Veränderungen in der Zeit, innere Grenzen, Grenzfälle – besonders Konflikte - sein. Oft wird Selbstverständliches erst in der Grenzüber-schreitung, im Konfliktfall klar. Letztlich sind alle wissenschaftlichen Techniken der Objektivierung ein Fremd-Machen, das damit ein Kennzeichen wissenschaftlichen Arbeitens ist. Eine hermeneutisch orientierte Wissenschaft versucht dabei, die immer vorhandene Subjektivität der eigenen Arbeit objektivierend bewusst einzubeziehen. Über das Fremd-Machen eine Objektivierung wissenschaftlicher Arbeit zu erreichen, bleibt dabei stets ein Ziel, das allerdings nie ganz erreicht werden kann. Erst dieses Bemühen macht Wissenschaft überindividuell nachvoll-ziehbar. Es charakterisiert auch den eigenen Ort wissenschaftlichen Erkennens. Das ist keineswegs nur ein endlos vergebliches Bemühen wie im Mythos von Sisyphos, sondern dieses Fremd-Machen hat seinen eigenen Reiz: Das bewusste Reiben an der Wirklichkeit, die sich in ihrer Vielschichtigkeit einer vollständigen logischen Darstellung entzieht, Stehenlassen und Eingestehen von Fremdheit gehören zur Ehrlichkeit und Spannung im wissenschaftlichen Ar-beiten.

Ein dritter Zugangsweg zum Alltag liegt zwischen den beiden aufgezeigten Polen von Nah-Machen und Fremd-Machen und will darüber hinaus gehen. Deshalb soll er hier mit dem Beg-

riff *Transgression* bezeichnet werden. Ihm entspricht beim Forschenden die *Wandlung*: Zwischen Identifikation und Abgrenzung verändert sich die Person und wandelt sich. Im Zugang zur Alltagswirklichkeit zwischen Nähe und Fremde kann im Beschreiben und Interpretieren dieser Wirklichkeit etwas entstehen, das über den Ausgangspunkt hinausgeht. Es kann ein neuer Blick auf die Wirklichkeit zustande kommen, ja sogar mit jeder Deutung etwas Neues entstehen. Das Erkennen von etwas Neuem könnte dann Fortschritt genannt werden. Damit ist idealtypisch Ziel und Möglichkeit wissenschaftlicher Alltagsforschung aufgestellt. Solcher Fortschritt ist nie ein absoluter wie in der Naturwissenschaft, wo mit einem neuen Modell die Aufstellung eines neuen Gesetzes und neuer Anwendungsmöglichkeiten einhergeht. Vielmehr bleibt er aus dem spezifischen Erkenntnisweg heraus, der Teil des Ergebnisses ist, mit der Person des Forschenden und seiner Sinnsuche verbunden. Im Gelingen kann die Forschung aus solcher Personalisierung - ganz wörtlich - ein menschliches Maß gewinnen. Die zeitliche Relevanz solcher Arbeit ist dann nicht mehr die Ewigkeit, sondern das eigene Leben, die eigene Zeit. Der idealtypische Anspruch dabei ist aber auch, dass ein Forschender sich zum Brennglas relevanter Fragen seiner Zeit macht und so zu einem Allgemeinen, nicht nur Persönlichen, kommt - zu einer *Transgression*.

Solche dreistufig angelegte Alltagsforschung beruht auf dem Vorgang der Personalisierung. Das bewusste Einbeziehen der Subjektivität ist eine Besonderheit und Qualität volkskundlich-ethnographischer Arbeit. Sie erfordert ständige Selbstreflexion. Darin liegt aber auch eine Gefahr, auf die in diesem Zusammenhang noch hinzuweisen ist. Beinhaltet der bewusste Umgang mit der Subjektivität die Reflexion der Rolle des einzelnen Forschers, so gehört dazu wieder die Reflexion der Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft oder die Art der wissenschaftlichen Reflexion und so fort. Schließlich schichten sich immer mehr Meta- und Meta-Meta-Ebenen auf. Auf diese Weise entsteht die *Gefahr, dass die wissenschaftliche Selbstreflexion vor die eigentlichen Themen tritt*, so dass man sich nur noch im Kreis dreht. Hier sei noch einmal an *die beiden Pole Nähe und Ferne als Kontrollrahmen* erinnert:

Zuerst zur Seite der *Nähe*: Ein Weg, nah an der Wirklichkeit zu bleiben, ist, sich auf sinnlich erlebbare Erfahrungen zu verlassen. So sind z.B. nonverbale Äußerungen viel weniger bewusst gesteuert und damit emotional unmittelbarer als verbale Rede. Doch viele Wirklichkeitskonstruktionen sind vielschichtiger, sie entziehen sich der direkten sinnlichen Wahrnehmbarkeit. Auch bei der Interpretation indirekter Quellen wie beispielsweise Interviews muss es über die verschiedenen Stufen der Metasprache im hermeneutischen Zirkel eine Rückkopplung an die Empirie geben. D.h. die Interpretation eines größeren Rahmens muss ihren Bezug zur kleinen Ausgangsbeobachtung behalten. Dies kann dann natürlich keine Eins-zu-Eins-Entsprechung mehr sein, denn jeder logischen Ebene gebührt eine eigene Sprache. Die Rück-



kopplung an die Erfahrung ist auch bei der Beschäftigung mit komplexen Gedankenkonstruktionen möglich. Der Forscher als ganze Person wird zum Sensor: Der Gehalt an emotionaler Energie im Strömen des Gedankenflusses kann ihm zu einem Maßstab für die Wirklichkeit und Relevanz seiner Interpretationen werden. Damit ist allerdings ein neuer, erweiterter Begriff von Empirie gefordert. So ist auf der Seite der Nähe die Rückkopplung an die Empirie der Kontrollparameter, damit man sich nicht in den Metaebenen verliert, sondern substantielle Aussagen machen kann. Allerdings greift das Nah-Machen als Kontrollinstrument nur im Spannungsfeld zum Fremd-Machen.

Ein stetes Reiben an der Wirklichkeit macht die Seite der *Ferne* aus. Ging es beim Nah-Machen um ein Strömenlassen von Emotionen und Energie, so geht es auf der Seite der Ferne um Bündeln und Formen nach den Gesetzen der Logik: Eine logisch stringente Darstellung hilft auf dem Weg zu substantiellen Aussagen. Besonders wichtig aber ist das Bemühen um Anschaulichkeit des Gedankenganges und Klarheit bzw. Einfachheit - nicht Simplizität - in der Darstellung. Dazu gehören beispielsweise sprechende, starke Begriffe, - insgesamt eine kraftvolle Sprache. So bewegt sich das Ringen um Wirklichkeit und Substantialität im Spannungsfeld zwischen Nah- und Fremd-Machen, zwischen Strömenlassen von Emotionen und Energie auf der einen Seite und dem Bündeln und Formen der Gedanken auf der anderen Seite, zwischen einer Rückkopplung an die Erfahrung und den Regeln der Logik. Auch hier bestimmen die Zwischentöne den Klang.

Dieses aus dem persönlichen Erkenntnisinteresse motivierte Plädoyer für eine personalisierte Alltagsforschung, die ihre eigenen Grenzen reflektiert, soll nun noch kurz in einen größeren Rahmen allgemeiner Tendenzen der Wissenschaftsentwicklung gestellt werden. Die Suche nach dem Sinn im Alltag über einen personalisierten Zugang ist eine neuere Entwicklung: weg von einer aufklärerischen Wissenschaft wieder stärker hin zu Wissenschaftsvorstellungen der Romantik.<sup>56</sup> Der Glaube an die Modernisierungskonzepte und Großtheorien, die den aufklärerischen Wissenschaftsaufbruch in den Siebzigerjahren charakterisierten, ist zerbrochen. In den Achtzigerjahren kamen die Umweltprobleme in den Blick. Spätestens mit der Katastrophe von Tschernobyl ist damit der Fortschrittsglaube des 19. Jahrhunderts endgültig in seinen fatalen Auswirkungen entlarvt. Damit hängt indirekt auch die Beschäftigungskrise der Neunzigerjahre zusammen. Sie traf gerade viele Geisteswissenschaftler und trug bei zur Hinwendung an Fragen nach dem einzelnen kleinen Sinn im Alltag. Themen wie Sinnlichkeit und Körpergeschichte sind gegenwärtig modern. Eine romantische Wissenschaftsvorstellung versucht, analytische Einzelsichten zu Ganzheiten zusammensetzen, Poesie als Gegengewicht zur Analyse zu se-

---

<sup>56</sup> Zum zeithistorischen Hintergrund siehe Wehler (1996). Ein besonders prägnantes Beispiel für eine neue Auseinandersetzung mit romantischen Kategorien - hier der 'Empfindsamkeit' - ist ein Beitrag von Regina Bendix zur Ethnographie des Hörens: *Symbols and Sound, Senses and Sentiment*, 1997.

hen, gegen die reine Vernunft auch Mythos, Gefühl und Intuition als Erkenntnisquellen gelten zu lassen. Eine romantische Wissenschaftsauffassung legt einen ästhetischen Blick nahe, um in der Form verdichteten Inhalt und im formal Begrenzten Ganzheit zu finden und in poetischer Mehrwertigkeit analytische Spaltung zu überwinden. Dabei greift sie auf Tradition zurück. Man sucht nach Authentischem und Ursprünglichem. Zu einer romantischen Wissenschaftsausrichtung gehört aber auch der ironische Bruch und der Sinn für Paradoxie aus einem Bewusstsein eigener Begrenztheit vor der Komplexität der Wirklichkeit. Mit einer solchen, die Subjektivität ihrer Erkenntnisse bejahenden Ausrichtung können die Geisteswissenschaften in der momentanen Situation eine wichtige Zwischenstellung und Vermittlerrolle übernehmen: Sie können Zwischentöne hörbar machen zwischen einem Sinndeuten und Erklären der Welt, wie es die Religionen tun, und dem Verstehen gesetzmäßiger Ursachen der Naturwissenschaften.

### **b) Deutschlandforschung unter der Prämisse von Doppelkulturtheorien**

Zum Wohnalltag in der DDR gehört die Frage nach der politischen Dimension. Wie sah der Alltag unter den Bedingungen des sozialistischen Systems aus? Die Deutschlandforschung spielt damit eine wichtige Rolle für diese Arbeit. Die gegenseitige Wahrnehmung und Erforschung der beiden deutschen Staaten spiegelt die Entwicklung ihres Verhältnisses und prägt die Sicht auf Wende und Wiedervereinigung. Auf der Linie dieses Diskurses steht auch meine Arbeit. Freilich kann sie nicht die Deutschlandforschung<sup>58</sup> der letzten fünfzig Jahre aufarbeiten, sondern greift einige Ansätze heraus, die sich mit dem Verhältnis des Alltags zur Politik auseinandersetzen. Die Blickrichtung zielt dabei nicht auf die Rolle der Politik und nicht auf das Politische im Alltag, sondern richtet sich vielmehr umgekehrt aus einer emischen Perspektive auf die Frage: *In welchem Verhältnis stand der Alltag zur Politik?* Geht es der politisch ausgerichteten Alltagsgeschichte um Alltag als Ausweichfeld für oppositionelle Gruppierungen, die im herrschenden System keinen Platz finden, so legt diese Arbeit eher den Schwerpunkt auf Wohnen als kulturelles Totalphänomen, das aber natürlich auch die Dimension des Politischen enthält. Alltag findet einen theoretischen Ort in verschiedenen Doppelkulturtheorien. Sie sollen hier deshalb kurz vorgestellt und kritisch auf ihre Anwendbarkeit befragt werden.

---

<sup>57</sup> Siehe Gerndt (1996): Die Alpen als Kulturraum. Über Aufgaben und Verantwortung der Kulturwissenschaften. In: *Schönere Heimat*. S. 176 - 179.

<sup>58</sup> Hinweise zur weitgehend noch ausstehenden Aufarbeitung des Ost-West-Diskurses siehe u.a.: Thomas (1997): *Wahrnehmungsmuster in Ost- und Westdeutschland gestern und heute*; Böckelmann (1999): *Die Mischpoke soll sich krümmen. Warum westdeutsche Intellektuelle sich an die Wiedervereinigung so schwer gewöhnen können*.

### - Die DDR als Nischengesellschaft

Günter Gaus prägte den viel zitierten Begriff von der „mitteldeutschen Nischengesellschaft“. Seine Erfahrungen als ständiger Vertreter der Bundesrepublik Deutschland in Ostberlin verarbeitete er in dem 1983 erschienenen Essayband „Wo Deutschland liegt“. Darin will er den westdeutschen Lesern die von ihm erlebte Normalität ostdeutschen Lebens vermitteln. Sie liegt jenseits parteiamtlicher Darstellung der SED, aber auch jenseits westdeutscher Vorstellungen von einer vollständig durchherrschten Gesellschaft, in der es nur Anhänger oder Widerstandskämpfer gibt. Sie spielt sich vielmehr in den „Nischen“ ab. Diese Nischen sind

„der bevorzugte Platz der Menschen drüben, an dem sie Politiker, Planer, Propagandisten, das Kollektiv, das große Ziel, das kulturelle Erbe - an dem sie das alles einen guten Mann sein lassen, Gott einen guten Mann sein lassen und mit der Familie und unter Freunden die Topfblumen gießen, das Automobil waschen, Skat spielen, Gespräche führen, Feste feiern. Und überlegen, mit wessen Hilfe man Fehlendes besorgen, organisieren kann, damit die Nische noch wohnlicher wird.“<sup>59</sup>

Im Wort Nische „schwingt mit ... ein Rückzug ins Private, die Befriedigung individualistischer Bedürfnisse, die vom Kollektivismus nicht ausreichend geleistet wird. Die privaten Lebensräume, als tiefe Nischen ausgestaltet, sind Freiräume von der herrschenden Lehre. Damit sind sie keineswegs grundsätzlich Widerstandsnester. Im Gegenteil: Sie haben eine Ventilfunktion.“<sup>60</sup>

Dieser Begriff der Nische macht eine Abgrenzung vom offiziellen Staat deutlich. Gerade daraus lässt sich das große Engagement der DDR-Bürger für ihren privaten Bereich erklären, entgegen der sozialistischen Ideologie, die ja Kollektiv und Gesellschaft über alles stellt. Als Rückzug ins Private, das als politikfreier Raum ganz unabhängig vom offiziellen gesellschaftlichen Leben existiert, ist der Begriff der Nischengesellschaft allerdings immer wieder missverstanden worden. Dagegen wendet sich Günter Gaus aber ausdrücklich, indem er betont:

„Die Nischen existieren nicht außerhalb, sondern sie sind *Nischen innerhalb des Sozialismus der DDR*. ... In den privaten Winkeln sind im Laufe der Jahrzehnte mehr Fakten, Vorstellungen und Maßstäbe des real existierenden Sozialismus heimisch geworden, als allen Nischenbewohnern immer bewusst ist.“<sup>61</sup>

Gaus will also seinen Begriff der Nischengesellschaft keineswegs als eine Doppelkulturtheorie verstanden wissen, in der privater Alltag in den Nischen unabhängig vom offiziellen Staat existiert. Vielmehr bedingen sie sich wechselseitig. Nach den Funktionen der Wohnung und des Wohnens als Nische wird das empirische Material zu befragen sein.

<sup>59</sup> Gaus, S. 117 - 118.

<sup>60</sup> Gaus, S. 115.

<sup>61</sup> Gaus, S. 115. kursive Hervorhebung von der Verfasserin

Den Begriff der Nische übernimmt der Soziologe *Reinhard Koch* für seine „Beiträge zu einer *Alltagsphänomenologie der DDR*“<sup>62</sup>. Als erster formuliert er einen gegenwartsbezogenen Ansatz zur Erforschung des Alltags der DDR<sup>63</sup>, der die Zwischenlage von Alltag und Politik thematisiert. Seine These ist, die Politik habe sich aus den privaten Nischen zurückgezogen. Er belegt dies, indem er die Ratgeberkolumne in der Jugendzeitschrift „Trommel“ der Pionierorganisation Ernst Thälmann in den Sechziger- mit der in den Achtzigerjahren vergleicht: Geht es in den Sechzigerjahren noch um Vermittlung politischer Aussagen, werden in den Achtzigerjahren hier auch politische Themen auf die private Beziehungsebene zurückgeführt. Damit will Koch aber nicht einer Entpolitisierung der ganzen Gesellschaft oder einer Entideologisierung in modernen Industriegesellschaften das Wort reden. Vielmehr formuliert er eine Forschungskonzeption, die zum einen nach der Wechselwirkung von Individuum und Gesellschaft im Alltagswissen, und zum anderen nach Umsetzung und Reproduktion von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen fragt, um damit phänomenologisch den alltäglichen Status Quo aufzuklären

<sup>62</sup> Koch: *Alltagswissen versus Ideologie? Theoretische und empirische Beiträge zu einer Alltagsphänomenologie der DDR*. 1989.

<sup>63</sup> Welche Ansätze zu einer Deutschland-/ bzw. DDR- Alltagsforschung gab es in der DDR?

Diese Arbeit ist ganz bewusst aus west-wissenschaftlicher Sicht verfasst. Über den DDR-Alltags ist in der DDR selbst nur wenig Literatur erschienen. Einiges ist nicht veröffentlicht und mir nicht zugänglich. Alles jedoch war an die ideologischen Prämissen des SED-Regimes gebunden, damit es publiziert werden durfte. Das bedeutet nicht, dass dieses Material wertlos wäre, aber es erfordert eine kritische Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftsbetrieb der DDR. Das ist ein wichtiges Thema, das noch weitgehend aussteht und im Rahmen dieser Arbeit nicht zu leisten ist. Nichtsdestotrotz soll nach Möglichkeit alles Material zum Thema hier genutzt werden. Zu fragen ist also nicht nach der Fachgeschichte, sondern wie lässt sich mit den vorhandenen Ansätzen und dem danach entstandenen Material hier weiterarbeiten? Die Volkskunde der DDR arbeitete mit dem Begriffspaar „Kultur und Lebensweise“ und dann vor allem nur sozial eingeschränkt mit Kultur und Lebensweise des Proletariats. Keine der größeren Arbeiten reicht zeitlich in die DDR-Gegenwart hinein. Jürgen Kuczynskis (1980 - 1982) „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“ bleibt nach Lipp (1993) in seiner „Kompilation letztlich einem bürgerlichen Hochkulturbegriff verpflichtet, der durch eine Lagebeschreibung städtischer und ländlicher Unterschichten kontrastiert wurde.“ (S. 17) Auch die ergänzend dazu von Sigrid und Wolfgang Jacobeit erarbeitete „Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes 1550 - 1810“ (1986/87) bleibt auf dem sicheren Terrain vormoderner Arbeiterkultur. Zur Volkskunde der DDR siehe Lauterbach (1997) und Ute Mohrmann (1989). In den Siebzigerjahren griffen in der BRD Tübinger Volkskundler im Rahmen eines materialistischen Alltagskonzeptes das Begriffspaar Kultur und Lebensweise auf, bis es schließlich vom gleichbedeutend verwendeten Begriff 'Alltag' abgelöst wurde. Die wegweisende Studie zu gegenwartsorientierter volkskundlicher Wohnforschung von Margret Tränkle überträgt dieses Begriffspaar aufs Wohnen. Sie ist über geschrieben mit: „Wohnkultur und Wohnweisen“, Tübingen 1972.

In der Soziologie der DDR etablierte sich Ende der Siebzigerjahre die Lebensweiseforschung als modernere Richtung. Ihre Grundfrage war: Wie verwirklicht sich die sozialistische Lebensweise? Hier fragten die Soziologen einmal nach den Ist-Zuständen, aber gleichzeitig auch nach Soll-Zuständen: Wie soll die ideale sozialistische Lebensweise aussehen und wie kann sie umgesetzt werden? Damit leistete sie Zuarbeit zur Sozialpolitik und war selbst angewandte Sozialpolitik. Diese Anwendungsorientierung verbunden mit der teleologischen Entwicklungsperspektive, dass alles sich immer mehr in Richtung auf eine sozialistische Gesellschaft entwickle, schränkte den Blick ein. Trotzdem entstanden Arbeiten, die manchmal erstaunlich ehrlich waren. Die Reichweite blieb allerdings punktuell: Zu repräsentativen Studien bestand keine Möglichkeit und dezidiert qualitative Arbeiten gehörten nicht ins methodische Repertoire. Einen Überblick über die erschienenen Monographien der Lebensweiseforschung geben Kahl / Wilsdorf / Wolf (1984), S. 9. Auf Ergebnisse der Siedlungsforschung im Rahmen der Lebensweiseforschung ist später noch zurückzukommen.

Von philosophischer Seite der ostdeutschen Kulturwissenschaft aus beklagt Dietrich Mühlberg (1993) in seinem Überblicksaufsatz „Die DDR als Gegenstand kulturhistorischer Forschung“ die geringe Menge verfügbarer Forschungsergebnisse (S. 64 - 65). Noch 1985 forderte Wolfgang Lutz erst die Etablierung eines Untersuchungsgegenstandes Alltag und Alltagsbewusstsein.

So sind die zu DDR-Zeiten entstandenen Arbeiten wohl vor allem Zeugnisse ihrer selbst und ihrer Zeit. Hier sind sie nur sehr vereinzelt auswertbar.

und zu verstehen. Die Fragerichtung: Wie wirkt die Nische auf die Politik? und die dabei unterstellte Handlungsmächtigkeit des Einzelnen halte ich für wesentlich an Kochs Ansatz und möchte deshalb daran anknüpfen.

Damit erhält die Alltagsforschung einen eigenständigen Stellenwert. An diesem Punkt der theoretischen Auseinandersetzung geht es auch um *Anschluss bzw. Abgrenzung zur Modernisierungstheorie*. Mit einem alltagsphänomenologischen Ansatz ist die Alltagsforschung einerseits herausgenommen aus der ausgleichenden Fürsprecherrolle für die Zurückgebliebenen der Modernisierung und andererseits unterliegt sie nicht der Gefahr, Alltagsleben rein deskriptiv zu schildern und sich damit vor einer kritischen Aufarbeitung der Vergangenheit zu drücken: Als kritische Reaktion auf die vor allem von Hans Ulrich Wehler vertretene Modernisierungstheorie, die einen geradlinigen Weg zum guten modernen Staat beschreibt, nimmt Robert Muchembled die Opfer der Modernisierung in den Blick. In seiner für die traditionelle Kultur klassisch gewordenen Theorie konstruiert er eine eigenständige, von der Elitekultur unabhängige Volkskultur. Er stellt die „Kultur des Volks der Kultur der Eliten“<sup>64</sup> gegenüber. Beide Konzepte sind gleichermaßen vom Ergebnis her teleologisch rückkonstruiert. Der gleichen Gefahr unterliegt die Konstruktion einer quasi vormodernen eigenen Volkskultur im DDR-Alltag. Sie resultiert aus dem Wunsch, wenigstens im Alltag ein Refugium vom totalitären Staat zu finden. Sie kann aber auch einer ostdeutschen Flucht in alltägliche Harmlosigkeit entsprechen, wenn Vergangenheitsbewältigung im Nacherzählen von scheinbar unverfänglichen Alltagserlebnissen besteht. Solche Alltagsgeschichte ist Ende der Neunzigerjahre ein Lieblingsthema der ehemals staatlichen Presse Mitteldeutschlands<sup>65</sup>. Dagegen sieht der ostdeutsche Soziologe Wolfgang Engler aus einer kritischen Innensicht gerade in den Nischen des DDR-Alltags Ansätze zu einer „ungewollten Moderne“<sup>66</sup>. Damit meint er etwa Tendenzen zur Individualisierung, die eine Reaktion auf die von den informellen Beziehungen lebende DDR-Gesellschaft sind.<sup>67</sup> Diese Ansätze gilt es nun am empirischen Material zu überprüfen.

---

<sup>64</sup> Muchembled, Robert: Kultur des Volkes - Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung. Stuttgart 1984<sup>2</sup>. Muchembleds Arbeit ist ein besonders wichtiges Werk, das in der neueren Volkskultur / Popular Culture - Diskussion ein Doppelkulturtheorie vertritt. Für die Gegenwart werden solche Fragen vor allem im Bereich der Rezeptionsforschung der Massenkultur gestellt. Schlüsselfragen dabei sind: Wie eigenständig / schöpferisch sind die untersuchten Gruppen? Meist erfährt diese Frage aus einer emischen Sicht auf die Rezeption eine andere Antwort als von der Warte der Hochkultur oder Medienproduzenten aus. Die zweite damit zusammenhängende Frage ist: In welchem Verhältnis, in welcher Wechselwirkung stehen die untersuchten Gruppen oder Schichten? Und schließlich: Aus welchem Erkenntnisinteresse sind dichotome Kultur- und Gesellschaftsmodelle konstruiert? Wo ordnet sich der Konstrukteur selbst ein? Verfolgt er damit eigene (Macht-)Interessen?

<sup>65</sup> Siehe Stadler, Siegfried: Was nicht blieb. Ostdeutsche Zeitungen schreiben Geschichte der DDR. In: FAZ vom 20.7.1999.

<sup>66</sup> Engler (1995): Die ungewollte Moderne. besonders S. 31 - 84.

<sup>67</sup> Zur Anwendung von Modernisierungstheorien auf/in Ostdeutschland siehe Mühlberg (1993): Einholen statt überholen - Modernisierungsgeschichte schreiben? S. 16 - 25.

### - Die politische Doppelkultur der DDR als Rechtfertigungskonstruktion

Eine *politische Doppelkultur* charakterisierte nach Christiane Lemke das Herrschaftsarrangement in der DDR. Das ist die Hauptthese ihrer politologischen Habilitationsschrift<sup>68</sup> zur politischen Sozialisation in der DDR. Von der Politik her gesehen entwirft Lemke hier eine Theorie der DDR-Gesellschaft, in der sie der „Privatsphäre im Mikromilieu des Alltags eine relative Autonomie“<sup>69</sup> zuweist.

Zur politischen Kultur rechnet die Autorin alles, was mit Politik zu tun hat. Das sind sowohl Werte und Haltungen als auch praktische Handlungen, Institutionen oder sozialstrukturelle Muster. Diese politische Kultur der DDR sieht sie bestimmt von einer *Machtbalance zwischen offizieller und dominanter politischer Kultur*. Zur offiziellen politischen Kultur gehört die offizielle Herrschaftslegitimation, die die politische Kultur der DDR-Führung ausmachte. Ihr steht gegenüber die dominante politische Kultur, ganz wörtlich übersetzt, die vorherrschende politische Kultur. Sie bestimmte das Mikromilieu des Alltags. So beteiligten sich die Bürger der DDR beispielsweise an der offiziell geforderten systemkonformen Politisierung und Entwicklung einer „sozialistischen Lebensweise“ in den Neubaugebieten nur, insoweit es den Vorstellungen der dominanten politischen Kultur entsprach. Sie sahen die Nützlichkeit von Wohnbezirkssausschüssen (WBA) und Hausgemeinschaftsleitungen (HGL) vor allem in der Erhaltung von Ordnung und Sauberkeit, weniger in der damit auch angestrebten ideologischen Mobilisierung.<sup>70</sup>

Mit dieser Begrifflichkeit verwirrt Lemke allerdings: Wird doch unter dominanter Kultur oder dominanter Schicht in der Historiographie üblicherweise die offiziell herrschende politische Klasse verstanden. Formal und nach außen hin hatte ja auch in der DDR die Partei der SED die Macht inne, war also praktisch dominant.

Die Machtbalance dieser beiden Kulturen führte nach Lemke zu einer relativen Dauerhaftigkeit des Herrschaftssystems:

„Im Gegensatz zum ideologischen Selbstverständnis stand der - keineswegs freiwilligen - Limitation autoritativer Machtausübung und ideologischer Prägung spiegelbildlich die relative Autonomie der Privatsphäre im Mikromilieu des Alltags gegenüber.“<sup>71</sup>

Diese Spaltung in offizielle und dominante Kultur produzierte nach Lemke das Phänomen einer *politischen Doppelkultur*. In der dominanten Kultur sieht sie gegenkulturelle Werte und damit Ansätze zur Herausbildung einer Zivilgesellschaft. Eine Verschiebung der Machtbalance zwi-

<sup>68</sup> Lemke (1991): Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR.

<sup>69</sup> Lemke (1991), S. 227.

<sup>70</sup> Lemke (1991), S. 217. Lemke entnahm ihre Beschreibungen aus der soziologischen Literatur der DDR. Sie decken sich mit meinen empirischen Befunden aus Reichenbach.

<sup>71</sup> Lemke (1991), S. 276 - 277.

schen Partei- und Staatsführung und dem Rest der Bevölkerung interpretiert Lemke schließlich als Ursache des Umbruchs von 1989.

Den Anspruch, damit die Wende erklären zu können, erhebt das Buch schon im Titel „Ursachen des Umbruchs 1989“. Aus der zeitlichen Nähe im Erscheinungsjahr 1991 mag die Aufspaltung der politischen Kultur der DDR als die Hauptursache des Umbruchs erschienen sein. Aber aus größerem zeitlichen Abstand wird klar, dass nur das Zusammentreffen verschiedenster Faktoren die Wende ermöglichte.

Was aber kann Lemkes Doppelkulturtheorie zur Erklärung des Wohnalltags in der DDR leisten? Mit ihrem Begriffspaar der „offiziellen versus der dominanten Kultur“ gelingt es der Autorin die immer noch empirisch *erlebbare Spaltung in der DDR* zu beschreiben. Beispiele dafür sind etwa, die Notwendigkeit mit verschiedener Zunge zu sprechen je nach Gegenüber, die scharfe Trennung zwischen Außendarstellung und privater Innensicht, oder auch der Kontrast zwischen dem Bild der Propaganda und der erlebbaren Wirklichkeit. Allerdings ist Lemkes Begriffsverwendung derart konträr zum sonstigen Gebrauch, dass sie mehr verwirrt, als klären hilft.

Die Spaltung in die verschiedenen politischen Kulturen geht mitten durch die Personen: So konnte beispielweise ein Mitarbeiter im Staatsapparat im Dienst die offizielle politische Kultur vertreten, aber in seinem Schrebergarten, oder noch wahrscheinlicher im Urlaub in der Tschechoslowakei, war er eher eingebunden in die dominante politische Kultur. Sind die verschiedenen politischen Kulturen dann bestimmten Lebensbereichen zuzuordnen? So schien etwa der kirchlich-alternative Bereich eindeutig der dominanten politischen Kultur anzugehören. Aber auch hier stellte sich nach der Wende heraus, dass er von der Stasi unterwandert war. Oder lässt sich bei etwas weiterer Sicht die dominante politische Kultur im „Mikromilieu des Alltags“ mit dem Alltag bzw. Wohnalltag gleichsetzen? Genau dies behauptet Lemke nicht. Zwar ist bei dem politischen Universalitätsanspruch der sozialistischen Ideologie die Politik gerade auch im Wohnbereich ein Thema. Und es ergibt sich aus dem Thema ‘Wohnen in der DDR’, nach der Politik zu fragen, auch wenn sie nicht Schwerpunkt der Betrachtung ist. Ein großer Teil des (Wohn)-Alltags gehörte sicher auch zu einer relativ autonomen Privatsphäre - und damit zur dominanten Kultur, aber eben nicht der ganze Wohnbereich. Dies ist Christiane Lemke nicht zum Vorwurf zu machen, aber sie legt ein Missverstehen mit der Formulierung ihrer Doppelkulturtheorie nahe. Die scheinbar unpolitische *Privatheit der Nische existierte nicht unabhängig*, sondern ist nur als Reaktion auf einen Staat mit totalitärem Anspruch zu verstehen. Genau dieses Verhältnis der beiden Kulturen, ihre wechselseitige Bedingtheit, macht Lemke nicht zum Thema.

Mit der Formulierung einer Doppelkulturtheorie, ohne die Wechselwirkung der unterschiedlichen Kulturen ebenfalls im Modell zu fassen, redet man einer *doppelten Rechtfertigung* das Wort: Zum einen ermöglicht die Konstruktion von zwei (unabhängigen) Kulturen, nach westlichen Maßstäben die „gute DDR“ in der dominanten politischen Kultur zu sehen, die nichts mit dem SED-Regime zu tun hatte. Hier entdeckt Lemke auch die Ansätze zu einer Zivilgesellschaft. Zum anderen entspricht diese Doppelkulturtheorie einer häufigen Selbstrechtfertigung von DDR-Bürgern: Sie spaltet das eigene scheinbar unpolitische Dasein völlig vom Leben im SED-Staat ab, statt den eigenen Standort der Nische im Sozialismus zuzugeben. Einen Hinweis auf solche Verdrängungen geben die entsetzten Reaktionen auf das Bekanntwerden von Fällen, in denen der Ehemann die eigene Ehefrau ausspionierte. Gerade auch solche Bürger, die ihr Normal-Sein fern von irgendwelchem politischen Involviertsein und Spitzelwirtschaft betonen, sahen sich durch diese Nachrichten zutiefst in ihrer Selbstkonstruktion erschüttert. Ähnlich konstruiert sind Spaltungen, die Albrecht Göschel<sup>72</sup> beschreibt: Mitglieder der kulturellen Elite der DDR trennen zwischen ihrem Ich, das im Realsozialismus in seinen Handlungsmöglichkeiten begrenzt ist, und einem Alter Ego mit utopischem Anspruch. So sind Spaltungen in der DDR-Kultur empirisch evidente Wirklichkeit, gleichzeitig aber sind Erklärungen als Doppelkultur vielfach nur knapp darüber liegende interpretierende Rechtfertigungskonstruktionen der Wirklichkeit. Zur wissenschaftlichen Erklärung sind solche Konstruktionen nur mit größter Vorsicht heranzuziehen.

Ich fasse zusammen: Der Alltag der DDR war bestimmt von Zweigleisigkeit und Spaltungen. Dies resultiert aus dem universalistischen Anspruch des SED-Regimes auf alle Lebensbereiche. Im Widerspruch zu diesem ideologischen Idealbild der sozialistischen Gesellschaft und dem sozialistischen Menschen standen oft die Bedürfnisse der Menschen. Der Anspruch war dezidiert: Das sozialistische Regime definierte, was richtig war, - im Gegensatz zum Westen, wo der Staat nur die Grenzen setzt, was im schlimmsten Fall verboten ist. Aus dieser Spannung zwischen normativem Anspruch und Realität ergab sich die charakteristische Doppelung in der DDR. Sie zeigt sich nicht in zwei autonomen Kulturen einer Doppelkultur, sondern lässt sich jeweils nur an einzelnen Handlungen festmachen. Zur Analyse solcher Zwischentöne im Forschungsfeld des Wohnalltages eignen sich Theorien naher und mittlerer Reichweite besser als abgehobene Großtheorien, deshalb bedient sich die vorliegende Arbeit des offenen Ansatzes von „Herrschaft und Eigensinn“, den ich im Folgenden vorstellen möchte.

---

<sup>72</sup> Göschel (1995) und Göschel (1994). Siehe weiter unten C.II.1.b Exkurs zur Alltagserfahrung und politischen Philosophie.



### - „Herrschaft und Eigensinn“ als Bezugsrahmen zur Alltagsanalyse

Das Alltagsleben in der Diktatur der DDR soll in der vorliegenden Arbeit im theoretischen Bezugsrahmen der Begriffe „Herrschaft und Eigensinn“, wie ihn Thomas Lindenberger vorstellte, beschrieben werden.<sup>73</sup> *Herrschaft* ist darin als „soziale Praxis“ verstanden:

„Ausgangspunkt dieses Begriffs ist das auf Max Weber zurückgehende Verständnis von Herrschaft als einem asymmetrischen Machtverhältnis, das institutionell gefasst, durch Zwangsmittel gesichert und ... ideologisch legitimiert ist. ... Zugleich ist in „Herrschaft als soziale Praxis“ eine über den Weberschen Herrschaftsbegriff hinausgehende Betrachtungsweise enthalten, die die wechselseitige Abhängigkeit der Herrschenden und der Beherrschten betont, und so der Tatsache, dass Herrschaft immer auch Interaktion ist und dauerhaft nur als solche existieren kann, Rechnung trägt. Die konkrete Ausübung von Herrschaft ... ist zugleich von in sie eingelagerten informellen Strukturen und Handlungsweisen geprägt, die nicht auf die Logik des Befehlens und Gehorchens reduziert werden können.“<sup>74</sup>

So kann Herrschaft als soziale Praxis Prozesse des Gebens und Nehmens und der Kompromisse bedeuten, die ganz Verschiedenartiges einschließen. Lindenberger zählt hier bei den Zwischenformen der Kompromisse die Formulierungen verschiedener Historiker auf, die zum Alltag in Herrschaftssystemen gearbeitet haben:

„Kompensationen für Unterwerfung, „Resistenz“ (Broszat u.a.) oder „loyale Widerwilligkeit“ (Mallmann / Paul) seitens der Schwächeren, aber auch „Fürsorge“ (Jaraus), Anleitung, „Überwachen und Strafen“ (Foucault) seitens der Stärkeren sowie nicht zuletzt beiden Seiten gemeinsame Interessen und Wertvorstellungen vor allem gegenüber Außenstehenden. Dabei sind alle Beteiligten in der einen oder anderen Weise mit Macht ausgestattet, und wenn es „nur“ die von Zustimmung oder Gehorchen oder von Schweigen, Sich-Verweigern oder Widersprechen ist.“<sup>75</sup>

Mit dieser Betrachtungsweise lassen sich auch die Feinheiten und subtilen Ausdrucksweisen von Machtverhältnissen analysieren. Allen Beteiligten wird der Status von handlungsmächtigen Subjekten zugesprochen; es gibt nicht mehr nur Täter und Opfer, sondern alle werden als Akteure betrachtet. Nicht nur die SED übte Herrschaft aus, sondern auch die einzelnen Bürger konnten Macht haben. Gerade die Vielfalt an Formen indirekter Herrschaftsausübung lassen sich so gut herausarbeiten.

Der „Herrschaft“ ist im Konzept von Thomas Lindenberger der „*Eigen-Sinn*“ als analytischer Gegenbegriff zugeordnet. Lindenberger beschreibt ihn in Anlehnung an Alf Lüdtkke:

<sup>73</sup> Lindenberger(1999) (Hrsg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Darin: Einleitung: Die Diktatur der Grenzen. S. 13 - 36.

<sup>74</sup> Lindenberger (1999), S. 22.

<sup>75</sup> Lindenberger (1999), S. 22.

„Der Begriff des „Eigen-Sinns“ zielt auf den deutenden und sinnproduzierenden Aspekt individuellen wie kollektiven Handelns in sozialen Beziehungen. Er soll die potentielle Mehrdeutigkeit von Haltungen und Handlungen erschließen“

„Eigen-sinniges“ Verhalten kann also den Übereifer des Idealisten genauso einschließen, wie etwa äußerlich loyales, aber innerlich distanzierendes Verhalten oder passiven Widerstand und auch offenen Widerspruch. Dabei liegt der Focus nicht auf einem negativen Bezug auf das jeweilige Herrschaftssystem wie bei den Begriffen „Widerstand“ oder „Opposition“, weil dies nur in wenigen zugespitzten Situationen eindeutig zu beantworten wäre. Vielmehr soll es um „Aneignung und Deutung von Herrschaftsstrukturen durch eine Mehrheit von Individuen im Alltag“ gehen. Fragen nach Stabilität und Dauer gerade von diktatorischen Herrschaftssystemen lässt sich so besser nachgehen. Da diese Arbeit nach dem „Wohnen“ in der DDR als eine Zuständlichkeit fragt und nicht vom Ende der DDR her die Vergangenheit erklären möchte, ist die Frage nach dem „Eigen-Sinn“ hilfreich. Dieser Begriff dient auch der klaren Unterscheidung zwischen Außendeutung und Selbstdeutung der Handelnden:

„Der herrschaftlich intendierte und meist ideologisch definierte Sinn von Ordnungen, erzwungenen Verhaltensweisen und Verboten ist eine Sache. Die je eigene Bedeutung, die Individuen in ihre Beteiligung an diesen Ordnungen und Handlungen hineinlegen, ist eine andere.“

Damit ist das Begriffspaar „Herrschaft und Eigensinn“ gerade für die Untersuchung von Alltag in Bezug auf ein diktatorisches politisches System hilfreich. Es ermöglicht zu unterscheiden zwischen dem, wie es offizielle sein sollte, und wie es wirklich war, oder nur wie die eine Wirklichkeit unterschiedlich gedeutet wurde. Die beiden Begriffe dienen der analytischen Unterscheidung zweier grundverschiedener Aspekte einer sozialen Beziehung. Lindenberger betont ausdrücklich, dass sie keine Opponenten in dem Sinne sind, dass etwa bei „viel“ Herrschaft „wenig“ Eigensinn anzutreffen wäre. Vielmehr soll „ein bestimmter Typus von Interaktionen („Herrschaft als soziale Praxis“) und die für die Akteure damit verbundenen Möglichkeiten der Sinn-Gebung und Sinn-Gewinnung. ins Verhältnis zueinander gesetzt werden.“

So soll das Begriffspaar „Herrschaft und Eigen-Sinn“ auch das Feld meiner Betrachtungen umschreiben. Dabei frage ich vor allem aus der Perspektive der Subjekte nach ihrem Eigen-Sinn. Die Herrschaft gerät mir vor allem als Herrschaft von Seiten der Regierenden in den Blick, aber gerade die Offenheit, dass es auch immer wieder umgekehrt war, ist mir wichtig. So ist eine differenzierte Betrachtungsweise möglich. Ich frage vor allem nach der Art und Weise des Eigen-Sinns vor dem Hintergrund des politischen Systems und seiner Herrschaftsverhältnisse. Von daher stellt sich dann die Frage, wie Herrschaft und Eigen-Sinn verknüpft waren.

### **c) Wohnforschung zwischen Möbeln und Menschen**

Die Wohnforschung ist der wichtigste Forschungsstrang in dieser Arbeit. Eigentlich kann man nicht von Wohnforschung in der Einzahl sprechen, vielmehr handelt es sich um Ergebnisse aus unterschiedlichen Bereichen. Die vorliegende Arbeit nimmt Anregungen und Ergebnisse verschiedenster Fächer auf: Das reicht von der Geschichtswissenschaft mit Sozialgeschichte des Wohnens verschiedener Schichten und politischer Geschichte der Wohnungspolitik, über Kunstgeschichte mit Designgeschichte der Einrichtung und Architekturgeschichte des Wohnungsbaus, weiter über Soziologie mit Sozialstrukturforschung und Stadtsoziologie von der gesellschaftlichen Prägung im Wohnen und Verortetsein, bis hin zur Psychologie des Ausdrucks der Persönlichkeit durch und im Wohnen. Der Kern meiner Fragestellung jedoch ist ein genuin volkskundlich-ethnologischer Zugang. Er zielt auf Wohnen als symbolisch kulturellem Ausdruck - gewonnen aus einer Innensicht in die Wohnungen Einzelner und ihrem Erzählen. Mein Ansatz knüpft an Arbeiten mit verschiedenen Ansätzen kulturwissenschaftlicher Forschung zum Einzelwohnen an. Drei Ansätze seien hier zugespitzt anhand exemplarischer Arbeiten vorgestellt: Der Weg durch die Reihe strukturalistischer, sozialstruktureller und semiotischer Interpretationen gerät zum Gang durch die Wohnforschung der letzten dreißig Jahre. Ausgangspunkt ist die Pionierarbeit von Margret Tränkle. Sie steckt das Fragenspektrum gegenwartsorientierter kulturwissenschaftlicher Wohnforschung ab.

### - Gegenwartsorientierte kulturwissenschaftliche Wohnforschung im Westen

Tränkle als Pionierarbeit umreißt das Fragenspektrum. - 1. strukturalistischer Ansatz: Glänzer - 2. sozialstruktureller Ansatz: Wohnerlebnis nach Silbermann- Lebensstilforschung - Anwendung des Sinusmilieumodells in der Wohnforschung - Anwendung der Sinus-Milieus in der qualitativen Wohnforschung - 4. semiotischer Ansatz: Gerndt - Csizkzentmihalyi / Rochberg-Halton: Kultivation

Haus und Wohnung gehörten, als Teilbereich der Erforschung materieller Sachkultur, schon zum alten volkskundlichen Kanon<sup>76</sup>. Mit dem Abschied von der rückwärtsgewandten „Bauernvolkskunde“ in Folge der Achtundsechzigerumbrüche<sup>77</sup> rückte gegenwärtiges Wohnen in Industriegesellschaften ins Blickfeld der Volkskunde. Eine *Pionierarbeit für die Hinwendung zum Wohnen als Handeln der Menschen* ist die Tübinger Dissertation von Margret Tränkle „*Wohnkultur und Wohnweisen*“, erschienen 1972. In ihrer Pilotstudie untersuchte sie das aktuelle Wohnen ausgewählter Tübinger Haushalte. Ihr Ziel war es, „die Wohn-Patterns bestimmter Gruppen zunächst zu beschreiben und dann nach ihrer jeweiligen Bedingtheit zu fragen“<sup>78</sup>. Diese Ausrichtung auf die soziale und gesellschaftliche Seite drückte sie im zweigliedrigen Titel aus. Tränkle übernimmt das Begriffspaar „Kultur und Lebensweise“ von der DDR-Volkskunde, um damit auszudrücken, dass Wohnen durch die Produktionsverhältnisse und allgemein die gesellschaftlichen Bedingungen geprägt ist. Ihr umfassender Wohnbegriff spiegelt sich in ihrer breit angelegten Gliederung: Sie beginnt schon mit dem Zusammenhang von Wohnweisen und gesellschaftlichen Strukturen. Hier fragt sie nach Familie, Geschlechterverhältnis<sup>79</sup> und der Rolle der Kinder. Unter der Überschrift „Wohnungstypen“ diskutiert sie verschiedene architektonische und soziale Modelle des Wohnens von Eigenheim und Kleinfamilie bis zu verdichtetem Wohnungsbau und kollektiven Wohnformen. Damit spricht sie zu ihrer Zeit ideologisch heiß umkämpfte Themen an. Bei der Einrichtung geht sie über die Feststellung von Einrichtungs-schemata hinaus und befasst sich mit den Werthaltungen der Bewohner. Unter der Überschrift „Konformität“ behandelt sie soziale Normen und deren Durchsetzung bzw. Kontrolle. Auch Fragen der Vermittlung von kulturellen Mustern und Werten im Wohnbereich untersucht sie. Schließlich bewertet sie gelungenes Wohnen.

<sup>76</sup> Hier sollen einzelnen Linien, die ich weiterführen will, aus der Fachgeschichte der Wohnforschung, herausgegriffen sein. Siehe zur volkskundlichen Fachgeschichte Mohrmann (1994), zur Fachgeschichte der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Wohnforschung siehe Teuteberg: Betrachtungen zu einer Geschichte des Wohnens, in: Derselbe: *Homo Habitans*, S. 1 - 23, 1985; einen Überblick soziologischer Wohnforschung gibt Häußermann / Siebel (1996): *Soziologie des Wohnens*.

<sup>77</sup> Ein Markstein dafür ist die Falkensteiner Resolution, veröffentlicht in: Brückner (Hrsg.) (1971): *Falkensteiner Protokolle*.

<sup>78</sup> Tränkle (1972), S.16.

<sup>79</sup> Die Gender-Perspektive fand in die volkskundliche Wohnforschung erst spät Eingang. Siehe etwa Projektgruppe Göttingen (1992): *Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung*. oder von soziologischer Seite Terlinden (1990): *Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur*. Ein feministischer Ansatz in der soziologischen Stadtforschung.; mit dem Lebensstilkonzept Pallowski (1991).

Margret Tränkle hat damit nahezu alle bis heute aktuellen Fragen volkskundlicher Wohnforschung angerissen. Darin liegt das große Verdienst dieser Arbeit. Aufgrund dieser Breite bleibt Tränkle allerdings meist bei oberflächlichen, thesenartigen Aussagen stehen und argumentiert weit entfernt von ihrem empirischen Material. In einer für die Siebzigerjahre typischen aufklärerischen Haltung bewertet sie immer wieder das Gelingen des Wohnens der von ihr untersuchten Haushalte. Ein Maßstab zur Bewertung ist ihr das Konzept der *basic needs*<sup>80</sup>. Darunter versteht sie physische, psychische, sozial-psychische und geistig-kulturelle Bedürfnisse. Als Grundbedürfnisse dienen sie der biologischen Erhaltung des Individuums. Daran ist aber vor allem zu kritisieren, dass beim Menschen als sozial-kulturellem Wesen alle Bedürfnisse kulturell überformt sind. Es gibt also keinen absoluten Maßstab für die Befriedigung biologischer Bedürfnisse<sup>81</sup>. Vielmehr ist ein intrinsischer Maßstab aus der jeweiligen Zeit und Kultur anzulegen. Auf das Thema ‚Wohnen in der DDR‘ übertragen könnte das etwa bedeuten, dass gegenwärtiger westlicher Wohnstandard nicht der gültige Maßstab für das Wohnen in der DDR ist. Insgesamt wirken die kritische Grundhaltung und die Vielzahl der Fragen, die Margret Tränkles Arbeit auszeichnen, bis heute als Anregung für die volkskundliche Wohnforschung.

Mit der inhaltlichen Neuorientierung der Volkskunde seit Falkenstein ging auch ein Bemühen um methodische Klärung der Forschungsarbeit einher. Es galt, sich als „weiche“ Geisteswissenschaft neben den „harten“ Naturwissenschaften zu behaupten. So entspann sich ein fortwährendes Ringen um Methoden und Selbstverständnis als Wissenschaft. In diesem Zusammenhang kam es in den Siebzigerjahren zu einer Beschäftigung mit *strukturalistischer Modellbildung*. Ansätze soziologisch-funktionalistischer Kulturbetrachtung aus der Vorkriegszeit wirkten weiter. Aus dem Verhältnis von Einzelementen wird systemisch das Funktionieren von Wirklichkeiten als einer Struktur erklärt. Besonders Ulrich Tolksdorf<sup>82</sup> regte die Diskussion an mit seinem strukturalistischen Modell zur Nahrungsforschung. Gerade für die Sach- und Wohnforschung wurden strukturalistische Modelle ein wichtiger Zugang. Für das Wohnen adaptierte Volker Glüntzer<sup>83</sup> 1980 ein Modell von Tolksdorf. Es soll hier als Beispiel für einen strukturalistischen Ansatz in der Wohnforschung vorgestellt werden.

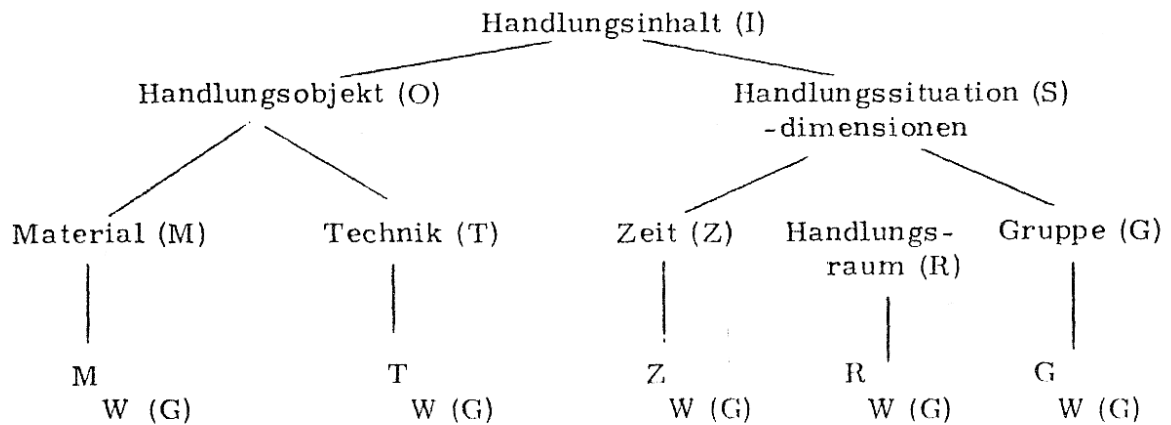
---

<sup>80</sup> Tränkle (1972), S. 3 - 7.

<sup>81</sup> Siehe: Die Relativität von Wohnbedürfnissen. In: Flade (1987), S. 79 - 92.

<sup>82</sup> Tolksdorf (1976), S. 64 -85, mit Kommentaren S. 86 - 122.

<sup>83</sup> Glüntzer (1980), S. 21 - 30.



**Abbildung 1: Modell zur Wohnforschung von Volker Glántzer**

Als Grundeinheit nimmt Volker Glántzer den Handlungsinhalt (I): Dazu gehören beispielsweise Schlafen, Mahlzeiten einnehmen oder Besuch bewirten. In der nächsten Ebene teilt er diese Grundeinheit auf: in die materielle Dimension der Gegenstände als Handlungsobjekte(Ost) und in die soziale Dimension ihres Gebrauches in Handlungssituationen (S). Schließlich differenziert er verschiedene Analysekatogorien: Das sind auf der Objektseite das Material (M) und die Herstellungstechnik (T) eines Gegenstandes; auf der Handlungsseite sind es die soziale Zeit (Z), der Handlungsraum (R) - hier besonders die einzelnen Räume der Häuser - und die handelnde Gruppe (G). All diese Einzelkategorien finden wie in einer Spiegelachse eine gesellschaftliche Bewertung.

Mit seiner Grundeinheit Handlungsinhalt suggeriert Glántzer einen ganzheitlichen, vom Menschen und seinem Handeln her kommenden Blick. Wohl durch seine Quellen geleitet, die für historisches Wohnen überwiegend die Objekte und Häuser sind, geht er dann doch von den Gegenständen aus. Glántzers Modell zum Wohnen ist ein gegenstandsbezogenes Darstellungsmodell. Seine Stärke liegt in der Ausdifferenzierung der verschiedenen Faktoren Material, Technik, Zeit, Handlungsraum und Gruppe, nach denen jeweils Wohnen betrachtet werden kann, und im Systemdenken, dass eben nur das Wechselspiel der einzelnen Faktoren im Systemganzen Wohnen ausmacht. Jeder einzelne Faktor wird im Modell binär dargestellt, also auch gesellschaftlich bewertet. Dass solche Bewertungen aber wiederum höchst vielschichtig sind, lässt sich in diesem Modell nicht zeigen. Der Mensch als Faktor, der handelt und bewertet, fehlt in diesem Modell. Das ist ein Mangel dieses sachbezogenen Modells. Es kann dabei nicht gleichzeitig ein Kommunikationsmodell sein, in welchem der Mensch und seine Beziehungen zum Objekt, und vermittelt durch Objekte, einen zentralen Platz hätte. Außerdem sind solche strukturalistischen Modelle statisch, orientiert an einem momentbezogenen Systemgleichge-

wicht. Daher sind sie ahistorisch; sie berücksichtigen kulturellen Wandel nicht. So kann ein einziges Modell nicht Wohnen in all seinen Dimensionen erfassen. Vielmehr ist konsequentes Modelldenken<sup>84</sup> als eine Grundeinstellung gefragt. Dazu sind immer wieder neue Teilmodelle nötig. Sie bedürfen aber nicht immer einer graphischen Darstellung. Die Verbildlichung hatte eine wichtige didaktische Funktion, die mithilfe, die Notwendigkeit zu systemischem Denken, zu Modelldenken überhaupt zu vermitteln. Inzwischen ist aber eine langweilende Übersättigung eingetreten. Trotzdem hat der strukturalistische Ansatz, unter Berücksichtigung seiner Grenzen, gerade in der Wohnforschung seine Gültigkeit behalten. Einige strukturalistische Arbeiten sind inzwischen zu Klassikern avanciert: So fasziniert beispielsweise der Aufsatz Pierre Bourdieus zum kabyllischen Haus<sup>85</sup> in seiner interpretatorischen Dichte. Die Arbeiten von Edith Fél und Thomás Hofer<sup>86</sup> zur ungarischen Bauernkultur zeigen deren innere Systemlogik. Der System-Struktur-Ansatz eignet sich wohl besonders gut, geschlossene Einheiten zu untersuchen, so wie hier über ein Haus oder über die Geräte eines Dorfes die jeweilige Gesellschaft charakterisiert wird.

Die Gesellschaft, gesehen als eine Struktur, ist ein weiterer Ausgangspunkt, von dem aus Wohnen zum Thema wird. Der Soziologe Alphons Silbermann legte 1963 die erste empirische wohnsoziologische Untersuchung<sup>87</sup> in der Bundesrepublik vor und aktualisierte diese Forschungen<sup>88</sup> seitdem mehrmals. Silbermann geht es um das „Wohnerlebnis“:

„...alles, was mit Wohnen zu tun hat, [ist] unter dem Licht der Beziehungen des Einzelwesens und der Gruppe bzw. der Gruppen zu sehen. In dieser Hinsicht gibt es nur ein Faktum, welches dem Wohnen dazu dienen kann, diese Beziehungen herzustellen, und das ist das Wohnerlebnis.“<sup>89</sup>

Damit sind vor allem die Beziehungen Mensch - Objekt in der Nutzung gemeint, aber auch die Beziehungen Produzenten und Konsumenten. Dementsprechend liefern die Studien von Silbermann ein umfangreiches Datenmaterial aus repräsentativen Umfragen zu Besitz, Nutzung und Bewertung von Möbeln und anderen Objekten des Wohnbereiches und den zugrunde liegenden Wohnleitbildern.

<sup>84</sup> Die Diskussion um Modelldenken, die in der Volkskunde während der Siebziger/Achtzigerjahre geführt wurde, brachte Helge Gerndt auf den Punkt. In: Kultur als Forschungsfeld, 1986, dort S. 193 -205.

<sup>85</sup> Bourdieu (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft.

<sup>86</sup> Fél, Edith und Hofer, Tamás: Das Ordnungsgefüge bäuerlicher Gegenstände am Beispiel des Aussteuer in Kalotaszentkiraly (Siebenbürgen). 1969. Geräte der Atanyer Bauern. 1974. Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das Dorf Atany. 1972.

<sup>87</sup> Silbermann (1963): Vom Wohnen der Deutschen.

<sup>88</sup> Silbermann u.a.: Der Deutschen Badezimmer, 1991; Neues vom Wohnen der Deutschen (West), 1991; Das Wohnerlebnis in Ostdeutschland, 1993; Badezimmer in Ostdeutschland, 1993; Die Küche im Wohnerlebnis der Deutschen, 1995.

<sup>89</sup> Silbermann (1993), S. 10.

Mit der zusätzlichen Erfassung der Bewertungen der Wohnobjekte in einer repräsentativen empirischen Studie betrat Silbermann Neuland. Die Statistiken der Volks- und Wohnungszählungen hatten nur die Objekte erhoben, nicht ihre subjektiven Wertschätzungen. Ganz faktenorientiert liegt der Schwerpunkt bei Silbermann auf den Objekten. Hierzu bietet er reiches Zahlenmaterial. Durch Parallelstudien in Ostdeutschland lässt es sich auch innerdeutsch vergleichen. Seine Darstellungen und Interpretationen sind an einer konkreten Umsetzung orientiert. Manchmal macht sich dabei allerdings eine Tendenz zum Positivismus breit. Für soziologische Studien, gerade für die jüngeren aus den Neunzigerjahren, ist es aber unverständlich, warum die herausgearbeiteten Ergebnisse nicht in ihre gesellschaftliche Bewertung weiter eingeordnet sind, obwohl alle soziodemographischen Daten miterhoben worden waren.

Ganz anders als bei Silbermann liegen die Schwerpunkte in der soziologischen *Lebensstilforschung*: Hier interessieren weniger die Dinge als solche, sondern eher als Träger alltagsästhetischer Vorstellungen, als Verkörperung von Wunsch- und Leitbildern. Die Lebensstilforschung gliedert die Gesellschaft über die Lebensstile ihrer Mitglieder. Sie ist damit eine kultursoziologisch orientierte Sozialstrukturforschung. Ein Kernbegriff dabei ist das soziale Milieu. 1984 erarbeitete das Heidelberger Sinus-Institut systematische Beschreibungen von acht bundesdeutschen Milieus; 1991 kam ergänzend noch ein neuntes hinzu. Weitere Studien<sup>90</sup> verfeinerten diese Ergebnisse. Dabei ist Wohnen einer der Bereiche, über den die Lebensstilforschung soziale Milieus beschreibt.

„Soziale Milieus fassen ... Menschen zusammen, die sich in Lebensauffassung und Lebensweise ähneln.“ Die Sinus-Studie „Wohnwelten in Deutschland“ setzt ihre Milieus aus folgenden Bausteinen zusammen: „Lebensziel, soziale Lage, Arbeit / Leistung, Gesellschaftsbild, Familie / Partnerschaft, Freizeit, Wunsch- und Leitbilder und Alltagsästhetik“<sup>91</sup>

Damit bezieht sich der hier verwendete Milieubegriff nicht nur auf objektive Daten zur sozialen Lage und subjektive abstrakte Wertorientierungen, sondern auch in Relation dazu auf alltägliche lebensweltliche Sinn- und Kommunikationszusammenhänge.

In dieser Zusammensicht der verschiedenen Aspekte geht die Lebensstilforschung über das Habituskonzept Pierre Bourdieus hinaus. Sie nimmt es als Grundlage, setzt aber den Schwerpunkt auf die Differenzierungskraft von Werthaltungen und Lebensphilosophien. So können nach diesem Konzept z. B. Personen unterschiedlicher familiärer Bildungs-Herkunft oder ökonomischen Kapitalbesitzes, die aber gleiche Werthaltungen teilen, doch ein gemeinsames Milieu bilden. Einige Lebensstilforscher<sup>92</sup> bilden ihre Milieus nur aufgrund von Werthaltungen

<sup>90</sup> u.a. Vester (1995).

<sup>91</sup> Becker (1991), S. 23.

<sup>92</sup> Die Zuspitzung dieses Ansatzes liefert Schulze (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Er klammert den Zusammenhang zwischen sozialer Lage und Milieuzugehörigkeit explizit aus.



und Alltagsstilisierungen - losgelöst von ortsbezogenen sozialen Lagen, wie z.B. der gemeinsamen Herkunft und Leben in einem bestimmten Stadtviertel. So verkennen sie den Zusammenhang zwischen Kultur und Sozialstruktur und zeichnen damit ein verfälschtes Bild sozialer Wirklichkeit der bundesrepublikanischen Gesellschaft. Durch die besondere Betonung von Werthaltungen als gesellschaftlichem Unterscheidungsmerkmal vermeidet die Lebensstilforschung auf der einen Seite den Determinismus Bourdieus. Bei ihm entsteht immer wieder der Eindruck, dass die soziale Klassenlage des Einzelnen determiniert ist: Bestimmt doch die Herkunftsfamilie sehr weitgehend über den Besitz an kulturellem, ökonomischem und indirekt dann auch an sozialem Kapital. Auf der anderen Seite erscheinen durch ihre abstrakte Begründung aber die verschiedenen Lebensstile alle gleichwertig oder gleichmächtig. Die unterscheidende Machtfunktion von sozialer Distinktion und die Erklärung sozialer Ungleichheit und Machtkämpfe gerät leicht aus dem Blick.<sup>93</sup> Die Lebensstilforschung selbst ist in vielerlei Hinsicht Ausdruck der westdeutschen Life-Style-Gesellschaft der Achtziger- und Neuzigerjahre.

Im Hinblick auf das andere Gesellschaftssystem in der DDR und die Ausrichtung dieser Arbeit auf Wohnen als symbolisches Handeln bleibt festzuhalten: Die Interpretation kulturell - symbolischen Ausdrucks braucht dringend Relevanzkategorien. Dazu könnte beispielsweise die soziale Lage oder eine historisch-gesellschaftliche Betrachtung dienen. Ebenso kann die Zuordnung zu gesamtgesellschaftlichen Milieus und Lebensstilen den Relevanzrahmen abgeben für die Interpretation kulturellen Handelns aus der Nahperspektive der persönlichen Lebensgeschichte des Einzelnen.

---

<sup>93</sup> Hier sind Grundrichtungen zugespitzt dargestellt. Es gibt auch Lebensstilforschung, die sich explizit um den Zusammenhang von Wohlfahrtsforschung und Lebensstil bemüht, siehe etwa Spellerberg (1996).

## Zielgruppenbestimmung



## Strategische Positionierung

### SOZIALE MILIEUS: SOZIALE STELLUNG UND GRUNDORIENTIERUNG

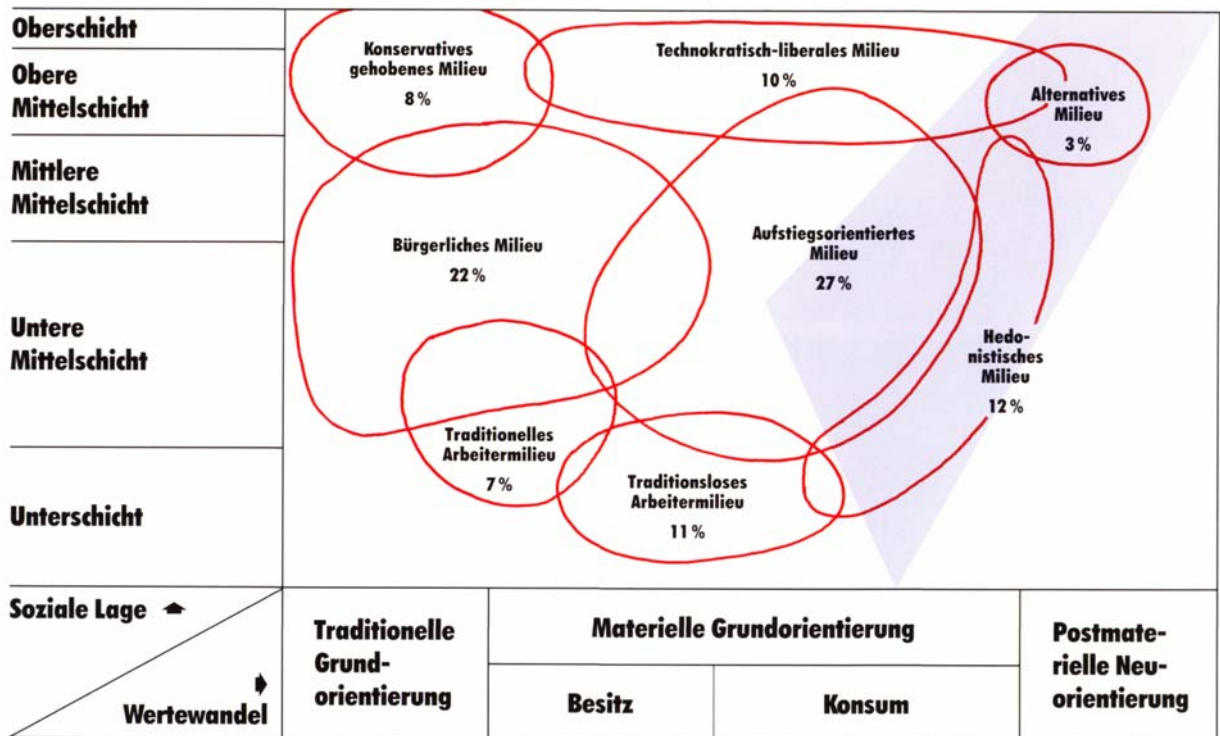


Abbildung 2: Geschmacksdimension „Antikonventionalismus“ im Sinus-Milieumodell

„Wohnen“ ist ein Thema innerhalb der Lebensstilforschung. Einige Arbeiten operationalisieren „Wohnen“ als einen Lebensstilindikator in quantitativen Studien<sup>94</sup>. Ausschließlich mit „*Wohnwelten in Deutschland*“<sup>95</sup> beschäftigt sich eine Reihe von Studien des Sinus-Instituts Heidelberg. Grundlage dieser wohnweltlichen Marktstudien ist das Sinus-Milieukonzept. Die einzelnen Milieus sind eingeordnet in ein Koordinatensystem zwischen einer senkrechten Achse der sozialen Lage, die von der Unterschicht bis zur Oberschicht reicht, und einer waagrechten Achse des Wertewandels zwischen den Poolen „traditionelle Grundorientierung“ und „postmaterielle Neuorientierung“. Dabei sind die Milieus jeweils unterschiedlich groß und können sich auch überschneiden. Die Ergebnisse der Studien werden in mehreren Stufen präsentiert. Zuerst hat man einige Wohnmotive aus Antworten der Interviewten zu ihren Wertorientierungen und ihrem Alltagsbewusstsein entwickelt. Das ist z.B. das „Heile Welt - Motiv“: im Privaten seine Idylle aufbauen oder das Schöne im hässlichen Alltag suchen. Diese Wohnmotive finden sich quer durch alle Milieus, sind aber jeweils unterschiedlich gewichtet. Aus ihrer Gewichtung leitet die Studie plakativ bezeichnete Geschmacksdimensionen ab wie z.B. „legere Gemütlichkeit“ oder „Nostalgie“ und ordnet sie in das oben beschriebene Koordinatensystem der Milieus ein. Damit ist die ästhetisch-stilistische Kategorienbildung rückgekoppelt an die soziale Lage.

Umgekehrt lassen sich die Ergebnisse einer qualitativen Wohnstudie schon vom ästhetischen Erscheinungsbild her über dieses Modell sozial einordnen. Unterstützt wird die Differenzierungskraft der Wohnweltenstudien durch die große optische Plausibilität ihres Bildmaterials. Im Gegensatz zu Silbermann arbeiten die Sinusstudien nicht mit typisierten Skizzen vorher festgelegter Einrichtungsstile, sondern mit zahlreichen Fotos von den Wohnungen der Interviewten. Wohnen zeigt sich hier als lebendiger Ausdruck persönlicher Lebensgestaltung, die aber gleichzeitig die Grenze jeglicher Typisierung bedeutet. Leider ist dabei vom Mikrokosmos Einzelwohnung nur das Wohnzimmer herausgegriffen. Damit beschränken sich die „Wohnwelten“ auf eine Schaufenstersicht, weil die Wohnzimmer in den meisten Wohnungen die Räume sind, die am stärksten auf eine Außendarstellung hin eingerichtet sind. Als Marktforschung sollen die Wohnwelten-Studien Material für ein zielgruppengerechtes Marketing liefern. Sie bleiben daher bei einer zugespitzten Darstellung von Ist-Zuständen stehen. Eine Erklärung oder weitergehende Interpretation erfolgt nicht. Auch bleiben die Studien weitgehend ahistorisch.

Einige qualitativ orientierte Wohnstudien haben die Sinusmilieus inzwischen aufgegriffen und wissenschaftlich damit weitergearbeitet: Monika Kritzmöller<sup>96</sup> versuchte beispielsweise

---

<sup>94</sup> Spellerberg(1996) liefert eine Übersicht, S. 76.

<sup>95</sup> Zum Wohnen in Westdeutschland: Sinus / Burda (1986): *Wohnwelten in Deutschland* und Becker (1991): *Wohnwelten in Deutschland 2*.

<sup>96</sup> Kritzmöller (1996). Cortina Gaumann arbeitet an einer Dissertation zu „Wohnstile und Wohnen in den neuen Bundesländern - anhand von ausgewählten Beispielen in Städten Brandenburgs und Berlin“.

eine weiter differenzierende psychologische Interpretation der Lebensstiltypen im Wohnbereich. *Elisabeth Katschnig-Fasch* legte 1998 eine gewichtige Studie zu städtischen *Wohn- und Lebensstilen in Graz* vor. Diese Arbeit ist die neueste größere Veröffentlichung im Bereich volkskundlicher Wohnforschung. Sie adaptiert das Sinus-Lebensstilmodell in sehr freier Weise, indem sie es mit dem Erklärungspotential Bourdieus<sup>97</sup> und der symbolischen Deutung von Geertz kombiniert. In exemplarischen ethnographischen Porträts stellt sie verschiedene Milieus in ihrem Wohnen vor. Ihre dichte Beschreibung macht soziale Differenz und sozialen Wandel nachvollziehbar. Die Arbeit gewinnt historische Tiefe durch den sehr langen Beobachtungszeitraum von mehr als einem Jahrzehnt und die Kombination von Einzelfallanalysen mit einer Darstellung des sozialen Wandels der Grazer Gesellschaft, sichtbar in der Entwicklung der verschiedenen Wohnviertel. Am Beispiel von Graz belegt Katschnig-Fasch, wie notwendig es ist, Lebensstilanalysen sozial und räumlich zu verorten. Sie kann sozialen Wandel im Wohnen aufzeigen; Pluralität postmoderner Lebensstile erscheint als Folge kultureller Bedingungen. Mit ihrer ethnographischen Darstellung liefert Elisabeth Katschnig-Fasch einerseits eine farbige Illustration der Grazer Wohn- und Lebensstile, zum anderen stellt sie den derzeit gängigen kulturosoziologischen Gesellschaftstheorien ein empirisches Korrektiv entgegen.

Die umgekehrte Blickrichtung zur soziologischen Wohnforschung, die nach der gesellschaftlichen Prägung von Wohnen fragt, ist „Wohnen“ vom Einzelnen aus zu betrachten. Der Blick vom Einzelnen her klammert die soziale Seite nicht aus, setzt aber andere Schwerpunkte. Das kann ein einzelner Wohngegenstand sein oder der Umgang des Einzelnen mit den Gegenständen im Wohnbereich. Dabei werden die Dinge allein schon durch ihre Betrachtung zu Zeichen. Dementsprechend spielen *semiotische Ansätze* eine wichtige Rolle in der Wohnforschung.

Unter dem Stichwort der zeichenhaften Interpretationen ist hier zuerst auf die *volkskundliche Sachkulturforschung*<sup>98</sup> zu verweisen. Die Möbel und Dinge des Wohnbereichs als einer der wichtigen Gegenstandsbereiche des Lebens spielen darin traditionell eine zentrale Rolle. Wohnen ist dementsprechend auch ein zentrales Thema für viele Museen<sup>99</sup> als den Institutionen, die die Dinge als die Sachzeugen der Kulturgeschichte archivieren. Eine Etappe für die Sachkulturforschung markierte der Deutsche Volkskundekongress 1981 in Regensburg mit dem program-

<sup>97</sup> Mit dem „Notwendigkeitsgeschmack“ aus Bourdieus Modell, den auch Katschnig-Fasch (S. 66 - 67) als zu einseitig negativ kritisiert, arbeitet Günter (1995) in ihrer Untersuchung zum Arbeiterwohnen. Sie gelangt damit zu produktiven Interpretationen und kann zeigen, dass der Notwendigkeitsgeschmack durchaus eine aktive Komponente enthält und nicht nur passiv die ästhetische Adaption des Möglichen bedeutet.

<sup>98</sup> Zur Fachgeschichte volkskundlicher Sachkulturforschung siehe Hauser (1994), S. 19 - 60. Gottfried Korff liefert von universitärer Seite immer wieder Überblicksartikel zur volkskundlichen Sachkulturforschung, u.a.: Korff (1991) oder Korff (1992): Notizen zur Dingbedeutsamkeit. In: Eberspächer (1992): 13 Dinge. Form, Funktion, Bedeutung. S. 8 - 17. Korff (1996): Mind in Matters.

<sup>99</sup> Spies (Hrsg.) (1972): Wohnen - Realität und museale Präsentation. 1. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen. Ein Versuch vom Wohnen aus interkulturelles Zusammenleben und übergreifende Zusammenhänge museal darzustellen: Bezirksamt Neukölln (Hrsg.) (1996): Ein Haus in Europa. Schillerpromenade 27, 12049 Berlin. Zum Wandel der Großstadtkultur am Beispiel eines Berliner Mietshauses.

matischen Titel „Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs“<sup>100</sup>. Mit einer breiten Rezeption funktionalistischer Fragen rückte hier der Mensch ins Zentrum der Betrachtung. Rein positivistische Sachforschung gehört ab da nun der Vergangenheit an. Vielmehr geht es jetzt immer auch um den Gebrauch der Dinge. Hinzu kommt seit den Siebzigerjahren eine Auseinandersetzung mit semiotischen Theorien Linguistik und Sprachphilosophie. Schließlich hat die Volkskunde mit dem Karlsruher Kongress von 1995 „Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur“<sup>101</sup> ein ureigenes Feld zurückgewonnen. Heute dominiert in der Sachkultur-forschung<sup>102</sup> ein offener semiotischer Ansatz.

Exemplarisch will ich anschließend zwei wichtige Veröffentlichungen mit semiotischen Ansätzen vorstellen. Sie entwickeln ihre Thesen an Beispielen aus dem Wohnbereich. Darüber hinausgehend kommen sie zu grundsätzlichen Aussagen über Wege und Aufgaben von Kultur-analyse.

*Helge Gerndt* systematisiert in seinem Aufsatz „*Möbel als kultureller Wert*“<sup>103</sup> schon 1975 Überlegungen zur Funktion von Objekten. Je nach Zusammenhang kann ein Möbelstück verschiedene Funktionen erfüllen. Es verweist dabei auf die soziale und personale Wertewelt. Damit wird das Objekt über seine Materialität hinaus zum Zeichen für etwas anderes. Hierbei unterscheidet Gerndt drei Betrachtungsebenen: 1. der Zweck eines Möbels: So kann beispielsweise ein Schrank im 18. Jahrhundert primär als Bewahrmöbel für Kleider gedient haben. Das Bewahren ist seine Instrumentalität als Gebrauchsobjekt. 2. Möbel als Zeichen: Über seinen unmittelbaren praktischen Zweck hinaus kann der gleiche Schrank für seinen Besitzer eine geistige Bedeutung gehabt haben. Er kann etwa auf dem Kammerwagen der Braut dazu gedient haben, soziale Normen zu erfüllen, ihren sozialen Status zu spiegeln oder mit einer religiösen Bemalung ihre persönliche Glaubenseinstellung auszudrücken. 3. Möbel als Indikator: Schließlich kann dieser Schrank herausgelöst aus seinem Herstellungs- und Gebrauchszusammenhang zum Indikator für überindividuelle Zusammenhänge werden. Beispielsweise kann dieser Schrank des 18. Jahrhunderts mit Renaissanceelementen in der Bemalung auf eine entwicklungs-geschichtliche Verzögerung verweisen. Seine Metafunktion als Indikator erlangt er nur im

---

<sup>100</sup> Köstlin (Hrsg.) (1983).

<sup>101</sup> Brednich, Rolf (Hrsg.) (1997).

<sup>102</sup> Zur volkskundlichen Sachkultur-forschung im Museumsbereich siehe Heidrich (Hrsg.) (2000): SachKulturFor-schung. Gesammelte Beiträge der Tagung Arbeitsgruppe Sachkultur-forschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim. dazu: Meggle (1998): Ta-gungsbericht: Sach-Kultur-Forschung. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Kulturhistorische Museen 15. bis 19.9.1998

Einen Überblick der aktuellen Sachkultur-forschungsansätze verschiedener Fächer siehe: Kuhn (Hrsg.) (1997): Alltag und soziales Gedächtnis. Die DDR Objektkultur und ihre Musealisierung. Tagungsbericht dieser Tagung: Meggle (1996).

Ein ähnlich bereite kontextualistische Sachkultur-forschungsansätze finden sich in der Designgeschichte: und Kunstpädagogik: siehe u. a. Scholz (1989), Ruppert (1993), (1993), Selle (1994) oder Steffen (1995).

<sup>103</sup> erstmals erschienen 1975, wiederabgedruckt in: Gerndt (1986), S. 126 - 132.

vom Betrachter festgelegten modellhaften Bezugssystem. Auf jeder dieser drei Ebenen erfüllt der Schrank seine Zeichenfunktion nur innerhalb eines Systems von Bewertungen.

Gerndt pointiert mit dieser dreistufigen Aufgliederung der Funktionen eines Objektes (und ihrer Weiterführung im Folgenden des Buches) funktionalistische Überlegungen in der Volkskunde. Er unterstreicht, dass semiotische Interpretationen nur im Zusammenhang mit systemischem Modelldenken sinnvoll sind. Mit dem Konzept der Indikatorfunktion liefert Gerndt eine methodisch aufbereitete und in seiner Offenheit universal einsetzbare Herangehensweise zur Interpretation von kulturellen Objektivationen. Gerade für Wohnen in seiner Vielschichtigkeit verschiedener Wirklichkeitsaspekte lässt sich damit immer wieder auf den je unterschiedlich greifbaren Ebenen interpretativ ansetzen.

Um eine *individualpsychologische Interpretation des Dinggebrauchs* geht es im folgenden Beispiel. Das ist eine mögliche Ausdifferenzierung des von Gerndt formulierten Grundschemas semiotischer Interpretation. *Mihaly Csikszentmihalyi und Eugene Rochberg-Halton* untersuchten in einer großangelegten Studie<sup>104</sup> das Wohnen und den Objektgebrauch von 315 amerikanischen Familien dreier Generationen. Sie befragten die einzelnen Familienmitglieder zu ihren besonders geschätzten und lieb gewonnenen Objekten. Parallel setzten sie sich mit psychologischen und philosophischen Theorien zur Mensch-Ding-Beziehung auseinander. Diese beiden Linien führen sie zusammen im Konzept der *Kultivation*. Damit bezeichnen sie - analog zum Eliasschen Zivilisationsprozess<sup>105</sup> - die Auseinandersetzung des Menschen mit den Dingen<sup>106</sup>:

„Kultivation [ist] die Verbesserung, Entwicklung, Verfeinerung oder expressive Umsetzung irgendeines Objekts oder einer Lebensgewohnheit infolge Pflege, Übung oder aktivem Kennenlernen ...“<sup>107</sup>.

Dabei betonen die beiden Autoren das Prozesshafte der Kultivation. Die Objekte als solche sind Zeichen, weil sie objektivierte psychische Energie darstellen. Wirkungsvoll werden sie aber erst in einem kommunikativen Zeichenprozess. Sie können dabei eine aktive Rolle spielen im Rahmen von Handlungen oder von Kontemplation. Wichtig ist in dieser Person-Objekt-Beziehung, dass es bei dieser Transaktion nicht nur um physische Verhaltensweisen geht, sondern um psychische Aktivitäten.

*Drei Modi der Transaktion* sehen Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton als bestimmend für die Kultivation an. Als Beispiel geben sie den Vorgang des Erinnerns während des Betrachtens oder Sich-Vorstellens von Familienfotos: Zuerst handelt es sich um eine ästhetische

<sup>104</sup> Csikszentmihalyi / Rochberg-Halton (1989), *Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs*.

<sup>105</sup> Elias (1969): *Über den Prozess der Zivilisation*.

<sup>106</sup> Selle / Boehe (1986) in ihrer Intensivbefragung mit drei Ehepaaren zum Wohnen in ihren Häusern kommen zu einem ähnlichen Ergebnis. Sie nennen die Auseinandersetzung mit den Dingen „Aneignung“.

<sup>107</sup> Csikszentmihalyi / Rochberg-Halton (1989), S. 185.

Erfahrung, in der die intrinsischen Objekteigenschaften wirken, wenn beim Betrachten Zeichen von liebgewordenen Personen wachgerufen werden. Dabei wird aber in der Aufmerksamkeit auch psychische Energie kanalisiert. Gewisse mit den betrachteten Menschen verbundene Stimmungen kommen auf und es entsteht eine Fülle von Gedanken 'wie es war'. Schließlich hat diese Transaktion etwas Intentionales, eine Zielorientierung. So könnte beispielsweise das Sich-Eingefügt-Fühlen in eine Familienreihe beim Betrachten mitschwingen und als Ziel erlebt werden.

Im Umgang mit den Dingen strukturiert sich das Selbst. Diese Aussage differenzieren Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton<sup>108</sup>: *Sie sehen das Selbst auf die Umwelt bezogen in drei Ebenen*. So können die Dinge helfen eine „eigene Welt“ aufzubauen und damit die Entwicklung des personalen Selbst fördern, helfen, die Frage nach dem 'Wer bin ich?' zu beantworten. Doch gleichzeitig ist das personale Selbst ganz verwachsen mit dem sozialen Selbst. Objekttransaktionen können dazu beitragen, die Frage nach dem „Wer bist du und wer sind wir?“ zu beantworten. Eine Frau berichtete beispielsweise, all ihre Dinge zusammen stünden für die gemeinsame Familienzeit des Heranwachsens ihrer Kinder. Als drittes sprechen die beiden Autoren von der Ebene des kosmischen Selbst. Hier geht es um die Beantwortung der Frage: „Was ist überhaupt und warum?“. Als Beispiel geben sie die Aussage eines kleinen Jungen wieder, der sagt, alle seine Dinge gäben ihm das Gefühl, mit der Welt verbunden zu sein. Als Resultat ihrer Überlegungen kommen Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton zur Auffassung vom *authentischen Selbst*, das die drei Transaktionsmodi der Kultivation in idealtypischer Weise realisiert. Es ist zuerst wahrnehmungsfähig, d.h. es kann seine Umwelt auf Grund von Erfahrung deuten. Es bleibt damit nicht beim Wiedererkennen von schon Bekanntem stehen, sondern kann sich aufgrund von ästhetischen Erfahrungen verändern. Dann ist das authentische Selbst zu „Flow-Erfahrungen“ befähigt: Es kann sich Objekten und Situationen in einer Weise zuwenden, die es ermöglicht, darin investierte psychische Energie in Form von Freude wiederzugewinnen. Schließlich kultiviert das authentische Selbst seine Intentionen und Ziele und vermag sie kritisch zu beurteilen. Damit heißt individuelle Autonomie nicht absolute Freiheit, sondern „frei sein auf Ziele hin“<sup>109</sup>

Csikszentmihalyi und Rochberg-Halton schärfen mit diesem ausdifferenzierten Modell der Selbst-Werdung im Prozess der Kultivation den Blick für die Qualitäten des Umgangs mit Dingen. Besonders fruchtbar ist die wechselseitige Sicht: Die Menschen prägen die Dinge, aber auch die Dinge die Menschen. Die Perspektive dabei ist die psychologische Entwicklung des Einzelnen. Sie allein kann zur Interpretation von „Wohnen in der ehemaligen DDR“ nicht ge-

<sup>108</sup> Csikszentmihalyi / Rochberg-Halton (1989), S. 200 - 207.

<sup>109</sup> Csikszentmihalyi / Rochberg-Halton (1989), S. 207.

nügen. Aber sie ist besonders ergiebig für die Interpretation von qualitativen Tiefeninterviews. Darüber hinaus regt sie an zur weiterführenden Frage nach der Rolle der gesellschaftlich vorgegebenen Dinge für die Selbstwerdung der Menschen. Mit dem Prozesshaften des Kultivationskonzeptes lässt sich die Statik strukturalistischer Struktur-Symbol-Systeme überwinden. Wie jeder wissenschaftlichen Arbeit - nur hier besonders deutlich formuliert - liegen dem Konzept der Kultivation vorwissenschaftliche Grundaxiome zugrunde. Die „Kultivation“ erwächst durch ihre philosophische Weiterentwicklung und Zusammenführung mit dem empirischen Material zum philosophisch-anthropologischen Konzept. Hier lässt sich auch die wissenschaftliche Erforschung des Wohnens einordnen und gewinnt damit Sinn. Der genaue Blick eines Wissenschaftlers auf den wohnenden Menschen kann die Wahrnehmung schärfen und so Teil des Kultivationsprozesses werden.

Alle drei besprochenen Ansätze in der Wohnforschung – strukturalistische, sozialstrukturelle oder semiotische - kommen in reiner Form kaum vor. Zwischen ihnen besteht ein Zusammenhang: Sie akzentuieren nur jeweils verschiedene Seiten einer Wirklichkeit, welche die Wissenschaft je nach den Bedürfnissen ihrer Zeit in den Vordergrund stellt. Strukturalistische Ansätze gliedern die Wohnwirklichkeit in Einzelparameter auf, die nur in systemischer Wechselwirkung funktionieren. Als eines der großen übergeordneten Systeme kann die Gesellschaft angesehen werden. Sozialstrukturelle Ansätze interessieren sich für Wohnen als Ausdruck gesellschaftlichen Standorts und Feld gesellschaftlicher Kämpfe. Die Statik, die Strukturmodellen oft anhaftet, versuchen semiotische Ansätze zu überwinden. Indem die Wohngegenstände als Zeichen in einem Kommunikationsprozess gesehen werden, kommt der Mensch als zentraler Faktor wieder ins Modell. Semiotische Ansätze gehen dann auch oft vom Einzelnen aus: Das kann der einzelnen Wohngegenstand sein oder der einzelne Benutzer, durch dessen Umgang mit dem Ding sich erst sein Zeichencharakter realisiert. Sach- und Bewusstseinsforschung sind dabei keine getrennten Bereiche mehr, sondern gehören in der Wechselwirkung der beiden Ebenen zusammen.

Über die besprochenen Arbeiten hinaus hat sich die Wohnforschung in den letzten dreißig Jahren reich ausdifferenziert. Viele Fenster in weiterführende Bereiche, die hier nicht berücksichtigt werden konnten, sind aufgetan: beispielsweise Familienforschung, Stadtforschung, Wandschmuckforschung, Untersuchungen zur Hausarbeit, zur Industrialisierung des Haushaltes oder der historische Wandel der Wohndinge zu Waren. Auch eine erste Zusammenschau zur



„Geschichte des Wohnens“<sup>110</sup> bleibt additiv. Die Frage nach dem Wohnen als sozialem Totalphänomen ist letztlich nicht zu beantworten. Wohnen ist wie Sich-Ernähren oder Arbeiten ein Thema aller Zeiten. Die Frage nach dem Wohnen ist daher immer wieder neu und auf neue Art zu stellen.

### - Material zum Wohnen in der DDR

Hinführung - Die Entstehungszeit bestimmt Ausrichtung - Materialien aus der DDR - Materialien vor der Wende im Westen erschienen - Wendeliteratur: - anwendungsorientierte Arbeiten, Arbeiten zur Wohnungs- und Baupolitik der SED, Arbeiten zu Innenarchitektur und Design, Ausstellungen zum Alltagsleben in der DDR, soziologische Wohnforschungen: Lebensweltforschung: „Wohnwelten in Ostdeutschland“

Zum Wohnalltag in der DDR sind so gut wie keine empirischen Arbeiten erschienen, denn der Blick in die Wohnungen der Einzelnen war zu DDR-Zeiten weitgehend verschlossen. Erst seit der politischen Wende lässt sich dieses Thema bearbeiten. Es ist weitgehend ein westliches Thema, entsprungen aus dem Interesse für den neuen, den anderen Teil des geeinten Deutschlands. Meine Arbeit versteht sich auch als eine dezidiert westliche Arbeit. Sie steht in den Denktraditionen, die ich im vorigen Kapitel zugespitzt dargestellt habe. In solcher kulturwissenschaftlichen Ausrichtung gibt es keine Studien zum Einzelwohnen in der DDR, aber Autoren der unterschiedlichsten Fachbereiche veröffentlichten im größeren Umfeld zum Thema „Wohnen“. Dieses Material soll hier nicht ausführlich gewürdigt werden, sondern nur in Auswahl genannt sein.

*Die Entstehungszeit bestimmt die Grundausrichtung der Literatur zum Thema „Wohnen“ in der DDR:* Einiges ist noch zu DDR-Zeiten in der DDR selbst erschienen. Die vorgegebene Grundrichtung war, dass sich das Leben in der DDR in stetigem Fortschritt hin zum Sozialismus bzw. Kommunismus entwickelt. Empirische Ergebnisse, die dieser Aussage widersprachen, durften nicht veröffentlicht werden. Westliche Autoren schrieben in der Zeit vor 1990 nur wenig Literatur zum Wohnen in der DDR. Darin spielt oft die Perspektive des Systemvergleichs eine Rolle. Mit der Wende ist die Transformationsforschung an die Stelle des Systemvergleichs getreten: Sie beginnt oft mit einer Bilanz des Zustandes am Ende der DDR-Zeit und fragt dann, welche Unterschiede weiterhin bestehen und wie der Übergang der ostdeutschen Länder ins bundesrepublikanische System gelingen kann.

Zuerst zu den wenigen *Materialien, die in der DDR erschienen:* Empirisches Material zur Alltagsästhetik im Wohnen erhob Ende der Achtzigerjahre Karla Scharf in sechs Einzelwoh-

---

<sup>110</sup> Wüstenrot-Stiftung, Deutscher Eigenheimverein e.V., Ludwigsburg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. 5 Bde. Stuttgart  
 Hoepfner (Hrsg.): 5000 v. Chr. - 500 n. Chr.. Vorgeschichte, Frühgeschichte, Antike. 1999.  
 Dirlmeier (Hrsg.): Bd. 2: 500 - 1800. Hausen, Wohnen, Residieren. 1998.  
 Reulecke (Hrsg.): Bd. 3: 1800 - 1918. Das bürgerliche Zeitalter. 1997  
 Kähler (Hrsg.): Bd. 4: 1918 - 1945. Reform, Reaktion, Zerstörung. 1996.  
 Flagge (Hrsg.): Bd. 5: Von 1945 bis heute. Aufbau - Umbau - Neubau. 1999.

nungen. Leider bleiben die veröffentlichten Ergebnisse so allgemein, dass sie kaum etwas DDR-Spezifisches aussagen. Dafür ist die dazugehörige Fotodokumentation von Christine Starke ganz unmittelbar in ihrer Wirkung. Fotografische Sozialreportagen von Wohnungen oder Familien in ihren Wohnungen und ihrem Wohnumfeld erstellten neben Christine und Günter Starke auch Sybille Bergemann und Christian Borchert.<sup>111</sup> Stark von den Fotos bestimmt ist naturgemäß auch der gewichtige Band von Heinz Hirdina zum DDR-Design aus dem Jahr 1988. Zur Architekturgeschichte des Städtebaus in der Zeit vor Honecker legte Thomas Topfstedt<sup>112</sup> im gleichen Jahr eine erste zusammenfassende Darstellung vor. Auf dem Gebiet der empirischen Stadtsoziologie arbeiteten vor allem Fred Staufenbiel und seine Schüler<sup>113</sup>. Zum Wohnen gibt es auch einige Arbeiten aus der „Lebensweiseforschung“. Sie etablierte sich in den Achtzigerjahren innerhalb der DDR-Soziologie als neue Richtung. Ihr Thema sind die tatsächliche Verankerung „sozialistischer Werte“ im Alltagsleben und die Möglichkeiten zur Vertiefung der „sozialistischen Lebensweise“. Familie, Freizeit und Wohnen wurden zu Schwerpunktthemen. Interessant an diesen Arbeiten ist vor allem, dass sie auch nach subjektiven Faktoren wie der Bewertung der Wohnung oder der Wohn- und Lebenszufriedenheit fragten. In beschränktem Maße klingen dabei, gerade wegen der Anwendungsorientierung, auch kritische Töne an<sup>114</sup>.

*Aus westlicher Sicht ist zum Wohnen in der DDR vor der politischen Wende kaum gearbeitet worden*, weil die Quellen hierzu nur extrem schwer zugänglich waren. Bezeichnend für das Denken im Systemvergleich ist die Studie „Wohnungsbau und Wohnungsversorgung in beiden deutschen Staaten - ein Vergleich“ von Manfred Melzer, herausgegeben vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung 1983. Er vergleicht die offiziell zugänglichen statistischen Daten. Ebenfalls auf das offiziell erschienene Material verwiesen war Thomas Hoscislawski in seiner

<sup>111</sup> Bildmaterial zum Einzelwohnen siehe: Scharf (1991) mit den Fotos von Christine und Günter Starke von Wohnungen samt ihren Bewohnern. Von dieser Serie sind weitere Bilder veröffentlicht im Ausstellungskatalog Starke (1996). Bergemanns Serie erschien im Ausstellungskatalog Ludwig (Hrsg.) (1996), S. 90 - 91. Sie fotografierte immer die gleiche Ansicht auf das Wohnzimmer verschiedener Bewohner von P2-Wohnungen. Die Fotoserie „Familien“ von Borchert erschien zuerst in Runge (1985), dann teilweise wiederabgedruckt in Ludwig (Hrsg.) (1996), S. 94 - 95.

Fotoserien, die nach der Wende entstanden: Ganz ähnlich sind die Bilder von Thomas Höpker, wo er 1990 die Bewohner eines Leipziger Mietshauses in ihren Wohnzimmern fotografierte, in: Windmüller (1990). Gerrit Engel (1999) zeigt das Wohngebiet Marzahn mit und ohne Menschen. Wohnungen von innen interessieren ihn nur in ästhetisierenden Ausschnitten.

<sup>112</sup> Zur Architekturgeschichte siehe Topfstedt (1988). Dort findet sich auch weitere Literatur zur städtebaulichen Diskussion innerhalb der DDR.

<sup>113</sup> Empirische Stadtsoziologie aus der Schule um Fred Staufenbiel beispielsweise: Mende (1983), Staufenbiel (1989): Brandenburg. Staufenbiel (1989): Leben in Städten. Soziale Ziele und Probleme der intensiven Stadtproduktion; oder eine Bilanz nach der Wende: Staufenbiel / Marcuse (Hrsg.): Perspektiven der Stadterneuerung nach 40 Jahren DDR. 1991; Darin gibt Staufenbiel einen Forschungsüberblick zur DDR-Stadtsoziologie: ... - zu Stärken und Grenzen der Stadtsoziologie, S. 11 - 31.

<sup>114</sup> Arbeiten der Lebensweiseforschung zum Thema „Wohnen“: Niederlande (1984): Arbeiten und Wohnen in der Stadt. Kahl / Wilsdorf / Wolf (1984): Kollektivbeziehungen und Lebensweise. Kahl (1985): Soziologische Forschungen zum Wohnen und Arbeiten in der Stadt. Aßmann / Winkler (1987): Zwischen Alex und Marzahn. Studie zur Lebensweise in Berlin.

Dissertation zur Architekturgeschichte und Baupolitik der DDR<sup>115</sup>. Vor allem von den politischen Stiftungen der BRD ist Aufklärungsarbeit über das Leben im anderen Teil Deutschlands betrieben worden. Darunter findet sich auch eine Publikation der Friedrich-Ebert-Stiftung zum Wohnen<sup>116</sup>. Schließlich sei noch der Ausstellungskatalog „Vom Bauhaus bis Bitterfeld“ zum DDR-Design genannt, der kurz vor der Wende projiziert wurde und dann auch den Umbruch in der Dingwelt reflektiert<sup>117</sup>.

Dieser Katalog gehört damit gleichzeitig auch schon zu der *Flut von „Wendeliteratur“*, die seit 1989 erscheint. Verschiedene Gründe ließen die Buchproduktion in die Höhe schnellen: ein großes Informationsbedürfnis im Westen über den unbekanntesten Osten, die vielen drängenden Probleme der Vereinigung und nicht zuletzt für die Wissenschaften - nicht nur im Westen - ein neues oder neu politisch freigegebenes, bis dahin weitgehend unbearbeitetes Forschungsfeld, das auch noch breites Interesse verspricht. Auch ostdeutsche Selbstvergewisserung in der eigenen Geschichte spielt eine Rolle. Oft ist ein Rückblick auf die DDR und eine Bilanz des Momentanzustandes der Ausgangspunkt. „Wohnen“ ist dabei durchaus eines der beachteten Themen, schließlich war die Wohnsituation eine der Ursachen der Wende.

Dementsprechend untersucht Kay Zimmermann in seiner Dissertation die Wohnzufriedenheit als einen Indikator für die Haltung gegenüber dem SED-Regime<sup>118</sup>. Aus der Wende ergab sich für die Politik die Aufgabe, mit dem Erbe der DDR-Wohnungspolitik umzugehen. So erschienen einige Arbeiten zum Problem der Weiternutzung und Sanierung der Plattenbau-Neubauegebiete. Zu diesen *anwendungsorientierten Arbeiten* kommen vor allem Untersuchungen aus dem Bereich Raumordnung, Stadtplanung und auch Soziologie: Ausgangsbasis ist meist statistisches Material. Darin geht es um solche Themen wie den Handlungsbedarf der Politik, die Infrastruktur der Neubauegebiete bis zu konkreten bautechnischen Sanierungsanleitungen für bestimmte Plattenbautypen. Planungsbezogene soziologische Forschung fragt dabei besonders nach gesamtgesellschaftlich-sozialstrukturellen Vorgaben für das Wohnen und nach

<sup>115</sup> Architekturgeschichte der DDR im Überblick: Hoscislawski (1991). Diese Arbeit wurde aber noch vor der Wende erstellt. Derselbe (1996) gibt auch einen prägnanten Überblick zur DDR-Wohnungspolitik.

<sup>116</sup> Literatur zur politischen Aufklärung von westdeutschen Stiftungen: zum Alltag allgemein Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.) (1983): *Der Alltag in der DDR*. (= Die DDR - Realitäten, Argumente, Bd. 76); speziell zum Wohnen: Dieselbe (1981) *Wohnungs- und Städtebau in der DDR. Zur Wohnungsfrage*. (= Die DDR - Realitäten, Argumente, Bd. 61). Alltagsthemen waren dabei eher ein Anliegen der linken politischen Seite. Siehe auch Gumpel (Hrsg.) (1982): *Symposium Alltag im Sozialismus*. (= Veröffentlichungen der Hans-Martin-Schleyer-Stiftung) und Gumpel (Hrsg.) (1984): *Symposium Das Leben in den Kommunistischen Staaten - zum Alltäglichen Sozialismus*. (= Veröffentlichungen der Hans-Martin-Schleyer-Stiftung, Bd. 14).

<sup>117</sup> Halter (Hrsg.) (1991).

<sup>118</sup> Zimmermann (1995): *Wohnung und Wohnen im fluchtrelevanten Erleben bei Migranten aus der DDR 1989 und 1990. Eine empirische Untersuchung von Unzufriedenheits-Indizes unter besonderer Berücksichtigung der Wohnungspolitik der SED*.

lokalen Wohnumilieus. Entsprechend der Anwendungsorientierung kommt viel solches Material von Ministerien, Bundesforschungseinrichtungen oder Stiftungen<sup>119</sup>.

Eindeutiger historisch orientiert sind *Arbeiten zur Wohnungs- und Baupolitik der SED*. Einen ersten Überblick geben Saldern und Häußermann / Siebel in ihren handbuchartigen Werken zum Arbeiterwohnen und zur Soziologie des Wohnens<sup>120</sup>. Eine Zusammenfassung des statistischen Materials zur DDR gab Egon Hölder im Auftrag des Statistischen Bundesamtes heraus. Darin findet sich auch eine übersichtliche Zusammenstellung der Daten zum Wohnungswesen und zur Baupolitik<sup>121</sup>. Von der Seite der Architekturgeschichte geben Hannemann und Hoscislowski eine Übersicht über Baupolitik und Architekturgeschichte<sup>122</sup>. Intensiver aufgearbeitet ist erst der Städtebau der Aufbauzeit der DDR<sup>123</sup>. Alle diese Arbeiten gehen aus von den offiziellen Verlautbarungen, Politikansätzen der Berliner Zentrale und den großen Bauprojekten. Eine Wirkungsgeschichte der zentralen Wohnungspolitik in der DDR-Provinz fehlt. Auch die Rolle der mittleren und unteren Verwaltungsinstanzen ist bisher weitgehend unerforscht.

Im Blick auf das Einzelwohnen spielt auch das Aussehen der dinglichen Umwelt eine Rolle. Auch hier griff das staatliche Reglement der Planwirtschaft. Den Alltag aber bestimmte vor allem die allgemeine Mangelwirtschaft im Konsumgüterbereich. Eine bilanzierende Zusam-

<sup>119</sup> Anwendungsorientierte Literatur zu Nutzung und Sanierung von Neubaugebieten, beispielweise: Bundesministerium für Raumordnung Bauwesen und Städtebau (Hrsg.) (1994): Wohnungspolitische Umbruch in Ostdeutschland - eine Bestandsaufnahme. Wohngeld- und Mietenbericht 1993. 1994 (erscheint regelmäßig). Haus und Wohnung im Spiegel der Statistik 1995/96. 1995 (erscheint regelmäßig). Leitfaden für die Instandsetzung und Modernisierung von Wohngebäuden in der Plattenbauweise. 1993.

Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumentwicklung (Hrsg.) (1994): Große Neubaugebiete. Bestand, städtebauliche Handlungsfelder und Perspektiven.

Rostock, Jürgen (1991): Zum Wohnungs- und Städtebau in den ostdeutschen Ländern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte.

Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V. (Hrsg.): Die Modernisierung des industriellen Wohnungsbaus in der ehemaligen DDR. Eine wohnungswirtschaftliche, soziologische und bautechnische Bestandsanalyse. 1993. Institut für Marktforschung, Leipzig: Wohnungen und Wohnqualität in den neuen Bundesländern. Leipzig 1991.

Wohnen in der Nahumwelt der Siedlung ist auch eine Thema von (planungsbezogener) Soziologie und Kultur-anthropologie, siehe u.a.: Herlyn / Hunger (Hrsg.) (1994): Ostdeutsche Wohnumilieus im Wandel: eine Untersuchung ausgewählter Stadtgebiete als sozialplanerischer Beitrag zur Stadterneuerung. Greiner (1993): Mehr als nur Beton - Zum Leben in Großplattensiedlungen der ehemaligen DDR (Berlin - Marzahn). Crow /Henning (1995): Wohnen und soziale Infrastruktur von Familien in den neuen Bundesländern.

<sup>120</sup> Geschichtliche Überblicksdarstellungen: Saldern (1995), S. 312 - 348. Häußermann / Siebel (1996): Wohnungspolitik und sozialistische Lebensweise in der DDR. S. 167 - 178.

<sup>121</sup> Zusammenstellungen des wichtigsten statistischen Materials: Hölder (1992), darin zur Wohnungspolitik Manzel, S. 251 - 264. zum Bauwesen Petrauschke, 1992, S. 239 - 250.

Ein Überblick zum Bauwesen: Buck (1996) und eine kritische Würdigung der Wohnungspolitik: Buck / Reuter (1991): Das Scheitern des SED-Wohnungsprogramms und die infrastrukturellen und ökologischen Erblasten für die Wohnwelt in den neuen Bundesländern. Vom Mißbrauch der Statistik unter dem SED-Regime.

<sup>122</sup> Überblicksdarstellungen zur Architekturgeschichte der DDR: Hannemann (1996): Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR. Hoscislowski (1991): Bauen zwischen Macht und Ohnmacht. Architektur und Städtebau in der DDR.

<sup>123</sup> Städtebau der Nachkriegszeit: Düwel (1995): Baukunst voran! Architektur und Städtebau im ersten Nachkriegsjahrzehnt in der SBZ - DDR. Die Dissertation von Düwel floß ein in das große Projekt: Durth / Düwel / Gut-schow (1998): Architektur und Städtebau der DDR. Dieses reich illustrierte, schwergewichtige Werk behandelt die Zeit bis 1953. Beier (Hrsg.) (1997): Aufbau West - Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit.

menschau der *DDR-Innenarchitektur und des Designs* steht, meines Wissens, noch aus<sup>124</sup>. Hervorzuheben ist im Zusammenhang meiner Arbeit der in interdisziplinärer Zusammenarbeit entstandene Band „Wohnkultur und Plattenbau. Beispiele aus Berlin und Budapest“. Besonders Kerstin Dörhöfer gelangt in ihrem Beitrag - ausgehend von einer innarchitektonischen Beschreibung der Wohnungen mit Grundrissen, Fotos und Beschreibungen der Wohnästhetik, in Kombination mit Interviews zu Nutzungszeiten und Einstellungen der Bewohner - zu fundierten Aussagen über Werthaltungen im Wohnen<sup>125</sup>.

Über wissenschaftliches Interesse hinausgehend ist die DDR-Produktkultur ein populäres und popularisiertes Thema. Von westlicher Seite spielt hier eine gewisse Freude an Exotik mit, weil in den DDR-Dingen die Zeit stehengeblieben zu sein scheint. Für ostdeutsche Betrachter ist in den Alltagsdingen die eigene östlich geprägte Biographie verdinglicht. „Ostalgisches“ Erinnern kann zur Selbstvergewisserung eigener Identität werden. Aus diesem Trend lässt sich auch der große Erfolg verschiedener *Ausstellungen zum Alltagsleben in der DDR* erklären. Wohnen oder die im Wohnbereich benutzten Dinge spielen dabei immer eine Rolle. Zum zehnjährigen Wendejubiläum häuften sich derartige Ausstellungen. Eine für Wien konzipierte Schau konzentrierte sich ausschließlich aufs Wohnen<sup>126</sup>.

Die Dinge der Wohnumwelt in ihrer sozialen Bewertung oder vielmehr als Indikatoren gesellschaftlicher Differenzierung sind auch ein Thema *soziologischer Wohnforschung*: Alphon

<sup>124</sup> Zu Innenarchitektur und Design siehe u.a.: Selle (1994). Er fügte in seine „Geschichte des Design in Deutschland“ noch ein Kapitel über die DDR ein: „Sieger und Besiegte? Zwei deutsche Alltagskulturen“, S. 338 - 354. Übersicht zur Innenarchitektur: Godau: Die Innenraumgestaltung in der DDR. In: Dörhöfer (Hrsg.) (1994), S. 105 - 138. Aufsätze zu Einzelaspekten siehe u.a.: Freytag (1997): Neue Städte - neues Wohnen. "Vorbildliche Wohnkultur" in Wolfsburg und StalinStadt. Claus (1998): Möbelstandard und Typenbau. Ein Beitrag zur Geschichte von Normen in der DDR.

<sup>125</sup> Dörhöfer (Hrsg.) (1994), darin Dörhöfer: S. 155 - 230.

<sup>126</sup> Zur DDR-Produktkultur siehe u.a.: Als Beispiel für ein westliches Buchprodukt den Bildband: Bertsch / Hedler (1990): SED. Schönes Einheits Design. Als östliches Beispiel ein Produktlexikon: Ulbrich (1996): Kleines Lexikon grosser Ostprodukte. Oder die beginnende wissenschaftliche Aufarbeitung: Kaminsky (1997) und Kaminsky (1998): Die Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser.

Musealisierung der DDR-Alltagskultur u.a.: Faulenbach / Jelich (Hrsg.) (1993): Probleme der Musealisierung der doppelten deutschen Nachkriegsgeschichte.

An vorderster Stelle steht das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt, mit der wohl umfassendsten Sammlung. Eine erste Ausstellung: Ludwig (Hrsg.) (1996): Alltagskultur der DDR. Begleitbuch zur Ausstellung "Tempolinsen und P2". Begleitbuch zur ersten Dauerausstellung: Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR (Hrsg.) (1999): „Fortschritt, Norm und Eigensinn“. Erkundungen im Alltag der DDR. Sonderausstellungen freier Initiativen oder einzelner Museen, z.B.: Wustrow seit 1995, ein Konsum-Laden im dortigen Museum. Berlin 1996, auf studentische Initiative hin: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren.

Erfurt 1996 bis 1999: Das Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt führte eine sechsteilige Ausstellungsserie „50 Jahre DDR. Ein imaginäres Jubiläum“ durch. Daraus z.B. Demme / Höfer / Moritz (1999): Typisch DDR? Personen und Gegenstände.

Berlin 1999 u.a., erstellt von Berufliches Bildungs- und Förderzentrum in Chemnitz: „Marke Eigenbau - Kreatives findiger Sachsen“ zum Basteln.

Dresden 1999: „Die andere Vergangenheit“ im Stadtmuseum Dresden.

Halle 1999: „gebeutel. im Labyrinth der Versorgungslücken. Sonderausstellung des Stadtmuseums Halle zum Alltag in der DDR“.

Leipzig 1999: „Es geht seinen Gang. Leipzig 1979 - 1989“.

Wien 1999: „Leben in der Platte“ im Österreichischen Museum für Volkskunde, Katalog dazu Müller (Hrsg.) (1999).

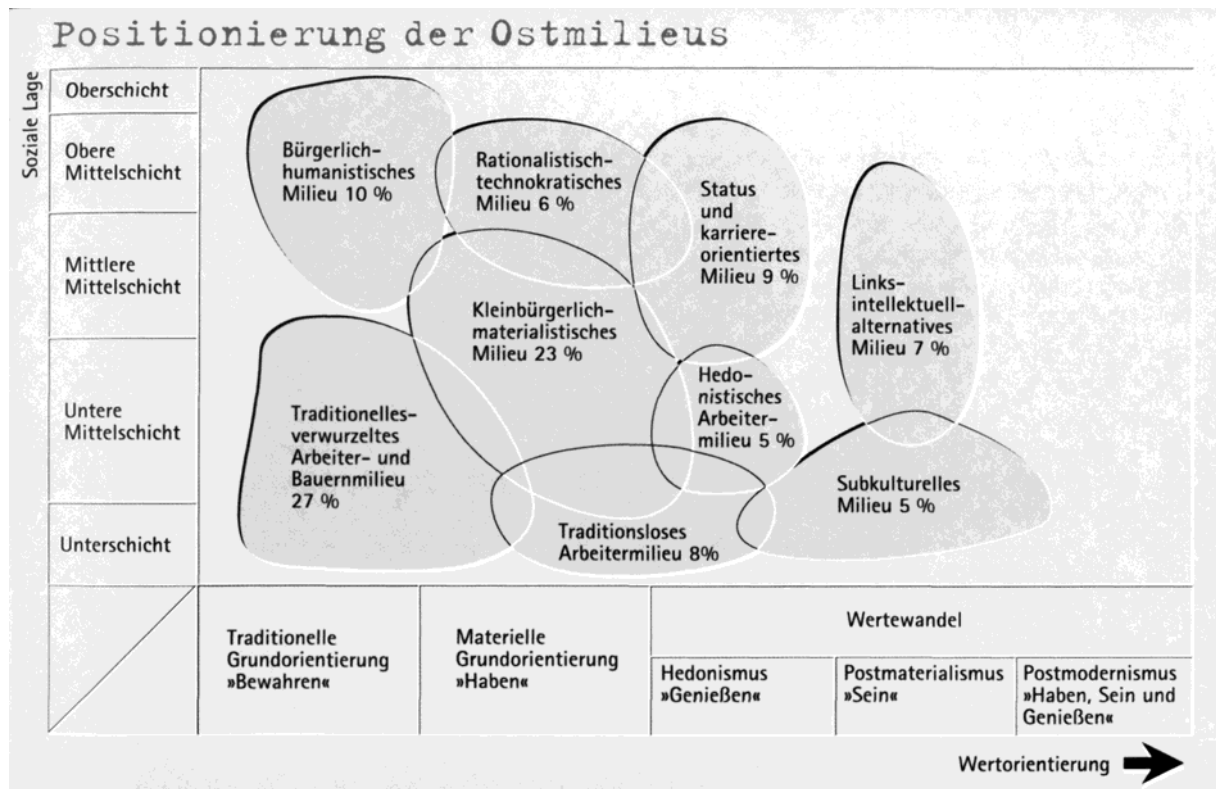
Silbermann weitete seine Untersuchungen zum Wohnerlebnis im allgemeinen und zum Badezimmer als Spezialthema auf Ostdeutschland aus. Dabei behielt er seine in Westdeutschland angewandte Herangehensweise weitgehend bei, so dass diese Studien Ost-West-Vergleiche erlauben. Berthold Flaig und Manfred Niesel wendeten das Sinus-Lebensstilmodell auf Ostdeutschland an. Zu den Wohnwelten nahmen sie noch die für Ostdeutschland so charakteristische Gärten- und Datschenkultur hinzu.<sup>127</sup>

Diese Studie „*Wohnwelten in Ostdeutschland*“ soll kurz vorgestellt sein, weil sie mit ihren aus der Analyse umfangreichen empirischen Materials gewonnenen Kategorien Beschreibungsvokabular liefert. Die Erhebungen wurden im Sommer 1992 durchgeführt. Damit liegen sie zeitlich in der Nähe zu meinen Feldforschungen. Flaig und Niesel erfassen „Wohnen“ auf zwei Ebenen: zum einen auf der Einstellungsebene und zum anderen auf der Geschmacksebene. Die Wohnphilosophien, die die Befragten in ihren Wünschen und Einstellungen ausdrückten, fassen sie in fünfzehn „Wohnmotiven“ zusammen: Am wichtigsten sind die konventionalistischen Motive „Privatheit / Harmonie, Sauberkeit / Ordnung und Normalität / Anpassung“. Dann folgen in ihrer Bedeutsamkeit die Motive für Außenorientierung: „Status-Demonstration / Abgrenzung, Mithalten / Prestige, Modernität / Trendorientierung und Biografischer Expressivismus“. An dritter Stelle stehen die Motive der Bequemlichkeit / Convenience: „Individualität / Lebensgenuß, Bequemlichkeit / Entspannung, Zweckmäßigkeit / Funktionalität und Einfachheit / Sparsamkeit“. Den hintersten Platz nehmen zivilisationskritische Motive ein: „Natürlichkeit / Idyllisierung, Askese / Reduktion, Starke Reize / Negation und Kommunikation / Spontaneität“<sup>128</sup>. Zu dieser geistigen Ebene der Wohnmotive kommt die anschauliche Geschmacksebene. Hier gehen die beiden Autoren von zahlreichen Fotografien von Wohnungen aus. Über die Häufung bestimmter Wohnmotive arbeiten sie acht ostdeutsche Wohnstile heraus: „Sozialistische Anästhetik, Rustikale Gemütlichkeit, Bürgerliche Repräsentation, Legere Funktionalität, Alternative Nostalgie, Ambitionierte Modernität, Antikonventionalismus / Starke Reize und Konventionelle Nüchternheit“<sup>129</sup>. Schließlich führen sie die beiden Ebenen zusammen, indem sie je nach Gewichtung der Wohnmotive und Wohnstilelemente den sozialen Milieus des Sinus-Modells (siehe obige Abbildung) milieuspezifische Einrichtungskriterien zuordnen.

<sup>127</sup> Soziologische Wohnforschung zu Wohndingen: Silbermann (1993): Das Wohnerlebnis in Ostdeutschland. Silbermann (1993): Badezimmer in Ostdeutschland. Lebensstilforschung in Ostdeutschland u.a.: Vester / Hofmann / Zierke (Hrsg.) (1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Vester (1995): Deutschlands feine Unterschiede. Mentalitäten in Ost- und Westdeutschland. Flaig / Niesel (1993): Wohnwelten und Gärten in Ostdeutschland. Alltagsästhetik, Wohnmotive, Wohnstile, Gartenwerte und Gartenstile in den neuen Bundesländern. Heidelberg, (Forschungsbericht der Burda GmbH, Offenburg und Sinus).

<sup>128</sup> Flaig / Niesel (1993), zu Wohnmotiven S. 48 - 58.

<sup>129</sup> Flaig / Niesel (1993), zu Wohnstilen S. 62 - 71.



**Abbildung 3: Sinus-Modell für Ostdeutschland**

Als *Beispiel dafür*, wie ein soziales Milieu durch seine Einstellungen zum Wohnen und die verwirklichte Ästhetik charakterisiert wird, folgt nun das „*Kleinbürgerlich-materialistisches Milieu*“<sup>130</sup>. Es liegt im graphischen Modell in der Mitte der neun Lebensstilmilieus. Für jedes Milieu geben Flaig / Niesel neben vier Fotos jeweils stichwortartige Charakterisierungen und knappe Gesprächszitate zu Grundeinstellung, Wünschen und Plänen wieder. Für das Kleinbürgerlich-materialistische Milieu steht beispielsweise bei den Grundeinstellungen die Familienorientierung ganz oben: Die Wohnung als Ort für ein „harmonisches Familienleben“ muss Platz bieten für die Familie samt Kindern und auch für häufige Familienfeiern. Eine „gemütliche / kuschelige“ Wohnung etwa mit Holzverkleidung oder gedeckten Farben soll private Harmonie garantieren. Ordnung und penible Sauberkeit wirken als Signale nach außen. Umfangreiche Veränderungswünsche richten sich auf einen westlichen Standard. Für die Zukunft sind vor allem neue Küchen und Bäder geplant. Beschränkte finanzielle Mittel machen dazu aber eine sorgfältige Etappenstrategie notwendig.

An meinem sehr textnahen Referieren lässt sich ablesen, wie klar, aber auch verfälschend plakativ die Autoren formulieren. Sie liefern wichtige Beschreibungsparameter und füllen sie mit farbigen und sprechenden Beispielen. Die Zuspitzung ist für eine Marktstudie angebracht. Sie erhält ihren Wert in der Gewichtung, indem klar gesagt ist, was wichtig ist und häufig vorkommt. Die Wirkung der Veröffentlichung beruht vor allem auf der Evidenz der Bilder und

<sup>130</sup> Flaig / Niesel (1993), S. 88.

wörtlichen Zitate. Für Einzelfallanalysen ist aber zu prüfen, inwieweit die Milieucharakterisierungen für das Ausloten von Zwischentönen geeignet sind. Anregend wirken sie auf alle Fälle. Leider gibt die „Wohnwelten in Ostdeutschland“-Studie weitestgehend nur Ergebnisse wieder. Beim Fragenkatalog und dem Weg der Kategorienbildung entzieht sich die Studie einer wissenschaftlichen Offenlegung der Methoden. Damit behalten die Ergebnisse ihren exklusiven Marktwert. Deshalb können die Aussagen dieser Studie auch nur als Tendenzaussagen gewertet werden. Das genügt aber, um mit der Übernahme der ostdeutschen Milieus und den ihnen zugeordneten Einrichtungskriterien meine Gesprächspartner ungefähr sozial einzustufen.

Mit dem in diesem Kapitel aufgezählten Materialien zum Wohnen in der DDR lässt sich das Thema von seiner Peripherie her einkreisen. Stadtsoziologische Studien und die Lebensweiseforschung aus der DDR beschäftigen sich vor allem mit Wohngebieten. Ebenso interessiert sich die systemvergleichende Literatur aus der Vorwende-BRD eher für Wohnen im allgemeinen / gesamtgesellschaftlich. Seit der Wende erscheint eine Fülle von Literatur zum Wohnen im Osten, die die Wohnungs- und Baupolitik der SED aufarbeitet, aber vor allem nach Lösungen für die Folgeprobleme sucht. Hier steht meistens der politische und bauliche Rahmen und die Infrastruktur für das Wohnen im Zentrum. Schwerpunktmäßig um die Gegenstände in der Wohnung geht es in Arbeiten zu Innenarchitektur und Design in der DDR. In der Musealisierung des DDR-Alltags ist die Wohninszenierung ein naheliegendes Ausstellungsmittel. In ihm liegt aber gleichzeitig die Gefahr zu „ostalgischem“ Faktenpositivismus. Die Stichworte „Platte“ und „Konsum“ alleine können das Thema nicht abdecken. Zum wohnenden Menschen und seinen Wertungen machen die Arbeiten, die sich mit der optischen Aneignung der eigenen Wohnung beschäftigen, noch die meisten Aussagen: Sie kommen aus den Fächern Ästhetik in der DDR und westdeutscher soziologischer Lebensstilforschung. Der individuelle Wohnalltag im Mikrokosmos Einzelwohnung aber ist weitgehend unerforscht. Eine problematisierende Auseinandersetzung zum DDR-Wohnalltag ist vonnöten.

### **3. Wohndefinitionen**

Wer vom Wohnen als einem Ganzen redet, muss sich auch der Frage stellen: Was „Wohnen“ eigentlich ist. Der Begriff vom Wohnen bestimmt den Blick auf das Phänomen. So haben die unterschiedlichen Fachrichtungen und Forscher ganz unterschiedliche Wohnbegriffe. Zunächst einmal lässt sich das Wesen des Wohnens in rein philosophischen Kategorien erfassen. Viel konkreter versucht eine kulturwissenschaftliche Wohndefinition „Wohnen“ als kulturgeprägtes Phänomen zu begreifen. Sie bestimmt die Art forschenden Fragens. Als Reflexionshintergrund ist für diese Arbeit auch die sozialistisch geprägte Wohnvorstellung in der DDR-Forschung und das damit verbundene Wohnleitbild wichtig. Dieses Leitbild steht als ein ideologischer Überbau



über dem Wohnalltag in der DDR. Maßgeblich sind schließlich auf empirischer Ebene die Vorstellung vom Wohnen, welche die Gesprächspartner in den Interviews formulierten. Sie zu beschreiben ist bereits erstes Ergebnis der Materialanalyse.

### **a) Wissenschaftliche Wohndefinitionen**

Schon im Wort *‘Wohnen’* ist ein breites Bedeutungsfeld angelegt. Es leitet sich aus dem althochdeutschen *wonên* ab. Seine Urbedeutung ist laut Deutschem Wörterbuch<sup>1</sup> *‘gern haben’*, *‘wünschen’*. In Bedeutung und Gebrauch kommen dann noch die Elemente des Behaglichen / Geruhsamen hinzu. Mit *‘zufrieden sein’* hat der Ablaut *‘sich gewöhnen’* und *‘gewohnt sein’* zu tun. Und auch die Bedeutungen *‘verweilen’*, *‘bleiben’*, *‘sein’* und eine Ortsbindung in der Bedeutung *‘seinen Wohnsitz haben’* kommt dem Wort *wohnen* in seiner Bedeutungsgeschichte zu.

#### **- Martin Heideggers philosophischer Wohnbegriff**

Auf die Etymologie stützt auch *Martin Heidegger* 1951 seine philosophischen Überlegungen zum Wohnen und Bauen. Dabei geht er vom Begriff Bauen aus. Er bedeutet ursprünglich Wohnen. Von daher kommt er zu einer weiten Definition von Wohnen, die das Wesen des Menschen in seinem Sein umfasst:

„Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde *sind*, ist das Buan, das Wohnen. Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen. ... Beide Weisen des Bauens - bauen als pflegen, lateinisch *colere, cultura*, und bauen als errichten von Bauten, *aedificare* - sind in das eigentliche Bauen, das Wohnen, einbehalten.“<sup>2</sup>

Wohnen, in diesem Sinne verstanden als das „schonende“ Sich-Einordnen des Menschen in eine größere Ordnung (das *‘Geviert aus Erde, Himmel, Göttlichen und Sterblichen’*), lässt sich einbeziehen in den oben beschriebenen Kultivationsprozess. Wohnen als Sein fasst das Totalphänomen. Martin Heidegger gibt dem Wohnen damit einen ganz zentralen Stellenwert: Er sieht es als Kernpunkt des Seins. Sein Vortrag schließt mit der Forderung „aus dem Wohnen [zu] bauen und für das Wohnen [zu] denken.“<sup>3</sup> Das kann einen Bezugsrahmen für die empirischen Analysen abgeben, sich vom Wohnen her menschlichem Sein zu nähern.

#### **- Eine kulturwissenschaftliche Wohndefinition**

<sup>1</sup> Wortfeld Wohnen. In: Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 14. Band / II. Abteilung. Leipzig 1960, Spalte 1206 - 1236.

<sup>2</sup> Heidegger (1954): *Bauen Wohnen Denken*, S. 21. Dazu siehe eine umfangreiche Auseinandersetzung mit der Wohnphilosophie Heideggers Biella (1997): *Eine Spur ins Wohnen legen. Entwurf einer Philosophie des Wohnens nach Heidegger und über Heidegger hinaus*. Nach Heidegger gab es keine so dezidierte philosophische Auseinandersetzung mit dem Wohnen mehr. Florian Rötzer (1995) übernimmt Heidegger wörtlich als Schlusswort in seinen derzeit viel diskutierten Überlegungen zur Stadt im Informationszeitalter „Die Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter“.

<sup>3</sup> Heidegger (1954): *Bauen Wohnen Denken*, S. 36.

Kulturwissenschaftler versuchten für ihre Untersuchungen, das Wohnen von verschiedenen Seiten einschränkend zu definieren<sup>4</sup>. Mir ist die Definition von Wohnen ein Arbeitsmittel, um das weite Feld des Wohnens grob abzustecken, aber gleichzeitig auch offen zu lassen für die Vielfalt möglicher Fragen. Ich übernehme deshalb die *heuristische Wohndefinition* von Klaus Roth, die verschiedene kulturwissenschaftliche Definitionen zusammenfasst:

„Wohnen ist

1. überaus komplex.
2. Wohnen ist die Struktur bestimmter sozial-kultureller Handlungen von Menschen.
3. Diese Handlungen werden dadurch aus der Fülle aller Handlungen ausgegrenzt, indem sie a) gewohnheitsmäßig, b) in bestimmten Räumen und c) mit bestimmten Objekten sind.
4. Die so abgegrenzten Handlungen werden in Art und Verlauf determiniert a) durch Bedürfnisse und Wünsche der Handlungsträger. Das sind individuell menschliche Faktoren; b) durch vorhandene Räume und ihre Ausstattungen. Das sind Sachfaktoren; und c) durch umgebendes räumliches, zeitliches und soziales Milieu. Das sind Milieufaktoren.“<sup>5</sup>

Diese Definition schaut weniger auf den Menschen als solchen. Vielmehr nimmt sie vor allem Handlungen, die Wechselwirkung Mensch - Objekt und die unterschiedlichen Milieu-Faktoren in den Blick. Die kulturellen Ausdrucksformen interessieren in kulturwissenschaftlicher Sicht als Indikatoren für das Wohnen. Da die Ausdrucksformen des Wohnens jeweils sehr kultur- und zeitspezifisch sind, kann eine allgemeine Definition nur sehr offen Grundfaktoren benennen. Ohne ein erfahrenes spezifisches Bild von Wohnen bleibt die definitorische Verallgemeinerung unverständlich. Dieses spezielle Bild kann z.B. das Wohnen im DDR-Sozialismus sein.

### **- Sozialistische Wohnleitbilder**

Ein spezifisches Wohnbild zeichnete die sozialwissenschaftliche Forschung in der DDR. Gerade beim Wohnen als einem zentralen Thema der offiziellen politischen Propaganda musste sie immer an die Parteilinie anschließen. Deshalb sollen hier nicht primär die Standpunkte einzelner Autoren betont werden, sondern von dieser Gemeinsamkeit her allgemeine Linien zusammengefasst werden. Durchaus vorhandene kritische Ansichten möchte ich hier nicht ausführlich diskutieren.

Wohnen ist ein Thema im Rahmen der „Lebensweiseforschung“. Dabei interessiert „Wohnen“ nur als Teil der sozialistischen Lebensweise. Meistens ist einfach nur vom Wohnen die Rede, ohne dass es definiert wird. Eine einigermaßen griffige, zitierfähige Wohndefinition gibt ein Autorenkollektiv in seiner 1987 erschienenen „Studie zur Lebensweise in Berlin“:

<sup>4</sup> Zu verschiedenen Wohndefinitionen siehe Mohrmann (1994), S. 123-124, 134 - 135.

<sup>5</sup> Roth, Klaus: Vorlesung „Haus und Wohnen“ im Wintersemester 1990/91 an der Ludwigs - Maximilians - Universität München. Diese Definition hat die Tendenz, nicht über Wesensbestimmungen, sondern mit Gleichsetzungen zu definieren, d. h. beispielsweise ist Wohnen das, was durch Wohnräume, Einrichtungsgegenstände oder Wohnmilieus determiniert ist.

„Wohnen ist ein Grundprozeß der Lebensweise, der zwar historisch geprägte, aber individuell und in eigener Entscheidung des Menschen liegende alltägliche Tätigkeiten außerhalb der beruflichen Arbeit umfasst. Diese Tätigkeiten sind an die Nutzung materieller Lebensbedingungen gebunden, wie zum Beispiel ein Haus zum Wohnen, ein Bett zum Schlafen, Geräte zur Speisezubereitung, Kleidung zum Anziehen usw.

Charakteristisch für diese Tätigkeiten ist ihre tägliche Wiederholung, die durch die notwendige Befriedigung der Grundbedürfnisse Ernähren, Schlafen, Körperpflege erzwungen wird. Die sozialökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft und das Entwicklungsniveau der Produktionskräfte bestimmen, wie jeder einzelne die materiellen Bedingungen seines Wohnens erlangt. Deshalb wohnen die Angehörigen der herrschenden Klassen in allen vorsozialistischen Produktionsweisen stets anders und besser als die Unterdrückten und Ausgebeuteten, obgleich jede Wohnung immer nur der Befriedigung der gleichen menschlichen Grundbedürfnisse diene.

Das soziale Wesen dieses Komplexes individuell disponierter Lebenstätigkeiten besteht darin, dass in ihm und durch ihn individuelle Wertorientierungen und Verhaltensnormen angeeignet und ausgedrückt werden. ...<sup>6</sup>

Erheblich ausführlicher versuchte Annette Mende in ihrer Dissertation von 1983 eine „theoretische Einordnung und Klärung des Begriffs Wohnen“<sup>7</sup> ohne dabei allerdings zu einer klar formulierten Definition zu kommen. Ihre Ausführungen seien ergänzend herangezogen, um das Typische des sozialistischen Wohnbegriffs herauszufinden.

Alle *sozialistischen Vorstellung von Wohnen* müssen per Definitionem ausgehen von den Schriften Marxs' und Engels<sup>8</sup>. Diese beiden Ahnväter des Sozialismus formulierten ihre Vorstellungen vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen mit den elenden Lebens- und Wohnbedingungen der englischen Industriearbeiter des 19. Jahrhunderts. Im teleologischen Geschichtsmodell des Marxismus spielt ferner der Vergleich der Errungenschaften des Kapitalismus mit denen des Sozialismus, aus dem heraus der Fortschritt des Sozialismus zu ersehen ist, als Perspektive eine wichtige Rolle. Die überwundene Ungleichheit ist auch in der oben zitierten Definition ein Thema. Grundlage des Sozialismus ist die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Entwicklung der Produktionsmittel und die entsprechenden sozioökonomischen Verhältnisse prägen nach der Vorstellung des sozialistischen Materialismus das gesamte menschliche Leben. Damit wird auch das Wohnen als von der Arbeitswelt her bestimmt gesehen. Mende führt aus, dass man „erst mit der Trennung von Wohnen und Arbeiten als Produkt der Vergesellschaftung der Produktion berechtigt ist, vom Wohnen als selbständigem Bereich zu sprechen“<sup>9</sup>. Der Sozialismus erhebt die Wohn- und Lebensform der Industrialisierungszeit, das Wohnen in einer von der Arbeitsstätte separierten Mietwohnung, zu seiner allgemeinen Norm. Trotz der räumlichen Trennung von Arbeiten und Wohnen werden beide Bereiche als zusammenhängend begriffen.

<sup>6</sup> Aßmann (1987), S. 111.

<sup>7</sup> Mende (1983), S. 1 - 16.

<sup>8</sup> Siehe Schmitz (Hrsg.) (1980): Wohnung - Siedlung - Lebensweise. Aus Werken und Briefen von Karl Marx und Friedrich Engels.

<sup>9</sup> Mende (1983), S. 4.

Zur allgemeinen Vergesellschaftung der Produktionsmittel gehört auch die Vergesellschaftung des Wohnraums. Es wird als gesellschaftliche Aufgabe angesehen, geeigneten Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Die Verflechtung ist im sozialistischen Ideal aber noch weiter gehend: Auch die „in den Wohnstätten verbleibenden Arbeitsfunktionen ... im Zusammenhang mit der Reproduktion der Arbeitskräfte“, die sogenannte „Hausarbeit“<sup>10</sup>, soll vergesellschaftet werden. Mende spricht 1983 noch von einer „zunehmenden Tendenz zur Vergesellschaftung der Hausarbeit“ (S. 6). Das konnten konkret etwa Kinderbetreuungseinrichtungen zur Erziehung der Kinder, Gebietsgaststätten zur Essensversorgung oder ein Wäscheservice sein. In der eingangszitierten Definition von 1987 ist davon nicht mehr die Rede, mehr von „individuell disponierter Lebenstätigkeit“. Das sozialistische Ideal sieht „Wohnen“ als Einheit von Gesellschaftlichkeit und Individualität.

„Wohnen“ ist nach dieser Vorstellung eine Aufgabe der Gesellschaft. Die Partei gibt ein *Leitbild des Wohnens* vor. Dabei ist ein dialektischer Zusammenhang konstruiert und gefordert, dass nicht nur die Gesellschaft für das Wohnen zu sorgen hat, sondern auch das Wohnen den sozialistischen Menschen formen soll. In einem hoch moralischen Anspruch wird von den Bürgern gefordert, im Wohnen die sozialistische Gesellschaft zu erfüllen. Diese Haltung manifestiert sich nicht selten in einer fast religiös anmutenden Sprache. In einem wissenschaftlichen Programmaufsatz formuliert die Soziologin Alice Kahl in ihren „Soziologischen Forschungen zum Wohnen und Arbeiten in der Stadt“<sup>11</sup> die „Zielorientierungen“ des von der SED vorgegebenen „Leitbild des Wohnens“ überraschend pathetisch:

„- Es sind im Wohngebiet solche Verhaltensweisen zu entwickeln, die den Grundsätzen der sozialistischen Ideologie, Moral und Ethik entsprechen; dazu gehören hohe Wohnkultur und sinnvolle Freizeitgestaltung in der Familie, im Wohnhaus und im Wohngebiet.

- Gemeinschaftsbeziehungen im Wohnbereich müssen zur Triebkraft ökonomischer und sozialer Effektivität werden, indem sie das Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft bereichern.
- Wohngebiete sollen eine solche Qualität der materiellen Ausstattung und der sozialen Beziehungen erhalten, dass sich Heimatgefühl und Stolz auf das Wohngebiet und die Stadt herausbilden.
- Altes und Neues sollen sich im vergegenständlichten kulturellen Antlitz der Städte vereinen und die kulturelle Identität verstärken.“

Entsprechend diesem Anspruch unterlag jede Wohnforschung in der DDR immer einem Sein-Sollens-Anspruch: Sie musste mitwirken an der Verwirklichung dieser gesamtgesellschaftlichen Ziele.

<sup>10</sup> Begrifflichkeit bei Mende (1983), S.6.

<sup>11</sup> Kahl (1985), In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, S. 80.

Jede Wohnforschung war somit anwendungsorientiert. Sie stellte dabei gleichzeitig immer ein „höheres“ Anliegen dar und durfte sich kaum kritisch äußern. Verantwortung für das Wohnen und normativer Anspruch lagen bei der Gesellschaft - das einzelne Individuum und sein wohnendes Aneignen und Sich-Erschaffen von Welt interessierten weniger. Wohneigentum war also auch für die Forschung kein Thema, obwohl die Statistik der Realzustände anderes nahe legen würde. Wohnen in Mietwohnungen stand im Vordergrund. Im Sozialismus als verwirklichtem Fortschritt und Zustand der allgemeinen Vergesellschaftung aller Produktionsgüter galt die Ungerechtigkeit sozialer Ungleichheit der kapitalistischen Zeit als überwunden. Dementsprechend durften auch Fragen nach Statusdemonstration und sozialer Unterscheidung im sozialistischen Wohnen nicht gestellt werden. Ein bisschen schimmerte jede Forschung in den Farben des Leitbildes.

Die Politik gab dieses Leitbild vor und propagierte es als Maxime ihres Handelns. Die Alltagsrealität ist aber erst zu verstehen vor dem Hintergrund des Denkens der Normalbürger: Inwieweit haben sie das offizielle Leitbild rezipiert? Welche Vorstellungen vom Wohnen waren für sie handlungsleitend?

### **b) Alltägliche Wohnvorstellungen**

Im folgenden Kapitel sollen den verschiedenen wissenschaftlichen und ideologischen Wohndefinitionen noch die Bilder vom Wohnen, welche die Interviewpartner äußerten, gegenübergestellt werden. Die *alltäglichen Wohnvorstellungen markieren das Feld dieser Arbeit*.

Von mündlichen Interviewaussagen darf man keine abstrakten Definitionen erwarten. Die Wohnvorstellungen kommen vielmehr unterschwellig in allen Äußerungen über Wohnen zum Ausdruck. *Explizit zielten zwei Einleitungsfragen auf die Wohnvorstellung*: Zu Beginn der Interviews forderte ich in der Regel meine Gegenüber zum freien Assoziieren auf: Was fällt ihnen spontan zum Stichwort Wohnen ein? Dabei ergab sich dann meist die Frage: Was bedeutet für Sie zu Hause bzw. beheimatet sein? Auf die erste Frage hin thematisierten die Gesprächspartner eher materielle Aspekte der Wohnung - als der notwendigen vier Wände. Die gefühlsmäßige Seite des Wohnens dagegen sprachen sie eher im Zusammenhang mit Zuhause-Sein an.

### - Assoziationen zum Stichwort Wohnen: die materielle Seite des Wohnens

Die Frage nach dem Wohnen engten die Gesprächspartner meist auf die Wohnung ein. - Zur Qualität einer Wohnung gehörte für die Gesprächspartner auch das „Umfeld“. - Regelmäßige Statements zum Stellenwert des Wohnens - Die Gesprächspartner äußern zuerst die eigene Betroffenheit. - Die mit der eigenen Wohnsituation Zufriedenen äußerten sich allgemein vergleichend. - Offizielles Vokabular (Komfort, Standard) ist in die Alltagssprache übergegangen. - Die Gesprächspartner gaben dem Wohnen einen hohen Stellenwert, engagierte Sprechhaltung. - Zusammenfassung

Die Frage nach dem Stichwort „Wohnen“ engten die meisten Interviewpartner selbstverständlich auf die Wohnung ein. Sie ist der Ort und die materielle Bedingung für Wohnen. Antworten auf diese Fragen waren etwa: „Ich würde sagen, dass es genug Wohnungen gibt, allerdings nicht bezahlbare.“ (20) oder „... ja Wohnen? Die meiste Zeit hält man sich ja in der Wohnung auf, ...“ (17). Nach einer Rangfolge gefragt, antwortet ein Familienvater: „Jetzt auf die materiellen Lebensansprüche bezogen? ... Ja, gibt es da noch was Wichtigeres als Wohnen? Eine Wohnung ist schon eines der wichtigsten Grundbedürfnisse.“ (5) Für ihn ist „Wohnen“ vorrangig mit materiellen Bedürfnissen verbunden. Die meisten Gesprächspartner sprechen zum Stichwort „Wohnen“ dementsprechend von den Kosten für Wohnen, der Miete, insbesondere, dass sie seit der Wende deutlich höher geworden sei (23, 21, 20, 34, 22, 30, 27, 13). Ein wichtiger Punkt ist ihnen auch noch die Qualität der Wohnung (5, 13, 34, 23, 22, 15, 24). Hierbei spielen der Komfort im Allgemeinen, Ausstattungsmerkmale wie Heizung und Bad oder auch die Größe eine Rolle.

Zur Qualität einer Wohnung gehört für einige Gesprächspartner ebenso das *Umfeld* ihrer Wohnung. Frau Hess (18) spricht davon in Zusammenhang mit den neu angelegten Grünanlagen um ihre Wohnung. Ein älterer Herr formuliert gar eine Lebensregel: „Wenn das Wohnumfeld stimmt, ist der Mensch gesund.“ (27) An anderer Stelle nennt er Garten und günstige Lage zum Stadtzentrum als seine Kriterien für gutes Wohnen. Ein Familienvater betont die Bedeutung eines guten Umfeldes besonders: „... das Umfeld: ... wie wir hier, wir haben ja alles in der Nähe, wir haben den Stadtpark in der Nähe, einen Wald, ... viel Auslauf für die Kinder.“ (31) „Umfeld“ meint in diesen Formulierungen im Zusammenhang mit Wohnung die Wohnlage und die Grüngestaltung der näheren Wohnumwelt. Keiner der Gesprächspartner benutzt den im Westen seit den Achtzigerjahren modischen Begriff 'Umwelt' oder etwa ‚Grünanlagen‘. Vielmehr übernahmen die Gesprächspartner weitgehend die Begriffe aus dem offiziellen Sprachgebrauch. Dieser wirkte bis in die Alltagssprache hinein vereinheitlichend.

Mit dem Stichwort „Wohnen“ war die Frage an die Gesprächspartner aber breiter angelegt. Aus welcher *Sprechhaltung* heraus kamen die Gesprächspartner zur Verengung auf die Wohnung allein als der gebaute Rahmen? Welche Bewertungen verbanden sie damit? Immer wieder gaben die Gesprächspartner *regelmäßige Statements zum Stellenwert des Wohnens* ab, wie etwa

folgende: „Eine Wohnung ist schon eines der wichtigsten Grundbedürfnisse.“ (5) In diese Richtung gingen die meisten Aussagen. Ein älterer Herr stellte gar eine Rangfolge auf, in der Wohnen die höchste Lebenspriorität einnimmt: „Das Wohnen selbst ist ja neben vielleicht einem schönen Urlaub das Wichtigste für mich. Und da gibt es keine Abstriche. Wenn dann in der Familie die Harmonie stimmt und die Gesundheit dazukommt, dann ist das optimal.“ (27) Einige Gesprächspartner kamen vom Mangel her auf die Bedeutung der Wohnung: „Ohne Arbeit und ohne Wohnung läuft nichts. Das sind die zwei Punkt, die an und für sich am wichtigsten im Leben sind.“ (22) oder „Das [= Wohnsicherheit] war das Wichtigste, was es überhaupt gab bei uns. ... Es gibt nichts Schlimmeres wie keine Wohnung zu haben, oder keinen Strom.“ (30) Diese vier Äußerungen spitzen zu; sie formulieren die zentrale Bedeutung des Wohnens bzw. der Wohnung im Superlativ oder als Ausschließlichkeit. Nicht alle Gesprächspartner betonten die Bedeutung des Wohnens gleichermaßen, aber alle waren sich einig: „Wohnen ist wichtig“ (wörtlich 19, 5, 18, 22).

Das mag auch daran liegen, dass Wohnen vielfach als Problem präsent ist. Auf die Frage nach dem Stichwort „Wohnen“ *äußerten die Gesprächspartner in den meisten Fällen zuerst die eigene Betroffenheit*. Das kann die erreichte Lösung eigener Probleme sein, etwa: „Wir haben ja nun jetzt hier seit einundachtzig eine schöne Wohnung.“ (13), nachdem die Familie lange sehr beengt gelebt hatte; oder der mühsame Ausbau einer Wohnung (19, ähnlich 11), oder auch befreit zu sein aus der „Abhängigkeit vom Vermieter“ (23). Noch vordringlicher und damit auch im Gespräch an vorderster Stelle sind die eigenen ungelösten, aktuellen Probleme mit dem Wohnen, wie etwa die hohe Miete (21), die dreckige Kohlenheizung (15) oder die Unsicherheit eines älteren Ehepaares, ob es bei einem neuen Eigentümer noch in der angestammten Wohnung bleiben könne (28). Eindringlich und drastisch wirkte es, wenn die Gesprächspartner sich gleich am Gesprächsbeginn von erlebten Negativbeispielen abgrenzten, wie etwa „uns geht es relativ noch gut hier. ... Wir haben auch keine Arbeit alle beide hier, aber wir kommen eben hin. Aber es gibt auch welche, wie jetzt hier oben unsere Nachbarin, die konnte die Miete nicht mehr bezahlen. Konnte den Strom nicht mehr bezahlen. Strom abgeklemmt. Dann die Miete, waren es drei oder vier Monate, dann musste sie raus.“ (30). Ein junger Familienvater gab ein anderes Beispiel für eine Abgrenzung: „Also Wohnen, was mir da einfällt, also so halt so eine schöne Gegend. Also nicht direkt in der Stadt. Denn ich hatte einmal fünf Jahre in der Stadt gewohnt. ... Und das hat mir überhaupt nicht besagt.“ (31) „In der Stadt“ stand für diesen Gesprächspartner für ein heruntergewirtschaftetes Haus, ohne ein Umfeld, in dem seine Kinder hätten spielen können. Wovon sich beide abgrenzten, ist eine reale Gefahr für sie, die einen sozialen Abstieg bedeuten würde. Durchweg gingen die Gesprächspartner von ihren eigenen vergangenen und gegenwärtigen Wohnsituationen aus. Auch wenn die meisten der Interview-

partner mit ihrem gegenwärtigen Wohnen grundsätzlich zufrieden waren, so ist doch keinem von ihnen Wohnen ein so selbstverständlicher, völlig saturierter Zustand, dass er nicht der Rede wert gewesen wäre. Das Gegenteil war der Fall: *Beim Thema „Wohnen“ sprachen die Interviewpartner vor allem von Problemen.*

Die meisten der Gesprächspartner, die mit ihrer Wohnsituation zufrieden waren, äußerten sich aber auch zu allgemeinen Problemen im Zusammenhang mit Wohnen (5, 20, 9, 13, 32, 34). Gerne wurde *Wohnen vor und nach der Wende gegenüber gestellt*. Experten wie die Geschäftsführerin eines Sozialverbandes (20), ein Politiker (34) oder Schreiner, die sich mit Inneneinrichtung beschäftigen (32), reflektierten die allgemeinen Veränderungen im „Wohnen“, die das neue politische System mit sich brachte. Dasselbe taten aber auch die Gesprächspartner, für die sich im eigenen Wohnen - über die allgemeinen Mieterhöhungen hinaus - etwas geändert hat: So kann Familie Schäfer nun ihr eigenes Haus renovieren. Sie meinte, „zu früheren Zeiten der DDR war es schwierig, überhaupt eine Wohnung zu bekommen. ... Jetzt ist es so, dass bei uns eigentlich sehr viele Wohnungen freistehen, ... aber nicht dem heutigen Standard mehr entsprechen.“ (5) Frau Hansen bekommt nun eine Westrente und ist damit im Verhältnis zu ihrer Umwelt materiell gut abgesichert. Sie konstatierte: „Zu DDR-Zeiten haben wir billig gewohnt, aber nicht komfortabel.“ (9) Und Frau Müller ist arbeitslos, seit ihr Betrieb abgewickelt wurde. Sie assoziierte zum Stichwort „Wohnen“: „Naja, im Moment fällt mir eigentlich nur ein, das, was sich im Vergleich zur DDR geändert hat: Höhere Mieten, mitunter fast unbezahlbar für viele, die arbeitslos sind. Und vielleicht noch ein mangelnder Komfort, ...“ (13) Seit der Wende ist „Wohnen“ für die Gesprächspartner neu ein Thema geworden: Es ist keine automatische Sozialleistung des Staates mehr. Zuerst erleben sie das an den höheren Mieten; nun ist eine neue Art eigener Aktivität gefragt, damit sind auch neue Gestaltungsmöglichkeiten und -spielräume eröffnet.

In den obigen Formulierungen fällt das *typische Vokabular* auf, wenn die Qualität einer Wohnung das Thema ist: Sie muss „dem Standard“ (5, 19, 34) entsprechen und „komfortabel“ sein bzw. „Komfort“ (5,13) haben. Diese beiden Begriffe stehen für eine feste Vorstellung von einer guten Wohnung, die die Interviewpartner aber nur in den seltensten Fällen benennen. In den beiden Begriffen ‘Standard’ und ‘Komfort’ hat sich ein Bild verselbstständigt. Frau Schäfer spitzt einmal zu: „Wohnen beinhaltet ja sehr viel, ... unbedingt dazugehören Heizung und Bad.“ (5) Diese beiden Ausstattungsmerkmale sind neben dem notwendigen Wasseranschluss die Mindestanforderungen an Komfort, der den guten Standard einer Wohnung ausmacht. In solch einheitlichen Formulierungen klingt die omnipräsente Propaganda zur Wohnungsfrage nach. Offizielle Ausdrucksweise<sup>12</sup> ist ein Stück weit in die Alltagssprache übergegangen: Im Woh-

<sup>12</sup> Junker (1973): Das Wohnungsbauprogramm der DDR für die Jahre 1976 bis 1990, S. 19.



nungsbauprogramm als dem zentralen Dokument, das den offiziellen Sprachgebrauch vorgab, ist im Abschnitt zur Innenausstattung die Rede vom „neu festgelegte[n] staatliche[n] Ausstattungsstandard für den Wohnungsbau“.

Die SED-Politik erhob die Lösung des Problems „der Wohnungsfrage“ zu ihrer „Hauptaufgabe“. Der öffentlichen Präsenz des Themas entspricht es, wenn die Interviewpartner durchweg beim Stichwort „Wohnen“ Probleme assoziieren. Dies geschieht in den meisten Fällen *aus einer engagierten Sprechhaltung* heraus, denn die Interviewpartner sind persönlich betroffen. Soweit lassen sich die expliziten Aussagen der Gesprächspartner interpretieren. Schwierigkeiten werden konkret geschildert, doch lässt sich zwischen den Zeilen auch Zufriedenheit herauslesen: Die Gesprächspartner *messen durchweg dem Wohnen einen hohen Stellenwert bei* und bewerten es als solches positiv. Der Grundtenor in Zusammensicht des gesamten Textcorpus aller Gespräche lautet: ‘Wir haben uns trotz vieler Schwierigkeiten unser schönes Wohnen geschaffen, wenn auch vieles verbesserungsbedürftig war.’ Aber warum sagte niemand, dass ihm Wohnen nicht so wichtig sei? Das mag an meiner Vorauswahl der Interviewpartner liegen. Ich suchte ortsfeste, erwachsene, ehemalige DDR-Bürger. Über alle Einwände hinweg bleibt Wohnen als ein menschliches Primärbedürfnis ein wichtiges Thema. Wohnen als ein Feld sozialer Distinktion, in dem es gilt, den immer neuen ästhetischen Moden zu entsprechen, wie es in den letzten Jahrzehnten in der Bundesrepublik zu beobachten war, stellte freilich für die befragten Reichenbacher kein Thema ihrer Rückerinnerung an die DDR-Zeit dar. Vielmehr sprechen sie von ihrem Einsatz, der ihnen die Grundbedürfnisse modernen Wohnens befriedigen sollte.

*Zusammenfassend* lässt sich feststellen, dass die Gesprächspartner in ihren Aussagen zum Stichwort „Wohnen“ weitgehend auf der offiziellen Linie der DDR lagen, ohne deshalb die schönrednerische Propaganda übernommen zu haben. Sie haben Begriffe der offiziellen Sprache wie ‘Komfort’, ‘Standard’ oder ‘Umfeld’ in ihren alltäglichen Sprachgebrauch aufgenommen. Wohnen hat für sie einen hohen Stellenwert. Engagiert und emotional haben sie über dieses Thema gesprochen. Denn fast alle sind von Problemen in Zusammenhang mit Wohnen selbst betroffen und haben dementsprechend beim Stichwort Wohnen zuerst an Probleme gedacht. Sie verengen das Thema „Wohnen“ auf die Wohnung als dem materiellen Rahmen. Dem entspricht, dass Wohnen zu DDR-Zeiten vor allem ein materielles Problem darstellte; soziale Repräsentation im Wohnen war kaum ein Thema. Alle Wünsche beispielsweise nach „Wohnkomfort“, die über das reine Grundbedürfnis hinausgingen, waren mit besonderen Mühen verbunden. Auch in der offiziellen Propaganda zählten vor allem die Zahlen der neugebauten Wohnungen, nicht deren Qualität. Verstärkter Wohnungsneubau galt als das alleinige Mittel, um „das Wohnungsproblem“ als „die Hauptaufgabe“ der Politik zu lösen. Sowohl die SED-

Politik als auch meine Gesprächspartner erfassten unter dem Stichwort „Wohnen“ also überwiegend die materielle Seite des Wohnens.

### **- Sich-Zuhause-Fühlen: die affektive Seite des Wohnens**

Interviewaussagen als empirischer Ausgangspunkt: Der Schlüsselbegriff ‘Umfeld’ bzw. ‘Umgebung’: soziale Sicherheit und Routinen - sprachliche Ableitung: Das Wort Gewohnheit enthält einen Rückbezug zum Wesen des Wohnens. - Verallgemeinerung: positive Bewertung des eigenen Wohnens als Voraussetzung für Gefühl des Behaust-Seins - Beispiele für die Bandbreite, die individuell Grundthemen des Wohnens variieren: Die Sachumwelt ist wichtig für die Ortsidentität; die Einbindung in ein familiäres soziales Netz bestimmt das Wohnen; alltägliche Routinen - Einordnung der Reichenbacher Ergebnisse durch Vergleich mit den Sinus-Wohnmotiven

Die Frage ‘Was bedeutet für Sie Zuhause-Sein oder Beheimatet-Sein?’ richtet sich dagegen schon in ihrer Formulierung mehr auf die subjektiven Empfindungen des Einzelnen. Dementsprechend überwiegen die Ich-Aussagen in den Antworten. Die Gesprächspartner sprachen hier von ihren Befindlichkeiten und Gefühlen im Wohnen.

In den Antworten findet sich häufig wieder *das Wort ‘Umfeld’ oder gleichbedeutend ‘Umgebung’*. Damit erweist sich ‘Umfeld’ als ein Schlüsselbegriff zum Wohnen. Eine Gesprächspartnerin setzte ‘das Zuhause’ weitgehend mit dem ‘Umfeld’ gleich. Es geht über die (materielle Seite der) Wohnung hinaus:

„Das Zuhause - es muss nicht bloß auf die Wohnung bezogen sein. Na, das ist, wenn das ganze Umfeld stimmt.“ (14)

Einige andere Aussagen führten an, was zu ihrem Umfeld bzw. ihrer Umgebung gehört:

„Das schöne Zuhause? - Na, überhaupt die ganze Atmosphäre, du kennst die Leute, die Umgebung.“ (30) oder

„Beheimatet sein - dazu fällt mir ein, ähm, Freunde, Bekannte. Das gehört für mich dazu, ich kann nicht alleine sein. Das muss ich haben, ein Umfeld muss ich haben.“ (15)

Frau Müller betonte die *soziale Komponente* noch stärker:

"Beheimatet sein, zu Hause sein - ja, das ist das ganze Umfeld. Für mich hat das eigentlich eine große Bedeutung „beheimatet“. Ich bin hier zu Hause; ich bin in Reichenbach geboren; ich bin hier aufgewachsen; habe mal vier Jahre in Halle studiert; bin aber dann mehr oder weniger durch Zufall wieder hierher gekommen und ich möchte auch nicht weg. Das ist vielleicht unser großes Problem, dass die Leute, die einmal hier wohnen auch da bleiben wollen, vor allem, wenn sich da so eine große Gemeinschaft rausgebildet hat wie bei uns hier im Haus zum Beispiel.“ (13)

Für Frau Müller ist das Vertrautsein mit dem Ort und besonders mit ihren Nachbarn wichtig. Im Laufe der Interviews betonte sie immer wieder, wie gut die in DDR-Zeiten entstandene Hausgemeinschaft sei. Fast scheint es so, als ließe sie sich von mir gerade auch deshalb interviewen, um mir diese Botschaft mitzugeben. Gleichzeitig erzählte sie aber, dass es nicht mehr ‘wie früher’ sei: Einige seien ausgezogen und mit den neuen Nachbarn gebe es keine gemeinsame Aufbaugeschichte. Die Kinder als gemeinsames Anliegen wüchsen aus dem Haus. Einige Nachbarn

zögen sich seit der Wende zurück. Sie selbst lässt anklingen, dass in der momentan wirtschaftlich schwierigen Lage nicht Ortstreue gefragt sei, sondern wohl eher räumliche Mobilität. Ihre Verklärung der alten Hausgemeinschaft klingt wie eine Klage um die verlorene Heimat sozialer Sicherheit zu DDR-Zeiten. Frau Huber dagegen war sich bewusst, wie nötig sie soziale Sicherheit braucht, aber sie wusste auch, dass deren Kehrseite die Angst vor Veränderung ist, und musste sie deshalb nicht verklären:

„M: Was bedeutet für Sie zu Hause sein?

G: Also für mich eigentlich viel. Ich wäre nie ein Mensch, der in eine andere Gegend umsiedeln würde, wahrscheinlich, ne. Wenn nicht ein ganz dringender Grund da wäre. Also ich bleibe wahrscheinlich hier in Reichenbach bis das Licht ausgemacht wird. Das ist Gewohnheit. Eine gewisse Sicherheit ist das, wenn man in einer vertrauten Umgebung ist. Und man weiß ganz genau, wenn ich den hier drüben treffe, weiß ich genau, woran ich bin. Entweder ist es Angst vor etwas Neuem oder ... also mir gefällt es besser, ich weiß so bissl die Richtung. Ja und das ist es, was ich von allen, die hier fortgemacht sind, ne, was die da eigentlich gewagt haben, was die sich alle zugetraut haben. Wäre ich zu feige, wäre ich nicht mutig genug.“ (21)

Frau Huber stammt aus der gleichen Generation wie Frau Müller, aber im Gegensatz zu ihr ist sie nicht arbeitslos, deshalb kann sie von einer besseren Position aus sprechen. Sie konnte im vertrauten Reichenbach einen neuen Arbeitsplatz finden, der wieder mit vielen sozialen Kontakten verbunden ist. Sie ist sich der ‘Sicherheit der vertrauten Umgebung’ sicher. Und doch scheint ihr Vertrauen in die Mitmenschen einer ständigen Versicherung zu bedürfen. Zwar ist das für jedes menschliche Zusammenleben notwendig, aber in einer Gesellschaft, in der man nur mit einem Netz von Beziehungen den normalen Alltag bewältigen konnte, war die sichere Einschätzung seiner Mitmenschen auf der Basis langer Bekanntschaft besonders wichtig, wenn nicht gar lebensnotwendig. Frau Huber bezeichnete sich selbst als loyal gegenüber dem SED-Regime. Wie viel wichtiger muss dann diese Sicherheit eines sozialen Umfeldes für DDR-Bürger mit einer kritischen Grundhaltung gewesen sein. Die bekannt gewordenen Fälle, in denen sich Freunde oder Eheleute bespitzelten, erregten die Gemüter der Ostdeutschen besonders. Sie erschütterten Grundfesten des Alltags.

Vor der sozialen Sicherheit nannte Frau Huber die „Gewohnheit“, die für sie das Zu-Hause-Sein ausmacht. Sie ist das, was sie schon lange kennt; sie gibt ihr „Sicherheit“. Die Gewohnheit schließt wohl auch die sozialen Kontakte mit ein. Den gleichen Begriff verwendete auch Frau Hess:

„M: Und gibt es etwas, auf das Sie sich freuen, wenn Sie im Urlaub waren und zurückkommen? G: Naja, der Urlaub ist schon wunderschön. Aber ich glaube, bisher aus jedem Urlaub bin ich gern nach Hause gefahren, immer, egal, in welcher Wohnung ich vorher gelebt habe - ich habe auch in viel, viel primitiveren Wohnungen gelebt - aber das ist wahrscheinlich schon das ganze Umfeld auch, na das ist dann auch die Gewohnheit.“ (18)

Gewohnheit ist in beiden Beispielen positiv bewertet. Sie wohl dem Umfeld zugerechnet.

Der *Begriff Gewohnheit* gehört ins Wortfeld Wohnen: Die verwandten Verben ‘sich gewöhnen’ und ‘gewohnt sein’ gehen in Richtung ‘zufrieden sein’. Damit entspricht die Sprechweise der zitierten Gesprächspartnerinnen der ursprünglichen Wortbedeutung. Das Vertraute, das Gewohnte, das Normale macht als Ureigenstes „Wohnen“ aus. In der Wiederholung heißt die Gewohnheit auch Routine. Im Fremdwort ausgedrückt kann es auch ‘das Habituelle’ heißen, von lateinisch ‘habitare’. Was wieder wohnen bedeutet.

Um zu erfahren, was Zu-Hause-Sein konkret ausmacht, fragte ich ergänzend auch nach Kontrasterfahrungen: „Gibt es etwas, das Sie gerne mal los sind, wenn Sie in den Urlaub fahren. Oder umgekehrt: Gibt es etwas, auf das Sie sich freuen, wenn Sie es dann zu Haus wieder haben?“ Ähnlich wie Frau Hess im obigen Zitat griffen die Gesprächspartner aber nur den positiven Aspekt der Frage auf. Einige kamen auch von sich aus auf diese Erfahrung, wie etwa eine Rentnerin:

„Ich bin sehr gerne zu Hause, obgleich ich auch sehr gerne verreise. Nach der sogenannten Wende, da bin ich jedes Jahr drei- viermal in Urlaub gefahren und mache das solange ich noch kann. Aber wenn die Urlaubszeit rum ist, fahre ich auch sehr gerne wieder nach Hause.“ (9)

Das ist eine typische Aussage. Die meisten Gesprächspartner formulierten ausdrücklich positiv, dass sie *gerne zu Hause seien*. Keiner äußerte sich negativ. Ich hatte auch Antworten mit Klagen über die Hausarbeit oder den immer gleichen Alltagstrott erwartet. Solches darf aber offenbar nicht so direkt ausgesprochen werden. Vielleicht spielt auch eine langjährige DDR-Erfahrung eine Rolle, dass Reisen und Umziehen für DDR-Bürger nur sehr eingeschränkt möglich waren. Folglich war es um so wichtiger, sich ein Zuhause, in dem man sich wohlfühlte, zu schaffen. Außerdem hat ‘Zu-Hause-Sein’ im Sinne von ‘Be-haust-Sein’ oder ‘sich an einem Ort häuslich eingerichtet haben’ von vornherein einen positiven Klang. Es bedeutet soviel wie ‘sich arrangieren’ oder ‘ein Eigenes aufbauen’. Sich-Zuhause-Fühlen hat auch etwas mit grundsätzlich positiver Daseinsbejahung<sup>13</sup> zu tun, ohne die man nicht leben kann. Meine Gesprächspartner finden diese in ihrem alltäglichen Wohnen.

Mit dem *Schlüsselbegriff ‘Umfeld’* bzw. ‘Umgebung’ fassen die Gesprächspartner wichtige Aspekte das Zuhause-Seins zusammen. Neben der materiell-baulichen Gestaltung der Wohnumwelt etwa durch Grünanlagen oder eine vertraute Dingwelt zählen sie dazu soziale und habituelle Aspekte. Sicherheit durch Eingebundensein in ein soziales Netz und Vertrautheit in der Wiederholung von Gewohnheiten sind der zentrale emotionale Gewinn. Im Wort Gewohnheit

<sup>13</sup> Inwieweit das SED- Regime auf so tiefe Persönlichkeitsschichten Einfluss hatte, lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht nachweisen. Der Psychoanalytiker Hans-Joachim Maas behauptet dies. Siehe dazu Maas (1990, 1991, 1992).

ist der Rückbezug zum Wesen des Wohnens schon sprachlich hergestellt. In all dem ist eine grundsätzlich positive Bewertung des eigenen Wohnens eine Voraussetzung für das Gefühl des Behaust-Seins. So brauchen die Gesprächspartner ein 'Umfeld' zum Wohnen, aber das Umfeld bestimmt auch das Wohnen.

Über diese Grundtendenzen hinaus zeigte sich in den Antworten auf die Frage 'Was bedeutet für sie Zu-Hause-Sein?' eine große Vielfalt. Sie ist so groß wie die Zahl der Gesprächspartner. Als Beispiele für die *individuellen Auffassungen, die aber doch Grundthemen variieren*, sollen hier noch einmal einige Gesprächspartner zu Wort kommen. Eine Rentnerin brachte, bevor sie es weiter ausführte, das ihr Wichtigste zuerst ganz knapp auf den Punkt. Ihre Wohnung soll *ihren Vorstellungen* entsprechen:

„Ich fühle mich zu Hause wohl. Ich habe mir das nach meinem Geschmack eingerichtet.“(9)

Für Frau Maier hängt das Eigene noch mehr an den Dingen ihrer Wohnung. Über ihre Besitztümer spricht sie auch im Lauf des Interviews immer wieder ausführlich. Sie formuliert die Bedeutung der vertrauten Dinge indirekt aus einer Verlufterfahrung heraus. Die Dinge sind es, die sie im Urlaub vermisst und damit ihr Gefühl des Zu-Hause-Seins:

„Die Gemütlichkeit, ja. Wenn du irgendwo bist, grade, mein Mann, der ist auf Montage, und da hat er mir eigentlich bis jetzt immer die Baustellen gezeigt, wo er beschäftigt war. Die Umgebung dazu, dann waren wir auch einmal in der Übernachtung, wo er untergebracht ist die Woche über. Und das ist mir immer so was Unpersönliches, die Leute können freundlich sein, wie sie wollen, ich komm in ein Zimmer, da ist ein Schrank, zwei Betten, zwei Nachtschränken und ein kleiner Tisch und zwei Stühle und da werde ich verrückt, also (lacht.) Ich kann mich damit einfach nicht äh identifizieren, wenn ich dann abends dort sitze und soll mich bloß mit Kreuzworträtsel über der Bühne halten, wenn es regnet draußen. Na, also ich will meine Umgebung haben. Ich bin so richtig erdverbunden. (lacht)“ (11)

Über die *Sachumwelt* wird ihre Wohnung für Frau Maier zum Identitätssort. Ähnlich ist die Wohnung für Frau Kurz wichtiger Bezugsort. Sie antwortete auf die Frage nach dem Zuhause-Sein:

„Das Wichtigste, was es überhaupt gibt, ein Daheim zu haben. Ja, wo ich weiß, ich habe einen Punkt, ich weiß, wo ich hingehöre. Und da fühle ich mich dann auch wohl.“ (30)

Über ihr Daheim bestimmt sie sich selbst. Ihre *Ortsidentität* garantiert ihr Wohlbefinden. Für zwei Familienväter heißt Zu-Hause-Sein sich erholen in der *Familie*:

„Ja, ein Gefühl der Geborgenheit. Das ist ein Ruhepunkt im Leben. Auf der Arbeit ist es ja mitunter bissl hektisch.“ (5) oder „Geborgenheit. Das ist für mich an sich die wichtigste Keimzelle. Für mein Schaffen, dort Ruhe zu finden, dass mir die Familie den Rücken freihält.“ (32)

Beide sehen ihr Zuhause als den Gegenort zum Arbeitsplatz. Auffällig ist, dass beide die gleichen Begriffe 'Geborgenheit' und 'Ruhe' verwenden. 'Ruhe' lässt sich interpretieren als das Gegenteil zu Hektik im Arbeitsleben. 'Geborgenheit' zu vermitteln, betrachtete ich als etwas, das Väter ihren Kindern bieten. Offenbar aber erleben sie sie selbst im Kreis der Familie. Umgekehrt kann dies im Zu-Hause-Sein auch zum Problem werden, wenn sich eine Familiensituation auflöst:

„Naja, "zu Hause sein", ich meine, das ist für mich jetzt bissl komplizierter, weil ich, wie gesagt, erst zwei Jahre hier getrennt lebe. Da muss ich erst damit umgehen lernen, dass ich alleine lebe. Ich habe mit meinem Mann gelebt, mit meiner Tochter und seit zwei Jahren, wie gesagt, versuch ich nun alleine zu leben.“ (18)

Der Aufenthalt in der Wohnung konfrontiert Frau Hess mit ihren Schwierigkeiten, das Alleinleben zu lernen. Sie spricht auch nicht vom Gefühl des Zuhauseesens, sondern von der Wohnung. Beides zusammen bekam für Frau Schön eine gesteigerte Bedeutung vor dem Hintergrund der politischen Situation in der DDR:

„Das Zuhauseesin? Beispielsweise wenn ich so an mein Werden denke. Schulisch gesehen, wenn man schikaniert wurde, da war das Wissen um sein Zuhause ein wirklicher, richtiger Schutz. Wo das wirklich für mich auch ein Wohlgefühl war und naja, ich bin ja davon ausgegangen, das wird sich vielleicht erst erweisen, ob man wirklich nicht abgehört wurde. Aber man war sich dann der Sicherheit sicher, zu Hause. Und es war halt auch ein Ort, wo man wirklich so sein konnte wie man war, wo wirklich freie Rede noch ihren Platz hatte, also das muss ich schon sagen. M: Und Jetzt? G: Es hat sich schon verändert, aber es ist immer noch, wenn man jetzt nach Hause kommt, es ist ein Wohlgefühl.“ (24)

Die Gesprächspartnerin wurde mir empfohlen, weil sie aus einer Familie kommt, die im bewussten Widerspruch zum SED-Regime lebte. Die Wohnung wurde für Frau Schön zur Schutzbastion vor staatlicher Kontrolle und die Familie zum emotionalen *Rückzugsort*. Selbst in der veränderten Situation der Interviewgegenwart, lange nach der Zeit aktiver Anfeindungen, scheint sie das Zuhause-Sein zu idealisieren. In beiden Gesprächen betont sie ganz stark das Innen: ein Innen der Wohnung, der Familie, besonders ihrer elterlichen Familie, oder auch ein spirituelles Innen. Dabei scheint eine Tendenz zum Rückzug aus der Gegenwart mitzuschwingen. Das Zuhause als Familienort kann damit in den verschiedenen Beispielen unterschiedliche Funktionen übernehmen, so etwa die eines ausgleichenden Gegenpools zum (hektischen) Arbeitsleben oder auch die eines Ersatzortes für die fehlende Möglichkeit zur freien Beteiligung am gesellschaftlichen Leben.

Bei Frau Hirmer ist Familie weniger ein Thema; sie lebt alleine und verbringt als Arbeitslose viel Zeit in ihrer Wohnung. Wohl deshalb denkt sie bei der Frage nach dem Zuhauseesin zuerst an verschiedene *häusliche Tätigkeiten*:

„M: Was gehört da für Sie dazu zum Zuhausesein?

G: Mir das schön bequem machen, Fernseh schauen. Oder Radio hören, wenn ich meine Arbeit mache. Ja, was sonst? Wie gesagt, ich bin auch gerne, weil ich ja immer alleine bin, ich bin gern zu Hause. Schön bequem und gemütlich machen. (lacht)

M: Und wenn Sie jetzt mal weg sind, also so im Urlaub oder so, gibt es dann etwas, wo Sie sagen: "Ach, da freu ich mich, wenn ich`s wieder habe, wenn ich wieder heimkomme?"

G: Ich fahre gern nach Hause, da denke ich schon vorher wieder ans Wäschewaschen.

M: Ist das ironisch gemeint jetzt?

G: Nein, wenn ich vierzehn Tage weg bin, ich fahre gern nach Hause. Ich freue mich auf mein Zuhause.“ (17)

Die häusliche Bequemlichkeit und häusliche Arbeiten scheinen sich für Frau Hirmer nicht auszuschließen, sondern sogar zusammenzugehören. Zuerst konnte ich gar nicht glauben, dass sie sich nach dem Urlaub wieder auf eine so alltägliche Tätigkeit wie Wäschewaschen freut. Aber diese „gewöhnliche Arbeit“ ist wohl ein wichtiger Teil der ‘Gewohnheit’, von der sie und die anderen Gesprächspartner immer wieder sprechen.

Solche typischen Haushaltsarbeiten wie Waschen, Putzen, Kochen oder auch Kinderpflege heißen *Reproduktionsarbeiten*. Sie müssen immer neu reproduziert werden und werden deshalb zur Routine. Als zyklische Arbeiten sind sie meistens den Frauen zugeordnet. Sie liefern keine längerfristig bleibenden produktiven Ergebnisse. Deshalb sind sie auch zur Zeit gesellschaftlich weniger angesehen als zielgerichtet-produktive Tätigkeiten.

Was zeichnet nun die dargestellten *acht Beispiele* für das Sich-Zuhause-Fühlen aus? Sie stehen für acht Personen und ihre acht persönlichen Lebensstile. Aber gibt es darüber hinaus etwas Verbindendes? Für die Rentnerin (9) ist ihr Zuhause der Ort, wo es ihr persönlich gefällt. Die vertrauten und geschätzten eigenen Dinge lassen Frau Maier (11) sich mit ihrer Wohnung identifizieren, so dass sie zum Zuhause wird. Umgekehrt formuliert Frau Kurz (30), dass sie sich wohl fühlt, wo sie einen Identitätsort hat. Beides klingt weniger nach einer Folge, als vielmehr nach einer Wechselwirkung. Frau Hirmer (17) fühlt sich in ihren gewohnten Tätigkeiten zu Hause. Dazu gehören natürlich wieder feste dingliche Requisiten wie Radio und Fernsehapparat oder Waschmaschine. Bejahung des Eigenen und im Eigenen die Selbstbejahung finden, das kann eine Wohnung zum Identitätsort werden lassen. Der Aspekt der Routine spielt sicher in diesen wie auch in den anderen Beispielen mit eine Rolle. Die Familie als sozialer Rahmen des Sich-Zuhause-Fühlens verbindet die anderen Beispiele. Sie kann Geborgenheit und Ruhe als Ausgleich zur Erwerbsarbeit geben (5, 32). Löst sich die Familie auf, wird das Alleinleben zum Problem (18). Die Familie erfüllt für Frau Schön (24) noch weitergehende Funktionen: Sie ist ihr Schutz und Kommunikationsort - als Ersatz für Integration in ein öffentliches Leben. Dazu scheint die Gesprächspartnerin jedoch ihre Familie idealisieren zu müssen. Die Beispiele

variieren damit Grundthemen des Wohnens wie Ortsidentität, Eingebundensein in soziale Netze und alltägliche Routine.

Vergleicht man die Antworten auf die Frage nach dem Sich-Zuhause-Fühlen mit den Wohnmotiven der Sinus-Wohnweltenstudien<sup>14</sup> fällt auf, dass sie fast ausschließlich aus den Bereichen „Bequem / Convenience“ und „Gemütlich / Konventionalismus“ kommen. Zu den Bequemlichkeitsmotiven zählten etwa „Individualität“ und „Bequemlichkeit“ und zum Konventionalismus zählten „Privatheit, Harmonie“, „Ordnung“ und „Normalität“. Das sind die mehr nach Innen gerichteten Wohnmotive. Die anderen beiden Motivkreise tauchen so gut wie nicht auf in den Reichenbacher Antworten. „Repräsentativ / Außenorientierung“ wäre unter dem Stichwort Wohnen zu erwarten gewesen, scheint aber an dieser Stelle kein ostdeutsches Thema zu sein. Und der Motivkreis „Alternativ / Zivilisationskritik“ mit „Idyllisierung“ und „Kommunikation“ taucht deutlich nur in den Aussagen von Frau Schön (24) auf. Sie ist allerdings mit ihrer Haltung deutlichen Widerspruchs zum SED-Regime eine Ausnahme unter meinen Reichenbacher Gesprächspartnern. In ihrer Grundtendenz stimmen die Reichenbacher Gesprächspartner überein: Sie verbinden mit dem Sich-Zuhause-Fühlen vor allem die affektiven / emotionalen Seiten des Wohnens.

### **- Das Wohnbild der Gesprächspartner**

Zum Abschluss der Überlegungen zu Definitionen des Wohnens soll nun *das Wohnbild der Gesprächspartner zusammengefasst formuliert* werden. Sie zeigen in ihren Aussagen zwar eine Vielfalt unterschiedlicher Wünsche und Vorstellungen, doch Grundthemen verbinden die einzelnen Aussagen. Deshalb lassen sich die Einzelaussagen in einem Wohnbild zusammenbringen.

Das *Spezifikum dieser Wohndefinition* ist bestimmt durch die *Auswahl der Gesprächspartner* und ihrer Lebenssituation. Zu Wort kamen ortsfeste, erwachsene ehemalige DDR-Bürger, solche Personen, die seit der DDR-Zeit kontinuierlich am Ort wohnten. Sie sollten auch die DDR bewusst als Erwachsene erlebt haben. Damit finden sich im befragten Personenkreis keine Jugendlichen, die in der Entwicklungsphase stehen, in der ja die Außenorientierung besonders stark ist und die Innenorientierung auf die Familie und damit auch auf Wohnen in den Hintergrund tritt. Das mag ein Grund sein, dass meine Gesprächspartner dem Wohnen einen so positiven Akzent verleihen. Mit der Wohnung ist der Ort der wesentlichste Faktor für ihr Wohnen. Unter den Interviewpartnern findet sich niemand, der sich als Hausfrau bzw. –mann bezeichnet hätte. Auch die arbeitslosen Frauen gehen in ihrer Vorstellung des Wohnens von außerhäuslicher Erwerbstätigkeit aus. Sie sehen deshalb Wohnen und Erwerbsarbeit als zwei räumlich ge-

---

<sup>14</sup> Siehe Flaig / Niesel (1993), S. 48 - 49.



trennte Lebensbereiche an. Hier wirkten die Vollbeschäftigung in der DDR-Gesellschaft und die Konzentration der Arbeitswelt in großen Industriebetrieben nach. Somit beeinflusst die frühere Lebenswirklichkeit die Vorstellung der Gesprächspartner vom Wohnen. Aber die erzählte Wohn-Wirklichkeit und die Vorstellung vom Wohnen sind nicht identisch. Vielmehr geht es um ein *Bild im Kopf*, um eine geistige Konstruktion.

In ihrem Wohnbild verbinden die meisten Gesprächspartner die beiden vorgestellten Seiten des Wohnens: Die Wohnung bzw. das Wohnen und das Sich-Zuhause-Fühlen gehören für sie untrennbar zusammen. Der gewöhnliche Begriff von Wohnen geht also vom geglückten Wohnen aus, nicht von der Krise des Wohnens, obwohl diese keineswegs eine ferne Erfahrung ist, denn im Laufe der Interviews schilderten die Gesprächspartner immer wieder Situationen, in denen die beiden Seiten nicht zusammenstimmten.

In der Zusammenschau ergibt sich das Wohnbild der Gesprächspartner: Wohnen beinhaltet Sein und Tätigkeiten in der Wohnung. Es ist bestimmt durch:

- a) einen materiellen Rahmen von Wohnung und Hausrat: Wohnen ist auf den festen Ort der Wohnung bezogen. Eine Wohnung ist gekennzeichnet durch mindestens folgende Ausstattungsmerkmale: Kochgelegenheit, Abtritt, Wasseranschluss und Heizmöglichkeit. Zum Wohnen sind bestimmte Gegenstände nötig: Als Mobiliar und Hausrat beeinflussen sie Wohnhandlungen und Befindlichkeit im Wohnen.
- b) bestimmte Wohnhandlungen: Wohnen beinhaltet bestimmte Tätigkeiten, unter anderem das Sich-Erholen, Hausarbeit, Reproduktionsarbeiten und Familienarbeit, die - überwiegend routinemäßig ausgeführt - Bestandteil fester Gewohnheit sind. Wohnen ist auch bestimmt durch das Fehlen von Erwerbsarbeit.
- c) durch den Affekt des Sich-Zuhause-Fühlens: Wohnen ist ein wichtiges Bedürfnis; es ist grundsätzlich positiv bewertet. Im Wohnen realisiert sich das Gefühl des Sich-Zuhause-Fühlens; aus dem Wohnen lässt sich eine Ortsidentität gewinnen. Wohnen braucht ein Umfeld bzw. eine Umgebung. Dazu gehört das bauliche und soziale Umfeld außerhalb der Wohnung, aber auch innerhalb das Eingebundensein in ein soziales Netz. Die Wohnung ist bevorzugter Ort des Familienlebens. Die typischen Modi des Wohnens sind Gewohnheit und Selbstbestimmtheit.

In dieser Formulierung ist das Wohnbild der Gesprächspartner interpretativ verdichtet und damit auf ein Metaebene gehoben. Farbiger und lebendig machen das Bild aber erst die vielen Zwischentöne, in denen sich das Wohnen für die Menschen realisiert. Diese Erfahrungsebene soll immer wieder der Ausgangspunkt meiner Arbeit sein. Ein Schreiner, als zeitgenössischer Experte fasst seine Erfahrungen zum Thema „Wohnen“ zu DDR-Zeiten zusammen:

„Das war gar kein Thema. Das Wohnen war überhaupt kein Thema in dem Sinne, erst wie das heute ist. Das ist ja heute eine Philosophie, Wohnen. Das war damals das Nebensäch-

lichste auf der Welt. Das Wichtige war, einen Wohnzimmerschrank zu bekommen. Wie auch immer, Schlafzimmerschrank, paar Betten zu bekommen. Das war das Hauptthema. Aber das Wohnen an sich, warum, wieso, weshalb, das war vollkommen wurscht.“ (32)

Kehren wir also zur Ebene von Schrank und Bett zurück. Sie ist Ausgangspunkt und Korrektiv der Interpretation.

## II. Quellen zum Wohnen

Die Suche nach den Spuren des DDR-Wohnalltags in Reichenbach bewegte sich auf zwei Wegen: Das sind zunächst einmal Materialien, die vor der Wende entstanden, also zeitlich authentische Quellen. Besonders aussagekräftig sind sie, wenn sie als echte Überreste entstanden, d.h. aus dem Alltagsleben erwachsen und nicht für eine spätere Zeit angelegt wurden. Die Ausbeute an solchen historischen schriftlichen Quellen war eher gering. Alltagsgegenstände haben sich zwar viele erhalten, aber für sie braucht es einen besonderen Zugang, um sie zum Sprechen zu bringen. Um so ergiebiger für Fragen des Wohnens und der damit verbunden Wertvorstellungen erwies sich ein erfahrungsbezogenes Herangehen: Im Gespräch mit den Menschen, die mit den Dingen umgingen, lässt sich eine Verbindung zwischen den Sachrelikten und ihrem Bewusstsein herstellen. Dieser zweite Weg ethnologischer Feldforschungsarbeit ist ein Kommunikationsprozess, der als solcher die Ergebnisse mitgeneriert.

### 1. Quellen zum Wohnen in Reichenbach aus DDR-Zeiten

#### a) Relikte staatlicher Wohnungswirtschaft: Akten und Statistiken

Archivisches Material zum Wohnen in Reichenbach entstand im Zusammenhang mit Wohnungsbau und -vergabe. Deshalb betreffen diese Quellen fast ausschließlich die bauliche Seite des Wohnens. So sind neben der Anschauung in Ortsbegehungen, einigen wenigen geschichtlichen Darstellungen, der Lokalzeitung und Experteninterviews vor allem Akten der Stadt- und Kreisverwaltung die *Quellen* zur Baugeschichte Reichenbachs<sup>1</sup>. Hier sind die Bestände von Wohnungsamt, Bauamt und Planungsamt einschlägig<sup>2</sup>. Auf die ganze Stadt Reichenbach - nicht nur auf Einzelobjekte - bezogene Aussagen beruhen für die Spätzeit der DDR fast immer auf den Volkszählungen der DDR von 1971 und 1981. Darauf stützen sich auch die Planungen der Generalbebauungs- und Verkehrspläne für Reichenbach. Die Daten der DDR-Statistik lassen sich in Relation setzen zu den Ergebnissen der Gebäude- und Wohnraumzählung im Freistaat Sachsen aus der Nachwendezeit von 1995. Daran lassen sich auch die früheren Zählungen in ihrer Validität nachprüfen.

#### - DDR-Statistiken als Quellen

<sup>1</sup> Siehe Quellenverzeichnis am Ende dieser Arbeit

<sup>2</sup> Bis zum Abschluss der archivischen Recherchen zu dieser Arbeit im Juni 1995 hatten allerdings die genannten Ämter ihre Bestände nur teilweise an die Archive abgegeben. In der Umbruchzeit der Wende könnte auch einiges verloren gegangen sein. Den Archivarinnen Frau Igl vom Stadtarchiv Reichenbach und Frau Spitzner vom Kreisarchiv Reichenbach sei an dieser Stelle gedankt für ihre unbürokratische Unterstützung. Auch archivisch noch nicht erschlossenes Material machten sie mir zugänglich. Bei zitierten Archivsignaturen handelt es sich deshalb teilweise um vorläufige Nummerierungen oder unnummeriertes Material.

Zunächst ist zu prüfen, was von diesem statistischen Material aus DDR-Zeiten unter *quellenkritischen Gesichtspunkten* zu halten ist, denn es hat sich nach der Wende herausgestellt, dass das SED-Regime gerade im Bereich des Wohnungswesens Statistik zu Propagandazwecken manipuliert hatte.<sup>3</sup> Große Vorsicht ist allem Material gegenüber angebracht, das zur Außerdarstellung gebraucht wurde. Der Zweifel muss sich dabei weniger auf die Zahlen als solche richten, sondern mehr auf die Definitionen. Die DDR-Statistik änderte häufig die Definitionen ihrer Berichterstattung. So wurden beispielsweise ab 1979 und 1983, entgegen internationalen Gepflogenheiten, Um- und Ausbauwohnungen sowie „Rekonstruktionswohnungen“ in die Zahl der Neubauwohnungen eingerechnet. Insgesamt betraf das rund 1.042.000 Wohnungen. Als nun im Oktober 1988 die Übergabe<sup>4</sup> der dreimillionsten seit 1971 fertiggestellten Wohnung gefeiert wurde, waren in Wirklichkeit bis zu diesem Zeitpunkt nur etwa zwei Millionen Wohnungen neu gebaut worden.<sup>5</sup>

Ein Beispiel für derartige Wohnungsbaustatistik auf lokaler Ebene sind die regelmäßigen Leistungsbilanzen des Wohnungsbaus in der „Freien Presse“, der Lokalzeitung für Reichenbach. Auch sie sind kritisch zu bewerten. Sie mussten natürlich immer möglichst gut ausfallen. Die Zahlen in den Akten und in der Freien Presse decken sich, da die Zeitung von der staatlichen Seite abhängig war. Auch die vom Reichenbacher Wohnungsamt fortgeschriebenen Wohnungsbestandszahlen sind unter der Einschränkung zu sehen, dass sie sich immer an den im Plan für das jeweilige Jahr vorgegebenen Soll-Zahlen ausrichteten.

Anders sind die Ergebnisse der Volkszählungen zu bewerten: Im amtinternen Gebrauch trugen die Zusammenstellungen der Kreisergebnisse und die darauf aufbauenden Generalplanungen und Konzeptionen den Dienststempel "Vertrauliche Dienstsache". Darin wird in einigen Fällen diskutiert, wie wenig die örtliche Situation den aus Berlin kommenden Vorgaben zur Lösung der Wohnungsfrage entspricht. Mangelsituationen werden ausdrücklich angesprochen; auch in Zahlen ist immer wieder fassbar, dass Soll- und Ist-Zustand auseinander klafften. Um Mittel für den Neubau oder die Sanierung bewilligt zu bekommen, musste von der Planungsseite ein Bedarf, d.h. die Mangelsituation, durchaus deutlich, wahrscheinlich eher überhöht, dargestellt werden. Zweifel sind eher an der Erhebungsmethode der Statistik anzusetzen. So beruht etwa die Einteilung der Gebäude in Bauzustandsstufen auf Wertentscheidungen. In die-

---

<sup>3</sup> Siehe hierzu Buck, Hannsjörg F. und Reuter, Ute: Das Scheitern des SED-Wohnungsprogramms und die infrastrukturellen und ökologischen Erblasten für die Wohnwelt in den neuen Bundesländern. Vom Mißbrauch der Statistik unter dem SED-Regime. (= Analysen und Berichte des Gesamtdeutschen Instituts und der Bundesanstalt für Gesamtdeutsche Aufgaben, 6), Bonn 1991. Ciesla: Hinter den Zahlen. In: Lütke (Hrsg.) (1997), S. 48 - 51.

<sup>4</sup> Vergleiche hierzu eine Gegenüberstellung der Zeitungsdarstellung dieses Ereignisses und der Sicht der Familie, die Honecker „besuchte“: Wer trank aus Honeckers Tasse? In: Eulenspiegel Nr. 16/1990, wiederabgedruckt In: Helwig (Hrsg.) (1990): Die letzten Jahre der DDR. Köln, S. 88 - 89.

<sup>5</sup> Siehe hierzu Ciesla: Hinter den Zahlen. In: Lütke (Hrsg.) (1997), S. 48 - 51.

sem Punkt sprechen die Planunterlagen schon von möglichen Dunkelziffern. So ist das zugängliche Material der Stadt- und Kreisverwaltungsakten durchaus als glaubwürdig einzuschätzen, vielleicht nicht bis in jede Kommastelle, aber auf alle Fälle in seiner Tendenz.

### **- Aussagewert von Statistiken zur Alltagswirklichkeit des Wohnens**

Im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit ist die Frage relevant: Was sagen die "objektiven Kriterien" der Statistik<sup>6</sup> und Bauplanung über die Alltagswirklichkeit des Wohnens aus? Statistik kann niemals die Wirklichkeit selbst erfassen, sondern nur anhand möglichst treffender Indikatoren zu beschreiben. Die amtlichen Statistiken beschränken sich dabei auf sogenannte objektive Indikatoren, die von der Wahrnehmung der Bewohner unabhängig sind. Ein und derselbe Zustand kann dagegen unter verschiedenen Voraussetzungen von den jeweiligen Bewohnern aus ihrer subjektiven Sicht völlig unterschiedlich eingeschätzt werden: Dies erfassen subjektive Indikatoren. Die vorliegenden amtlichen Statistiken zum Wohnen in Reichenbach sind Baustatistiken: Sie liefern Informationen zu Baualter, Gebäudetypus, Wohnungsgröße und Ausstattung. Diese Indikatoren der Statistik stammen aus der Zeit der Industrialisierung. Besonders deutlich wird dies an der Grundeinheit der Statistik: der Wohnung<sup>7</sup> oder der Wohnungseinheit (= WE). Sonja Markhardt, langjährige Mitarbeiterin im Wohnungsamt in Reichenbach, die dort die Statistik führte, definiert: "Sobald es zwei Wohnräume waren, war es eine Wohnungseinheit, ... also Zimmer plus Küche oder Kochnische" (33). Das heißt, Bad und WC sind kein Kriterium für die statistische Größe "eine Wohnung", ebenso wenig die Quadratmeterzahl. Die für die Qualität einer Wohnung gleichfalls bestimmenden Faktoren wie etwa die Beziehung zum Außenraum, das Vorhandensein von Garten, Balkon oder der Grad an Immissionsbelastung mit Lärm oder Luftverschmutzung erfassen sie nicht. Einer Beschreibung der Wohnverhältnisse in der BRD entsprechen die statistischen Indikatoren deshalb teilweise nicht mehr ganz. Da die DDR den Wohnungsbestand aus der Zeit der Industrialisierung vielfach unverändert übernahm und damit auch viele der Probleme ungelöst blieben, decken sich jedoch in einigen Punkten objektive Indikatoren der Statistik mit den subjektiv betonten Kriterien der Interviewgesprächspartner: So stehen etwa die Ausstattungsmerkmale wie Art der Toilette - Innen-WC oder Trockenklo auf halber Höhe - oder Heizung und Küche im Zentrum vieler Wohnin-

---

<sup>6</sup> Zu Aussagewert und Grenzen von Statistiken zum Wohnen siehe Häußermann / Siebel (1996): S. 180 - 184.

<sup>7</sup> Offizielle Definition in: 5270 Staatliche Zentralverwaltung für Statistik - Kreisstelle Reichenbach: Information über die Wohnraumverhältnisse im Kreis Reichenbach nach den endgültigen Ergebnissen der Wohnraum- und Gebäudezählung am 1.1.1971, S. 13, Anlage 1: "Als Wohnung zählt: ein oder mehrere Räume, die in der Regel strukturell zusammenhängen, für Wohnzwecke gebaut wurden und einen eigenen Wohnungseingang unmittelbar vom Treppenhaus, von einem Vorraum des Hauses oder von außen haben sowie eine eigene Küche bzw. Kochnische besitzen. Ein Korridor oder andere Nebenräume müssen nicht vorhanden sein." In der Veröffentlichung des Statistischen Bundesamtes aus der Nachwendezeit, die diese DDR-Zählung verwendet, ist die Definition allerdings erweitert: Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1993): Wohnungsbau und Wohnungsbestand 1970 bis 1990: "Als Wohnung gilt: ....ferner Wasserversorgung, Ausguß und Toilette, die auch außerhalb des Wohnungsabschlusses liegen können." S. 51. Es ist also eher mit dem niedrigeren Standard zu rechnen.

terviews. Andere, besonders DDR-typische Indikatoren sind dagegen statistisch überhaupt nicht erfasst, etwa die Versorgung mit Konsumgütern, deren Besitz als Privileg galt, wie z.B. eine Couchgarnitur „in Exportqualität“. Die amtliche Statistik interessiert sich vor allem für die Gebäude: ihre Anzahl und ihren Zustand. Die Menschen als Bewohner mit ihrem Einkommen, Beruf und Ausbildung und anderen Schichtmerkmalen oder demographischen Merkmalen wie Geschlecht, Alter und Familienstand in der Zuordnung zu den Gebäuden kommen kaum vor. So unterlagen alle Fragen der sozialen und statusmäßigen Differenzierung für die DDR der ideologischen Prämisse der verwirklichten Gleichheit und durften in dieser Art offiziell nicht gestellt oder nur in einer Richtung beantwortet werden.

Eine Darstellung der örtlichen Rahmens zum Wohnen in Reichenbach muss sich daher weitgehend auf die baulichen Verhältnisse beschränken. Diese geben allerdings den unverzichtbaren Hintergrund ab zu einer exemplarischen Untersuchung auf der Basis der Interviews zum Wohnen als Handeln und Sein. Zusammenfassend lässt sich sagen: Das Reichenbacher Archivmaterial ist durchaus als Quelle zur Stadtentwicklung tauglich, allerdings ist jede Zahl nur als Tendenzaussage in ihrem je eigenen Kontext zu lesen.

### **b) Private Materialien**

Unter der Überschrift '*Private Materialien*' zum Wohnalltag sind hier solche Quellen zusammengefasst, die die Wohnenden selbst angelegt oder gesammelt haben. Sie sind selten, da Alltag seinem Wesen nach das Sich-immer-Wiederholende ist, das Normale, das im Gegensatz zum Besonderen meist nicht als festhaltenswert gilt. Oder es handelt sich um echte Überreste, die zweckgebunden angelegt wurden und übrig geblieben sind. Ein Beispiel dafür wären etwa Einkaufszettel oder Putzlisten für den Hausflur. Wenn es seinen Zweck erfüllt hatte, wurde solches Material aber meistens weggeworfen. Privates Material wird auch nirgends systematisch gesammelt, deshalb ist es schwer zugänglich. Ich berücksichtige in dieser Arbeit besonders die privaten Materialien, die meine Gesprächspartner mir zur Verfügung stellten. So war es auch möglich, ihren Gebrauchszusammenhang abzufragen, der den Aussagewert privater Materialien oft erst ausmacht. Insgesamt sind private Materialien zum Wohnen sehr heterogen in Umfang und Aussagekraft: Die Spannweite reicht vom einzelnen Notizzettel bis zum umfangreichen Tagebuch. Die Vielfalt möglicher Quellen soll hier wenigstens genannt sein. Vorliegendes Material, das im weiteren Verlauf dieser Arbeit nicht näher besprochen werden kann, soll - über eine reine Quellenkritik hinausgehend - hier auch inhaltlich kurz vorgestellt werden.

### - Rechtliche Dokumente in privater Hand: Mietverträge und Hausbücher

In den Haushalten der meisten Gesprächspartner waren noch alte Mietverträge und Hausbücher vorhanden. Als offizielle Dokumente mussten sie aufbewahrt werden und wurden oft nach der Wende an ihren sicheren Aufbewahrungsorten vergessen. Sie sind mehr Zeugnisse staatlicher Wohnungspolitik als persönlichen Wohnens. Die *Mietverträge* waren standardisiert. Die Miethöhe war DDR-weit einheitlich vom Staat festgelegt. So beschränkt sich ihre Aussage auf die äußeren Fakten: Wer vermietete wann an wen welche Wohnung? Und schließlich noch: Über welche Ausstattung verfügte diese Wohnung? Richtig sprechend werden diese Daten aber erst, wenn man weiß, wie viele Personen in einer Wohnung zusammenlebten, in welchem baulichen Zustand sich eine Wohnung befand und vor allem, inwieweit die Wohnung den Bedürfnissen der Bewohner entsprach. Dazu ist das Gespräch mit den Wohnenden nötig. Die Fakten könnte man auch aus der Wohnungskartei<sup>8</sup> des Wohnungsamtes ermitteln. Den Gesprächspartnern dienen im Interview die Mietverträge dazu, die genauen Jahreszahlen ihrer Wohnstationen zu finden. Übereinstimmend betonten die Gesprächspartner beim Wiederlesen ihrer alten Mietverträge, wie billig doch das Wohnen im Vergleich zur Zeit nach der politischen Wende gewesen sei.

Ebenfalls ein offizielles Dokument war das *Hausbuch*. Die Hausbücher waren ursprünglich zur Kontrolle der Bürger eingeführt worden. Seit 1952 war für jedes Haus ein Hausbuch zu führen. Hier mussten An- und Abmeldungen und mehrtägige Besuche eingetragen werden. In Privathäusern war der Vermieter für das Hausbuch zuständig. In staatlichen Wohnhäusern gab es für jedes Haus einen Hausbeauftragten, der für das Hausbuch zuständig war. - Soweit die Regel. Danach müssten aus Hausbüchern die Bewohner und ihre Besucher zu ersehen sein. Interessant könnten die Besucher sein, dafür gibt es wohl keine andere allgemeine Quelle. Aber nach Aussagen der Gesprächspartner wurden die Hausbücher meistens nur sehr sporadisch geführt.

Die Frage nach den Hausbüchern war mir innerhalb der Interviews ein Indiz für staatliche Kontrolle des Privatbereichs. Inwieweit fühlten sich die Gesprächspartner kontrolliert? Der *Umgang mit den Hausbüchern* sagt etwas aus über die Haltung zur Staatsgewalt. Eine Gesprächspartnerin berichtete über den Umgang mit dem Hausbuch:

„Das hat man ja auch nur einmal gekriegt, wo man eingezogen ist, wo man sich eingetragen hat. ... Ja, da habe ich auch in dem Hausbuch mal nachgesehen. Oben drinne hat ein Ehepaar gewohnt, das war ein Lehrerehepaar, die waren ganz genau und gewissenhaft, die haben auch weiß Gott eingetragen, wenn die Besuch hatten.“ (21)

---

<sup>8</sup> In der Wohnungskartei des Wohnungsamtes ist jede einzelne Wohnung kartiert: Art, Alter, Zustand des Gebäudes, die Bewohner und ihre Bewohndauer, oder auch wann ein Privathaus in die Verwaltung der Gebäudewirtschaft übergeben wurde. Sie war ein Hilfsmittel bei der Wohnungsvergabe. Bei jedem neuen Zu- oder Abgang wurde die Kartei aktualisiert. Daraus ließe sich leicht für die DDR-Zeit ein vollständiges Häuserbuch erstellen. Ein Problem könnte nur der Datenschutz sein.

Die Sprecherin wunderte sich hier darüber, wie genau ihre Nachbarn die Vorschriften zur Führung des Hausbuches befolgten. Derartiges Wörtlichnehmen der Vorgaben scheint also eher die Ausnahme gewesen zu sein. Die sonst sehr kritisch eingestellte Familie Schäfer meinte:

„Das Hausbuch ist doch eine ganz harmlose Angelegenheit. ... Normalerweise sollten, wenn Leute länger zu Besuch da waren, sie sich auch im Hausbuch eintragen, aber das haben wir nicht gemacht. Da habe ich mich nicht dran gehalten.“ (5)

Schäfers und mit ihnen die meisten Gesprächspartner sehen das Hausbuch eher als Teil des normalen Meldewesens, nicht als besondere Überwachung. Genauer musste man wohl nur bei Westbesuchen sein. In diesem Zusammenhang erwähnen einige Gesprächspartner das Hausbuch. Herr Tröger berichtete auf die Frage nach Kontrollen:

„Jaja, das ging zumindest so weit, dass wir ein Hausbuch führen mussten, und immer wenn mein Bruder Klaus aus Kempten kam, musste der sich eintragen. Das wurde abgezeichnet, da kam dann alle Jahre mal der ABV hier von der Polizei, hat sich das Buch angeguckt, ob auch die ganzen Besucher eben eingetragen waren. Und das fand ich an und für sich Eingriffe in die normale Privatsphäre.“ (27)

Hier handelt es sich wohl um echte Kontrolle. Herr Tröger als selbständiger Geschäftsmann mit regelmäßigen Westkontakten wurde vermutlich etwas genauer beobachtet. Der ABV, der Abschnittsbevollmächtigte, war als Gebietspolizist für kleinere Vorkommnisse im Wohngebiet zuständig, unter anderem auch für Hausbücher. Die Kontrolle der Hausbücher konnte einen äußeren Anlass abgeben, um die Bewohner innerhalb ihrer Wohnung zu kontrollieren. Ein Beispiel dafür gab Frau Moll:

„Musste doch immer eingetragen werden, wer zu Besuch kam. Und dann kam der immer zur Kontrolle für das Hausbuch. Da hatte der immer einen Vorwand. ... Und das Hausbuch war immer ein Vorwand, bestimmt. Ja, die wollten dann schon mal die Wohnung mit gucken. Dann war ja mal eine Zeitlang, wo man keine Westantenne haben durfte.“ (7)

Frau Moll erzählte dies in einer souveränen Haltung: Sie fand diese Kontrollen lästig, aber der ABV konnte ihr nichts anhaben; sie fühlte sich ihm nicht unterlegen. Sie sagt selbst, dass die Ausübung der Kontrollen sehr von der Person des einzelnen Gebietspolizisten abhängig war. Auch liegen die Kontrollen schon längere Zeit zurück. Die meisten Gesprächspartner erinnerten sich an Hausbücher nur auf meine Nachfrage hin. Die Hausbücher scheinen in der Spätzeit der DDR kein Thema mehr gewesen zu sein. Dafür spricht auch, dass die Erzählungen kaum emotional aufgeladen sind.

Insgesamt ist der Tenor der Aussagen meiner Gesprächspartner, dass sie die Hausbücher für eine lästige, zu vernachlässigende und harmlose Einrichtung halten. Mit der Vorschrift der Hausbücher hatte sich der SED-Staat ein Kontrollinstrument über seine Bürger geschaffen, das weit in ihr Privatleben hineinreichte: Es betraf die sozialen Kontakte und ging bis in den Privat-



bereich der Wohnung. Allerdings unterließen es die staatlichen Organe in den meisten Fällen, ihre Macht durch Ausübung von Kontrolle auch durchzusetzen. Offene Konfrontationen mit seinen Bürgern vermied der SED-Staat in der Honeckerzeit. In der alltäglichen Auseinandersetzung mit der Staatsmacht sicherten sich die Bürger durch passive Taktiken wie „Vergessen“ oder „Verweigern“ - beispielsweise der Hausbucheintragungen - ihren Spielraum. Gerade im Wohnungsbereich hatte der DDR-Staat dafür mit dem „Recht auf Wohnung“ selbst Voraussetzungen geschaffen, denn wer einmal eine Wohnung hatte, dem konnte sie so leicht nicht mehr genommen werden. Bei einer Vereinheitlichung des Lebensstandards auf unterem Qualitätsniveau war allein der Entzug von Privilegien noch ein Machtmittel. Wer also über keine Privilegien verfügte, dem konnte auch wenig genommen werden. Die Hausbücher sind ein dingliches Zeugnis für dieses ambivalente Verhältnis zwischen dem DDR-Staat und seinen Bürgern.

#### **- Schriftverkehr in Wohnungsangelegenheiten: Eingaben, Empfehlungen u.a.**

Privat gesammelter Schriftverkehr in Wohnungsangelegenheiten ist ein Relikt aus dem Kontakt zwischen dem einzelnen Bürger und offiziellen Stellen. An einem Beispiel soll diese Art von Material kurz vorgestellt werden. Frau Maier hat nahezu den gesamten Schriftwechsel, den sie im Laufe ihres Lebens in Wohnungsangelegenheiten geführt hatte, in einem Ordner gesammelt aufbewahrt. Mir waren zugänglich:

##### **Wohnungssuche mit dem ersten Ehemann**

Staatsratsbeschwerde des Ehemannes von Frau Maier vom 1.9.1967

Beilage: schriftlicher Entscheid der Abteilung Wohnungswirtschaft

Antwort der Kanzlei des Staatsrates vom 15.9.1967

Reaktion auf Schreiben der Kanzlei des Staatsrates vom Rat des Kreises vom 21.11.1967

Empfehlungsschreiben des Parteisekretärs der Schulparteiorganisation der Schule des Ehemannes von Frau Maier an den 1. Sekretär der SED-Kreisleitung vom 21.11.1967

##### **Rückzug nach Reichenbach nach der Scheidung vom zweiten Ehemann**

Dringlichkeitsantrag von Frau Maier an die Wohnungskommission des VEB Renak-Werke Sommer 1973

##### **Beschwerde über Hauswirt**

Eingabe bei der Gebäudewirtschaft mit Belegfotos vom 8.3.1977

Antwort der Gebäudewirtschaft auf die Eingabe vom 25.3.1977

##### **Wohnungssuche mit dem dritten Ehemann**

Eingabe von Frau Maier als Parteimitglied der LDPD beim Kreisvorstand der LDPD vom 13.7.1977

Zwischenbescheid des Kreissekretärs der LDPD vom 17.8.1977

Bescheid des Kreissekretärs der LDPD vom 17.11.1977

Zuweisung einer Badewanne an den dritten Mann als Mitglied der DVP 30.5.1978

##### **Umzug ins ererbte Elternhaus**

Wohnraumzuweisung an Frau Maier vom 12.1.1982

Bei diesen Schriftstücken handelt es sich vor allem um die Bemühungen, die Frau Maier anstellte, um die Bearbeitung der verschiedenen Wohnungsanträge im Laufe ihres Lebens zu be-

schleunigen. Dazu kommen noch Briefe mit der Bitte um Instandsetzungsarbeiten einer Wohnung. Am Ende steht als jüngstes Dokument, was auch am Ende einer Wohnungssuche stand, das amtliche Formular der Zuweisung einer Wohnung.

Als *Quellen* sind diese Schreiben vor allem interessant, weil in der privaten Sammlung die Äußerungen der verschiedenen Institutionen und Instanzen zu einem Fall zusammen abgelegt sind. In öffentlichen Archiven erfolgt die Ablage nach den Instanzen getrennt. Vergleichbar sind die vielen Briefe wohnungssuchender Bürger an den Stadtrat für Wohnungswesen im Stadtarchiv Reichenbach<sup>9</sup>. Sie gleichen sich in Diktion, Aufbau und spezifischer Rhetorik. Der Bestand von Frau Maier kann also als repräsentativ für Schriftwechsel in Wohnungsangelegenheiten von DDR-Bürgern mit den DDR-Behörden gelten. Gerade Wohnungsprobleme waren das Hauptthema von Eingaben der DDR-Bevölkerung an ihre staatlichen Organe<sup>10</sup>. Allerdings schränkt ihre typische Rhetorik die Objektivität der Aussagen stark ein. Ina Merkel und Felix Mühlberg beschreiben solche stilistischen Mittel in Briefen an das DDR-Fernsehen:

„Die wichtigsten Elemente sind die Form der Anrede, die Selbstdarstellung, die drastische Schilderung des Problems, die Einsicht in die Notwendigkeit („man sehe ja ein, dass ... . Aber ...!“), das Zitat aus Parteidokumenten, die Forderung, die Drohung und die Grußformel zum Schluss.“<sup>11</sup>

In den Selbstdarstellungen bemühen sich die Bürger gegenüber offiziellen Stellen, sich als gute sozialistische Bürger darzustellen. Sie untermauern dies, indem sie auf ihr Engagement in gesellschaftlichen Organisationen verweisen oder Vertreter dieser Organisation zu ihren Fürsprechern machen. So gewinnt die Selbstdarstellung den Charakter einer Zugehörigkeitserklärung zum umgebenden gesellschaftlichen System. Umgekehrt betonen die Behörden, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um den Bürgern bei der Lösung ihrer Wohnungsprobleme zu helfen. Die Darstellung des Problems fällt auf der anderen Seite möglichst drastisch und zugespitzt aus. Nicht selten ist etwa von schweren Gesundheitsschäden durch schlechte Wohnungen die Rede. Allerdings mussten die Fakten in der Schilderung eines Wohnungsproblems gegenüber Behörden wohl stimmen, weil sie durch Hausbesuche der Wohnungskommission kontrolliert werden konnten. Zudem wurden für einen Wohnungsantrag nur ganz bestimmte, gesetzlich festgelegte Begründungen anerkannt. Die Darstellung der eigenen Bedürfnisse ist also weniger individuell, sondern entspricht diesen vorgegebenen Begründungsmustern. Insgesamt darf man also solche

<sup>9</sup> VA 9/94/6 Morgner, Stadtrat für Wohnungspolitik - Schriftverkehr 1984 - 87

VA 6/91/1 - 5 Schriftverkehr Morgner 1984 - 87

VA 6/91/7 Schriftverkehr Stadtrat für Wohnungspolitik aus den Jahren 1984, 1985, 86, 87.

<sup>10</sup> Das gilt für die Briefe an das DDR-Fernsehen genauso wie für Eingaben an Parteistellen. Beispielsweise ging es in den meisten Eingaben (31%) in den Jahren 1979 und 1980 an die SED-Bezirksleitung Leipzig um Wohnungsprobleme. Der nächst wichtige Schwerpunkt der Eingaben waren Probleme zu Baureparaturen. (Bericht der SED- Bezirksleitung, PDS-Archiv Leipzig IV D-2/5/331, In: Kleßmann (Hrsg.) (1993), S. 521 - 522).

<sup>11</sup> Merkel/ Mühlberg (1998), S. 24 - 25, zur Rhetorik S. 24 - 27.

Darstellungen als Geschichtsquellen nie ganz wörtlich nehmen, sondern muss sie unter den Einschränkungen der Textgattung sehen.

Trotz aller kritischen Vorbehalte sind Schilderungen von Wohnungsproblemen im Behördenschriftverkehr wichtige authentische Quellen, weil sie Einblick in subjektive Lebenswelten geben, die keine Statistik je vermitteln kann. Der besondere *Aussagewert* von Frau Maiers Briefsammlung liegt auch darin, dass sie im Laufe der Jahre fast alle Möglichkeiten und Anlaufstellen ausschöpfte, die ein DDR-Bürger heranziehen konnte, um laufende Wohnungsanträge zu befördern<sup>12</sup>: Gleich am Anfang steht die ultima ratio im DDR-Instanzenweg, eine Staatsratsbeschwerde beim höchsten Repräsentanten Erich Honecker persönlich. Auch die Parteiorganisation der Arbeitsstelle, in diesem Falle die Schule, trat als Fürsprecherin auf. Eine eigene Parteimitgliedschaft setzte Frau Maier bei einer späteren Wohnungssuche ein. Diesmal bewarb sie sich auch um eine Betriebswohnung. Die schnelle Zuteilung einer Badewanne ohne die sonst üblichen jahrelangen Wartezeiten gelang schließlich über den dritten Ehemann. Er kam als Mitglied der DVP (= Deutsche Volkspartei) in den Genuss besonderer Kontingente für Mitarbeiter in der staatlichen Verwaltung. Das Briefcorpus von Frau Maier ist damit auch ein Beleg für die Struktur der gesellschaftlichen Instanzen auf ihren unterschiedlichen hierarchischen Ebenen. Das Interessanteste an Frau Maiers gesammeltem Wohnungsschriftverkehr aber ist der personelle Zusammenhang: Die Schriftstücke spiegeln die amtliche Seite der Wohnungssuche einer Person. In Kombination mit den Erzählungen, die auch noch die informellen Bemühungen und Wertungen dazubringen, lässt sich ein Wohnungsleben rekonstruieren (siehe B.I.1.).

#### **- Kommunikations- und Arbeitshilfen: vom Zettel bis zum Wirtschaftsbuch**

*Kleine Kommunikations- und Arbeitshilfen* sind ganz typisch für die schriftlichen Materialien, die im DDR-Alltag eine Rolle gespielt haben. Damit ist alles gemeint, was man sich im Alltag schriftlich festhält. Das können Notizen auf losen Zetteln von ganz vorübergehender Dauer sein, wie etwa ein Einkaufszettel. Gerade die Formlosigkeit ist typisch für den Alltag. Deshalb sollen solche Kleinformen hier kurz vorgestellt werden, auch wenn sie kaum zur Auswertung kommen, einfach weil sie nicht erhalten sind.

Verloren ist die mit Kreide an die Tür geschriebene Mitteilung der Kohlelieferanten, wann er Heizmaterial liefert. Kalender mit Notizen zum Alltag könnten auch eine Quelle sein, für diese Arbeit standen aber keine zur Verfügung. Eine zweckgebundene Form ist beispielsweise eine *Putzliste* mit der Einteilung, wer in einem Mietshaus mit mehreren Parteien gerade zustän-

---

<sup>12</sup> Zur Gattung der Eingabe siehe Merkel / Mühlberg (1998), S. 11 - 21 und Lüdtker (Hrsg.) (1997): Akten. Eingaben. Schaufenster. die DDR und ihre Texte. Mühlberg (1996): Wenn die Faust auf den Tisch schlägt. Eingaben als Strategie zur Bewältigung des Alltags. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft, S. 175 - 184.

dig war, Keller oder Treppenhaus zu putzen. Sie diente dazu, gemeinschaftlich zu bewältigende Arbeit zu verteilen. Für einige Gesprächspartner war sie ein Beleg dafür, dass sie es geschafft hatten, die gemeinschaftlichen Aufgaben gerecht und mit der nötigen Distanz auf alle Mitbewohner zu verteilen. Seit der Wende ist für die meisten dieser früheren Gemeinschaftsaufgaben ein Hausmeister bzw. eine Hausservicefirma verantwortlich.

*Lose Zettel* konnten etwa als Einkaufszettel, als kurze Mitteilungen an Mitbewohner oder statt telefonischer Kontakte zum Einsatz kommen. Ein spontaner kurzer Anruf bei Freunden war für die meisten DDR-Bürger nicht möglich. Der Besitz eines Telefons zählte zu den großen Privilegien. Im Jahr 1981 verfügten nur 12% und 1989 erst 16% der Haushalte<sup>13</sup> über einen Telefonanschluss. Zudem war das Telefonnetz chronisch überlastet. Außerdem war allgemein bekannt, dass es vielfach abgehört wurde. Deshalb besuchte man sich häufig „mal auf gut Glück“. Traf man sich nicht an, hinterließ man eine Nachricht an der Tür.

Typisch für diese Praxis waren auch kleine *Notizbüchlein und verschiedenste Kladden*. Bei Tagungen konnte man daran oft auch noch in den Jahren kurz nach der Wende die Kollegen aus der ehemaligen DDR erkennen. In der Hauswirtschaft konnten Notizbüchlein eine Hilfe bei der Arbeitsorganisation sein oder der privaten Buchführung dienen. Eine Gesprächspartnerin berichtete etwa von einem Wäschebuch. Frau Maier führte über Jahre hinweg ein *Wirtschaftsbuch*, in dem sie die Bar-Ausgaben ihres Drei-Personen-Haushaltes notierte. Waren solche Haushaltsbücher für historische Wohn- und Haushaltsforschung oft die einzigen Quellen<sup>14</sup>, sind sie für die DDR-Zeit nicht mehr so wichtig, weil das Statistische Bundesamt Daten über die Budgets privater Haushalte und die Verteilung der Ausgaben zu DDR-Zeiten bereits veröffentlicht hat<sup>15</sup>. Außerdem waren die Preise für Miete und alle frei verkäuflichen Güter republikweit staatlich festgeschrieben. Allerdings ist Frau Maiers „Haushaltbuch“ viel genauer als die allgemeine Statistik. Es erlaubt einen Blick in Details. Um seinen Aussagewert auszuloten, sollen einige davon kurz angerissen werden.

Im *Wirtschaftsbuch von Frau Maier* tauchen auch Posten auf, die offiziell eher weniger vorgesehen waren, wie beispielsweise am „23.12.1983: 5,-- Mark Trinkgeld Klempner Rohrbruch“. Die Artikel der Grundversorgung bezeichnete Frau Maier meist pauschal z.B. „Bäcker“, „Fleischer“ oder „HO“. Teure Artikel dagegen, Produkte, die aus ihrer Sicht etwas Be-

---

<sup>13</sup> Nach Hochrechnungen des Instituts für Wohnungs- und Gesellschaftsbau, Bauakademie der DDR, 1989. In: Müller (Hrsg.) (1999), S. 44.

<sup>14</sup> Siehe hierzu etwa Pierenkemper (1988): Das Rechnungsbuch der Hausfrau - und was wir daraus lernen können. Zur Verwendbarkeit privater Haushaltsrechnungen in der historischen Wirtschafts- und Sozialforschung. Eine Pionierarbeit soziologischer Wohnforschung und gleichzeitig eine der ersten wissenschaftlichen Studien, die sich mit privatem Wohnen und Wirtschaften in einem umfassenden Sinn beschäftigte, stützte sich ganz wesentlich auf Haushaltsbücher als Quellen: Freudenthal (1934): Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1760 und 1910.

<sup>15</sup> Etwa Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1994): Sonderreihe mit Beiträgen für das Gebiet der ehemaligen DDR. Heft 11: Einnahmen und Ausgaben privater Haushalte 1975 bis 1984.

sonderes waren, führte Frau Maier dagegen einzeln auf, etwa am „18.01.1984 3,60 „ Fl. Fan Haarspülung, 3,00 2 Fl. Orangen-Nektar, 12,60 2 Fl. Klosterbruder“ im Gegensatz zu „0,65 Bäcker“. Zu den besonderen Posten zählte Frau Maier etwa Kosmetika, Baumaterialien, Obst und Alkoholika“. Auch die preislichen Relationen der Einzelposten sind interessant: Am 6.12.1983 sind 2,70 Mark für einen „Weihnachtsbaum (Fichte)“ aufgeführt und 23,50 Mark für „5 Dosen Lack orange/braun a 4,70“. Oder am 27.12.1983 finden sich die Einträge „6,90 Mark“ für „2 Pampelmusen - wohl ein absoluter Luxus- und „1,15 Mark“ für „1 x Tomaten-Ketchup“. Es war als Einzelposten wohl auch nicht ganz billig, wenn man den Vergleich mit 0,68 Mark für „2 Milch“ zieht. In den aufgelisteten Ausgaben spiegelt sich auch das Familienleben: vom Geschenk zur Jugendweihe der Tochter, über Geburtstagsgeschenke an verschiedene Freunde, die Tanzstundengebühr - wohl auch für die Tochter, das Mittagessen beim Ausflug auf eine Burg, den Blumenstrauß zum Muttertag, Material für Reparaturarbeiten, einen Umzug, eine Beerdigung, bis hin zum Weihnachtsbaum. Auf den Innenseiten der Buchdeckel summierte Frau Maier die Monats- und Jahresausgaben. Mit durchschnittlichen Monatsausgaben von 1624 Mark für die Jahre 1981 und 1982, 1727 Mark für das Jahr 1983 und 1825 Mark für das Jahr 1984 liegt Familie Maier mit ihren drei Personen über dem Durchschnitt einer 4-Personen Arbeitnehmerfamilie. - Soweit die monetären Ausgaben, die unverzichtbaren Tausch- und Heimwerkerleistungen tauchen auf der Geldebene allerdings nicht auf. Insgesamt ist dieses Wirtschaftsbuch ein Zeugnis bewussten Wirtschaftens. Es ist eine gute Quelle für Preisrelationen und Preisbewusstsein im DDR-Alltag.

#### **- Erinnerungen: eine Hausgemeinschaft im Spiegel ihres Haus-Tagebuchs**

Manche Aussage über Wohnalltag kann sich auch in *persönlichem Schrifttum* finden, das zur Pflege von Beziehungen, Bewältigung von Gefühlen oder zur persönlichen Erinnerung angelegt wurde. Tagebücher, Briefe, Autobiografien und Fotoalben hat sich die Alltagsgeschichte in den letzten Jahrzehnten vermehrt als Quellen des privaten Lebens erschlossen. In Reichenbach konnte ich aber leider so gut wie kein solches Material mit Aussagen zum Wohnen ausfindig machen.

Auf die Frage nach *Fotos vom Wohnen* zu DDR-Zeiten gaben die Gesprächspartnern immer wieder die gleiche Antwort: „Vielleicht sieht man bei einem Foto von Weihnachten auch ein bisschen was vom Wohnzimmer“. Private Knipserfotos folgen einem festen Schema an Motivtypen. Dazu gehören allerdings alltägliche Arbeiten oder Alltagsgegenstände nicht. Die Motive privaten Fotografierens sind fast ausschließlich Personen. Die Wohnungseinrichtung sieht man dabei höchstens am Rande, z.B. bei Motiven wie ‘Geschenke und Kinder unterm Weihnachtsbaum’ oder ‘Eine Feier im häuslichen Rahmen - Wir stoßen an auf Tante Elsas runden

Geburtstag`. Einmal bekam ich eine Fotoserie gezeigt, die die ‘fleißigen Handwerker’ beim Renovieren der Wohnung festhildete. Sie dokumentiert den Stolz auf die eigene Tüchtigkeit. Es wäre noch eine lohnende Aufgabe für die Forschung, private Fotografien aus der DDR-Zeit zu erschließen.

Als individuelle Sonderform zwischen Album, Gäste- und Tagebuch führte eine meiner Gesprächspartnerinnen ein *Haus-Tagebuch* (siehe Abb. 4) und ein Heft mit gesammelten Zeitungsausschnitten. In ihr Haus-Tagebuch notierte und klebte Frau Müller all dies, was mit ihrem Wohnhaus und seinen Bewohnern zu tun hatte. Für sie war es eine Riesenfreude, nach langen Wartejahren und großem Einsatz endlich für ihre Familie eine ausreichend große Wohnung zu erhalten. Gleichzeitig mit neun anderen jungen Familien im gleichen Hauseingang bezogen Müllers 1981 eine AWG-Wohnung<sup>16</sup> im Reichenbacher „Neubaugebiet West“. Ihre ähnliche Lebenssituation verband die zusammenwohnenden Parteien. Aus diesen *Motiven* heraus engagierte sich Frau Müller sehr für ihre „Hausgemeinschaft“: Sie ergriff beispielsweise die Initiative zu regelmäßigen gemeinsamen Hausfesten der Mitbewohner und hielt dies in ihrem Haus-Tagebuch fest.

---

<sup>16</sup> AWG = Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft, siehe A.III.2.

### Schlüsselübergabe mit Hindernissen

Endlich - am 28.9.81 - erhalten wir den langverschuldeten Wohnungsschlüssel. Wegen Havarie in der Abwasseranlage verzögerte sich der Einzug um drei Tage, unglücklich sollen eine Wackeljacke und eine Spitzhacke im Abflußrohr die Ursache für den steigenden Wasserspiegel im Keller des Blocks 5 bis 7 gewesen sein. Im 5. Stock gibt es eine Durchfeuchtung der Wohnung, die Familie Wolf daran hindert einzuziehen. Nachdem aber das Isoliermaterial, das sich vollgesaugt hatte, ausgetauscht war, ging auch die Restfeuchte ins Freie. Damit war die letzte Wohnung zum Einzug freigegeben. Seit dem 1. Oktober 1981 wohnen wir offiziell in

### Obermylauer Weg 37

Dieses historische Datum in Verbindung mit der über großen Freude, nach all den langen Wartefahren und den Anstrengungen beim Abkisten der AWG-Stunden endlich im Besitz einer fertiggestellten Neubauwohnung zu sein, veranlaßt uns jedes Jahr, im Oktober ein zünftiges Hausfest zu feiern.



### Unser 1. Hausfest

Jetzt wohnen wir schon 1 Jahr im gemeinsamen Haus und haben schon manche Schwierigkeiten überwunden. Der 1. Hausverwalter, ihm sei hiermit gedankt, denn er hatte die meisten Arbeiten (Jetzt hat sich vieles schon eingespielt), Familie Kögler also übergab das sogenannte Zepter jetzt dem neuen Hausverwalter - Fam. Wolf. Wir tranken alle auf das nächste Jahr. Es wurde ein sehr netter Abend, da sich auch fast jeder an der Vorbereitung beteiligte. Natürlich wurde auch das Tanzein geschwungen.



### 3. Hausfest

am 6. 10. 1984

„Immer habt bloß Ihr Erwachsenen was los, für uns ist nichts! So oder ähnlich kante die „Anklage“ einer jungen Hausbewohnerin. Das können wir nicht auf uns sitzen lassen. Nach einer intensiven, mit viel Aufwand und Liebe getriebenen Vorbereitung beginnt am Nachmittag das

### Kinder - Hausfest.

Mutti Kögler sei hiermit für ihre Mühe gedankt!



Da sitzen sie nun, unsere Frauen, herzerbärmlichen Kinder, und warten voll Spannung, was passiert...

FREIE PRESSE

LOKALSEITE

#### Kurz notiert

**Aktive Bürger geehrt**  
Reichenbach. Zur Ortsdelegiertenkonferenz zeichnete OrtsparteiSekretär Detlef Tausonnet die verdienstvollen WPO-Sekretäre Erhard Wöllner, Heinz Gerbeth, Herbert Just und Werner Doller aus. Auf einer Veranstaltung der Volkssolidarität in Karl-Marx-Stadt erhielten Genosse Heinz Haßmann, Vorsitzender des Kreisausschusses, und Genossin Margot Schubert, Vorsitzende der Ortsgruppe 8, die Ehrennadel der Volkssolidarität verliehen. Paul Hesse und Herbert Grimm wurden mit der Medaille „Für hervorragende Solidaritätsarbeit“ in Gold geehrt. Anlässlich der Delegiertenkonferenz der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft Renak erhielt das Vorstandsmitglied der AWG Roland Pretzsch die Medaille „Für aktive Mitarbeit in der Genossenschaft“. Weitere Genossenschaftsmitglieder wurden mit Präsenten ausgezeichnet. **EDB Hausgemeinschaft** Otto Becker-Str. 27, wohnungsbaugenossenschaft Hausgemeinschaft.

Über diese Zeitungsnotiz haben wir uns natürlich gefreut. Schließlich sind wir wirklich eine gute Hausgemeinschaft. Nicht nur im Feiern, auch wenn einer den anderen mal krankheit wird geholfen. - Da mal ein Arzt gebraucht wird, oder ob einige Wohnungen unter Wasser stehen, es packen alle mit an, wenn es nötig ist, -

REICHENBACH

12. NOVEMBER 1988

Abbildung 4: Auszüge aus einem Haus-Tagebuch: Es hält Ereignisse, die alle Bewohner eines Miethauses betreffen, fest.

Es beginnt mit Zeitungsausschnitten zum Bau des Neubaugebietes. Dann folgen Erlebniszählungen, die das Haus betreffen, z.B. über die „Grob- und Feinreinigung“ des Hauses oder die Namengebung der Straße. Einzelne Familiennachrichten wie Geburten und der Tod eines Mitbewohners, eine Collage zum Frauenturnen oder selbstgezeichnete Comics zu Eigenschaften einzelner Bewohner sind dazwischengestreut. Hauptsächlich klebte Frau Müller Erinnerungsfotos der jährlichen Hausfeste für Erwachsene und Kinder ins Album und versah sie mit lustigen Kommentaren.

Das ganze Album ist geprägt von Sorgfalt und liebevoller Gestaltung. Schon das Heft mit einem vorgedruckten Blumenrahmen auf jeder Seite erinnert an ein Poesiealbum. Die bunte Mischung mit Kinderzeichnungen und Zeitungsausschnitten gibt ihm eine individuelle Note. Dieser *Collagestil* erinnert an Wandzeitungen in DDR-Schulen. Überschriften wie „Was geschieht draußen?“ zu Texten in der Wir-Form könnten auch in Schulheften stehen. Hier kommt wohl in Frau Müller die ehemalige Lehrerin durch.

Inhalt und Stil entsprechen sich: Die Hausgemeinschaft erscheint im Haus-Tagebuch als überaus harmonisch. Frau Müller betonte im Gespräch, dass sie die Hausgemeinschaft bis in die Gegenwart als überaus gut empfinde, obwohl es natürlich durchaus auch Konflikte gab. Solche Unstimmigkeiten tauchen im Haus-Tagebuch aber nicht auf. Auch eine gewisse Entwicklung von großer Feierbegeisterung in der Zeit nach dem Einzug bis hin zu Schwierigkeiten in der Nachwendezeit, wo dann z.B. nur noch gewandert wurde statt selbst ein Fest zu veranstalten, erscheinen nur indirekt im Haus-Tagebuch. Vielmehr bekräftigt und beschwört das Haus-Tagebuch die gute Gemeinschaft. Der letzte Eintrag vor der Wendezeit ist die Meldung in der Lokalzeitung, dass die Bewohner mit dem Titel „vorbildliche Hausgemeinschaft“ ausgezeichnet worden waren. Der Sohn von Frau Müller schrieb auf dem Computer, der neuen Errungenschaft mit der Wende, für alle Hausbewohner zum zehnjährigen Jubiläum eine Urkunde „10 Jahre Hausgemeinschaft“. Hier ist die *Idealvorstellung einer guten (sozialistischen) Hausgemeinschaft* formuliert:

„gutnachbarschaftliches Verhalten, stetigen Einsatz für die Hausgemeinschaft, geduldiges Ausharren und gegenseitiges moralisches Aufrichten in schweren Stunden“.

Gerade Frau Müller engagierte sich in idealistischer Weise für dieses Ethos einer guten Hausgemeinschaft. Sie stammt aus einem betont sozialistischen Elternhaus, in dessen Werthorizont gelebte Solidarität im Wohnhaus als eine Lebensstütze zählte. Solch ein Idealbild braucht die Option, dass Gelingen grundsätzlich möglich ist, sonst trägt es nicht mehr. Vielleicht rührt daher eine Tendenz zur Verklärung der guten Gemeinschaft gerade in der Zeit des Umbruchs, in der diese Stütze brüchig wurde?



Frau Müller ist sich selbst bewusst, dass eine wirklich solidarische Hausgemeinschaft nicht die Regel ist. Immer wieder erzählten auch verschiedene Gesprächspartner in den Interviews von Schwierigkeiten und Konflikten im Zusammenleben der Nachbarn. Der Politik war es immer wieder ein Anliegen, das Ideal der sozialistischen Hausgemeinschaft<sup>17</sup> zu propagieren, indem dafür besonders in der Zeit vor Wahlen Auszeichnungen verliehen wurden und gute Beispiele in der Presse vorgestellt wurden. Die „Freie Presse“ stellte beispielsweise am 31.8.1989 auf einer ganzen Seite mit zahlreichen Fotos eine Hausgemeinschaft vor. Politiker nutzten Hausgemeinschaften für sich als Sympathieträger, etwa wenn die Freie Presse am 7.4.1989 berichtete, dass sich die Kreisleitungskandidatin einer Hausgemeinschaft vorstellte.<sup>18</sup> Das Ideal sozialistischer Solidarität in der Hausgemeinschaft konnte wie im vorgestellten Beispiel gelingen und Lebensstütze werden. Von der offiziellen Politik wurde das Ideal aber *instrumentalisiert*, indem die Hausgemeinschaften leisten mussten, was die staatliche Wohnungsverwaltung nicht schaffte, etwa die Pflege von Außenanlagen oder Sofortreparaturen. Das bewegte sich in der Spannweite zwischen Überforderung der Mieter und einem Freiraum selbstverantworteten Handelns.

Zu diesem System gehörte auch der „*Hausverwalter*“: Für jeweils ein Jahr übernahm eine Partei eines Mehrfamilienhauses diesen Posten und erledigte das Schneeräumen und andere Arbeiten eines Hausmeisters. Der Hausverwalter erhielt dafür von der Wohnungsverwaltung eine geringe Aufwandsentschädigung, die in so manchen Häusern dann beim jährlichen Hausfest verfeiert wurde. Im vorgestellten Haus-Tagebuch ist von der Übergabe des Zepters an die nächste Familie die Rede (siehe Abb. 4). Die dokumentierten Hausfeste mit gemeinsamem feuchtföhlichen Beisammensein und Tanzen im Trockenkeller können also durchaus als *sozialistisches Wohnbrauchtum* bezeichnet werden.

Das von Frau Müller geführte Haus-Tagebuch erweist sich damit als Zeugnis alltäglicher Kreativität, Zeugnis von Eigen-Sinn, die geforderte Bildung einer sozialistischen Hausgemeinschaft mit eigenen Anliegen jenseits der meisten politischen Ziele zu füllen, als Quelle für das reale Zusammenleben in einer Mietergemeinschaft in der Spätzeit der DDR mit sozialistischen Wohnbräuchen und vor allem aber als Dokument für das Ideal einer guten Hausgemeinschaft.

Im zweiten weniger aufwändig gestalteten Heft sammelte Frau Müller Zeitungsausschnitte zu ihrer Wohnumgebung, dem „Neubaugebiet West“, und der sie berührenden politischen Ereignisse. Diese *Zeitungsausschnittsammlung* spiegelt die Baugeschichte des Reichenbacher Neubaugebietes West. Gleichzeitig lässt sich daran die propagandistische Art und Weise der

---

<sup>17</sup> Zu Geschichte und rechtlicher Bedeutung der Hausgemeinschaften siehe: Tippach-Schneider: „Blumen für die Hausgemeinschaft“. Kollektivformen in der DDR - ein Überblick. In: Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR (Hrsg.) (1999), S. 243 - 247.

<sup>18</sup> Das Ideal sozialistischer Solidarität in der Hausgemeinschaft geht wohl letztlich auf die Benediktsregel zurück, wo im klösterlichen Zusammenleben die Hausgemeinschaft eine große Rolle spielt.

Berichterstattung über Wohnungsbau ablesen, die allein den stetigen Fortschritt zum Besseren darstellte. Überschriften lauten etwa „Die 1000. fernbeheizte Wohnung wurde feierlich übergeben. 48 glückliche Familien erhielten ihre Wohnungsschlüssel“ (Freie Presse 7.8.1986) oder „Charmant-Salon gestern übergeben“ (Freie Presse 1.11.1988). Es finden sich aber auch alltäglichere Arbeitsdarstellungen wie z.B. ein Bild von Schülern beim „Mach-mit-Wettbewerb“ (Freie Presse März 1986) oder eines von „der Sekundärrohstoffaufnahme“ (= Recyclingsammelstelle) (Freie Presse 10.10.1986).

8.6.80 Einkauf in der Kaufhalle:

M 2.45 Schwammmittel intensiv 500ml (4,75)  
 M 2.00 Usus-Frottee Wäscher (3,-)  
 M 4.37 Pfirsich gesch. in Schreibern 820g (früher ca 12,-M)  
 Mischgewürze 0,92  
 M 2.95 Essigwäcker Goulasch 200g (2,25)  
 M 3.80 Orangensaft 672 ml  
 M 2.95 Geschirrspülmittel Triumph 12 (ca 7,70)  
 M 2.70 Isolat-Waschpulver (4,60)  
 M 3.55 Isolat Waschlösung (5,90)  
 M 7.00 Trikopan (2,05)  
 M 4.55 mark 12 DOLO 1620 M

LPG Marienthal  
 Spezialobstbaubetrieb  
 9591 Zwickau  
 Apfel  
 1 kg

45% Fett i.T. streichfähig  
 100g 0,92 M  
 10% Fett/100g  
**schr chesier**  
 -463  
 VEB KASERWERK VAHL DORF  
 HSL 1748000

hänge Geldbörsen  
 VEB Orthopädie-Bedarf und Lederwaren  
 NOSSEN, 8255  
 EVP 6,90 M  
 Warennummer 62 35 42 10

Ausverkauf der DDR

Freizeitwand Gr. 152 (2x gestreift)  
 39,-

Annaberg-Buchholz 1 9300  
**Kissen, gefüllt**  
 Art.-Nr. 16424936009100920060  
 ELN 164 24 900  
 100 % Polyurethan  
 1989  
 48 65 910

Dako u. Bekleidungswerke  
 jeder Stoff: 1m = 1,-M

**Elastik-Hausschuh**  
 VEB Heimschuh Bad Lausick  
 9 405 505 7  
 ELN  
 1990  
 24  
 Weite 6  
 HSL 2423000  
 EVP - M  
**8,75**

VEB OPEW  
 Annaberg-Buchholz 1 9300  
**Kissenhülle**  
 1642493600 610532 0069  
 164 24 900  
 ZAK-Nr.  
 ELN  
**I. Wahl**  
 Produktionszeitraum 1990  
 HSL-Nr. 48 65 910  
 Endkontrolle:  
**EVP per Stück 14,10 M**  
 Bei Reklamationen sind Ware und Etikett an uns einzusenden!

Abbildung 5: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: Unter der Überschrift „Ausverkauf der DDR“ klebte sie Preisschilder der radikal reduzierten Waren aus DDR-Produktion ein, die mit der Öffnung des DDR-Marktes billig verschleudert wurden

Ein neues „Zeitalter“ bricht an.  
„Jetzt bestellen, im Juli bezahlen.“  
das ist der Slogan, seit  
bekannt ist, daß ab

1. Juli  
die DM  
eingeführt wird

### Je besser wir unsere Kunden kennen, umso besser können wir sie bedienen und ihre Wünsche erfüllen!

Bitte beantworten Sie  
uns deshalb die  
folgenden Fragen –  
wir bedanken uns  
schon jetzt sehr  
herzlich dafür.

- 1 Interessieren Sie sich für Angebote aus den Bereichen
- Garten 42
  - Heimwerken 43
  - Gesundheit 44
  - Reisen 45
- Zutreffendes bitte ankreuzen.

3 Ihr Geburtsdatum  
(Tag/Monat/Jahr)

4 Wieviele Personen gehören, außer Ihnen, zu Ihrer Familie?  
\_\_\_\_\_ Personen.

5 Ihr jüngstes Kind ist \_\_\_\_\_ Jahre alt.

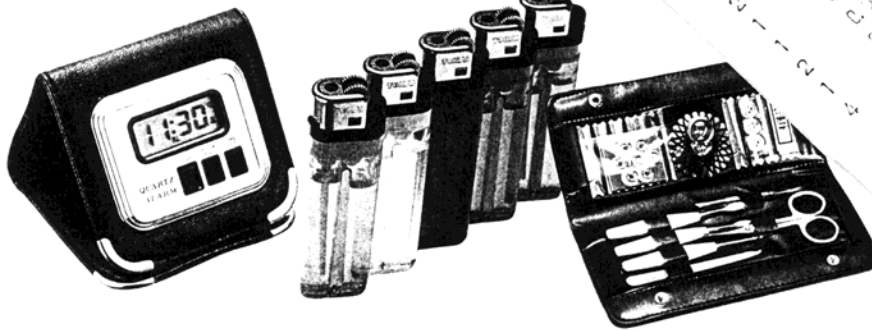
2 Haben Sie Ihre Adresse auf diesem Coupon geprüft und gegebenenfalls berichtigt?  
Die von Ihnen angegebenen Daten werden wir in unsere Kunden-Kartei aufnehmen.



6 0 7 9 0  
2 4 2  
2 4 9  
1 0 4 9  
2 4 9  
3 9 9  
2 7 9  
2 6 9  
1 4 9  
1 0  
0 7 9  
2 9 0  
2 9 8  
2 7 9  
2 9 9  
2 9 5  
2 5 7  
1 6 5  
1 6 3  
1 6 2  
1 5 9  
1 5 7  
1 4 9  
1 4 0  
1 3 9  
1 3 8  
1 3 7  
1 3 6  
1 3 5  
1 3 4  
1 3 3  
1 3 2  
1 3 1  
1 3 0  
1 2 9  
1 2 8  
1 2 7  
1 2 6  
1 2 5  
1 2 4  
1 2 3  
1 2 2  
1 2 1  
1 2 0  
1 1 9  
1 1 8  
1 1 7  
1 1 6  
1 1 5  
1 1 4  
1 1 3  
1 1 2  
1 1 1  
1 1 0  
1 0 9  
1 0 8  
1 0 7  
1 0 6  
1 0 5  
1 0 4  
1 0 3  
1 0 2  
1 0 1  
1 0 0

Hobby + Freizeit  
Handelsvertretung Leipzig · h

### Dazu 3 Geschenke Auswahl!



Die internationale Presse für Sie

Abbildung 6: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: Mit der Einführung der D-Mark bricht für Frau Müller ein „neues Zeitalter“ an. Frei verkäufliche internationale Presse und Entgegenkommen gegenüber dem Kunden in Form von Geschenken war etwas Neues für DDR-Bürger.

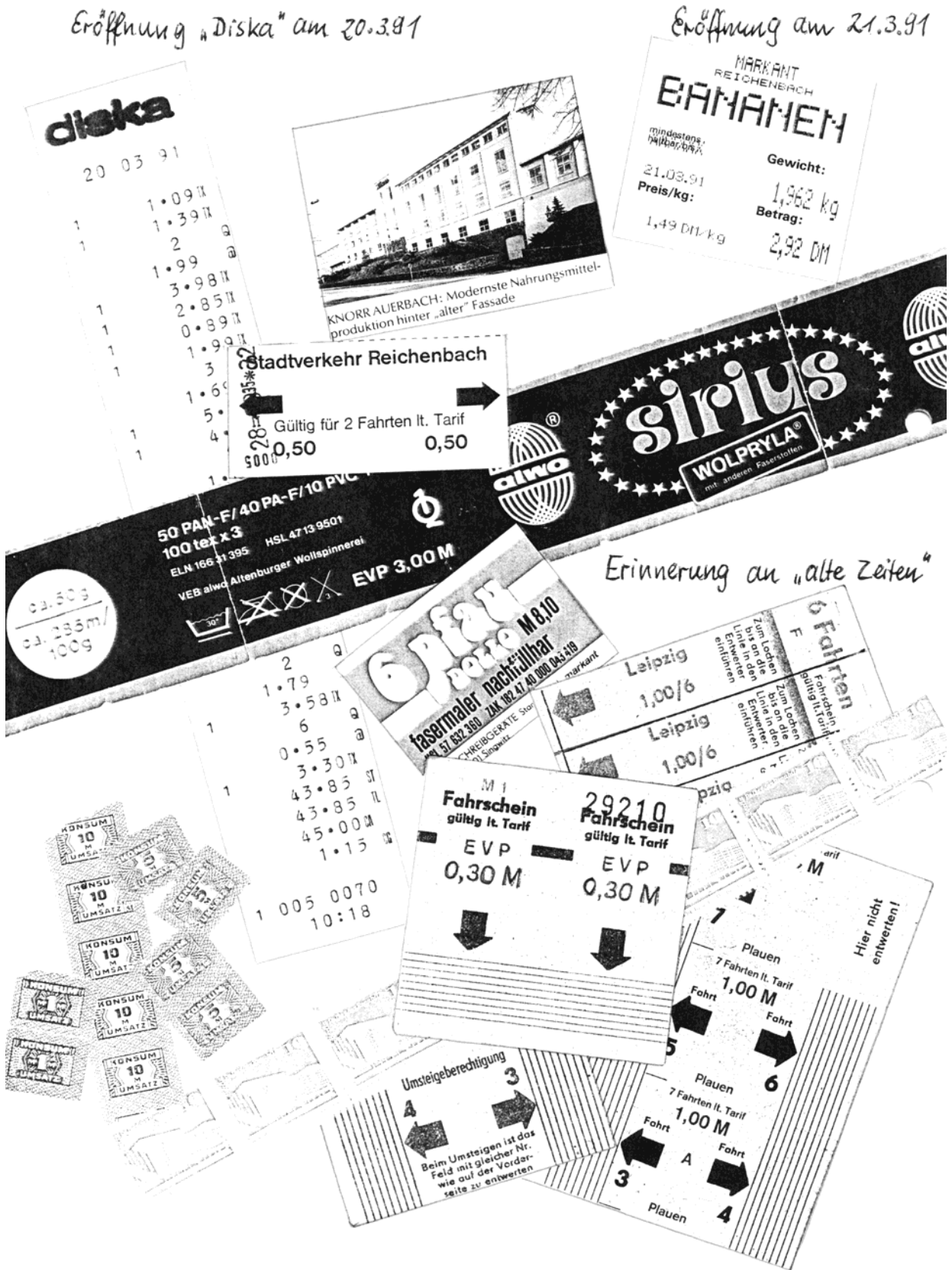


Abbildung 7: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: Die Eröffnung eines „diska“-Supermarktes gilt ihr als bemerkenswert, auch die günstigen Bananen. Als „Erinnerung an „alte Zeiten“ hat sie Fahrscheine in „M“ wie Mark der DDR und Rabattmarken aus der DDR-Kaufhalle eingeklebt.

| Artikel  | Preisvergleich 5.7./6-7. 90 |         |                       |  |
|--|-----------------------------|---------|-----------------------|--|
|  | H0                          | Konsum  | Meister               |  |
| Soflan Konz. 1l                                      |                             |         | 3,99                  |  |
| Rei (2,2kg)  |                             |         | 10,49                 | 19x waschen                              |
| Zahnp. mentadent 75ml                                |                             |         | 1,89                  |  |
| Haferfl. (Köln, 500g)                                |                             | 1,69    | 1,69                  |  |
| " (King, 500g)                                       |                             |         | 1,79                  |  |
| Tom-tsch. (Kraft 875ml<br>990g)                      |                             |         | 4,49                  |  |
| Seif (Meister 875ml = 930g)                          |                             |         | 1,69                  |  |
| Kornflakes (Kellogg)                                 |                             | 2,33    |                       |  |
| Kartoffeln (2,5kg)                                   |                             |         | 2,49                  |  |
| später 1990/91                                       |                             |         |                       |  |
| Waschmittel „Fein“ (2kg)                             |                             |         | Kaufmarkt             | 18-19x waschen                           |
| Spee (2,6kg) 8,99                                    |                             |         | 7,98                  | 18-19x "                                 |
| Ariel ultra (2kg)                                    |                             |         |                       | 27x waschen                              |
| Sketlan (fein)                                       |                             |         |                       | 15x "                                    |
| Vollwaschm. Plus (3kg)                               |                             |         |                       | 15x "                                    |
| Cado-mat (Vollw.) 3kg 4,99                           |                             |         |                       | ca 15x - 1,33l Wäsche                    |
| Skip (1,15kg) 6,99 Bloch                             |                             | 6,07/kg |                       | 16x 1993/94 - 1,44l Wäsche               |
| Spee color (2kg) 7,99 Netto                          |                             | 3,99/kg | Sonderpreis 5,99      | 22x (-27) - 1,36l Wäsche                 |
| Ariel (2kg) 12,99                                    |                             | 6,50/kg |                       | ca 27x - 1,48l Wäsche                    |
| Dash (2kg) 10,99 wasch                               |                             | 5,50/kg |                       | 26x - 1,42l Wäsche                       |
| Skip (2,5kg) 9,99 (SB-Halle)                         |                             | 3,99/kg |                       | ca 30x - 1,33l Wäsche                    |
| Thurn color (2kg) 4,98 (Mito)                        |                             | 2,49/kg |                       | 20x gut! - 1,25l Wäsche                  |
| As (2kg) 4,99 (Schlecker)                            |                             | 2,50/kg |                       | 25x klumpt - 1,20l Wäsche                |
| Sunil (2kg Nachfüll) Sonderpreis 6,99 (Netto)        |                             | 3,50/kg |                       | 10x gut - 1,35l Wäsche                   |
| Persil megapers (1,6kg) 12,49                        |                             | 7,81/kg | Color-18x<br>weiß 25x | <del>25x</del> lösk. schlecht - 1,62l-50 |
| Ariel futur (1,5kg) 12,99/9,99 (Sonderpreis 8,66/SP) |                             | 6,66/kg |                       | 27x - 1,48l / - 1,37l Wäsche             |
| Fewa (1kg) 7,93 Netto                                |                             | 7,93/kg |                       |  |

Abbildung 8: Aus dem Zeitungsalbum von Frau Müller: Systematisch hat Frau Müller Ergiebigkeit und Preise alter und neuer Waschmittel verglichen.

Mit den Ereignissen im Jahr 1989 weitet sich Frau Müllers Interesse, und sie sammelt unter der Überschrift „Die Wende in der DDR“ Zeitungsausschnitte zum politischen und gesellschaftlichen Umbruch der DDR. Darunter sind beispielsweise ein Bericht über die Leipziger Montagsdemonstrationen, die Rücktrittserklärung Honeckers, Enthüllungen aus Wandlitz, Zeitungsumbenennungen, neue Reise- und Zollbestimmungen oder der von der SED-Regierung geheimgehaltene Prototyp eines verbesserten Trabis. Aber auch die Veränderungen, die die Wende in ihr Alltagsleben bringt, hält Frau Müller fest. „Ein neues Zeitalter bricht an“ titelt sie (siehe Abb. 5-8) und meint damit die Einführung der D-Mark. Der neue Status als umworbener Kunde, die neue Welt der Werbegeschenke und die nun frei zugängliche internationale Presse sind Themen. Waren und ihre Preise vergleicht sie: Sie klebt Preisschilder vom Ausverkauf der Waren des DDR-Sortiments zu Ramschpreisen in ihr Sammelheft, ebenso alte und neue Etiketten, Fahrscheine und Wertmarken. Wie eine gründliche Etüde in marktwirtschaftlichem Konsumentenverhalten erscheinen die Preisvergleiche und der Waschmittel-Warentest, die sich Frau Müller notiert. Sie eignet sich dadurch die nun beim Einkauf am freien Markt gefragte Kulturtechnik des Preisvergleichs an. Frau Müllers Zeitungsalbum gerät so zum Dokument, wie die große Politik ins Alltagsleben einbricht. Ihre Auswahl dokumentiert, was einer Normalbürgerin an der Wende wichtig erschien.

### c) Gedrucktes: Ratgeberliteratur, Kataloge und Belletristik

Neben den Relikten des Kontakts mit der staatlichen Wohnungsverwaltung und privaten Materialien, die die Wohnenden selbst angelegt haben, finden sich noch in den meisten Haushalten *gedruckte Materialien zum Wohnen*. Kataloge, Zeitschriften<sup>19</sup> und diverse Ratgeberliteratur beschäftigten sich mit Fragen des Familienlebens, der Hauswirtschaft - besonders der Küche, der Inneneinrichtung und des Heimwerkens. Gelegentlich wurde der Wohnalltag auch in erzählenden Darstellungen der Belletristik geschildert. Diese Quellengruppen sollen hier nur kurz angesprochen werden, um das Bild möglicher Quellen zum Wohnen abzurunden. Zur Auswertung können in dieser Arbeit nur die Druckwerke kommen, von denen die Gesprächspartner erzählten und die sie mir zur Verfügung stellten.

#### - Literarische Darstellungen als Spiegelbild gesellschaftlicher Auseinandersetzungen

Die *Literatur* der DDR war vor der Öffnung der Grenzen im Westen fast die einzige Möglichkeit, regierungsunabhängige, kritische Äußerungen aus dem anderen Teil Deutschlands zu er-

<sup>19</sup> siehe Mühlber (1999): Alltag in der Medienöffentlichkeit. Illustrierte Zeitschriften und Magazine als Quellen kulturhistorischer Forschung. In Barck u.a.(Hrsg.): Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“, S. 32 - 47.

fahren. Vielfach wurde sie zur Informationsquelle über das Leben in der DDR. Dieser Ansatz<sup>20</sup> ist jedoch problematisch: Selbst die sogenannte *Interviewliteratur*<sup>21</sup>, die auf protokollierten Gesprächen basiert und deshalb besonders authentisch erscheint, ist immer ein mehr oder weniger vom Autor mitgestaltetes literarisches Kunstprodukt. Das für die DDR bekannteste Werk dieser Gattung, Maxie Wanders „Guten Morgen, du Schöne“, erschien 1977 in Ostberlin, trägt sogar den Untertitel „Protokolle nach Tonband“.<sup>22</sup> Wegen seiner offenen und kritischen Aussagen aus „Volkes Stimme“ erregte es bei seinem Erscheinen großes Aufsehen. Vor allem aber beruht seine breite Rezeption auf der eindringlichen und unmittelbaren Darstellung. Sie war ganz wesentlich durch die besondere kommunikative und literarische Gestaltungskraft der Autorin gestaltet. Dabei ist von ihr bekannt, dass sie nicht nur durch Auswahl, sondern etwa auch durch eigene Hinzufügungen Akzente setzte.<sup>23</sup> Auch die staatliche Zensur griff korrigierend in Werke ostdeutscher Autoren dieser Gattung ein, wenn sie in der DDR erschienen. Diese Zensur fällt zwar bei westdeutschen Autoren weg, aber Westdeutschen war es nur in ganz wenigen Fällen zu DDR-Zeiten möglich, Interviews durchzuführen. Eine Ausnahme bildete das wissenschaftliche Projekt „Die volkseigene Erfahrung“<sup>24</sup> von Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling. In ihrem Buch ist durch die Qualität der Darstellung die Grenze zur Literatur fließend. Doch auch den darin enthaltenen lebensgeschichtlichen Texten ist anzumerken, wie sich die Sprecher vor der staatlichen Kontrolle mit persönlichen Aussagen in Acht nahmen und am offiziellen Lebenslauf orientierten. Zum Wohnen im engeren Sinne finden sich allerdings in der Interviewliteratur nur vereinzelte Hinweise. So ist insgesamt zu sagen, dass die Interviewliteratur mit allen quellenkritischen Vorbehalten gegenüber der erzählenden Literatur, besonders soweit sie vor der Wende entstand, eine wichtige zeitgenössische Quelle für Lebensgefühl und den Alltag im Allgemeinen in der DDR sein kann.

Ebenfalls unter die Dokumentarliteratur lassen sich quasi *ethnographisch ausgerichtete Essays* einordnen. Ein Beispiel ist die Essaysammlung von Irene Böhme, die aus der DDR in der BRD übergesiedelt war. Sie erzählt für Westdeutsche aus ostdeutscher Sicht von denen „da drüben“<sup>25</sup>. Lutz Rathenow schreibt von der „anderen Seite“ der Stadt Berlin<sup>26</sup>. Seit der Wende erscheinen vermehrt journalistische Arbeiten über das Leben im vereinigten Deutschland. Die

<sup>20</sup> Ein Beispiel solcher Literaturanalyse: Hanke (1978): Alltag und Politik. Zur Politischen Kultur einer unpolitischen Gesellschaft. Eine Untersuchung zur erzählenden Gegenwartsliteratur in der DDR in den 70er Jahren.

<sup>21</sup> Einen Überblick zu dieser Gattung innerhalb der DDR-Literatur bietet: Schröder (1993) und Schröder (2001): Interviewliteratur in der DDR. Zur literarischen, biographischen und sozialgeschichtlichen Bedeutung einer dokumentarischen Gattung. Auch Andress (2000): Protokollliteratur in der DDR. Der dokumentierte Alltag.

<sup>22</sup> Wander (1977): Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle nach Tonband. Berlin (Ost) 1977.

<sup>23</sup> Schröder (1993), S. 21 - 23; und Schröder (1996).

<sup>24</sup> Niethammer / Plato von / Wierling (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR; 30 biographische Eröffnungen.

<sup>25</sup> Böhme (1983): Die da drüben. Sieben Kapitel DDR. Berlin (West).

<sup>26</sup> Rathenow(Text) und Hauswald (Fotos): Ostberlin. Die andere Seite einer Stadt in Texten und Bildern. München 1987.



Essays von Gabriele Goettle halte ich für besonders anregende Beispiele dieser Gattung<sup>27</sup>. Solche Essays über die kulturellen Eigenheiten der Ostdeutschen stehen in der Nähe zur Reiseliteratur. Sie können Information über das Alltagsleben verdichten, entziehen sich aber als subjektive Formen einer wissenschaftlichen Nachprüfung. Sie sind Ausdruck der subjektiven Meinung ihres Autors. Geschrieben für Nicht-DDR-Bürger ist immer zu fragen: Welche Bilder vom Fremden, den fremden Ostdeutschen, wollen sie vermitteln?

Anders ist die Orientierung bei *Belletristik*, die DDR-Autoren vorwiegend für eine Leserschaft in der DDR verfassten. Sie lässt sich als ein Spiegelbild gesellschaftlicher Auseinandersetzungen lesen, aber nie als direktes Abbild der Alltagswirklichkeit, selbst wenn es gerade in der DDR etwa in der sogenannten Arbeiterliteratur erklärtes Ziel war, das Leben normaler Arbeiter darzustellen. Ein Roman, der ausdrücklich vom sozialistischen Alltag und vereinzelt auch vom Wohnalltag handelt, ist beispielsweise *Erich Loests „Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene“*<sup>28</sup>. Der Titel spielt an auf ein Brecht-Zitat, wonach auf die Mühen mit den Gebirgen der Revolution die Mühen der Ebene folgen würden. Die Beschreibung eines Zimmers gehört zum Bild für den gewohnten, ruhigen Gang der Welt im DDR-Sozialismus. Es eröffnet und beschließt den Roman, es bildet den Rahmen der Welt des Helden Normalbürger:

„Das Zimmer war wie üblich in einer AWG-Wohnung, Schrankwand wie überall, Couch wie überall gegenüber, rechteckiger Tisch zum Hochkurbeln, Lampe darüber wie gewohnt, also nicht in der Zimmermitte, und auf dem Tisch stand Hemus<sup>29</sup>.“ (S. 8)

„Das Radiolämpchen schwamm in Hemus. Ich dachte: In wie vielen Wohnungen glüht jetzt in der Schrankwand ein Lämpchen?“ (S. 224)

Das Lämpchen in der Schrankwand im letzten Satz ist das Schlusslicht für den Roman. Loests Darstellung einer Einrichtung kann so eine Informationsquelle sein, wie das Mobiliar einer DDR-Durchschnittswohnung aussah. Darüber hinaus aber ist sie vor allem ein Beispiel für zeichenhafte Bewertung dieser Wohnwelt in den Achtzigerjahren der DDR: Das weit verbreitete uniforme Einrichtungsschema einer Plattenbauwohnung wird hier zum Zeichen für Routine im Alltag des Sozialismus.

Als zweites Beispiel für DDR-Literatur soll noch der *Roman „Franziska Linkerhand“*<sup>30</sup> von *Brigitte Reimann* genannt sein, weil er sich im Feld des Wohnungsbaus und der Wohnungsbaupolitik mit den Realitäten und Utopien der DDR auseinandersetzt. Mit der Geschichte ihrer Heldin Franziska, die als junge Architektin eine Karriere an der Universität aufgibt, um beim Bau einer sozialistischen „Neustadt“ mitzuwirken, reflektiert die Autorin Brigitte Rei-

<sup>27</sup> Goettle (1994): Deutsche Bräuche. Ermittlungen in Ost und West. Goettle (1997): Deutsche Spuren. Erkenntnisse aus Ost und West.

<sup>28</sup> Loest (1980): *Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene*. Roman. (Erstauflage Ost 1978)

<sup>29</sup> Hemus: Weisweinmarke

<sup>30</sup> Reimann (1974): *Franziska Linkerhand*. Berlin (Ost).

mann die sozialistischen Ideale vor einer ernüchternden Alltagsrealität. Die vorher politisch für den Sozialismus engagierte Autorin verweigert sich nach dem Scheitern des Prager Frühlings; sie leistet sich „den Luxus des Gewissens“<sup>31</sup>, wie sie in ihren Tagebüchern formuliert. In dieser Zeit arbeitet sie an ihrem Buchprojekt „Franziska Linkerhand“. Aber sie schreibt nur für die Schublade: „Offenbar ist nichts weniger erwünscht als Schilderungen von Alltag und normalem Leben.“<sup>32</sup> Mit Alltag meint Reimann, dass sie nicht nur von heldenhaften Arbeitern, sondern auch von Schlendrian und Bürokratismus schreibt. Trotzdem erschienen ihre Handlung und Figuren aus heutiger Sicht durch und durch typisiert: Zentralfigur ist eine junge Intellektuelle, die ihren bürgerlichen Hintergrund verleugnet und sich ganz für den Aufbau der sozialistischen Stadt einsetzt. Dabei verliebt sie sich in einen der besonders tüchtigen Arbeiter. Auf einer zweiten Ebene aber trägt die Autorin ihren Zweifel in die Handlung hinein: So zweifelt etwa die Heldin immer wieder an ihren Zielen und scheitert häufig am Bürokratismus oder der geliebte Arbeiter ist eigentlich ein resignierter Intellektueller. Der ostdeutsche Soziologe Wolfgang Engler sieht Brigitte Reimann stellvertretend als Vertreterin der zweiten politischen Generation der DDR. In „Franziska Linkerhand“ spiegelt sich deren Emanzipationsversuch von der politischen Gründergeneration und schließlich ihr Scheitern. Der Diskurs über Wohnungsbau und Wohnungspolitik ist so prominent, dass er zum symbolischen Feld für die Auseinandersetzung mit sozialistischer Ideologie und dem DDR-Staat wird. Belletristik kann damit durchaus Quelle für Wohnalltag sein, aber mehr noch für den Prozess gesellschaftlicher Zeichenbildung. Ihre Interpretation bedarf einer Einbettung in die Literatur-, Zeit- und Gesellschaftsgeschichte.

### **- Wohndinge in Versandkatalogen und Gebrauchsanleitungen**

Gedruckte Quellen zum Wohnen können auch die Kataloge des Versandhandels der DDR<sup>33</sup> sein. Zwischen 1956 und 1975 versuchte man nach westlichem Vorbild mittels Versandhandel die Versorgungssituation besonders der Landbevölkerung zu verbessern. Frau Maier hat die Kataloge der Jahre 1968 bis 1973 aufbewahrt. Die Kataloge des DDR-Versandhandels waren immer auch ein politisches Medium. Forderte die Politik beispielsweise, möglichst viele Frauen in den Produktionsprozess als dringend benötigte Arbeitskräfte einzubinden, propagierten sie Haushaltsgeräte zur Erleichterung der Hausarbeit oder eine Mitarbeit der Männer. Die Versandhauskataloge lassen sich auch als Kompendium der Gegenstände im Wohnbereich lesen. Sie geben einen schnellen Überblick über die vereinheitlichte sozialistische Warenwelt. Allerdings war bekannt, dass viele Artikel oft gar nicht lieferbar waren oder lange Lieferzeiten hatten. Auch dass viele Gebrauchsgegenstände in den Katalogen fehlten, ist Teil der ganzen Wirk-

---

<sup>31</sup> Zitiert nach Engler (1999), S. 322 - 327, hier 327.

<sup>32</sup> Zitiert nach Engler (1999), S. 322 - 327, hier 326.

<sup>33</sup> Siehe Kaminsky (1998): Kaufrausch. Die Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser.

lichkeit. So finden sich etwa Kühlschränke im Vergleich zu den westdeutschen „Neckermannkatalogen“ erst einige Jahre später in den ostdeutschen Versandkatalogen<sup>34</sup>.

Auf meine Bitte um Materialien zu Wohnen und Haushalten überreichte mir zu meinem Erstaunen Frau Müller die Gebrauchsanleitung ihrer Küchenmaschine. Dieses Gerät sei für sie als berufstätige Frau eine wesentliche Erleichterung gewesen, besonders bei der Zubereitung des vogtländischen Nationalgerichts, der Grünen Klöße. So können auch *Gebrauchsanleitungen* eine Quelle für die zeitspezifische Art der Hauswirtschaft sein. Der Einsatz moderner Haushaltstechnik wurde als Arbeitsentlastung für die berufstätige Frau propagiert. Genau in diesem Sinne bewertete Frau Müller ihre Küchenmaschine als große Verbesserung. Stolz zeigte sie mir die selbstkonstruierte Auflagevorrichtung zu ihrer Küchenmaschine. Noch einfacher wäre die Verwendung von – durchaus erhältlichen - Fertigprodukten gewesen, aber zur Spezialität der Grünen Klöße gehörte offenbar die eigene Herstellung in familiärer Zusammenarbeit. Diese über die technische Funktion hinausgehende Bedeutungsebene erschließt allerdings die Gebrauchsanleitung nur teilweise.

Es gab auch „*Gebrauchsanleitungen*“ für ganze Wohnungen: Unter dem Titel „Die neue Wohnung. Garantieerklärung mit Hinweisen zur Wohnraumpflege“<sup>35</sup> gab das VEB Baukombinat Leipzig den Erstmietern Nutzungshinweise für Wohnungen der Wohnbauserie WBS 70. Sie will den Mietern die richtige Umgangsweise mit dem industriellen Plattenbau lehren. Dies scheint notwendig geworden zu sein, weil Verhaltensweisen, die in einer Altbauwohnung stimmig waren, im Plattenbau unangenehme Folgen haben konnten. So durfte z.B. für die durchgängig mit PVC-Belag ausgelegten Böden kein heißes Wasser (S.5) verwendet werden. Die offene Baufuge zwischen Treppe und Wohnungen erforderte ganz trockenes Wischen (S. 6) der Stiegen, sonst ergoss sich das Putzwasser über alle darunter liegenden Stockwerke. In die Fenster mit „pflegeleichtem und dichten“ (S. 7) PVC-Mantel durften keine Nägel oder Reißzwecke eingeschlagen werden. Überhaupt war es kaum möglich, Nägel in die harten Betonwände „der Platte“ einzuschlagen. Im Winter mussten die Mieter mindestens +20 Grad warm einheizen (S. 12). Die Gebrauchsanleitung für die WBS 70 gibt Hinweise auf die Probleme der ersten Mieter mit den Eigenheiten der Plattenbauweise. Aus heutiger Warte liest sich vieles wie eine Vorankündigung der Probleme mit der Billigbauweise des industriellen Wohnungsbaus der DDR.

---

<sup>34</sup> Siehe Kaminsky (1998), S. 112.

<sup>35</sup> VEB Baukombinat Leipzig (Hrsg.) (o.J.), 20 S.

## - Ratgeberliteratur

Die am leichtesten zugängliche Quelle zum privaten Wohnen in der DDR ist die gedruckte Ratgeberliteratur. Für verschiedene Teilbereiche des Wohnens gibt es solche Ratgeberliteratur: Ehe- und Familienleben, Umgangsformen, Gesundheit und Krankheit, Haushalt und Kochen, Einrichten, Garten und Zimmerpflanzen, Heimwerken und Basteln/Handarbeiten, Recht im Alltag. Sie liegt in DDR-spezifischer Ausprägung vor: Innerhalb der DDR erschienen, vor allem im „VEB Verlag für die Frau Leipzig“, von DDR-Autoren für eine DDR-weite Leserschaft produziert, reagierte sie auf DDR-spezifische Themen und Probleme. Scheinbar unpolitisch, an den praktischen Fragen des Lebens orientiert, fand sie weite Verbreitung. Sie erschien sowohl in Buch- als auch in Zeitschriftenform.

# Die Familienbibliothek



Welche Nachschlagewerke benötigt eine Familie mit schulpflichtigen Kindern zu Hause? Keine Frage, die leicht zu beantworten ist. Aber die Wissensspeicherung auch in der Wohnung wird mehr und mehr notwendig. Wie oft will man rasch dies oder jenes, was man erfuhr, noch vertiefen, beispielsweise nach einer Fernsehsendung, bei abendlichen Diskussionen, im Freundes- und Familienkreis, beim Zeitungslesen, bei den Schularbeiten der Kinder. Aber welche, und vor allem wieviel Nachschlagewerke sollen es sein? Das Verlagsangebot an ausgezeichneten Büchern ist groß, oft weiß der einzelne nicht recht, wofür er sich entscheiden muß. Wir stellen für Sie eine kleine Fachbibliothek zusammen als eine der vielen möglichen Varianten, weil Interessengebiete unterschiedlich sind, die man nicht mit berücksichtigen kann.

Unsere Ehe, Verlag für die Frau  
 Unsere Familie, Verlag für die Frau  
 Unsere Kinder, Verlag für die Frau  
 Unser Haushalt, Verlag für die Frau  
 Unsere Freizeit, Verlag für die Frau  
 Unsere Spiele, Verlag für die Frau  
 Der Frauenarzt hat das Wort, Verlag Volk und Gesundheit  
 Ich erwarte ein Kind, Verlag Volk und Gesundheit  
 Paschke, Häusliche Krankenpflege, Verlag für die Frau  
 Smolka, Gutes Benehmen von A-Z, Verlag Neues Leben  
 Pflanzen und Tiere (Ein Naturführer), Urania-Verlag  
 Böhmig, Rat für jeden Gartentag, Neumann Verlag  
 Dörfler, Unsere Heilpflanzen, Urania-Verlag  
 Hennig, Taschenbuch für Pilzfreunde, VEB Gustav Fischer Verlag  
 Holm, Zimmerpflanzen richtig pflegen, Neumann Verlag  
 Sport und Touristik in der Familie, Sportverlag  
 Lauf dich gesund, Sportverlag  
 Gymnastik für alle, Sportverlag  
 Taschentrainer (mit Stellscheiben und Tabellen), Sportverlag  
 Das Familienrecht der DDR (Kommentar zum Familiengesetzbuch der DDR), Staatsverlag der DDR  
 Wohnungswirtschaft, Staatsverlag der DDR  
 Lexikon Arbeitsrecht, Staatsverlag der DDR



Abbildung 9: Ausschnitt aus einer Empfehlungsliste der Zeitschrift „guter Rat“ (4 / 1973) für eine Familienbibliothek. Rund ein Fünftel der Anschaffungsvorschläge ist Ratgeberliteratur.

Verschiedene *Haushaltsratgeber in Buchform* und Kochbücher gehörten auch in der DDR zu den traditionellen Hochzeitsgeschenken. Die Zeitschrift „guter Rat“ veröffentlichte 1973 eine Empfehlungsliste „Die Familienbibliothek“ als Antwort auf die Frage: „Welche Nachschlagewerke benötigt eine Familie mit schulpflichtigen Kindern zu Hause?“ Rund ein Fünftel der empfohlenen Bücher sind Ratgeber (siehe obige Abb.). Auch in allen Versandkatalogen waren regelmäßig Haushaltsratgeber angeboten. Auf den Flohmärkten finden sie sich heute in reicher Zahl. Die Ratgeberliteratur scheint weit verbreitet gewesen zu sein. Als Beispiel soll ein Haushaltsratgeber im engeren Sinn kurz vorgestellt werden: Im Klappentext wird „Unser Haushalt“<sup>36</sup> als Standardwerk bezeichnet. Es erlebte seit 1964 zahlreiche Auflagen. Die Kapitelüberschriften zeigen den enzyklopädischen Anspruch dieses Werkes, möglichst alle Fragen in Zusammenhang mit Wohnen und Haushalt zu beantworten:

„Haushalt für alle, Rechtsfragen im Alltag, Kinder und Haushalt, Ökonomisch wirtschaften, Erstausrüstung eines Haushalts, Eine Wohnung wird eingerichtet, Umgang mit Energie und Energieträgern, Rund um die Küche, Vorräte und ihre Lagerung, Hausarbeit und Raumpflege, Wäschepflege, Kleidung und ihre Pflege, Ärztliche Ratschläge für den Alltag, Feiern und Geselligkeit zu Hause, Selbst reparieren - selbst gebaut, Pflanzen im Heim und schließlich Tiere als Hausgenossen.“<sup>37</sup>

Damit wird dieser Haushaltsratgeber zu einer umfassenden Quelle für Normen und Wertvorstellungen im Bereich des Haushaltes. Die Praxis im gelebten Alltag erscheint allerdings nur sehr indirekt in den Ratgeberbüchern.

Mehr vom gelebten Wohnalltag findet sich in *Ratgeberzeitschriften*, die als Periodika von zeitlich begrenzter Gültigkeit eher auf aktuelle Probleme eingingen. Das Themenspektrum gleicht den Ratgeberbüchern. Frau Maier hat in ihrem Fundus die Haushalts- und Familienzeitschrift „guter Rat“ von 1967 bis 1990 gesammelt. Auch einzelne Hefte von „kultur im heim“, der Einrichtungszeitschrift der DDR, hat sie aufbewahrt. Im Zusammenhang dieser Arbeit ist besonders eine Serie aus der Zeitschrift des „guten Rat“<sup>38</sup> von Interesse. Unter der Überschrift „Wie Leser wohnen“ enthalten viele der Hefte eine Fotoreportage, in der eine private Wohnung oder Datsche vorgestellt wird. Zwar sind alle diese Wohnungen sichtbar in wohlaufgeräumtem Zustand, aber sie spiegeln anders als Möbelkataloge Eigenschaften und Vorlieben ihrer Bewohner. An den vorgestellten Beispielwohnungen fällt auf, dass sie alle individuelle Lösungen etwa mit eingebauten Möbeln und Eigengestaltungen der Bewohner zeigen. Die Bewohner müssen über besondere finanzielle Ressourcen oder ausgeprägte handwerkliche Fähigkeiten verfügt

<sup>36</sup> Polte, Wolfgang unter Mitarbeit zahlreicher Koautoren (1980): *Unser Haushalt. Überlegungen, Anregungen, Empfehlungen, Lösungswege zur rationellen Hausarbeit. Mit vielen praktischen Ratschlägen, Übersichten und Tabellen.* Leipzig (Verlag für die Frau) 1980 (<sup>1</sup>1964, 6. bearbeitete Auflage der Neufassung von 1971).

<sup>37</sup> Polte (1980), S. 5 - 12.

<sup>38</sup> Müller (1999): *Vom Westen lernen, heißt improvisieren lernen. Guter Rat - eine sozialistische Verbraucherzeitschrift.* In: Barck u.a. (Hrsg.): *Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“.* Zeitschriften in der DDR., S. 69 - 76.

haben. Ein Mittel, eine individuelle Note in die Wohnungseinrichtung zu bringen, ist auch die Verwendung älterer Teile, die in fast alle vorgestellten Wohnungen integriert sind. Ebenso wichtig wie Wohnungen erscheinen die öfter vorgestellten Garten- und Wochenendhäuschen. Die Begleittexte stellten die Bewohner vor: Sie sind durchweg als normale, nicht sozial herausgehobenen Bürger gezeichnet, etwa „die junge Familie“ oder „das Studentenpaar“. Alle Beispiele, bis auf die Gartenhäuser, sind normale Mietwohnungen. Besonders heben die Journalisten den Ideenreichtum und die praktische Begabung der Bewohner ihrer Beispielwohnungen hervor. Sie preisen eine Kultur der Anpassung, aber dabei doch individuellen Gestaltung in eng vorgegebenem Rahmen. Alle Lösungen sind als individuell und ästhetisch gelungen dargestellt. Die Auswahl erfolgte offensichtlich nach ästhetischen Gesichtspunkten. Selbst die Einrichtung der Plattenbauwohnung entspricht hier nicht dem Standardschema. Frau Maier meinte, es seien doch lauter Künstlerwohnungen abgebildet. Der im jeweiligen Begleittext angegebene Beruf ist zwar nicht immer „Künstler“, aber es wird deutlich, dass die Bewohner durchweg künstlerisch interessiert sind. Die Serie „Wie Leser wohnen“ zeigt damit zwar reale Wohnungen, aber reale Ausnahmen besonders gelungener Gestaltungen. Ihre Bewohner verwirklichten beispielhaft eine Norm, dass in der sozialen Gleichheit doch individuelles, ästhetisch durchgestaltetes Wohnen - auch im vorgegebenen engen Rahmen - möglich ist. Diese Serie liegt damit ganz nahe an innenarchitektonischer Fachliteratur<sup>39</sup>.

Die Ratgeberliteratur zum Wohnen erweist sich vor allem als Quelle und Vermittlungsmedium für Normen und Werthaltungen. Die Alltagswirklichkeit spiegelt sie nur indirekt. Doch hat sie insgesamt ein DDR-spezifisches Profil. Besonders deutlich wird dies etwa in der starken Betonung von Heimwerken, mit dem der Mangel an Handwerkern in der Planwirtschaft ausgeglichen werden musste. Die Aufarbeitung der DDR-Ratgeberliteratur<sup>40</sup> ist bisher weitgehend ein Desiderat; sie wäre eine lohnende Aufgabe.

## 2. Feldforschung und Interviews

Wichtigste Informationsquelle zum Wohnen waren die wohnenden Menschen. Ihrer Lebendigkeit zu folgen erwies sich als erheblich spannender und ergiebiger als die Auswertung aller schriftlichen Quellen. Der Akzent dabei liegt auf der Gegenwart und den subjektiven Erfahrungen; die DDR-Zeit erscheint im Rückblick durch den gegenwärtigen Filter der Erinnerung.

---

<sup>39</sup> Die Grenzen zwischen Einrichtungsfachschrittm und populären Ratgebern ist fließend. Auch hier finden sich immer wieder Abbildungen tatsächlich bewohnter Wohnungen, z. B. in Hüber (1981): Wohnen mit Ideen. Anregungen zu dieser Gattung verdanke Dr. Dieter Herz, dem ich an dieser Stelle ganz herzlich für seine freundliche Unterstützung danken möchte.

<sup>40</sup> Krössin (1996): Wie mach ich's mir selbst? Die Zeitschrift *practic* und das Heimwerken. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): *Wunderwirtschaft*, S. 160 - 165.  
Im Bereich der Anstandsliteratur ein erster Ansatz: Ernst (1993): Vom „Du“ zum „Sie“. Die Rezeption bürgerlicher Anstandsregeln in der DDR.

Feldforschung ist ein Kommunikationsprozess, der gleichermaßen geprägt ist von den Erfahrungen des Forschers wie seiner Gegenüber bzw. seinem Feld. Solch erfahrungsbezogenes Herangehen bringt immer subjektiv geprägte Quellen hervor. Die Subjektivität lässt sich nicht ausschalten, vielmehr kann sie einen besonderen Reiz bedeuten. Durch Reflexion soll sie bewusst und damit handhabbar werden.

Ein wichtiges Hilfsmittel dazu ist das „Feldtagebuch“. Hier notierte ich bei meinen Reichenbachaufenthalten täglich Eindrücke, Erfahrungen, Wahrnehmungen, freiwerdende Gefühle. Unter dem Stichwort ‘Felderfahrungen’ werte ich das „Feldtagebuch“ auf die methodisch-quellenkritischen Aspekte der Feldarbeit hin aus. Inhaltliche Beobachtungen aus der „Feldarbeit“ fließen in alle Interpretationen mit ein. Aber schon die quellenkritische Beleuchtung der Feldarbeit gerät oft zu ethnologischer Beschreibung und Interpretation. Als Hilfsmittel zur optischen Wahrnehmung und Dokumentation benutzte ich die Fotografie. Zum einen unternahm ich „Fotospaziergänge“ durch die Wohnlandschaft Reichenbachs; zum anderen fotografierte ich bei einigen Interviewpartnern auch deren Wohnungen. Die wichtigste Quelle für diese Arbeit jedoch sind Interviews mit Reichenbacher Bürgern. Sie zeichnete ich auf Tonband auf und verschriftlichte die Gespräche später. Zu jedem Interview legte ich noch ein Kommentarblatt an über alle nicht akustisch festgehaltenen Informationen und Beobachtungen. Insgesamt dominieren diese Arbeit die objektivierenden Textanalysen zwar mündlicher, aber in verschriftlichter Form ausgewerteter Texte. Sie steht damit in der germanistischen Fachtradition der deutschen Volkskunde. Als notwendiger methodischer Spannungsbogen kommt mit der Feldforschung ein weicher Anteil der Zwischentöne hinzu: „eine reflektierende Bewegung“<sup>1</sup> zwischen eigenen und fremden Welten.

### **a) Felderfahrungen**

#### **- Forschungssetting**

Die Feldforschungen zu dieser Arbeit fanden bei vier *Aufenthalten in Reichenbach* statt: im März 1994, April und Juni 1995 für je eine Woche und noch einmal im April/Mai 1996 für rund einen Monat.

---

<sup>1</sup> Katharina Eisch (1996), S.94 formuliert Gerhard Gramm folgend ein „Zwischen“ im semiotischen Prozess: „Ein Spannungsfeld entsteht zwischen der festen Grenzstruktur der Weltmodelle und einem Interpretationsprozess, der immer neuen Sinnzusammenhängen und Codewechseln folgt, zwischen statischer Beschreibung und dem Ereignis entdeckender Grenzüberschreitung auch im Gesamtkontext eines „Metatexts über die Grenze“.“

Der erste Besuch diente als Vorerkundung. Zu Gast bei einer befreundeten Familie<sup>1</sup> sammelte ich erste Eindrücke vom Leben im Osten Deutschlands, das ich vorher nur von einer Exkursion her kannte. Meine Gastfamilie vermittelte mir die ersten Gesprächspartner. Dabei bemühte sie sich, mir den Kontakt zu als integer geltenden Persönlichkeiten herzustellen, von denen öffentlich bekannt war, dass sie auch zu DDR-Zeiten in Distanz zum SED-Regime standen. Durch diese Vermittlung kamen die ersten vier Interviews zustande. Die darin gewonnenen Einsichten setzte ich dann um in einen Interviewleitfaden (siehe Anhang III).

Diesen erprobte ich beim zweiten Aufenthalt. Durch einen Zeitungsaufruf (siehe Anhang I) konnte ich breit gestreute Kontakte<sup>2</sup> herstellen. Im Schneeballsystem fand ich alle weiteren Gesprächspartner. Außerdem suchte ich Verbindung zu den offiziellen Stellen in der Stadtverwaltung Reichenbach<sup>3</sup> und dem Neuberin-Museum. Beim nächsten Aufenthalt führte ich mit überarbeitetem Leitfaden einen großen Teil der Interviews. Beim vierten längeren Aufenthalt folgten weitere Interviews und nach Auswertung der ersten Interviews einige vertiefende Zweitgespräche. Dazu kamen Wahrnehmungsspaziergänge und Fotorundgänge durch die ganze Stadt und fotografische Wohnungsaufnahmen, außerdem archivalische Recherchen in Stadt- und Kreisarchiv.

### **- Feldarbeit als ganzheitliche Erfahrung**

Neben der Materialerfassung war das *Leben vor Ort* ein wichtiger Teil ganzheitlicher Felderfahrung. Beim Einkaufen, Zufahren oder bei Besichtigungen ergaben sich viele kleine Kontakte. Ich versuchte einzutauchen in das Leben in Reichenbach etwa durch Besuch von Jugendweihfeiern, Teilnahme an einem Pfarrausflug, Lektüre der aktuellen Tageszeitung und Hören des Lokalradios. Im Mitwohnen bei meiner Gastfamilie konnte ich teilnehmende Beobachtungen anstellen. Die Gastfamilie bot mir darüberhinaus einen Schutzraum gegen das immer wieder hochkommende Gefühl, fremd und damit fehl am Platz ungewollt zu sein; ihre Offenheit half mir in abendlichen Gesprächen, die Eindrücke des Tages zu verarbeiten. Außerdem erhielt ich durch sie eine Innensicht auf die Stadt Reichenbach: Viele Hintergrund- und Insiderinformationen wären alleine kaum zu ermitteln gewesen. Bei den von ihr vermittelten Kontakten setzte sie ihren guten Leumund für mich ein. Das war mir zu Beginn meiner Studien eine große Hilfe, doch ich war damit auch sozial eingeordnet. Ich wollte aber eine möglichst große Offenheit meiner Person, um mit Reichenbachern aller sozialen und politischen Schattierungen Kon-

---

<sup>1</sup> Ihr möchte ich an dieser Stelle ganz besonders danken. Ohne ihre spontane Aufnahme und Unterstützung, hätte ich nie den Weg in die für mich so fremde Welt gefunden und gewagt.

<sup>2</sup> Für seine freundliche Vermittlungshilfe danke ich besonders dem Verband alleinerziehender Väter und Mütter mit den Geschäftsführerinnen Martina Beck (+) und Bärbel Lein.

<sup>3</sup> Hier möchte ich besonders Herrn Riedel vom EDV-Referat, der mir mit großer Freundlichkeit über die Anfangshürden hinweg half, danken, daneben Frau Albert vom Sozialreferat und Frau Markhardt vom Wohnungsamt für Zeit fachkundige freundliche Auskunft.



takt aufnehmen zu können. Deshalb beschloss ich, mich für den längeren vierten Aufenthalt in einer Pension im Zentrum von Reichenbach einzuquartieren. Damit setzte ich mich auch ganz bewusst alleine der Felderfahrung aus.

Dieses „Alleinsein“ verschärfte meine Wahrnehmung, denn ein Rückzug in soziale Sicherheit war nun schwer möglich. Ich entwickelte für mich neue Vorlieben: Um möglichst viel Lokalkolorit wahrzunehmen, hatte ich mir vorgenommen, Lokalsender und Mitteldeutschen Rundfunk zu hören. Aber plötzlich wurde es wichtig, jeden Tag wenigstens einmal den süddeutschen Tonfall im Bayerischen Rundfunk hören - quasi als akustisches Heimatrecht, etwas das mir zu Hause nicht wichtig war. Die angestrebte *Ganzheitlichkeit der Felderfahrung* holte mich von einer unerwarteten Seite schneller ein, als mir lieb war: Anfangs wunderte ich mich, dass mir immer schwindlig war, auch wenn ich mich in meinen Spaziergängen durch die Stadt viel draußen im Freien „an der frischen Luft“ bewegt, bis ich bemerkte, dass ich wegen des rußigen Braunkohlegeruchs in der Luft ständig den Atem anhielt. Auch ein mir sonst ganz unbekanntes Magenweh stellte sich ein. Dessen Ursache konnte jedoch bald ermitteln: Immer wieder boten mir meine Gesprächspartner „einen Kaffee“ an. Ich glaubte aus Höflichkeit solche Angebote nicht ablehnen zu dürfen. Das war dann ein - seit der Wende endlich gut erhältlicher - Bohnenkaffee. Bei einem Westbesuch ließ man sich nicht lumpen und kochte ihn extra stark - dazu die „gute“ hochkonzentrierte Kaffeesahne. Wenn sich nach einer Weile Sprechens die Atmosphäre aufgelockert hatte, bekam ich dann auch gelegentlich Kognak oder ähnliches angeboten. Hier war mir meine mangelnde Trinkfestigkeit von Nachteil - gerade bei mehreren Gesprächen an einem Tag -, denn ein bisschen feucht-fröhlich hätte sich sicher zusätzlich zu den strengeren Interviews noch manches Interessante erfahren lassen und menschliche Nähe besser entwickeln können. Dass sich geistige Verarbeitungs- und Verdauungsschwierigkeiten auch ganz konkret körperlich spiegelten, gehört wohl zur Felderfahrung. Ich erlebte sie als sehr intensive Zeit: lange Tage, dicht voller Termine, mit vielen neuen Erfahrungen und sehr intensiven Gesprächen ließen mich intensiv und unruhig träumen. Bei ständiger Selbstreflexion und dem Bemühen, möglichst alles um mich herum in mich aufzunehmen, fühlte ich mich manchmal wie ein Kind, das die Welt erst in allen Teilen neu lernen muss. Bei meinem vierten Aufenthalt verfiel ich dann nach zehn Tagen für einen Tag in Tiefschlaf. Der Körper holte sich wohl auf diesem Wege seine Zeit zur Verarbeitung.

#### **- Verunsicherung der Wahrnehmung im Feldforschungsprozess**

In den ersten Phasen fuhr ich zu meinen Verabredungen häufig mit dem Auto und parkte in nächster Nähe. Bewundernde Blicke und Kommentare zum Auto konnte ich zuerst nicht nachvollziehen, da das geliehene Auto zwar groß, aber doch alt und rostig war. Bis ich einen Staats-

besuch in der DDR in alten Aufnahmen der Aktuellen Kamera<sup>4</sup> sah und bemerkte, dass genau solche alten Volvos, wie ich einen benutzte, die Staatskarossen der Ostblockstaaten gewesen waren. Fortan parkte ich immer in größerer Entfernung von den Gesprächsorten. Aber das Fahrrad als Fortbewegungsmittel bewährte sich innerhalb Reichenbachs sowieso viel besser. Mir schien, dass ich mit der direkten körperlichen Nähe zum Raum einfach mehr mitbekam. Aber auch als Radfahrerin war ich in Reichenbach mit seinen zahlreichen Bergen eine Exotin. Sich mit dem Fahrrad in der Stadt fortzubewegen war zu DDR-Zeiten und auch noch bis in die Neunzigerjahre der Nachwendezeit unüblich. Auch in Sachen Kleidung bemerkte ich schnell, dass in Kontakt zu kommen mit dezenten Kordhosen als im seriösen Look mit Kostüm viel leichter war. Solche *äußeren Zeichen wie Fortbewegungsmittel und Kleidung* waren gerade für den ersten Eindruck wichtig.

Trotz aller Anpassungsbemühungen wollte und konnte ich mich selbst nicht verleugnen. Nicht nur äußerlich, auch am Verhalten – schon wenn ich nur zu ungewöhnlicher Zeit tagsüber durch Wohngebiete ging - und an der Sprache war mir anzumerken, dass ich keine Einheimische in Reichenbach war. Immer wieder erfasste mich das sonderbar unangenehme Gefühl: Dir wird hinterhergeschaut. Das unterschied sich deutlich von dem, wie einer Frau hinterhergeschaut wird, weil sie attraktiv erscheint. Gelegentlich wurde ich gefragt, woher ich sei und warum ich hier sei. Vorschläge waren etwa: eine Musikerin von der Vogtlandphilharmonie, eine Lehrerin oder eine Alteigentümerin. Die Unsicherheit lag also nicht nur auf meiner Seite, sondern auch auf Seiten der Umgebung, in die ich als Fremdling eindrang. Mein Auftreten fand sich nicht im Raster *alltäglicher Wahrnehmungs- und Kommunikationsmuster* und verunsicherte deshalb. Dabei wurde mir klar, wie viel Sicherheit für alle Beteiligten die vielgeschmähten ausgetretenen touristischen Pfade bieten.

Gerade zu Beginn der Feldarbeit versuchte ich immer wieder über den ästhetisierenden Blick eines Touristen meine Vorbehalte und Ängste abzubauen. Ich suchte die schöne Landschaft und die schönen alten Häuser. Deren schlechten Bauzustand verklärte ich zu einer Ruinenromantik, um die schlechten Wohnbedingungen der Menschen, die darin lebten, nicht sehen zu müssen. Oder ich stellte mir all die verfallenden Bauten der Gründerzeit schon als renovierte Altbauten im Schwabinger Chic vor. Um mich anzufreunden mit Ort und Situation sah ich beispielsweise auf den Speisekarten nur die Ursprünglichkeit der Speisen, nicht ihre mangelnde Vielfalt. Ich begann Kartoffelklöße zu schätzen und bin seit meinen Feldforschungen zum Bratwurstfan mutiert. Als Volkskundlerin schien mir die harmonisierende Folklorisierung einfach zuzufliegen, nur um ja nicht in den Modus des überheblichen Besserwissis zu verfallen. Die Umständlichkeit der meisten ostdeutschen Verkäuferinnen betrachtete ich nur noch als be-

---

<sup>4</sup> „Aktuelle Kamera“ hieß die tägliche Nachrichtensendung im DDR-Fernsehen

sondere Freundlichkeit. Doch mit zunehmend intensiveren Kontakten zu den Menschen *veränderte sich meine Wahrnehmung*: Ich sah weniger die grauen Häuser, als das Leben der Bewohner. Ihrer Lebendigkeit zu folgen, motivierte mich zu tieferer Auseinandersetzung mit ihrem Alltagsleben, jenseits von Idealisierungen. Allerdings erst aus zeitlicher und örtlicher Distanz konnte ich wieder eine nun erneut kritische Sicht auf die ostdeutsche Alltagswirklichkeit gewinnen und sie in ihren Widersprüchen und Kontrasten stehen lassen zwischen Verfall und Versorgung durch den SED-Staat und alltäglicher Banalität und Lebenskunst der Menschen.

Insgesamt erlebte ich die Feldarbeit als einen sonderbaren Zwischenzustand: Sie war geprägt von dem ständigen Bemühen und auch Zwang, Kontakte zu knüpfen und in Kommunikation zu stehen. Es kamen, neben vielen kleinen informativen Kontakten, auch höchst intensive Gespräche zustande. Dabei war ich zwar immer persönlich engagiert, aber behielt gleichzeitig analysierend die Distanz der Beobachterin. Das Fremde blieb als Fremdes stehen, auch wenn es mir immer vertrauter wurde. Zugleich führte die Auseinandersetzung mit der fremden Umgebung zu einer Verunsicherung und ständigem Hinterfragen meiner eigenen lebensweltlichen Einstellungen. Bei einem mir oft als übermäßig erscheinenden Grad an sozialer Nähe fühlte ich mich einsam. Die Selbstreflexionen und die Metareflexionen des Beobachteten hatten während der Aufenthalte in Reichenbach nur das Tagebuch als Ort, um sie abzulegen. Diese Zwischen- oder *Grenzerfahrung der Feldarbeit* auch zu verarbeiten ist ein wichtiger Antrieb zur wissenschaftlichen Aufarbeitung.

### **b) Erinnerungsinterviews**

Die größte Konzentration und höchste emotionale Dichte erreichte die Feldarbeit in den Interviews mit Reichenbacher Bürgern. Auch in Hinblick auf Umfang und Menge bilden die dabei entstandenen *34 halbstandardisierten narrativen Interviews* die wichtigste Quelle zu dieser Arbeit. In verschriftlichter Form umfassen sie über 1200 Textseiten Transkript.

#### **- Textgenese der Interviews**

Kontaktaufnahme mit den Gesprächspartnern - Gesprächstypen der Interviews - Form: narrative Interviews - Verlauf der Interviews im Rahmen, den das Aufnahmegerät vorgab - Dokumentationsformen - Transkription der Tonbandprotokolle - Bearbeitung der Interviewzitate - Dauer und Umfang der Interviews

Der schwierigste Arbeitsschritt lag vor den Interviewterminen: Gesprächspartner zu finden, die bereit waren, über den Privatbereich ihres Wohnens - am besten auch in ihrer Wohnung - Auskunft zu geben. Die ersten vier Gesprächspartner vermittelte mir meine Gastfamilie. Auf den Aufruf in der Zeitung hin (siehe Anhang I) meldeten sich einige Reichenbacher Bürger. Mit sechs Personen kam es dann zu einem Gespräch. Darunter war auch die Geschäftsführerin des Verbandes alleinerziehender Väter und Mütter in Sachsen, Martina Beck (+). Sie unterstützte

im folgenden die Arbeit ganz wesentlich durch Vermittlung weiterer Gesprächspartner. Durch persönliche Empfehlungen verhalfen mir die Mitarbeiter des Verbandes zu *Kontakten* mit Personen, die ich brauchte, um in meinen Interviewpartnern einen möglichst repräsentativen Querschnitt der Reichenbacher Bevölkerung zu haben. Die Verbandsmitarbeiter vermittelten mir etwa nach Geschlecht, Wohnort innerhalb der Stadt oder auch nach sozialer Lage geeignete Personen. Einige meiner Gesprächspartner konnte für ein Interview gewinnen, indem ich von meinem Projekt berichtete und sie dann direkt ansprach. Schließlich wurde ich im Schneeballsystem von bereits interviewten Gesprächspartnern an ihre Bekannten weitervermittelt und konnte diese Gesprächsangebote gar nicht mehr alle annehmen.

Insgesamt kamen 34 Interviews zustande, bei denen vier *verschiedene Gesprächstypen* unterschieden werden können: biographische Interviews, Expertengespräche mit Fachleuten zu einem Bereich des Wohnens beispielsweise einer Mitarbeiterin des Wohnungsamtes, Wohninterviews und Zweitgespräche. In den ersten vier biographischen Interviews bat ich die Gesprächspartner ihr Leben in der DDR-Zeit zu erzählen. Sechs Gespräche führte ich mit Experten zu Themen des Wohnens, um Sachinformationen aus erster Hand zu erhalten. In 23 Wohninterviews sprachen ein oder mehrere Gesprächspartner über ihr persönliches Wohnen. Mit zwei Frauen konnte ich bei einem Zweitgespräch Ansätze aus dem ersten Wohninterview vertiefen und Unklarheiten beseitigen.

Die Gespräche zum Wohnen haben die *Form halbstandardisierter narrativer Interviews*. Sie sind zwar durch meine Fragen und Erzählimpulse angeregt, aber ich überließ den Gesprächspartnern so weit als möglich die Steuerung darüber, was sie zum Wohnen für wichtig erachteten und erzählen wollten. Nach einigen Interviews hatte sich bei mir der Modus eingestellt, die Fragen zu stellen, die meinen Gesprächspartnern ein Erzählanliegen waren und die sie in vielen Fällen von sich aus anschnitten. Dem Strom ihrer Energie und Beteiligung folgend gestaltete sich damit jedes der Gespräche unterschiedlich, auch wenn ein Kern von Themen in je unterschiedlicher Reihenfolge fast immer besprochen wurde. Das Interviewmaterial ist damit sowohl durch meine forschersichen Fragen als auch von den Interessen meiner Gegenüber geprägt; es ist gleichzeitig erzeugt und vorgefunden.

Diesen Gesprächsmodus erklärte ich meinen Gesprächspartnern jeweils zu Beginn der Interviews und forderte sie auf, die Steuerung zu übernehmen. Mit Einverständnis der Sprecher nahm ich die Interviews auf Band auf und sicherte ihnen gleichzeitig Anonymisierung aller Daten zu. Das Tonband liefert mit den transkribierten Aussagen nicht nur das meiste Quellenmaterial, es markiert auch den formalen Rahmen der Interviews. Mit dem bewussten Einverständnis zur Aufnahme und dem Einschalten des Geräts begann das Interview. Wenn ich das Aufnahmegerät abschaltete, war das Forschungsgespräch offiziell beendet. Den Gesprächspartnern war dieser Rahmen wohl durchweg bewusst. Oft folgten nach dem

nen war dieser Rahmen wohl durchweg bewusst. Oft folgten nach dem Ausschalten noch besonders persönliche Aussagen. Mehrfach erzählten mir Gesprächspartnerinnen dann von ihrer aktuellen emotionalen Situation als Erklärung für das ganze Gespräch. Sie machten mich damit ungewollt zur Vertrauten in ihren Ehe- und Familienkrisen, die sie mit der veränderten politischen Situation verbanden. Obwohl fast alle Interviews im *Verlauf* eine Entspannung zeigten, blieben sie im durch das Band vorgegebenen Rahmen. Die Atmosphäre entwickelte sich in den meisten Fällen von vorsichtig-reserviert mit eher allgemeinen Informationen zu einer gelösten Gesprächshaltung mit offenen Ich-Botschaften. Besonders deutlich war dies immer an der Körpersprache abzulesen: Die meisten Gesprächspartner saßen zu Beginn des Interviews in einer zurückgenommenen Sitzhaltung mit überkreuzten Beinen; im Verlauf des Gesprächs lösten sie sich jedoch und nahmen eine freiere Sitzhaltung ein, die ein lebendiges Agieren mit den Händen erlaubte. Viele Gesprächspartner wirkten auch so, als ob sie die begleitende Tonbandaufnahme im Laufe der Zeit vergessen hätten. Wiederholt aber nahmen sie auch Bezug auf das Band: etwa indem sie mich baten auszuschalten, wenn es um ihr Einkommen ging. Zwei Schreiner, im Kundengespräch geübte Sprecher, reflektierten zum Ende des Interviews selbst ihre Sprechhaltung: „Sachen, die nicht raus sollen, die sagen wir dann auch nicht.“ (32) Hier macht sich sicher auch die DDR-Erfahrung bemerkbar, sich nach außen hin zu kontrollieren. Für die Interviewsituation im Ganzen markiert das *Aufnahmegerät* physisch eine Grenze der vorgegebenen Rollen und der Öffnung.

Zusätzlich zur Tonbandaufnahme legte ich zu jedem Gespräch ein Kommentarblatt an. Auf ihm notierte ich Vorabinformationen und nicht aufgezeichnete Äußerungen wie Rahmenbedingungen, körpersprachliche Mitteilungen oder Mitteilungen nach dem Ausschalten des Aufnahmegerätes, außerdem den Verlauf des Gesprächs, Auffälligkeiten und meine emotionalen Reaktionen. Einige Gesprächspartner luden mich im Anschluss an das Interview zu einem Rundgang durch ihre Wohnung ein oder ich vereinbarte einen weiteren Termin, um zu fotografieren. Dabei kommentierten sie oft in einer Art Führung ihre Wohnung. Diese Bemerkungen protokollierte ich aus der Erinnerung ebenfalls auf dem Kommentarblatt. Die Tonbandprotokolle verschriftlichte ich später. So sind die Besuche bei den Gesprächspartnern im Idealfall durch die *Bandaufnahme des Interviews, die Transkription dieser Aufnahme, das Kommentarblatt und die Fotodokumentation der Wohnung festgehalten*.

Eine *Transkription der Tonbandprotokolle* war für die hier angewandte Art der Auswertung unabdingbar, da es bei meinem Thema auch um diffizile Wertungsfragen geht. Hier hängt ein Großteil der Aussage auch am sprachlichen Ausdruck. Beispielsweise sind Abtönungs- und Modalpartikel (wie z.B. ja, schon, doch denn, nur, halt) "Ausdruckseinheiten für Emotionen und Einstellungen des Sprechers", die "Beziehungen zum und Erwartungen an den Hörer an-

zeigen"<sup>5</sup> können. Die Häufigkeit wiederum, mit der Hörsignale (wie mhm, ja) auftauchen, sagt etwas darüber aus, wie viel Bestätigung oder Ermunterung zum Sprechen ein Gesprächspartner braucht, also, wie vertraut oder angenehm ihm das besprochene Thema ist. Vieles von solchen sprachlichen Feinheiten überhört man oder ergänzt es beim bloßen Hören nach eigenen Vorstellungen. Nur mit verschriftlichem Material lässt sich eine genaue Sprachanalyse durchführen. Sie ist notwendig als Gegenpol zu den inhaltlichen Analysen. Mit dem Zugang zum Material von den zwei Seiten Inhalt und Sprache her lässt sich eine Beziehungsaussage treffen. Die objektivierende Sprachanalyse kann damit zum Korrektiv für die stärker subjektive Interpretation der inhaltlichen Aussagen werden. Die Tonbänder sind so genau, wie es ohne Verwendung von Sonderzeichen möglich war, transkribiert. Dabei ist die "übliche Orthographie mit leichten Änderungen für phonetische Abweichungen"<sup>6</sup> verwandt, wie z.B. 'nix' statt 'nichts'. Bei dieser Methode gehen unvermeidlich schon Teilinterpretationen in den Text mit ein, weil man auf der "Grundlage der reflektiv eingesetzten Alltagskenntnisse von Sprache"<sup>7</sup> das sprachliche Material bereits strukturiert. Das geschieht schon beim Hören. So baut jede Auswertung auf vorausgegangenen Teilinterpretationen auf.

Um die Gesprächspartner nicht bloßzustellen und der besseren Lesbarkeit wegen sind die *Interviewtranskripte innerhalb des Textes* dann allerdings meistens noch *bearbeitet*. Die Genauigkeit der Wiedergabe richtet sich danach, was mit dem jeweiligen Zitat belegt werden soll. In der Regel sind die Aussagen der Interviewpartner weitgehend ins Hochdeutsche übertragen. So sind etwa Verkürzungen ausgeschrieben wie statt „wordn“ nun „worden“, statt „is“ nun „ist“ oder statt „des“ nun „das“. Das Personalpronomen „ma“ in Aussagen wie beispielsweise „wo ma essn und uns aufhaltn könn,“ (13) ist meist durch „wir“ ersetzt. Dabei geht der vage Anklang an das unpersönlich „man“ dann aber verloren. Die dialektale Wortstellung ist in der Regel beibehalten, nur offensichtliche grammatikalische Fehler sind geglättet. Meist fielen Füllsel wie „hm“, „mm“ oder „äh“ weg. Auch meine Hörerfeedbacks wie „ja“, „mhm“, „ahso“ oder „ich verstehe“ sind nicht zitiert. Ebenso sind meist die Interviewfragen und Feedbacks weggelassen, wenn sie nicht direkt die folgende Aussage beeinflussten. Auch Floskeln der Sprecher, wie „würde ich sagen“ oder „wie ich meine“, fielen häufig weg. Wiederholt angefangene Sätze oder ohne Aussage abgebrochene Sätze sind oft weggelassen und auch offensichtliche Wiederholungen sind weggekürzt. Durch solche Bearbeitungen erfuhren die Interviewaussagen eine Pointierung, wie sie in der mündlichen Ausdrucksweise sonst nur selten zu finden ist. Insgesamt versuchte ich immer, den Grundtenor der Aussagen, wie er sich im Kontext des ganzen

5 Schank / Schwitalla (1980): *Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse*. S.318.

6 Schank / Schwitalla (1980): *Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse*. S.315.

7 Ehlich / Rehbein (1976): *Halbinterpretative Arbeitstranskription (HIAT)*. S. 23.

Gespräch zeigt, herauszudestillieren. Unterstreichungen innerhalb der Interviewzitate stammen von mir. Sie heben zur schnelleren Übersicht das gerade Interpretierte hervor.

Ein Interview umfasste in verschriftlichter Form zwischen 20 und 66 getippte Seiten, durchschnittlich 46 Seiten. Das entspricht einer Gesprächsdauer zwischen einer Stunde und fast vier Stunden. Im Durchschnitt ergibt sich eine *Dauer* von zweieinhalb Stunden. Die Marke einer Gesprächsdauer von etwa drei Stunden ergibt sich aus der normalen Konzentrationsfähigkeit. Viel länger ließ sich ein in den meisten Fällen hochintensives Gespräch nicht durchhalten. Insgesamt besteht das Corpus der transkribierten Interviews aus über 1200 Textseiten.

### **- Interviews als Ergebnisse spezifischen Rollenverhaltens**

Rollen als Interviewerin: allgemein - Geschlechterrollen in der Kommunikation - Rollen / Motivationen der Gesprächspartner - Expertengespräche

Trotz aller Vermittlungs- und Empfehlungshilfe galt es jedesmal ein neues Vertrauensverhältnis aufzubauen. Gegen alle taktischen Überlegungen, die in der empirischen Sozialforschung immer wieder angewandt werden, entschied ich mich mit offenen Karten zu spielen, um glaubwürdig zu bleiben. Ich erklärte, jeder, der im Osten gelebt habe, sei ein Experte für das Wohnen zu DDR-Zeiten und ich sei darauf angewiesen, Zeugen zu finden. Daraufhin erlebte ich immer wieder sehr viel freundliches Entgegenkommen und Unterstützung. Es ging so weit, dass die Gesprächspartner mir fast nach dem Munde reden wollten. Durch die für die Gesprächspartner oft ungewöhnlich erscheinenden Fragen und ihren offenen Charakter blieb die Verunsicherung aber eher auf ihrer Seite, so dass sie nicht wussten, was ich hören wollte. In dieser Haltung lag für mich aber eine Tendenz, die *Rolle* der Hilfsbedürftigen einzunehmen, die auch hinderlich sein konnte. Vor allem aber bot ich mich in der Rolle als verständnisvolle und aufmerksame Zuhörer an. Das war auch meine Gegenleistung für die Gesprächspartner. Das Gleichgewicht von Geben und Nehmen schien mir nur in einem Fall deutlich unausgewogen gewesen zu sein: Eine Dame suchte mit meiner Aufmerksamkeit, die sie intensiv einforderte, indem sie mich etwa wiederholt in München anrief, Verlusterfahrungen an sozialer Anerkennung zu kompensieren. In den meisten Fällen brachten mich meine Gesprächspartner in eine starke Ausgangsposition, weil sie mir, die ich aus dem Westen kam, von vornherein einen gewissen überlegenen Status zubilligten (zur Ost-West-Kommunikation siehe unten). Zudem war ich es, die trotz aller Gesprächsoffenheit die Fragen stellte und damit eine, wenn auch nicht führende, so doch starke Rolle beibehielt. Bewusst erzählte ich auch von eigenen Vorlieben, Gewohnheiten und Schwierigkeiten, um in der Öffnung als Person greifbar zu sein. Meine Ich-Botschaften erleichterten dem Gegenüber, sich selbst zu öffnen und ebenfalls von sich zu sprechen.

Ein typisch weibliches *geschlechtsspezifisches Kommunikationsmuster* ist dabei, eine Beziehung auf der Gemeinsamkeit von Schwächen aufzubauen: ‘Ach, dieses Problem hatte ich

auch schon.<sup>7</sup> Mit Frauen fiel mir die Kommunikation erheblich leichter. Frauensolidarität bot sich gerade zum Thema „Wohnen“ und Haushalt, der auch in der DDR weitgehend eine Frauendomäne geblieben ist, als gemeinsame Gesprächsbasis an. Mir erschienen die Interviews mit Frauen thematisch ergiebiger zu sein als die Gespräche mit Männern. In den Frauengesprächen konstituierte sich Beziehung im gegenseitigen Einschwingen aufeinander: Beim „Frauthema“ „Wohnen“ konnte dies gut gelingen, denn es war kaum zwischen Thema auf der Sachebene und Person mit all ihren Erfahrungen zu unterscheiden. Ich verstärkte dies noch, weil ich immer nach der subjektiv persönlichen Seite mitfragte. In den Interviews mit Männern dagegen nahm ich viel stärker eine bestätigende Rolle ein. Unwillkürlich wurde der kleine Flirt zum Mittel, um eine kommunikative Verbindung zu unterstützen. In den Gesprächsprotokollen der Männer finden sich auch viel mehr Aussagen der Selbstdarstellung eigener Leistung. Ständig schienen sie von mir als Frau dafür besondere Bestätigung einzufordern. Die Interviews mit Männern erschienen mir im Verlauf der Gespräche weniger ergiebig als die Gespräche mit Frauen. In der Distanz der Analyse stellte sich jedoch heraus, dass die Aussagen der männlichen Gesprächspartner in eben dieser Eigenart zum Gesamtbild des Sprechens über „Wohnen“ gehören. Inhaltlich sind ihre Aussagen, auch wenn sie weniger dicht erscheinen, Teil der Wirklichkeit, denn sie sind ja ebenso wie die Frauen Wohnende. Diese Geschlechterdifferenz genau herauszuarbeiten ist mir in dieser Arbeit allerdings kein Anliegen. Mir kommt es auf eine Zusammensicht an. Dafür ist es stimmig, einem den Frauen zugeordneten Thema auch überwiegend Aussagen von Frauen zugrunde zu legen. Insgesamt ist es ein wichtiges Ergebnis, dass die Interviewtexte solche geschlechtsspezifische Unterschiede aufweisen. Im Gegensatz dazu hatten sich Männer und Frau beim Erzählen ihrer Lebensgeschichten in dem Forschungsprojekt „Volkseigene Erfahrung“ zu DDR-Zeiten so stark an der Normbiographie orientiert, dass Geschlechtsspezifika des Erzählens nicht mehr zum Tragen kam.<sup>8</sup> Die Interviews dieser Arbeit sind Ausdruck einer freieren Kommunikation der nachkommunistischen Zeit.

Bezeichnenderweise fanden drei von fünf Wohninterviews mit Männern im Büro statt, bei den Frauengesprächen waren es nur vier von fünfzehn. Alle anderen Gesprächspartner baten mich zu sich in ihre Wohnung. Der *Ort*, an dem die Gesprächspartner sich mit mir zum Interview trafen, und der *Gesprächsrahmen*, den sie dabei herstellten, kann auch ein Hinweis auf die *Rolle sein*, die sie in den Interviews einnahmen. In den Wohnungen fanden die Interviews meist nicht am privateren Küchentisch, sondern im Wohnzimmer als dem repräsentativeren Raum statt. Herr Bauer formulierte diese Unterscheidung in ganz anderem Zusammenhang im Laufe des Interviews: „Private Besucher kommen in die Küche, halboffizielle ins Wohnzimmer.“ (22)

---

<sup>8</sup> Niethammer / Plato von / Wierling (1991): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR; 30 biographische Eröffnungen. Diesen Hinweis verdanke ich Frederike Fraunberger, die das Corpus der unveröffentlichten Bänder auf ihre Geschlechtsspezifika hin sichtete.



Zum guten Anstand, den man nach außen demonstriert, gehört auch ein Getränk; meistens boten mir die Gesprächspartner ein Glas Wasser oder Saft zu trinken an. Dementsprechend würde ich ihre Rolle auch als „halboffiziell“ deuten: etwa als die souveränen Hausherrn oder „Hausfrauen“. Da sich alle Gesprächspartner freiwillig zu einem Interview bereit erklärt hatten, begegneten sie mir durchweg freundlich und offen. Ihre Haltung war eher von der Unsicherheit darüber geprägt, was auf sie zukommen werde. Einige Gesprächspartner gingen auch über den „halboffiziellen“ Rahmen etwas hinaus und boten mir Kaffee und Kuchen an. Sie erwarteten dann auch eher eine nette Unterhaltung zum Kaffeeklatsch. Nur jene Reichenbacher, die auf den Zeitungsartikel hin von sich aus auf mich zugekommen waren, hatten eine Botschaft an mich und damit auch eine deutlichere Rolle: Zwei Rentnerinnen und eine arbeitslose Dame suchten bei mir Beachtung und Unterhaltung. Sie wollten als Ältere einer Jüngeren lange und gerne aus ihrem Leben erzählen. Die Ost-West-Thematik, die im wechselseitigen Rollenverhalten während der Interviews immer ein wichtiges Thema war (siehe unten), bewegte einige besonders. Zwei Arbeitslosen war es ein Anliegen, mir die positiven Seiten des Lebens in der DDR zu vermitteln. Eine Dame, ebenfalls in einer beruflichen Umbruchsituation, wollte wissen, was so eine junge „Wessi von uns im Osten“ halte und gleichzeitig mehr über den von ihr hochgelobten Westen erfahren. Ihnen sollte ich im Gespräch Bestätigung bieten in ihrer alten Rolle als Ostbürger, die für sie ins Wanken geraten war. Insgesamt zeigten sich die meisten Gesprächspartner vor allem in der Rolle als Ostdeutsche, wie sie die Themastellung des Interviews vorgegeben hatte.

Genau diese *Rollenzuschreibung* führte in den *Experteninterviews* zu Vorbehalten. Hier nahm ich eine eher fordernde Haltung ein: Ich wollte Informationen über die persönliche Stellung meiner Gegenüber zu DDR-Zeiten und Sachinformationen erhalten. Bei Persönlichkeiten, die vor der Wende bereits ein öffentliches Amt innegehabt hatten, erwies es sich erwartungsgemäß von Beginn an als schwierig, wenn jemand aus dem Westen sie ganz direkt nach ihrer Ost-Vergangenheit befragte. Aber von Amts wegen mussten sie mich empfangen. Auch die Experteninterviews fanden in den Diensträumen der Betroffenen statt. Ein Baufachmann beispielsweise vertröstete mich von Tag zu Tag und bestellte mich schließlich an meinem Abreisetag um acht Uhr morgens in sein Amt. Vorbehalte, Angst oder schlicht die alte Gewohnheit drückte sich in diesen Expertengesprächen öfter in einer Kreisrhetorik aus: Auf eine Frage folgt nicht die Antwort, sondern etwas Anderes und wieder etwas Anderes; der Sprecher verweist von sich weg auf übergeordnete offizielle Verlautbarungen in den dafür üblichen Sprachfloskeln; und schließlich wiederholt er wieder die erste Aussage. Das ließe sich beliebig fortsetzen. So konnte oder wollte mir ein anderer Bauspezialist auf meine Frage nach Altbausanierungen in Reichenbach beispielsweise nicht antworten, dass jedes Jahr nur ein Haus saniert worden war.

Nein, er sagte zuerst eine halbe Stunde mit vielen Worten nahezu überhaupt nichts aus. Klare Absagen oder Unwissen durften offenbar nicht sein. Zwischen Hilfe und Abwimmeln bewegte sich auch die ständige Weiterempfehlung an andere Fachleute. Da von meinen Experten niemand zur DDR-Funktionärselite gehört hatte und ich vor allem an den Sachinformationen interessiert war, wichen auch bei den Experten im Laufe des Gesprächs viele Vorbehalte und an ihre Stelle trat fast immer eine kooperative Gesprächshaltung.

### - Soziale Einordnung der Gesprächspartner

Auswahlkriterien - Gesamtzahl der Gesprächspartner - Geschlechterverhältnis - Alter - Familienstand und Haushaltsgröße - Ein Schwerpunkt liegt auf Frauen einer mittleren Generation. - Haushaltsnettoeinkommen - Sanitär-ausstattung - Besitzverhältnisse - Gebäudetypen - Einordnung ins Sinus-Modell: Die meisten Gesprächspartner finden sich im sozialen Mittelfeld. - Die meisten Gesprächspartner hatten keinen Anteil an öffentlicher Macht: Sie gehörten zur 'Masse der einfachen Leute'. - Zusammenfassung

Die Tonbandprotokolle der Interviews spiegeln viel von der individuellen Persönlichkeit und der Lebensgeschichte jedes einzelnen Sprechers. Dies soll in den eingehenderen Interpretationen einzelner Textstellen jeweils berücksichtigt werden. Für eine Zusammenschau der Aussagen aller Gesprächspartner bedarf es jedoch auch einer Zusammenschau aller Gesprächspartner. Mit ihren demographischen Daten sollen sie hier kurz vorgestellt werden. Darüber lassen sie sich auch sozial einordnen.

Die Zusammenstellung der Daten ergibt ein *Soziogramm der Interviewpartner*. Es findet sich als *Tabelle im Anhang II*. Jede mit der Gesprächsnummer zitierte Aussage lässt sich darüber einer konkreten Person zuordnen. Für diesen Zweck werden hier elf abfragbare und gängige - damit mit allgemeinen Angaben vergleichbare - Indikatoren ausgewählt. Auf diesem Weg soll auch der Frage nachgegangen werden; inwieweit die Gesprächspartner repräsentativ? Bei der geringen Zahl von 39 Gesprächspartnern kann die Auswahl natürlich nicht statistisch repräsentativ für die Reichenbacher Bevölkerung sind. Wichtige Fragen sind vielmehr: Entspricht die Auswahl einem Durchschnitt oder weicht sie ab? Wie beeinflusst die Auswahl gerade dieser Gesprächspartner ihre Aussagen zum Wohnen?

Für die Wohninterviews suchte ich Gesprächspartner, die folgende Kriterien erfüllten: Sie hatten die DDR-Zeit bewusst als Erwachsene erlebt und in dieser Zeit einen eigenständigen Haushalt geführt. Damit entfallen die Jugendlichen. Im günstigsten Fall sollten die Gesprächspartner zum Zeitpunkt des Interviews noch in der Wohnung leben, in der sie schon vor der Wende gewohnt hatten. Auf eine Mehrzahl von 19 trifft das zu - gegenüber 5 Personen, die inzwischen umgezogen waren (siehe Spalte Wohndauer). Der Blick richtete sich also tendenziell auf die Ortsfesten. Die Gruppe derjenigen, die vor dem Mauerbau in den Westen übergesiedelt waren oder danach als sogenannte „Republikflüchtlinge“ ausgereist waren, fehlt ebenso wie die derjenigen, die nach der Maueröffnung in den Westen abgewandert sind. Es ist daher

anzunehmen, dass die Interviewpartner als Dagebliebene eher in grundsätzlichem Einverständnis mit der DDR lebten oder sich arrangiert hatten. Freilich stand nicht jeder „Dagebliebene“ dem SED-Regime politisch loyal gegenüber. Alle Gesprächspartner berichteten aber, dass sie sich durch soziale Bindungen mit Reichenbach verbunden fühlten. Außerdem wählte ich möglichst aus jedem Stadtteil von Reichenbach und aus jeder Siedlungsform (Altbau, verschiedene Siedlungen, Eigenheime u.a.) Interviewpartner. Bei allen anderen sozialen Merkmalen strebte ich eine breite Streuung an. So hatte die *Auswahl der Gesprächspartner* zwar keinen Einfluss auf ihre je individuellen Aussagen, sie wirkt sich aber bei der Zusammenschau aus.

Die *Gesamtzahl der Gesprächspartner* beträgt bei 34 Interviews 39 Personen, denn in manchen Fällen waren mehrere Personen an einem Gespräch beteiligt. Das konnten Ehepartner, Familienangehörige, Freunde oder Besucher sein. Soweit ich deren Aussagen berücksichtigt habe, sind sie in die Gesamtzahl eingerechnet.

Überwiegend stellten sich Frauen für die Wohninterviews zur Verfügung. Es ergibt sich in 23 Wohninterviews mit 21 Frauen gegenüber 9 Männern ein *Geschlechterverhältnis* von doppelt so vielen Frauen wie Männern (Spalte Ges.). Die Ursache dafür liegt im Thema „Wohnen“. Haushalt und Wohnen war auch in der DDR ein Bereich, der üblicherweise vor allem Frauen zugeordnet war.

Das *Alter* der Gesprächspartner ist breit gestreut zwischen 30 und 74 Jahren (Spalte Alter). Damit sind Altersschichten, welche die DDR-Zeit mitgestalteten<sup>9</sup>, vertreten: von der Aufbaugeneration, die noch vor dem und durch den Krieg hindurch sozialisiert wurde, bis zu den jungen Erwachsenen der Achtzigerjahre. Die letzte DDR-Generation derer, die in den Achtzigerjahren Jugendliche waren, ist nicht mehr berücksichtigt, weil von ihnen anzunehmen war, dass sie bereits auf das neue westliche System ausgerichtet sind. Durch die breite Altersspanne ergibt sich ein Altersdurchschnitt von 49,5 Jahren. Insgesamt dominiert die mittlere Generation um die 40.

Dementsprechend sind die meisten Gesprächspartner (19 von 30, also rund 2/3) verheiratet (siehe Spalte Familienstand). An vier Gesprächen nahmen beide Ehepartner teil. Im Material finden sich damit nicht nur Äußerungen zum Wohnen von weiblichen oder männlichen Sprechern, sondern auch Paarkommunikation zum Thema. Der allgemeinen frühen Eheschließung und hohen Scheidungsrate zu DDR-Zeiten entspricht, dass vier Gesprächspartner geschieden oder getrennt lebten und drei mit neuen Partnern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften zusammenwohnten. Nur vier Gesprächspartner gaben an „ledig“ zu sein, wobei darunter auch eine Mutter mit zwei Kindern war. Die Gruppe der Interviewpartner nähert sich im Merkmal des

---

<sup>9</sup> An den Generationslagen lässt sich auch die Einstellung zum politischen System der DDR festmachen und Hinweise auf das Staatsgefüge finden. Siehe dazu Niethammer / Plato / Wierling (1991): Die volkseigene Erfahrung. Aus ostdeutscher Sicht: Engler (1999): Die dritte Generation, S. 303 - 340. Zur Kohortenforschung für die DDR siehe: Huinink / Mayer (1995): Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach.

*Familienstandes* dem Mikrozensus<sup>10</sup> an: So weist die Statistik für den Vogtlandkreis 55,3% Ehepaare ohne, mit einem und zwei Kindern auf. Unter den Gesprächspartnern befinden sich rund 63% Ehepaare (= 19 von 30). Die vier Ledigen und vier getrennt Lebenden, zusammen etwa 26% der Interviewpartner, sind zu vergleichen mit 31,3% Alleinstehenden im Mikrozensus für den Vogtlandkreis. Die *Haushaltsgrößen* (Spalte Haushaltsgr.) hängen mit diesen Familienformen zusammen. Wieder entspricht der Dominanz einer mittleren Generation unter den Interviewpartnern die Zahl von nur sieben vollständigen Familien mit Vater, Mutter und einem oder mehreren Kindern und drei Alleinerziehenden. Demgegenüber stehen zehn Haushalte mit mehreren Erwachsenen in nacherterlicher Gefährtschaft, in denen die Kinder bereits erwachsen und aus der elterlichen Wohnung ausgezogen sind. Nur in etwa einem Drittel der Haushalte leben Kinder. Den zwanzig Mehrpersonenhaushalten stehen acht Singlehaushalte (= etwa 29%) gegenüber. Im Mikrozensus ist die Zahl mit 34,5% Einpersonenhaushalten nur wenig höher. Insgesamt entspricht die Auswahl der Interviewpartner in den eng zusammenhängenden Merkmalen Familienstand und Haushaltsgröße etwa dem Mikrozensus. Nicht das Modell Familie mit Kindern beherrscht das Bild, sondern eine Vielfalt verschiedener Lebensformen.

In der unter den Interviewten dominierenden *mittleren Generation* haben die Frauen die Familienphase mit den kleinen Kindern hinter sich; alle haben sie die DDR als ihre Zeit erlebt und stehen nun noch einmal vor einer Umorientierung. Für die meisten gestaltete sich die politische Wende auch als krisenhafte Wende in ihrer Biographie mit *Arbeitslosigkeit* und beruflicher Neuorientierung. Unter den Gesprächspartnern im mittleren Alter waren sechs zum Interviewzeitpunkt arbeitslos, zehn hatten schon einen beruflichen Wechsel vollzogen, der immer auch durch die Wende mitbedingt gewesen war. Sechs Arbeitslose unter 28 Gesprächspartnern im erwerbsfähigen Alter (siehe Spalte Berufsstand) machen etwa einem Fünftel aus. Dieser Anteil an Arbeitslosen unter den Gesprächspartnern liegt zwischen 17,9% der allgemeinen Arbeitslosigkeit in Reichenbach und der Frauenarbeitslosigkeit von 23,5%.<sup>11</sup> Waren häufige berufliche Wechsel ohnehin charakteristisch für Karrieren in der DDR, so bedeutete die Wende für viele geradezu einen Zwang, sich beruflich ganz neu zu orientieren (siehe Spalte Beruf mit den *Berufsstationen*). In der untersuchten Gruppe fallen besonders Frau Maier und Frau Müller ins Gewicht, weil sie mich mit besonders viel Material belieferten und auch zu einem Zweitgespräch bereit waren. Frauen im Alter von etwa 50 gehören entgegen ihrer früheren Erfahrung des Arbeitskräftemangels oft bereits zu denen, die am Arbeitsmarkt keine Chance mehr haben und vom aktiven Berufsleben ausgeschlossen sind. Aus diesem biographischen Muster lässt sich auch die Bereitschaft zum Erinnern an die DDR-Zeit, als der Zeit eigener Mitgestaltung

---

<sup>10</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Mikrozensus für den Vogtlandkreis im April 1995.

<sup>11</sup> Der Arbeitsmarkt im Januar 1995, Presseinformation des Arbeitsamt Plauen Nummer 09/95, S. 6 - 7.

und Prägung erklären. Arbeitslosigkeit und berufliche Umbrüche bedingen auch eine spezifische Einstellung zum privaten Wohnbereich als dem Gegenort zum Außen der Arbeitswelt.

Seit der Wende ist auch in der ehemaligen DDR der Arbeitsbereich zu einem zentralen Indikator für soziale Stellung geworden. Mit dem wirtschaftlichen Systemwechsel ergab sich eine Teilung der Gesellschaft in zwei Klassen: in jene, die am Arbeitsleben teilhaben und in die Ausgeschlossenen. Bei den Paaren (siehe Spalte Berufsstand) wird dies besonders offensichtlich. Die Spanne bewegt sich bei den Gesprächspartnern zwischen neun Doppelverdienerpaaren und drei Paaren, in denen beide Teile arbeitslos sind. Am deutlichsten aber sind die inzwischen differenzierten Einkommensverhältnisse. Wie heikel, aber auch aussagekräftig dieser Punkt ist, ist daran erkennbar, dass viele Gesprächspartner hier eine Auskunft verweigerten. Die vorliegenden Angaben zum *Haushaltsnettoeinkommen* bewegen sich zwischen ‚Gruppe drei‘ mit 1000 bis 1500 DM monatlich und ‚Gruppe neun‘ mit 4000 bis 5000 DM monatlich (siehe Spalte Einkommen). Sehr niedrige Einkommen unter 1000 DM fehlen ebenso wie solche über 5000 DM. Selbst die Doppelverdienerpaare erreichen dies nicht. Hier machen sich auch die im Vergleich zum Westen niedrigeren Ostlöhne bemerkbar. Die meisten Haushalte verfügten über Einkommen zwischen 2000 und 3000 DM netto. Damit entspricht die Auswahl der Gesprächspartner im Einkommen etwa dem Mikrozensus für den Vogtlandkreis<sup>12</sup>.

Zwischen Einkommen und Qualität der Wohnung - hier gemessen an der *Sanitärausstattung* (Spalte Sanitär) - ließe sich ein direkter Zusammenhang erwarten: Wer mehr verdient, wohnt auch in einer besseren Wohnung. Hier wirken aber noch DDR-Strukturen nach, verstärkt durch meine Bevorzugung von Personen, die noch in ihrer DDR-Wohnung wohnten. Die Qualität der Wohnung war nicht direkt vom Einkommen abhängig; die Wohnungen waren sozial gestreut. 18 von 26 Wohnungen verfügen über Bad und Inntoilette. Das entspricht etwa dem Reichenbacher Durchschnitt in der Wohnraumzählung<sup>13</sup>. Die acht Wohnungen mit fehlenden Ausstattungsmerkmalen werden nicht nur von den Gesprächspartnern mit dem niedrigsten Haushaltseinkommen bewohnt. Ein geringeres Einkommen für den Einzelnen kann sich allerdings auch in einer größeren Summe verbergen, wenn das Haushaltseinkommen sich auf mehreren Personen verteilt. Drei von acht Haushalten (17, 30, 31) mit mangelnder Sanitärausstattung planten allerdings bald umzuziehen. Die anderen fühlten sich als Eigentümer (11/26, 22)

---

<sup>12</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Mikrozensus für den Vogtlandkreis im April 1995. Die Angaben hier sind auf Einzelpersonen, nicht auf Haushalte bezogen, deshalb sind sie nur bedingt vergleichbar. Unter den Gesprächspartnern ordneten sich drei Haushalte in die Gruppe drei mit 1000 bis 1500 DM Nettohaushaltseinkommen ein. Dem entsprechen im Mikrozensus etwa die Einzeleinkommen unter 1000 DM, die etwa 20% ausmachen. Die hohen Einzeleinkommen über 3000 DM fehlen auch im Mikrozensus weitgehend. Etwa die Hälfte konzentriert sich vielmehr in der Mitte zwischen 1000 und 1800 DM Einzeleinkommen. Das entspricht verdoppelt etwa den 10 Fällen in Gruppe fünf und sechs beim Haushaltseinkommen.

<sup>13</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Mikrozensus für den Vogtlandkreis im April 1995. Rund 66% der reinen Wohnungen in reinen Wohngebäuden waren mit WC und Bad/Dusche ausgestattet. Das entspricht hier etwa 18 Haushalten von 26 unter den Gesprächspartnern.

und durch bereits geleisteten Teilausbau (7, 15) an ihre Wohnungen gebunden. Alle Gesprächspartner jedoch, die nach der Wende aus den unterschiedlichsten Lebensumständen heraus ihre Wohnung gewechselt hatten (Spalte Wohndauer), hatten auch ihr Einkommen verbessert und konnten mit der neuen Wohnung einen Komfortzuwachs erreichen. Die Differenzierung der Wohnverhältnisse entsprechend dem Einkommen zeichnet sich also bereits deutlich ab.

Auch bei den *Besitzverhältnissen* der Wohnungen (Spalte Besitzform) ist nach einem Zusammenhang mit dem Einkommen zu fragen. Rund 2/5 der Gesprächspartner sind Eigentümer der von ihnen bewohnten Wohnungen. In der Statistik für die ganze Stadt befinden sich nur 1/5 der bewohnten Wohnungen im Eigentum der Bewohner. Der höhere Anteil bei den Interviewpartnern mag daran liegen, dass Eigentümer eine engere Bindung an ihre Wohnungen haben und deshalb eher bereit waren, über ihr Wohnen in einem Interview Auskunft zu geben. Die Wohnungseigentümer finden sich eher in den Einkommensgruppen fünf und aufwärts. Es zeigt sich auch hier die allgemeine Tendenz, dass Wohnungseigentümer über eine bessere finanzielle Situation verfügen.

Bei der gelenkten Wohnungsvergabe und den vereinheitlichten subventionierten Preisen zu DDR-Zeiten spielte das Einkommen kaum eine Rolle. Eher zeigte der *Gebäudetyp* die Qualität einer Wohnung an. So verfügten die Neubauwohnungen in Plattenbauten alle über modernen Komfort in Form von Heizung, Bad und Küche. Bei Altbauten hingegen fehlte dieser oft. Der größte Bestand von rund 62% der Reichenbacher Wohnungen aber befand sich zum Zeitpunkt der Wohnraumzählung 1995 in Gebäuden, die vor dem Jahr 1948 erbaut worden waren. Dem entspricht in etwa die Zusammensetzung der Wohngebäude meiner Gesprächspartner: Von 29 Haushalten befanden sich 20 in Altbauten. Das sind nur etwas mehr als im Gesamt der Stadt. Sieben Interviewpartner lebten in Plattenbauten und zwei in einem selbsterbauten Eigenheim. Schon zu DDR-Zeiten bedeutete Wohnen im Altbau mehr Wohnfläche, aber meist weniger gute Ausstattung. Die Altbaubewohner unter den Gesprächspartner schilderten auch durchweg ihre Wohnungen zum Zeitpunkt des Einzugs mit Komfortmängeln. Aber sie sanierten - schon zu DDR-Zeiten und mit den neuen Möglichkeiten nach der Wende verstärkt - ihre Altbauwohnungen. So war rund die Hälfte der Altbauwohnungen zum Zeitpunkt der Interviews komfortabel ausgebaut. Es zeigt sich auch ein *Zusammenhang zu den Besitzverhältnissen* darin, dass nur zwei dieser sanierten Altbauwohnungen nicht im Eigentum der Bewohner sind und nur eine vom Vermieter renoviert wurde. Nur vier von zwölf Eigentümern sind dabei als Erben oder über Familienverbindungen an ihr Wohneigentum gekommen. Zu DDR-Zeiten waren eher besondere handwerkliche Fähigkeiten und Beziehungen die Voraussetzungen, um Eigentum erhalten zu können. Bis heute erfordert Wohneigentum besonderes bei Altbauten hohes Engagement und in zunehmendem Maße auch finanzielle Möglichkeiten. Die neue Tendenz geht also dahin, dass die Wohnungen im Eigentum die qualitativ hochwertigeren sind. Damit

dahin, dass die Wohnungen im Eigentum die qualitativ hochwertigeren sind. Damit wird Besitz wieder zum Ausdruck von sozialem Status. Die frühere klare Unterscheidung, dass die Altbauwohnungen schlechter als die Neubauwohnungen waren, hat sich faktisch aufgelöst.

Um die Gesprächspartner in ihrem Wohnen in einer Zusammensicht der besprochenen demographischen Merkmale mit Werthaltungen und ihren alltagsästhetischen Gewohnheiten sozial einzuordnen, bietet sich das Sinus-Wohnwelten-Modell<sup>14</sup> an (siehe A.I.2.b, Abb. 3). Dieses Sozialstrukturmodell setzt sich aus neun Wohnmilieus zusammen. Wie jede Typologie vergrößert auch das *Sinus-Modell*. Eine Zuordnung der Interviewpartner in dieses Milieuschema kann deshalb nur einen Richtwert zur sozialen Einordnung bieten.

Ins erste Milieu, das bürgerlich-humanistische, ordne ich vier Gesprächspartner ein. Auffällig daran ist, dass sie alle meine Gastfamilie vermittelte. Sie verbinden humanistische und christlich geprägte Wertvorstellungen. Altersmäßig oder in ihrem Familienzusammenhang beziehen sie ihr Selbstverständnis noch auf die Werte vorsozialistischer Eliten. Wie im Sinus-Modell für die ganze ehemalige DDR ergibt sich unter den Interviewpartnern ein Schwerpunkt mit elf Fällen in der dritten Gruppe, dem kleinbürgerlich-materialistischen Milieu. Im sozialen Feld der Schichten und Wertorientierungen liegt diese Milieugruppe in der Mitte: Sie ist eingeordnet im Bereich der mittleren und unteren Mittelschicht und steht mit ihrer Wertorientierung auch etwa in der Mitte zwischen den Polen Bewahren und Verändern. Hier macht sich wohl die Suche nach „normalen Durchschnittsbürgern“ als Interviewpartnern bemerkbar. Die Übergänge dieses Milieus zum vierten, dem traditionsverwurzelten Arbeiter- und Bauernmilieu, sind fließend. Es bildet den zweiten Schwerpunkt in der Verteilung für die ganze ehemalige DDR. Hier sind drei Gesprächspartner eingeordnet. Zusammen mit dem dritten Milieu ergibt sich so ein *Schwerpunkt im „sozialen Mittelfeld“*, der etwa der prozentualen Gewichtung in der republikweiten Verteilung entspricht. Auch die anderen Milieus mit je einem bis vier Fällen unter den Reichenbacher Interviewpartnern sind, dem ostdeutschen Durchschnitt vergleichbar, gewichtet. Nur zwei Milieus am rechten Rand des Sinus-Modells, die am stärksten auf Wandel ausgerichtet sind, fehlen unter den Interviewpartnern: das links-intellektuell-alternative und das subkulturelle Milieu. Dies könnte daran liegen, dass die progressiven Milieugruppen in der Kleinstadt Reichenbach eine geringere Rolle spielen. Auch der wohlhabendste obergesellschaftliche Rand fehlt unter den Gesprächspartnern, er fehlt aber auch im Gesamtgefüge der Stadt Reichenbach. Insgesamt entspricht die soziale Zusammensetzung der Interviewpartner etwa der gesamtgesell-

---

<sup>14</sup> Sozial- und Lebensstilmilieus nach Sinus. In: Flaig / Niesel (1993): Wohnwelten und Gärten in Ostdeutschland. Alltagsästhetik, Wohnmotive, Wohnstile, Gartenwerte und Gartenstile in den neuen Bundesländern. (Forschungsbericht der Burda GmbH, Offenburg und Sinus).  
Anwendungen des Sinus-Modells auf Ostdeutschland u.a.: Rossade (1997): Gesellschaft und Kultur in der Endzeit des Realsozialismus; Hanke (1995): Sozialstruktur und Gesellschaftspolitik im SED-Staat und ihre geistig-seelischen Folgen; Vester: Milieuwandel und regionaler Strukturwandel in Ostdeutschland. In: Vester (Hrsg.) (1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland, S. 7 - 50.

schaftlichen im Sinus-Wohnwelten-Modell. Damit bestätigt sich die Auswahl Reichenbachs als einer typischen DDR-Kleinstadt.

Dem Sinus-Wohnwelten-Modell fehlt als einer Marktstudie, die Informationen über den Einrichtungsmarkt im Osten Deutschlands bereit stellen möchte und die nach der Wende erstellt wurde, der *politische Faktor*, der für einen Rückblick auf DDR-Wohnalltag nötig ist. Deshalb sei hier zur notwendigen Ergänzung ein Aufsatz des ostdeutschen Soziologen Wolfgang Engler "Über spätsozialistische Verhaltensstile"<sup>15</sup> herangezogen. Aus seiner Innensicht teilt er die DDR-Gesellschaft nach dem Mauerbau entsprechend ihrem Anteil an öffentlicher Macht in drei Gruppen mit dazugehörigen Verhaltensstilen ein: die Funktionseleiten, die Machteleiten und ihnen gegenüber „die Masse der ‘einfachen Leute’“. Engler schildert, dass die Eliten über mehr Ressourcen verfügten, so u.a. über die besseren Wohnbedingungen. Deshalb unterschied sich ihr Verhaltensstil von der Masse, war aber dennoch geprägt durch ihre Herkunft von unten. In der auf Gleichheit ausgerichteten sozialistischen Gesellschaft übernahmen sie allerdings keine Leitfunktion. Obwohl ich mich darum bemühte, gelang es mir nicht, jemanden als Gesprächspartner zu gewinnen, der einer dieser Eliten angehörte. Keiner aus der politischen Machteleite wollte sich keiner freiwillig einer westdeutschen Studentin offenbaren. Ein „Fachdirektor für Ökonomie“ (18) und die Gattin eines „Betriebsleiters“ (15) sind die einzigen beiden unter den Gesprächspartnern, die vielleicht im kleinen Reichenbacher Rahmen zur Funktionseлите gerechnet werden könnten. Aber nach ihrem Anteil an öffentlicher Macht *gehören so gut wie alle Interviewpartner zur ‘Masse der einfachen Leute’*. Trotz aller faktischen Vereinheitlichung der Lebensbedingungen und Gleichheitsideologien scheint „soziale Unterscheidung“ für die Interviewpartner ein wichtiges Thema gewesen zu sein. Immer fragte ich, wer Privilegien besessen habe. Daraufhin sagte ein zu DDR-Zeiten selbstständiger Schreiner und Kunsthandwerker (32V), er sei doch privilegiert gewesen. Andere Gesprächspartner, die sonst Gleichheitswerte hochhielten, beklagten Verluste mit dem Wechsel des politischen Systems. Oft stellte sich heraus, dass es vor allem die Verluste von Privilegien waren. Bei meinen Interviewpartnern geht es also um die Unterscheidung der Gleichen. Die Frage nach Wegen, Funktionen und Bedeutung sozialer Unterscheidung bleibt an das Material zu richten.

Mit Hilfe der oben aufgeschlüsselten sozialen Merkmale kann man die Menge der ausgewählten 34 Interviewpartner auf die Gesamtheit der Stadt Reichenbach und der ostdeutschen Bundesländer beziehen und *zusammenfassend sozial einordnen*. Die qualitativen Interpretationen lassen sich so an die sozialen Fakten rückkoppeln. Durch die Vorauswahl von ortsfesten Reichenbachern, die als Erwachsene zu DDR-Zeiten bereits einen eigenen Haushalt geführt

---

<sup>15</sup> Engler (1991): Diesseits der Differenz? Über spätsozialistische Verhaltensstile. In: Freibeuter. (weiterverwendet In: Die zivilisatorische Lücke, S. 62 - 87).



hatten, dominiert unter den Interviewpartnern eine mittlere Generation im Alter von etwa 40 Jahren. Dem Thema „Wohnen“ entsprechend überwiegen die weiblichen Gesprächspartner. Trotzdem spiegeln *die Gesprächspartner insgesamt* die Vielfalt der gelebten Lebens- und Wohnformen, auch das aktuelle Problem der Arbeitslosigkeit. Die meisten Haushaltsnettoeinkommen liegen im Bereich zwischen 2000 und 3000 DM. Am Merkmal der Sanitärausstattung der Wohnung ließ sich beispielhaft aufzeigen, dass bei der Qualität der Wohnung noch eine soziale Durchmischung vorherrscht. Eine stärkere Ausdifferenzierung in Abhängigkeit von der Höhe des Einkommens zeichnet sich aber bereits ab. In der DDR-Zeit entstandene Strukturen spiegeln sich - noch verstärkt durch die Vorauswahl der Gesprächspartner - in dem hohen Anteil von Altbaubewohnern. Damit entsprechen die Interviewpartner in ihrer Gesamtheit in den meisten Merkmalen wie Familienstand, Haushaltsgröße, Einkommen oder Qualität der Wohnungen dem *Reichenbacher Durchschnitt*. Mit dem Schwerpunkt im sozialen Mittelfeld, besonders im kleinbürgerlich-materialistischen Milieu, entspricht die soziale Zusammensetzung der Interviewpartner insgesamt etwa der gesamtgesellschaftlichen für die ostdeutschen Bundesländer im Sinus-Wohnwelten-Modell. Allerdings fehlen die oberen und progressiven Ränder. Gemessen an ihrem Anteil an öffentlicher Macht zu DDR-Zeiten setzt sich das Gros der Interviewpartner aus der Masse der 'einfachen Leute' zusammen. Nicht die Eliten der DDR-Zeit, sondern ein guter Querschnitt durch das große soziale Mittelfeld der 'Normalbürger' bestimmt das Bild dieser Arbeit.

Zum Schluss dieses Absatzes soll auch noch nach den Grenzen der verwendeten Indikatoren<sup>16</sup> gefragt werden. Der in kapitalistischen Gesellschaften universale Indikator Einkommen bzw. Vermögen für das wirtschaftliche Kapital greift in der DDR mit ihren vereinheitlichten Löhnen nicht. Auch der Indikator des Bildungsabschlusses für das kulturelle Kapital ist im staatlich gesteuerten Bildungswesen bei weitem nicht so aussagekräftig. Viel wichtiger waren zu DDR-Zeiten im Wohnbereich soziale Privilegien. Für sie gibt es aber keine einheitlichen Indikatoren. Es konnte beispielsweise der Zeitpunkt sein, zu dem man einen Farbfernseher, eine Kühltruhe oder eine Neubauwohnung bekam. Je nach politischer Großwetterlage und regionaler (Versorgungs-)Situation änderten sie sich. Die Übergangszeit der Neunzigerjahre schuf wieder eigene Bewertungen. Solche zeichenhaft aufgeladenen Formen als Ausdruck sozialer Stellung - sozialer Privilegien - entziehen sich aber einer direkten Messbarkeit, weil sie von vielen Kontextfaktoren abhängig waren und nur in diesen Kontexten ihre Bedeutung hatten. Sie erfordern eine qualitative Interpretation, um ihre je eigene Wahrheit zu erschließen.

---

<sup>16</sup> Siehe hierzu Engler (1992), der nach der Übertragbarkeit des Bourdieuschen Habitusmodell auf die DDR fragt: Die Unwirklichkeit des Realen. In: Die zivilisatorische Lücke, S. 62 - 87. Bourdieu selbst äußerte sich in ersten Ansätzen zur sozialen Differenzierung im DDR-Sozialismus: Bourdieu (1991): Politisches Kapital als Differenzierungsprinzip im Staatssozialismus und Derselbe (1991): Politisches Feld und symbolische Macht.

### - Die Wahrheit der Interviews

Als letzter Punkt der Quellenkritik muss noch die Frage nach der Wahrheit der Interviews behandelt werden. Die klassische Quellenkritik hat für historische Quellen neben der Repräsentativität die Kriterien der Authentizität und Objektivität aufgestellt. In einem übertragenen Sinn stehen die beiden letzteren auch für die *zwei Aussageebenen in den Interviews*, die für diese Arbeit wichtig sind: Um objektiv richtige Aussagen geht es auf der Sach- und Inhaltsebene. Die Sprecher informieren darüber, wie sie gewohnt haben. Die Ebene der Personen ist aber untrennbar damit verbunden. Die Aussagen der Gesprächspartner stammen eindeutig von ihnen, aber inwieweit sind sie für sie als Personen authentisch? Auf der Ebene der Personen bewegen sich meine Fragen nach dem Erzählen und damit auch nach der persönlich wertenden Verarbeitung.

Da sich alle Gesprächspartner freiwillig zu den Wohninterviews bereit erklärt hatten, ist zu erwarten, dass sie auch sachlich wahre und objektiv richtige Aussagen machen wollten. Ein deutlicher Maßstab dafür ist die Körpersprache. Sie deckte sich durchweg mit den verbalen Äußerungen. Das schließt allerdings sachliche Irrtümer und Vergessen nicht aus. Soweit als möglich habe ich *Sachaussagen* mit anderen Quellen abgeglichen. Eine wechselseitige Kontrolle ergab sich auch, indem sich mehrere Gesprächspartner unabhängig voneinander zu den gleichen Themen äußerten. So entdeckte ich zwar manche Ungenauigkeiten bei konkreten Baudaten, bewusste Falschaussagen sind nicht auszuschließen, jedoch sehr unwahrscheinlich.

Auch Falschaussagen wären ein Teil des Themas. Zu ihrem persönlichen Wohnen gaben die Gesprächspartner ihre *persönliche Wahrheit*, die ihre subjektive Sicht, den Stand ihrer Verarbeitung und den persönlichen Filter ihrer Erinnerung spiegelt - ihren Rückblick auf die DDR. Für die persönliche Authentizität spricht die hohe emotionale Dichte der meisten Wohninterviews. Mir als Fremder gegenüber öffneten sich die Gesprächspartner und sprachen von den eigenen Problemen. In einigen Fällen kam es zu Rührung, Tränen und Verlegenheit. So machten mich die Gesprächspartner immer wieder zur Vertrauten in ihren Familien-, Ehe- und Gesundheitsproblemen. Das ging oft weit über das Thema „Wohnen“ hinaus. Im Nachhinein wird klar, dass all diese besonders dichten Mitteilungen etwas gemeinsam haben: Sie wurden ausgelöst von den Fragen nach der Veränderung durch die Wende. Für fast alle Gesprächspartner bedeutete die politische Wende auch direkt oder indirekt eine Wende in ihrem persönlichen Leben und dabei oft auch eine Krise. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen bewerteten die betroffenen Menschen die DDR-Zeit und verknüpften ihre Erfahrungen auch unwillkürlich mit ihrem Rückblick auf das Wohnen. Als persönlicher Bereich ist Wohnen ja gerade Ort und Ausdrucksfeld dieser Erfahrungen. In zwei Fällen drückte sich die emotionale Energie auch im Widerstand aus, den ich dann als Aggression gegen meine Person erlebte. In den meisten Fällen

kamen die besonders emotionalen Aussagen auch erst, nachdem ich das Band bereits ausgeschaltet hatte oder darum gebeten worden war, das Aufnahmegerät kurz auszuschalten. Den Gesprächspartnern war also der inhaltliche Rahmen, den die Form des Interview vorgibt, wohl bewusst. Im Normalfall blieben die Interviewpartner auch, trotz der offenen Gesprächsform, auf der Sachebene beim Thema „Wohnen“.

Den Widerständen zu folgen, wäre ein anderer Zugangsweg. In der Psychoanalyse ist dies eine wichtige Methode: Die Widerstände weisen den Weg zu immer tieferen Schichten der Persönlichkeit. Solches Vorgehen braucht aber den geschützten Rahmen eines Vertrauensverhältnisses, das erst über längere Zeit wachsen kann. Das übersteigt freilich den Rahmen dieser Arbeit. Sie will keine tiefenpsychologische Studie sein, obwohl sie aus dieser Richtung Anregungen schöpft, sondern sie ist Bewusstseinsforschung. Dem Thema ist die Methode der themenzentrierten narrativen Interviews angemessen. Ich folgte dabei in meinen Fragen den Interessen und dem emotionalen Mitgehen der Gesprächspartner (siehe A.II.3.). Es liegt eine Tendenz zur Harmonisierung und Gefahr darin, sich so weit auf die Gegenüber einzustellen, dass einzig ihre Sicht der Wirklichkeit zum Zug kommt. Die kritische Analyse der Interviewtranskripte aus zeitlicher Distanz erbrachte aber, dass auch die Interviewtexte noch zahlreiche widerständige Momente in sich tragen. Sie zeigen sich etwa im Abwiegeln von Fragen, in Versprechern, Mehrdeutigkeiten, „Drumherumreden“, Abschweifungen oder Widersprüchen. Die gesprochene Sprache spiegelt die Haltung der Sprecher zum Besprochenen genau wider; eine distanzierte Haltung drückt sich beispielsweise in den Verbtempora aus. Mögliche Widerstände spiegeln sich also in allen Aussagen. Sie kommen damit auch in meiner Analyse zum Tragen, die vor allem auf die Aussagen beschränkt ist. Was bewusst oder unbewusst nicht erzählt wurde oder erzählt werden konnte, ist kaum berücksichtigt, da es sich ohne tiefenpsychologischen Zugang nicht erschließen lässt. Hier liegt eine Grenze der Methode - im Sichtbaren markiert durch das Aufnahmegerät. *Die Form des themenzentrierten narrativen Interviews generiert eine eigene Wahrheit - die Wahrheit der Interviews.*<sup>17</sup>

### 3. Wohnen als Interviewthema

Fragestellung: Inwieweit lässt sich in narrativen Interviews über Wohnen sprechen? - Empathischer Gesprächsmodus: Die in den Interviews mögliche Spannweite konzentriert sich in wenigen Fragen.

Im Wechselspiel der narrativen Interviews sind die Gegenüber für den Interviewer mündige Partner, die das Gespräch selbst steuern können. Trotzdem ergab sich ein Wechselspiel aus dem, was durch die Frageimpulse vorgegeben war und der Seite der Gesprächspartner: Welche Themen griffen sie auf, gaben sie vor und betonten sie, oder auch, worüber wollten oder konn-

---

<sup>17</sup> Siehe hierzu wichtige Diskussionen: Duerr (Hrsg.) (1987): Authentizität und Betrug in der Ethnologie.

ten sie nicht sprechen? Das sind alles *Fragen nach dem diskursiven Bewusstsein*: Welche Teil-Aspekte des Themas „Wohnen“ sind gedanklich bewusst und lassen sich zu diesem Zeitpunkt auch mit Worten ausdrücken - in der begrenzten Zeit eines Interviews einer fremden Person gegenüber? Welche Sprech- und Erzählformen zwischen Kurzantwort und ausgestalteter Geschichte ergeben sich aus diesen Vorgaben?

Die Wohninterviews begannen alle mit Fragen nach dem Begriffs- und Vorstellungsbild der Gesprächspartner: Was beinhaltet für Sie Wohnen? Im Gespräch darüber definierten die Interviewpartner selbst das Thema des Interviews. Als Kernbegriffe erwiesen sich dabei ‘das Stichwort Wohnen’ und die Bedeutung von ‘zu Hause sein’ (Auswertung siehe A.I.3.b). Diese Einstiegsfragen brachten in den meisten Fällen ein Gespräch in Gang, dem ich folgen konnte. Nach einigen Interviews hatte sich ein Modus ergeben, bei dem ich als Interviewerin nur noch diejenigen Fragen auswählte, zu denen die meisten Gesprächspartner etwas erzählen konnten und wollten. Auch einige Fragen, die ursprünglich nicht im Leitfaden vorgesehen waren, aber die den Gesprächspartnern zum Thema „Wohnen“ wichtig waren, habe ich aufgegriffen. Alle Fragen, die ich im Laufe der Interviews stellte, haben meine Gegenüber in anderen Gesprächen auch von sich aus angesprochen. Je mehr Wohninterviews ich führte, um so mehr konnte ich mich zurücknehmen und mich von den Gesprächspartnern in ihrem Thema führen lassen. Daraus ergab sich ein quasi *natürlicher, von einer empathischen Grundhaltung bestimmter Gesprächsverlauf*. Mit dem immer stärkeren Eintauchen in die Vorstellungswelt meiner Gesprächspartner nahm auch das Gefühl der Sättigung zu, das alle Feldforscher beschreiben: Nach etwa zehn Interviews schien mir, dass die Interviewpartner zum Thema „Wohnen“ nichts Neues mehr erzählen konnten. Die in den Interviews mögliche Spannweite des Themas war erschlossen. Manche Interviewpartner sprachen zwar von sich aus die Vielzahl der Fragen im Leitfaden (siehe Anhang III) an, für Einzelne erwiesen sich auch manche der Fragen als Hilfestellung, *insgesamt aber konzentrierte sich die in den Interviews mögliche Spannweite des Themas auf wenige Fragen*, auf die auch fast alle Gesprächspartner eingingen. Nach dem Fallbeispiel eines ganzen Interviews sollen diese Hauptthemen in der Zusammensicht aller Wohninterviews kurz vorgestellt werden.

#### **a) Ein Fallbeispiel: Herr Trögers Erzählanliegen im Interview**

Fallbeispiel: Schwerpunkte eines Interviews - inhaltliche Paraphrase der Schwerpunkte - Interpretation des Fallbeispiels: Die Auswahl und Bewertung vergangener Erfahrungen erfolgt bruchlos nach alten Maßstäben; Lebensbereiche, die sich mit der Wende verändert haben, werden zwar verglichen, aber am Alten gemessen. - Verallgemeinerung: Bei einer Grundtendenz zur Kontinuität stehen vielfach Brüche und Kontinuitäten nebeneinander. - Das Erzählen vom DDR-Alltag ist noch nicht umgeformt.

Herr Tröger setzte im Verlauf des Interviews folgende Schwerpunkte, die ihm besonders wichtig waren und die er deshalb ausführlich und farbig erzählte:

die Wohnungsbeschreibung,  
 seine Freizeit- und Gartenphilosophie,  
 seine guten Beziehungen zu Material und Handwerkern und wie er damit zu DDR- Zeiten Geschäfte machte,  
 seine Westkontakte,  
 seine besondere Geschicklichkeit im Umgang mit der Staatsgewalt,  
 Mangelversorgung und Erwerb von Konsumgütern zu DDR-Zeiten,  
 seine häuslichen Hobbys,  
 der jährliche Ostseeurlaub als sein Privileg zu DDR-Zeiten,  
 die Wende für ihn als Geschäftsmann,  
 die Renovierung seines Hauses nach der Wende und  
 seine Wohnbiographie.

Welche Grundhaltung steht hinter diesen Schwerpunkten? Vermitteln sie das in der DDR-Zeit geprägte Denken oder sind sie nach der Wende neu umgewertet? Die Wohnungsbeschreibung als Basisaussage ergibt sich als Schwerpunkt aus dem Interviewthema gleichermaßen bei allen Gesprächspartnern. Doch schon seine Freizeitphilosophie ist typisch für Herrn Tröger. Er möchte seinen Garten vor allem „zum Entspannen“ (27) nützen. Damit grenzt er sich von seinen Zeitgenossen ab, die ihre Gärten vor allem als Nutzgärten mit Gemüseanbau betrieben. Die Erklärung dafür, warum er sich dies im Gegensatz zu ihnen leisten konnte, folgt im nächsten Schwerpunkt. Als Einzelhändler hatte er Zugang zur nötigen Tauschware, um damit gute Geschäfte zu machen und sich auch die so sehr gefragten Handwerksleistungen einhandeln zu können. Mit seiner Freizeitphilosophie und der Erklärung seines geschäftlichen Geschicks im DDR-Handelssystem erklärt und betont er seinen privilegierten Status zu DDR-Zeiten. Sein Bruder im Westen hob ihn ebenfalls heraus aus der Masse seiner Mitbürger, weil er ihn mit Konsumgütern versorgte, die in der DDR-Mangelwirtschaft kaum zu bekommen waren. Mit dem nächsten Schwerpunkt betonte Herr Tröger, dass er sein ruhiges Leben nicht nur seiner Verwandtschaft, sondern auch seinem besonderen Geschick im Umgang mit dem Staat verdankte: „Man muss des bloß richtig machen.“ (27) Beim Stammtisch arrangierte er sich so mit dem Stasimitarbeiter. Die Mangelwirtschaft war für Herrn Tröger immer wieder ein Thema. Er erzählte von den besonderen Bedingungen beim Einkaufen und wie er sich als Händler darauf einstellte. Für ihn - wie für viele andere Gesprächspartner - ist Einkaufen ein Thema, weil es besondere Mühe bereitete. Unter diesen Umständen war der Erwerb einer Mangelware oft auch Beweis eigener Geschicklichkeit und Schläue. Auf die Frage nach seinen Lieblingsgegenständen erzählte Herr Tröger von seinen Hobbys und den Requisiten dazu: Die filmische Dokumentation des Familienlebens und Hausmusik stehen für sein häuslich-privates Glück. Eine Fortsetzung davon war ihm auch der jährliche Ostseeurlaub mit der Familie. Wieder stellt er sein besonderes Geschick in den Vordergrund, das ihm zu diesem Privileg verhalf. Mit der Überlegung, welche Veränderungen ihm die Wende als Geschäftsmann gebracht hatte, bilanzierte

Herr Tröger auch das DDR-System. Er war mit dem alten System grundsätzlich zufrieden. Auch im neuen arrangierte er sich: Dank seiner guten Beziehungen fand er beispielsweise schnell ein neues Geschäftslokal. Neben dem Geschäftlichen veränderte sich mit der Wende auch im privaten Bereich für Herrn Tröger einiges. Darauf setzte er im Gespräch den nächsten Schwerpunkt: Er konnte nun sein Haus renovieren. Die Wohnbiographie als letzter Schwerpunkt im Interview ergab sich dann wieder aus meiner Fragestellung.

Insgesamt betrieb Herr Tröger im Vergleich zu den anderen Gesprächspartnern eine besonders intensive Selbstdarstellung. Immer wieder hob er seine Geschicklichkeit und Schläue hervor, mit der er sich arrangierte und sich Privilegien sicherte. Aber bei ihm ist auch besonders deutlich zu sehen, dass er sich gerade solcher Fähigkeiten rühmte, die im DDR-System besonders gefragt waren und die er wohl unter diesen Umständen entwickelt hat. Wenn er etwa seine guten Beziehungen zu Handwerkern oder das Privileg des jährlichen Ostseeurlaubs darstellte, wählte er lauter Faktoren, die den Status eines DDR-Bürgers immens hoben. Mit Nach-Wende-Maßstäben gemessen, sind sie nichts Besonderes mehr. Man könnte im Gegenteil etwa das Urlaubsprivileg als soziale Ungerechtigkeit bewerten, weil es gegen sozialistische Gleichheitsvorstellungen verstieß; die Verbrüderung mit einem Stasimitarbeiter am Stammtisch lässt sich als Opportunismus dem totalitären Regime gegenüber interpretieren. Herr Tröger aber *erzählt sein vergangenes Leben zu DDR-Zeiten unverbrüchlich mit den damaligen Wertungen.*

Nur dort, wo sich durch die Wende etwa geändert hatte - für Herrn Tröger im Handel und im Bauwesen - vergleicht er und berücksichtigt dabei in seiner Bilanz auch kritische Meinungen über die Verhältnisse zu DDR-Zeiten. Dabei richten sich seine neuen Wertungen der Vergangenheit nach seiner aktuellen Lage: Vorher wäre es ihm, trotz guter Kontakte zu Handwerkern, nicht möglich gewesen, sein Haus zu renovieren, also wertete er dies als große Verbesserung. Im Geschäftsleben allerdings, wo er vorher offenbar privilegiert gewesen war, hatte er durch den Wechsel des Wirtschaftssystems auch persönlich mit großen Problemen zu kämpfen. Deshalb fiel seine Wertung des DDR-Handels sehr positiv aus. Im ganzen Interview spricht Herr Tröger aus der Grundhaltung, sich als jemanden darzustellen, der sein Leben gut bewältigt - und zwar kontinuierlich von der Vergangenheit bis in die Gegenwart. Für Lebensbereiche, die sich seit der Wende kaum verändert haben, kann er bruchlos auch seine damaligen Werthaltungen beibehalten. *In den Lebensbereichen, die sich mit der Wende verändert haben, stellt er erzählerisch die Kontinuität eigener Identität her, indem er sich mit den gleichen Eigenschaften schildert und das Neue an den früher entwickelten Maßstäben misst.* So antwortete er beispielsweise auf die Frage nach den persönlichen Veränderungen durch die Wende: „Das einzige ist das Freisein und das Reisendürfen. Aber dieses Reisendürfen war, wie gesagt, unser Anliegen. Ich hätte an dem System, an dem alten, gar nicht so viel verändern wollen.“ (27)

Am Beispiel von Herrn Tröger lässt sich also exemplarisch erklären, wie die Auswahl der Erzählschwerpunkt und die grundsätzliche Erzählhaltung in den meisten Interviews auch einige Jahre nach der Wende noch weitgehend das alte Wertsystem spiegeln können. Das extremste Beispiel für die Orientierung an den alten Wertmaßstäben innerhalb des Textcorpus lieferte allerdings Frau Hirmer (siehe C.IV.1. zur Normalitätsbegründung), die sich noch dafür zu rechtfertigen schien, dass ihr Mann wegen regimekritischer Äußerungen im Gefängnis gewesen war. Natürlich verstärkte meine rückwärtsgerichtete Frage nach der DDR-Vergangenheit die Ausrichtung auf damalige Wertvorstellungen. Doch bleibt es ein wichtiges Ergebnis aus einer inneren Logik biographischen Erzählens heraus, dass *die Interviews in großen Teilen zu DDR-Zeiten geprägte Wertvorstellungen spiegeln*. Deshalb stellen sie geeignete Quellen auch für die Zeit vor der Wende dar.

Bei dieser Grundtendenz zur Kontinuität *stehen in vielen Interviewtexten Brüche und Kontinuitäten in Erfahrung und Bewertung unreflektiert, gelegentlich auch widersprüchlich nebeneinander*. Die Gesprächspartner beurteilten dabei meistens von dem aktuellen Erzählthema und ihrer aktuellen Erfahrung her. Oft waren dabei in den vorliegenden Interviews nicht etwa die geistige und politische Freiheit der Maßstab der Beurteilung, sondern die konkreten Alltagsveränderungen. Wichtig waren den meisten Gesprächspartnern vor allem die neuen Konsum- und Reisemöglichkeiten auf der positiven Seite und auf der negativen die Verluste an Sicherheit im Arbeits- und Sozialsystem. Eine verbreitete Haltung war, am liebsten aus jedem System die Rosinen herauspicken zu wollen. Es war zum Zeitpunkt der Interviews - anders als nach 1945 gegenüber dem Nationalsozialismus - möglich, sich weiterhin offen zu einer befürwortenden oder loyalen Haltung dem früheren SED-Regime gegenüber zu bekennen. So scheint der Bruch der Erfahrung noch nicht zwangsläufig einen durchgängigen Bruch der Werthaltungen zu bewirken.

Gerade der Bereich des Alltags steht hier als Konstante. In ihm entwickelten sich etwa Fähigkeiten des Sich-Durchlavierens, Sich-Arrangierens oder eine gewisse lebenspraktische Schläue, die für die ganze Lebensgestaltung maßgeblich waren und weiterwirken. *Alltag in der DDR aber schien bisher kein relevantes Thema in der alltäglichen Kommunikation gewesen zu sein und bedurfte deshalb im Erzählen keiner oder kaum einer Umformung und -wertung*.

## b) Schwerpunkte beim Erzählen vom Wohnen

### - Sichtbare Gegenstände der Wohnkultur

Wohnungsbeschreibungen: Ästhetik als Sprechgrenze - Lieblingsplätze; Sprechen über Tätigkeiten und Sprechen über Orte des Wohnens hängen zusammen. - Objekte: Präferenzobjekte, Erwerbungs geschichte, Esswaren, West dinge - häusliche Arbeiten

Schon in den Einleitungsfragen nach der grundsätzlichen Vorstellung vom Wohnen bezogen sich viele Gesprächspartner ganz selbstverständlich auf ihre aktuelle Wohnung. Die Bitte, sie einmal zu beschreiben, als ob ich sie noch nie gesehen hätte, bündelte diese Ansätze (im Leitfa den Fragenkomplex C). In den *Wohnungsbeschreibungen* stellten mir die Gesprächspartner ihre Überlegungen zur Gestaltung und Nutzung ihrer Wohnung dar. Ihre Darstellungs-Strategien zeigten damit auch Kategorien, in denen sie über ihre Wohnung denken. Die wenigsten Ge sprächspartner konnten ihre Wohnung so beschreiben, dass sie sich ein Fremder würde vorstel len können. Vielmehr erzählten sie von ihren Vorlieben und Erfahrungen. Die als Hilfe gedach te Frage nach einem bevorzugten Stil befremdete die meisten Gesprächspartner eher. Wohnäs thetik als Selbstzweck ist kein Thema in ihrem alltäglichen Sprechen. Sie war bei meinen Ge sprächspartnern im Interview nicht direkt abfragbar; sie blieb Spezialisten vorbehalten. Die ästhetischen Kategorien der Bourgeoisie wie sie etwa in Einrichtungszeitschriften reproduziert werden, standen den meisten der Gesprächspartner nicht zur Verfügung. Das heißt aber nicht, dass Ästhetik kein Thema der Gesprächspartner gewesen wäre. „Wir haben es uns schön ge macht.“, ist vielmehr eine Basisaussage, die so oder so ähnlich formuliert, in fast allen Gesprä chen auftauchte, beispielsweise in der Formulierung von Frau Ludwig. Auf meine Frage nach Stil und Atmosphäre spricht sie zuerst von ihrer eigenen Wohnung und dann von den Wohnun gen ihrer Freunde:

„Zweckmäßig, ja. Dazu ist eigentlich aus meiner Sicht die Wohnung auch gedacht. Ich fühle mich schon ganz wohl, ich komme schon ganz gerne nach Hause, so ist das nicht. Aber so pompös oder irgendwie so, das ist sowieso nicht meine Art. Ich bin da mehr so für (lacht) ...Ich hab nur Bekannte, die alle sicherlich auch sehr zweckmäßig eingerichtet sind und eigentlich auch sehr schön und sehr behaglich. Was mir dann auch gefällt.“ (14)<sup>1</sup>

Schönheit hängt für Frau Ludwig mit anderen Bedürfnissen wie Zweckmäßigkeit und Behag lichkeit zusammen. Sie braucht auch die Abgrenzung durch Ausgrenzung: „nicht meine Art“. Statt einer eindeutigen Bestimmung lacht sie. Hier liegt wohl für sie eine Grenze ihrer Aus drucksmöglichkeit. Auch die meisten anderen Interviewpartner machten nur im Zusammenhang mit anderen Bedürfnissen Aussagen zur Ästhetik.

---

<sup>1</sup> Hervorhebung von der Verfasserin



Meist hängen schon die Benennungen der Räume mit ihrer Nutzung zusammen, man denke nur an das Kochen in der Küche. So war es auch für viele Gesprächspartner kein weiter Weg, von der Wohnungsbeschreibung mit den funktionellen Zuordnungen zu den *Lieblingsplätzen* innerhalb der Wohnung zu kommen. Sie sind die Orte, an denen sie die ihnen wichtigen Tätigkeiten verrichten. *Die Erzählungen von Orten und den zugehörigen Tätigkeiten sind nicht zu trennen* (im Leitfaden E und K). Die Gesprächspartner erzählten dabei von sich aus fast nur von den Orten, die für sie irgendwie herausgehoben waren: Das können soziale Kontakträume sein wie der Esstisch einer Familie, Erholungs- und Rückzugsorte wie der Fernsehsessel oder auch besonderes territoriales „Hoheitsgebiet“ wie die Küche der Hausfrau. Die intimeren Räume wie Schlafzimmer und der Sanitärbereich wurden fast nie in Verbindung mit Tätigkeiten erwähnt. Hier scheint sich noch die Tabuisierung des Körpers und besonders der Sexualität auszuwirken. Bad und WC sind zwar ein wichtiges, häufig angesprochenes Thema, weil sie die Indikatoren für die Qualität einer Wohnung sind. Die Ausstattung mit Bad und WC ist in Ostdeutschland noch nicht allgemeiner Standard und stellte gerade deshalb für viele Gesprächspartner ein Ziel dar. Dabei war aber nur die Einrichtung als solche für die Gesprächspartner erwähnenswert, vom Aufenthalt oder Tätigkeiten in diesen Räumen sprachen sie nicht. Selbst positiv bewertete Tätigkeiten wie beispielsweise ein entspannendes Vollbad oder die Muße-Lektüre nannten die Interviewpartner nicht. Meistens erzählten sie nur von den Tätigkeiten und ihren Plätzen in den speziellen Wohnräumen, vor allem den Wohnzimmern. Sie sind die am stärksten nach außen und auch auf Repräsentation ausgerichteten Räume innerhalb der Wohnungen. Über sie spricht man dann wohl eher etwas aus - insbesondere nach außen zu einer Fremden.

Wieder war es das Besonderssein, das Herausgehobensein aus der Masse aller Dinge, das es den Gesprächspartnern ermöglichte auch von ihren Lieblingsgegenständen zu erzählen. Auf die Frage nach den für sie wichtigsten *Gegenständen* in ihrer Wohnung konnten die Interviewpartner ihren Blick schweifen lassen und sich an konkreten Objekten festhalten. Sie erzählten dann aber weniger von den sachlichen Eigenschaften der Dinge, sondern mehr von den Erinnerungen und Emotionen, die sie damit verbinden. Diese Dinge wurden für die Gesprächspartner zu *Präferenzobjekten*, eben weil sie eine Geschichte haben. Die Mehrheit der Dinge dagegen erwähnten sie kaum. Dazu wären wieder genauere strukturierende Sach- und Detailfragen nötig gewesen.

Eine *DDR-spezifische Variante der Dingbeziehung* besteht zu den der Mangelwirtschaft abgerungenen Dingen. Mit Vorliebe erzählten meine Gesprächspartner von Dingen, die schwer zu bekommen waren und die sie trotzdem mit besonderen Mühen oder dank ihrer Geschicklichkeit und Schläue in ihren Besitz bringen konnten. Diese *Erwerbungs geschichten* sind eine eigene Erzählgattung. Im Interviewmaterial stechen sie formal oft als durchgeformte Geschich-

ten heraus (siehe C.III.). Besonders oft herrschte Mangel an bestimmten *Nahrungsmitteln*, beispielsweise Bananen, die so zum Symbol der Wende wurden. Außerdem standen den DDR-Bürgern für ihre Geldmittel wenig Konsummöglichkeiten zur Verfügung. Der direkte Konsum (vom Laden in den Bauch) spielte deshalb eine große Rolle. Am veränderten Lebensmittelangebot wurde für viele ehemalige DDR-Bürger die politische Wende auch am schnellsten und unmittelbarsten, ganz wörtlich am eigenen Leibe, spürbar. Lebensmittel spielen auch unter den Dingen aus dem Westen eine wichtige Rolle. Die *Westdinge* sind eine weitere DDR-spezifische Sondergruppe an Objekten, welche die Gesprächspartner häufig erwähnten. Wie auch schon mit den Erwerbungs geschichten erzählten die Interviewpartner damit etwas über ihr Verhältnis zum offiziellen Regime. Mit all diesen Aspekten ergab sich in der Zusammensicht der Interviewtranskripte ein Schwerpunkt auf Essen sowohl als Objekt als auch als Handeln und in jeder Form als Ausdrucksmedium vielfältiger Bedeutungen (siehe B.II.2.c.). Im Leitfaden hatte ich Essen nur als ein Thema unter vielen vorgesehen. Ich war dann bei den ersten Wohninterviews sehr überrascht, wie viel und wie intensiv meine Gegenüber über Essen in jeder Form sprachen. Zuerst wollte ich sie darin noch etwas abbremsen, überließ es ihnen dann aber, diesen Schwerpunkt zu setzen.

Von den häuslichen Tätigkeiten mit den so typischen Reproduktionsarbeiten oder den alltäglichen Routinetätigkeiten erzählten die Gesprächspartner dagegen von sich aus kaum. Es erwies sich in narrativen Interviews als schwierig, nach häuslichen Arbeiten zu fragen. Diese erwähnten die Interviewpartner in der Regel nur kurz, aber sie waren kein Erzählthema; sie sind in vielen Teilen so alltäglich, dass sie außerhalb der Sprachlichkeit liegen. Der Ablauf einer alltäglichen Tätigkeit wie beispielsweise Geschirrspülen ist in seinen Handbewegungen im Körper gespeichert, die nur bewusst werden, wenn man sie nicht mehr im gewohnten Rahmen verrichtet, etwa bei jemand anderem und dort alles länger dauert als im gewohnten Umfeld zu Hause. Von den *häuslichen Arbeiten und Tätigkeiten* erzählten die Gesprächspartner nur das Besondere etwas ausführlicher. Das konnte beispielsweise die kürzliche Generalrenovierung in Eigenregie sein oder besondere Festvorbereitungen. Mit der Frage „Was ist ihre erste Tätigkeit, wenn Sie nach Hause kommen?“ öffneten einige Gesprächspartner das Fenster zu ihrer Alltagsroutine ein bisschen. Der Übergang vom Draußen ins Drinnen des Zuhause und umgekehrt bedarf wohl der Kraft eines Rituals und ist deshalb erzählbar. Um mehr von den häuslichen Arbeiten zu erfahren, etwa einzelne Tätigkeiten oder die geschlechtsspezifische Arbeitsaufteilung, wären genaue Sachfragen erforderlich gewesen. Eine geschlossenerere Fragestrategie mit konkreten Beispielen wäre dazu nötig. Häusliche Arbeiten erscheinen im Interviewmaterial eher indirekt. Die Offenheit des narrativen Interviews führte zu anderen Fragen. Die Interviewsituation bot auch nicht den Rahmen für die (eher) frauenspezifischen (Hausfrauen-)Diskurse. Das kann

etwa der wechselseitige Austausch von Kochrezepten und Haushaltstricks beim Kaffeeklatsch sein, mit dem die Frauen sich über den Informationsaustausch hinweg auch gegenseitig bestätigen und aufwerten. Nur indirekt über die Abgrenzung erfuhr ich von einer Interviewpartnerin von diesen Gesprächen. Sie meinte, es sei das Lieblingsthema ihrer Kolleginnen gewesen, sich in der Frühstückspause zu erzählen und dabei gegenseitig zu überbieten, wie sie täglich vor Beginn der Arbeit ihre Wohnung geputzt hätten. Sie hielt dies für DDR-typisch. Diese Art Gespräche lebten von einer Fraternalisierung unter Gleichen, der die Interviewsituation zwischen einer Studentin und meist älteren Gesprächspartnern mit der thematischen Ost-West-Vorgabe nicht entsprach und auf die ich auch nicht hingesteuert hatte.

### **- Veränderungen nach der Wende im Wohnalltag**

Für die Interviews gab ich das Thema 'Alltagsleben in der DDR und sein Wandel bis heute am Beispiel des Wohnens' vor. Damit ergab sich immer wieder die *Wende als Bezugspunkt*. Alle waren von den Umbrüchen, welche die Wende mit sich brachte, auch ganz persönlich betroffen. Die Veränderungserfahrungen im Gefolge der Wende waren Erzählmotivation in zwei Richtungen: Zum einen regten sie zum Rückblick auf die Zeit davor an, und zum anderen bot die Erfahrung des Neuen Stoff zur Verarbeitung. Vor dem Hintergrund der Veränderungen in ihrem Leben beurteilten die Gesprächspartner das Vergangene. Deshalb sahen sie besonders die Veränderungen: Sie wurden sich dessen bewusst, was nicht mehr bestand und auch was neu in ihr Leben gekommen war. Vielfach enthalten die Aussagen der Interviews ausdrückliche und auch implizite Vergleiche. Gleichbleibendes war viel weniger bewusst und so den Gesprächspartnern kaum ein Erzählanliegen.

### **- Rückblicke auf die DDR-Zeit**

DDR-typische Dinge - Westkontakte - Bezugsgrößen: eigene Schwerpunkte, örtlicher Rahmen - Was wurde nur angedeutet?: Wohnung als Kontaktraum und Wohntraditionen

Alles Erzählen über Erfahrungen zu DDR-Zeiten war auf einen Rückblick hin ausgerichtet, manche Fragen regten aber besonders dazu an. In einigen wenigen Punkten scheint sich für die Gesprächspartner ihre Erfahrung zu verdichten. So regte etwa die *Frage nach DDR-typischen Dingen* viele Gesprächspartner zum Reflektieren über die Vergangenheit an. Immer wieder kamen allerdings auch Rückmeldungen wie: „Weil man's schon ewig hat, fällt einem das Typische nicht ein.“ (9) oder „Hat man sich daran gewöhnt. ... ja, was wär das Besonderes?“ (17) Das Typische ist in den meisten Fällen nicht bewusst. In den Antworten auf diese Frage erwähnten die Gesprächspartner dann auch mit Vorliebe solche Dinge, die symbolisch aufgeladen sind. Damit sind diese Dinge aber auch besonders aussagekräftig. Die Antworten der Ge-

sprächspartner auf diese Frage sollen später daraufhin interpretiert werden, wie sich seit der Wende neue Symbole einer Ost-Identität herausgebildet haben.

Stärker auf die Vergangenheit hin waren die Antworten auf die *Fragen nach Westkontakten* ausgerichtet. Sie spielen für die meisten Gesprächspartner seit der Wende keine Rolle mehr und viele berichteten auch, dass ihre über lange Jahre gepflegten Kontakte inzwischen eingeschlafen seien. Zu DDR-Zeiten waren Westkontakte aber sehr wichtig. Deshalb konnten viele der Interviewpartner dazu etwas erzählen. Die Aussagen zu den Westkontakten erscheinen weitgehend unberührt von rückblickenden Umwertungen. Die Gesprächspartner erzählten hier vor allem von den Westpaketen. Sie waren für die meisten DDR-Bürger eine regelmäßige Bezugsquelle für Konsumgüter, die im eigenen Lande sonst nur schwer zu erhalten waren (zur Ost-West-Thematik siehe C.I.).

Immer wieder setzten einzelne in ihren Rückblicken auch Schwerpunkte, die sich vom Thema „Wohnen“ entfernten. Dies trat ein, wenn sie erzählten, was für ihr Leben in der DDR-Zeit besonders wichtig gewesen war. Das waren dann stets besonders *wichtige Lebensfelder*, wiederholt das betriebliche Leben und die Arbeit oder Freizeitbeschäftigungen und soziales Leben. Nicht immer bremste ich meine Gegenüber dabei, weil sie damit auch vermittelten, welchen Stellenwert das Thema „Alltag“ für sie einnimmt.

Zum vorgegebenen Thema „Wohnen“ sprachen die Gesprächspartner schwerpunktmäßig von den faktischen Rahmenbedingungen mit Wohnungsvergabe, Wohnung als baulichem Rahmen und Wohngegenständen. Überwiegend mit diesen Stichworten ist das Thema „Wohnen“ für ehemalige DDR-Bürger besetzt, weil „Wohnen“ zu DDR-Zeiten ein Haupt- und Dauerthema war. Dabei ging es fast nur um materielle Aspekte wie Wohnungsbau und Wohnungsversorgung. Nach den *sozialen Aspekten im Wohnen und der Wohnung als Kontaktraum* hätte man direkter und anders fragen müssen. Das wäre möglich gewesen, es ist wohl kein Tabuthema, weil mir Gesprächspartnerinnen wiederholt von ihren Eheproblemen erzählten. Verschiedentliche Andeutungen weisen darauf hin, dass Kontakte im Wohnbereich durchaus einen wichtigen Stellenwert hatten. Frau Moll etwa bedauerte den Verlust ihrer regelmäßigen Freundeskontakte in ihrem Heim:

„Vor der Wende war das so, dass wir sehr oft Besuch hatten, und jetzt ist es schwierig, überhaupt den Bekanntenkreis oder Freundeskreis so beständig aufrechtzuerhalten. Weil man eben einfach nicht mehr so die Zeit hat. ... Wir kommen noch zusammen, aber doch nur noch in unregelmäßigen Abständen.“ (6)

Der private Raum war anscheinend bei einer fehlenden Öffentlichkeit in der DDR besonders wichtig. Hier trafen sich etwa viele in der Wendezeit politisch aktive Gruppen. Solch einen Bezug stellten auch die Gesprächspartner her, die auf die Frage nach wichtigen Punkten außerhalb der Wohnung in ihrer Umgebung ausführlicher antworteten. Sie erwähnten dabei oft ihre Gär-

ten als erweiterte Wohnung oder Freizeit- und Kontaktort in ihrer Umgebung. Damit ordneten die Interviewpartner selbst ihre Aussagen zum Wohnen in der Wohnung inhaltlich und örtlich in einen größeren Bezugsrahmen ein.

Ebenfalls nur in gelegentlichen Andeutungen erschien das Thema der *Vermittlung von Wohnvorstellungen und Wohnwerten, von Wohntraditionen*. Nur gelegentlich erwähnten die Gesprächspartner ihre Eltern. Frau Hess etwa erzählte, dass ihre Mutter ebenfalls eine gute Köchin war, zu der alle Geschwister gerne nach Hause kamen. Ebenso betonte sie, wie gerne und gut sie Gäste bewirte. Dementsprechend nimmt auch in ihrer Singlewohnung ein großer, runder Tisch eine wichtige Stelle ein. Auch sonst legt sie eine fürsorgliche, aber strenge Haltung an den Tag, wenn sie etwa von ihren weisungsbefugten Mitarbeiterinnen sprach. In einem Fall konnte ich die Wohnungen zweiter Generationen kennenlernen: die alten Eltern (28) in ihrer Wohnung und auch deren Tochter (13) in der Wohnung ihrer eigenen Familie. Beide Generationen erwähnten unabhängig voneinander ihr Engagement für die Hausgemeinschaft. Gleichzeitig aber betonten beide, wie wichtig es ihnen sei, hinter der eigenen Wohnungstüre für sich abgeschlossen zu sein. Beide Generationen pflegen eine starke Innenorientierung hin auf die Familie. Ein gemeinsames Indiz dafür ist beispielsweise, wie beide die Bastelarbeiten der Kinder an wichtiger Stelle ausgestellt hatten und sie mir vorführten. Die Wohnungen der beiden Generationen wiesen äußerlich stilistisch und hinsichtlich der im Gespräch betonten Wohnwerte viele Übereinstimmungen auf. Nur bei wenigen war eine Tradition direkt in geerbten Gegenständen sichtbar. Familiäre Wohntraditionen zeigen sich eher in Grundhaltungen wie etwa Sich-Verschließen versus Offensein, Lage der Kommunikationsorte und wem sie zugeordnet sind, das heißt wo und mit wem Kinder im Herkunftshaushalt Beziehung erlebten. Solch grundsätzliche Lebenshaltungen sind aber fast nie bewusst und deshalb nur schwer in narrativen Interviews abfragbar. Dazu wäre eine stärker psychologisch ausgerichtete Fragestellung nötig.<sup>2</sup> Auch die Vermittlung ästhetisch-sozialer Codes verläuft, wie Pierre Bourdieu herausgearbeitet hat, in einem unbewussten, selbstreproduzierenden Prozess. Insgesamt war die jüngere Kontrasterfahrung der Wende so stark, dass weiter zurückliegende Traditionen kaum in den Interviews thematisiert wurden. Die bewusste Anregung durch westliche Vorbilder scheint nach Aussagen der Interviewpartner, entgegen meinen Vorerwartungen, eher eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben.

Zum Schluss soll die Frage nach den Sprechgrenzen stehen: Welche wichtigen Bereiche des Alltagslebens der DDR sprachen die Gesprächspartner in den Interviews nicht an? Mit dem

---

<sup>2</sup> siehe Csikszentmihalyi / Rochberg-Halton (1989): Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs. Dieser Studie liegt eine empirische Untersuchung zugrunde, in der jeweils drei Generationen einer Familie befragt wurden. Zum räumlichen Ausdruck von Elternbeziehungen siehe etwa Kast (1994): Vater - Töchter, Mutter - Söhne. Wege zur eigenen Identität aus Vater- und Mutterkomplexen.

vorliegenden Interviewmaterial lässt sich diese Frage nicht abschließend beantworten. Aber manche Andeutung lässt noch auf wichtige Themen schließen. Außerdem ist es allgemeine Praxis, dass heikle oder tabuisierte Themen keineswegs ganz weggelassen werden, sondern viel mehr an den besonderen sprachlichen „Umgehungsstraßen“ zu erkennen sind. Innerhalb der Interviewtexte fallen in diesem Sinne die Aussagen der Gesprächspartnern über ihr Verhältnis zum Staat besonders auf (siehe C.IV.).

### **- Erzählen von der Veränderung**

Begrüßungsgeld - veränderte Konsumgewohnheiten - Veränderung der Lebenssituation

Die Veränderungen durch die politische Wende waren für viele Interviewpartner derart einschneidend, dass es ihnen ein großes Anliegen war davon zu sprechen. Wieder gaben die konkreten Gegenstände den Anstoß zum Erzählen. Für viele konzentrierte sich das Erleben des Neuen im ersten Besuch im Westen. In den Wohninterviews erzählten meine Gegenüber wiederholt von diesem Ereignis. Das *Begrüßungsgeld*, das sie dort bekommen hatten, war eine der ersten Gaben des Westens und der neuen Freiheit. Mit welcher Einstellung sie es entgegengenommen hatten und was sie sich davon gekauft hatten, war ein Erzählthema. Dies regte mich dazu an, in späteren Interviews ebenfalls danach zu fragen. Diese Erzählungen betrafen nicht nur den ersten Besuch im Westen, sondern die Interviewpartner erzählten damit auch in verdichteter Form von ihrer inneren Bewegung durch die Ereignisse der Wende. Das Besuchergeld, und was sie sich davon kauften, wurde in ihren Erzählungen zum Zeichen für ihre Einstellung zum Konsum, für ihre Einstellung zur DDR und ihre Einschätzung der damaligen Situation. Aus ihrer DDR-Erfahrung entnahmen sie die Maßstäbe für die neue Situation. Viele erwarben, was sie lange in der DDR nicht hatten kaufen können, so etwa Südfrüchte oder Süßigkeiten. Andere trauten der neuen Freizügigkeit nicht und sparten ihr Besuchergeld, um zu einem späteren Zeitpunkt im „Exquisit“<sup>3</sup> einkaufen zu können. Dabei betonten viele Gesprächspartner, wie weit entfernt diese Erfahrung nun schon wieder sei, beispielsweise, dass es nun völlig normal sei, jeden Tag alles kaufen zu können (siehe C.I.1.).

Bis in die Gegenwart des Interviews reicht dagegen die Frage: Gibt es etwas, von dem sie sich in der veränderten Situation seit der Wende getrennt haben, weil sie es nicht mehr brauchten? Und umgekehrt: Gibt es etwas, das sie sich nun neu angeschafft haben oder anschaffen möchten? Einige Gesprächspartner berichteten zu diesem Thema von ihren *veränderten Konsumgewohnheiten*. Es sei nun nicht mehr nötig, ein umfangreiches Materiallager beispielsweise an alter Kleidung oder Ersatzteilen zum Heimwerken zu horten, nachdem es nun alles jederzeit

---

<sup>3</sup> 'Exquisit' hießen die Läden, in denen DDR-Bürger gegen fremde Währungen Waren, die sonst in der DDR nicht zu erhalten waren, einkaufen konnten.

zu kaufen gebe. Wichtiger waren den Interviewpartnern aber die Neuanschaffungen. An vorderster Stelle standen für die meisten Auto, Fernseher und Stereoanlage, außerdem Haushaltsgeräte wie etwa Geschirrspüler. Größere Wünsche waren vielfach Polstermöbel und moderne Sanitäreinrichtungen. Beim Durchsehen der Interviewtexte mit zeitlichem Abstand wunderte ich mich, wie wichtig der Konsum für die Gesprächspartner doch war. Geistige Freiheit war dagegen so gut wie kein Thema. Die neue „Freiheit“, wie sie selbst oft formulieren, schien für die meisten meiner Gesprächspartner aus Reise- und Konsumfreiheit zu bestehen. Das mag an der Themenvorgabe liegen: Zum Thema „Wohnen“ richteten sich meine Fragen und auch der Blick der Interviewpartner besonders auf Haushaltsgegenstände zum Wohnen, weniger auf soziale Neuerungen. Noch viel mehr erscheint das Sprechen von den neuen Konsummöglichkeiten aber innerhalb der Interviews als eine Fortsetzung der Erwerbungs geschichten. In den Interviews sprachen die Gesprächspartner viel von den besonderen Mühen, die es machte, die für den DDR-Alltag nötigen und erwünschten Dinge zu erwerben. Dazu gehört als Kontrast die neue Konsumfreiheit. Oder ist das neue Konsuminteresse nur eine Fortsetzung der alten Praktiken unter neuen Vorzeichen?

Schon bei der Frage nach Neuem und Neuanschaffungen sprachen allerdings einige Interviewpartner von der neuen Erfahrung, dass man nun plötzlich nach seinem Auto eingeschätzt werde und dass man alles kaufen könne, wenn man es sich leisten könne und damit die Schere zwischen Arbeitslosen und Arbeitenden öffne. Arbeitswelt und soziales Leben hätten sich wesentlich verändert. Für manche Gegenüber gab ich noch einen Anstoß, von der Veränderung zu erzählen mit meiner Frage, was für sie persönlich mit der Wende die stärkste Veränderung gewesen sei. Wenn dann die Gesprächspartner von den *Veränderungen in ihrer Lebenssituation* erzählten, ergaben sich fast immer Schwerpunkte, die die ganzen Interviews beherrschten. Hier ging es um die aktuellen Lebensprobleme. Für alle Gesprächspartner im erwerbsfähigen Alter hat sich mit der Wende der Lebensbereich der Berufstätigkeit - oder auch Arbeitslosigkeit - und damit ihr ganzes Leben - grundlegend verändert. Oft drängte sich das aktuelle Problem der Einzelnen vor das Wohnthema. Damit ist etwas über den *Stellenwert des Wohnens* ausgesagt: Nur für die seit der Wende deutlich besser gestellten Rentner war Wohnen auch in den Neunzigerjahren ein Hauptthema. Sonst hat es vielfach nicht mehr die elementare Notwendigkeit wie zu DDR-Zeiten und ist auch noch nicht zum Hauptfeld der Statusdemonstration geworden wie in der westdeutschen „Lifestylegesellschaft“.

### - Der Staat im Alltagsleben

Im Leitfaden (G) hatte ich verschiedene *Fragen zum Einfluss des Staates auf das Wohnen* des Einzelnen vorgesehen, die das ganze Spektrum zwischen paternalistischer Fürsorge und als anderem Extrem der Kontrolle und Bevormundung abdecken sollten. Die meisten Gesprächspartner aber sahen sich in der Rolle von Bürgern, die einen Anspruch haben, nicht in einer Opferrolle. Dementsprechend geht es in den Antworten auf die Frage „Wie sah in Ihrem konkreten Fall das ‘Recht auf Wohnen’ aus?“ um ihren Versorgungsanspruch auf eine angemessene Wohnung. Viele Gesprächspartner erzählten von sich aus von den verschiedenen Wohnstationen im Laufe ihres Lebens. Bei den anderen bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um sie zu bewegen, ihre Wohnbiographie (siehe C.II.) zu erzählen. Die *Wohnbiographien* sind in allen Interviews ein Schwerpunkt, weil hier alle Gesprächspartner über Erfahrungen verfügten. Mit ihren Lebenserfahrungen stellten sie das Thema auch als ihr eigenes Anliegen dar. Dagegen waren die Fragen nach dem Abschnittsbevollmächtigten oder dem Hausbuch für die meisten meiner Gesprächspartner überhaupt kein Thema oder nur etwas Lästiges am Rande (siehe A.II.2.a und Schluss). Sie waren es gewohnt, mit diesen staatlichen Praktiken zu leben. Auch mit direkten Fragen nach staatlicher Kontrolle stieß ich eher auf Unverständnis (siehe Schluss). Einige Gesprächspartner schienen hier, nur um mir entgegen zu kommen, etwas zu sagen wie „Na, es wird schon auch jemand von der Stasi im Betrieb gewesen sein.“ Aber hier verwiesen die Interviewpartner eher auf diverse Enthüllungen in den Medien als dass sie eigene Erfahrungen erzählten. Weniger auf direkte Fragen hin als in freier Assoziation bestimmten allerdings die meisten Gesprächspartner im Laufe des Interviews ihre Position im Verhältnis zum DDR-Staat (siehe C.IV.).

### c) Zusammenfassung

Vorstellung von Vollständigkeit - Aus der Form der narrativen Interviews ergeben sich Schwerpunkte. - geformte Teile innerhalb der Wohninterviews - inhaltliche Schwerpunkte - Sprechgrenzen: Routine, politische Tabus, Aktualität des Themas für die Gesprächspartner - Funktionen der Interviews nach innen und außen - Brüche und Kontinuitäten in der Erzählhaltung

Zum Abschluss jedes Gesprächs fragte ich noch, ob wir etwas Wichtiges zum Thema „Wohnen“ vergessen hätten. Manche Interviewpartner sprachen dann noch einmal von besonders gravierenden Veränderungen ihres Lebens seit der Wende, etwa im beruflichen Bereich. Meistens jedoch verneinten die Gesprächspartner diese Frage. „Wohnen“ als Interviewthema - Die Interviewpartner bestätigten wiederholt, dass die Interviews alles enthielten, was für sie zum Thema gehört. In diesem Kapitel habe ich das Spektrum ausgelotet, was zu dieser *Vorstellung von Vollständigkeit* dazugehörte.



*Durch die Form der narrativen Interviews*, die den Interviewpartnern weitgehend überließ, worüber sie sprechen wollten, *ergaben sich die formalen und inhaltlichen Schwerpunkte und Grenzen der Wohninterviews*. Im freien Sprechen auf offene Fragen gingen die Gesprächspartner von persönlichen Wertungen aus und erzählten mehr, als dass sie berichteten. Präzise Sach- und Detailinformationen dienten dabei nur als der nötige Hintergrund für das Erzählen. Die formalen und inhaltlichen Schwerpunkte in den Texten ergaben sich aus den Erfahrungen der einzelnen Gesprächspartner. Das ging so weit, dass sie fast nur von eigenen Erfahrungen, kaum von Allgemeinem erzählen konnten. Wovon sie selbst berührt waren, davon sprachen sie nicht nur, sondern erzählten: Das sind die Textstellen mit farbigen Wertungen, hoher Ich-Haltigkeit, Ausdruck von Gefühlen und lebendiger Sprache, beispielsweise vielen wörtlichen Reden. Die eigenen Anliegen machten die Gesprächspartner auch ausführlicher zum Thema. Dabei erzählten die Interviewpartner eher von ihren Problemen und Besonderheiten, als von Routine und den Selbstverständlichkeiten - mehr von den Veränderungen als von den Kontinuitäten. Nur das Herausgehobene gibt einen Anlass zu erzählen.

Auf das Thema „Wohnen zu DDR-Zeiten“ bezogen, bedeutet dies, dass die Gesprächspartner zum Thema machten, was zu DDR-Zeiten ein Problem war, besonders bewertet war oder was vor dem Kontrast der Veränderungserfahrungen seit der Wende bewusst wurde. Als *besonders geformte Teile* fallen jeweils die Aussagen zu drei Themenbereichen auf: 1. Die Wohnbiographien, die dem Gang des eigenen Lebens folgend, Geschlossenheit und Intensität erhielten (siehe C.II.). 2. Die eigene Position im Verhältnis zum DDR-Staat, sie scheint nach den politischen Umbrüchen ein Thema zu sein, das besonderer rhetorischer Mittel bedarf, um die Kontinuität des eigenen Lebens und der eigenen Identität erzählerisch zu bekräftigen und neu zu konstruieren (siehe C.IV.). 3. fallen noch die Geschichten über den Erwerb von zu DDR-Zeiten schwierig zu erhaltender Dinge in ihrer Geschlossenheit auf. Darin erzählen die Gesprächspartner von den kleinen Siegen im Kampf mit den Tücken des realsozialistischen Alltags. Die Erwerbungs geschichten scheinen als erzählerisch schon fest geformte Teile zum Erzählrepertoire der Gesprächspartner zu gehören (siehe C.III.).

Die Themenvorgabe ‘Wohnen zu DDR-Zeiten’ lenkte die Gesprächspartner inhaltlich insgesamt in die eine Richtung, die auch die DDR-Propaganda immer betonte. Hier ging es vor allem um Wohnungsbau und -versorgung. Auch in den Wohninterviews stand - unterstützt durch meine Fragen - die sachlich-materielle Seite im Vordergrund. Die sozialen Aspekte des Wohnens wie das Familienleben oder die Rolle der Privatheit mussten dabei in den Hintergrund treten. Im Wechselspiel zwischen meinen empathischen Fragen und den Erzählanliegen der Gesprächspartner kristallisierten sich einige wenige Hauptfragen und Themen heraus, die in den meisten Interviews *Schwerpunkte* bildeten: Die Interviewpartner erzählten in Wohnungsbe-

schreibungen von wichtigen Orten in ihrer Wohnung und den dazugehörigen Tätigkeiten. Auch Präferenzobjekte waren ein Schwerpunkt. Wohnbiographien und die eigene Position im Verhältnis zum Staat sind die Schwerpunkte, die vom Wohnen im Lebenszusammenhang handeln. Schließlich war für die Interviewpartner die Wende ein Thema. Vor dem Hintergrund der geänderten Situation war das Spezifische am Leben in der DDR mit seinen typischen Gegenständen und andererseits die Neuartigkeit der veränderten Lebenssituation ein Sprechthema in den Interviews.

Als *Grenzen des Sprechens zum Thema „Wohnen“* erwies sich die Routine, die gerade für die zahlreichen Reproduktionsarbeiten im Haushalt so typisch ist. Sie liegen im vorsprachlichen Bereich des praktischen Bewusstseins<sup>4</sup> und sind oft nur im Körper verinnerlicht. Zum Thema der Ästhetik ihrer Wohnungen konnte kaum einer meiner Gesprächspartner etwas sagen, weil sie keine Übung haben darüber zu sprechen. Außerdem sind ästhetische Fragen des Wohnens ebenso wie andere Wohntraditionen - ganz allgemein Vermittlungen von Wertvorstellungen - meist nicht bewusst. ‚Wohnen‘ und ‚die Wohnung‘ als Feld sozialer Kontakte kam in den Interviews aufgrund der eingegrenzten Fragestellung nur am Rande zur Sprache. Insgesamt bestimmt das diskursive Bewusstsein die Interviews: Nur solches Handeln, das den Interviewpartner selbst auch bewusst war, konnte in den Interviews abgefragt werden. Das ist wichtiger als die Grenze der Privatheit. Kaum jemals hatte ich während der Gespräche das Gefühl, etwas sei so privat, dass meine Gesprächspartner darüber nicht sprechen wollten. Dagegen wirkt die Politik bzw. der politische Systemwechsel als eine Grenze des Sprechens. Beim Reden über ihr Verhältnis zum DDR-Staat konnte ich herausarbeiten, dass meine Interviewpartner dieses Thema oft mit aufwendigen rhetorischen Strategien abwimmeln und sich damit auch einer kritischen Auseinandersetzung ihrer Vergangenheit entzogen. Offenbar war es für sie so wichtig, ein kontinuierliches Selbstbild aufrechtzuerhalten, dass sie sich keiner echten Auseinandersetzung stellen konnten. Der Unterschied zwischen Nicht-mehr-Sprechen-wollen und Sprechen-können verschwimmt. Damit stößt man auch an tiefere Bewusstseinschichten, die im Rahmen narrativer Interviews nicht erschlossen werden können. Eine weitere Grenze ist auch, dass für viele der Interviewten angesichts der Fülle neuer Eindrücke und drängender aktueller Probleme ihr vergangenes Wohnen zur Zeit etwas in den Hintergrund gerückt ist.

Die Gesprächspartner, die sich alle freiwillig zur Mitarbeit bereit erklärt hatten, versuchten mir gegenüber die Vorgaben eines Interviews – Frage und Antwort zu einem vorgegebenen Thema - zu erfüllen, indem sie mir eine Vorstellung vom DDR-Wohnen vermittelten. Bei genauer Analyse der Gesprächsprotokolle erscheint aber die Funktion des Erzählens nach innen

---

<sup>4</sup> Dies ist ein Begriff von Anthony Giddens, der zwischen diskursivem, praktischem und Unterbewusstsein unterscheidet. In: Giddens (1988): Die Konstitution der Gesellschaft, S. 91 - 101.

für sie selbst gewichtiger: Die Gesprächspartner zeichneten durchweg ein positives Bild von sich selbst. Die Auswahl ihrer Schwerpunkte und jegliche Rhetorik ist daraufhin ausgerichtet. Die Gesprächspartner schilderten sich in den Interviews als Menschen, die ihr Leben bewältigten. Selbst die Opfergeschichten gehören zu dieser *Erzählhaltung*: Trotz mancher Widerstände, welche die Erzähler vorübergehend zu „Opfern“ werden ließen, beweist die Überwindung der ungünstigen Umstände, dass die Erzähler ihr Leben meisterten. Allerdings verwundert aus heutiger Sicht, wie oft sich die Interviewpartner als Reagierende darstellten - weniger als solche, die ihr Handeln gänzlich aktiv steuerten. Mit der positiven Selbstdarstellung konstruierten sich die Gesprächspartner im Erzählen ihre eigene Identität. Damit dient ihr Erzählen ihnen selbst. Sie erzählen nicht zur historischen Dokumentation von der Vergangenheit; für die Interviewpartner war vielmehr wichtig, wie das in der Vergangenheit gewonnene Selbstbild kontinuierlich bis in die Gegenwart reicht und damit Zukunft ermöglicht.

Auch auf inhaltlicher Ebene zeigt sich diese Grundtendenz zur Kontinuität: Die Auswahl und Wertung im Erzählen von vergangener Lebenswirklichkeit spiegelt weitgehend die zu DDR-Zeiten entwickelten Wertmaßstäbe. Die Umwertung der DDR-Vergangenheit wird nur in öffentlich relevanten Bereichen wie der Politik oder in Lebensbereichen, die sich verändert haben, zur Notwendigkeit. Hier kommt es in den Interviewtexten immer wieder zu einem unreflektierten Nebeneinander von *Brüchen und Kontinuitäten*. Der Maßstab der Bewertung des neuen Systems ist dabei für die meisten der Interviewpartner ihre konkrete Alltagserfahrung. In diesem Lebensbereich können sie auch ihr bisheriges Selbstbild unangefochten aufrechterhalten: Die Erzählungen vom Alltag erscheinen nicht umgeformt. Im „Wohnen“ als Interviewthema offenbart sich unverfälscht ein Stück Lebenswirklichkeit der DDR.

### III. Politische und örtliche Rahmenbedingungen

#### 1. Wohnungspolitik der DDR und damit verbundene sozialpolitische Maßnahmen

"Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht auf Wohnraum für sich und seine Familie entsprechend den volkswirtschaftlichen Möglichkeiten und örtlichen Bedingungen. Der Staat ist verpflichtet, dieses Recht durch die Förderung des Wohnungsbaus, die Werterhaltung vorhandenen Wohnraums und die öffentliche Kontrolle über die gerechte Verteilung des Wohnraums zu verwirklichen."<sup>1</sup>

Dieses verfassungsmäßig gesicherte *Recht auf Wohnen* steckt den Rahmen ab für alles „Wohnen“ in der DDR. Der DDR-Staat versuchte die sozialistischen Grundwerte Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität dadurch umzusetzen, dass er die wichtigen menschlichen Grundbedürfnisse nach Wohnung und Arbeit für alle Bürger gleichermaßen gesetzlich garantierte und die Verteilung dieser Ressourcen zentral übernahm. Mit der Einstufung von „Wohnen“ als Grundrecht nahm er das Gut ‚Wohnung‘ aus dem Spiel der Kräfte des Marktes heraus und machte es zu einer vom Staat zentraldirigistisch vergebenen Leistung. Produktion und Verteilung orientierten sich nicht an wirtschaftlichem Profitstreben - Wohnraum wurde vielmehr als soziales Gut im Rahmen der Volkswirtschaftsplanung vom sozialistischen Staat zur Verfügung gestellt. Die wichtigsten Mittel zur Umsetzung dieser Ziele waren die Festschreibung der Mieten auf dem niedrigen Niveau von 1936 und die staatliche Zwangsbewirtschaftung des Wohnraumes. Nicht wirtschaftliche Potenz des Einzelnen entschied über die Versorgung mit Wohnraum, sondern in der Wohnraumlenkungsverordnung<sup>2</sup> festgelegte und von den Wohnraumlenkungsorganen durchgesetzte soziale, gesellschaftspolitische und ideologische Kriterien<sup>3</sup>.

Durch diese verfassungsmäßige Festlegung der Wohnungspolitik auf soziale Ziele wurde sie gleichzeitig zum Instrument der Wirtschafts- und Sozialpolitik. Aus der Fülle *eng miteinander*

---

<sup>1</sup> Das Recht auf Wohnung war in allen Fassungen der Verfassung der DDR festgeschrieben: Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 7. Oktober 1949, Artikel 26, Absatz 2 und Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 6. April 1968 in der revidierten Fassung vom 7. Oktober 1974, Artikel 37, Absatz 1. Nach letzterer Fassung ist hier zitiert.

<sup>2</sup> Verordnung über die Lenkung des Wohnraumes (WLVO) vom 22.12.1955 im Gesetzblatt der DDR, Teil I, Nr. 1; 1. Novelle vom 14.9.1967 im Gesetzblatt der DDR, Teil II, Nr. 105; 2. Novelle vom 28.10.1985 im Gesetzblatt der DDR, Teil I, Nr. 27. Ministerium der Justiz (Hrsg.): Wohnraumlenkung, Wohnungswirtschaft. Textausgabe. Berlin (Ost) 1988.

<sup>3</sup> Siehe dazu die Erstausgabe und weitere Novellen der Wohnraumlenkungsverordnung im Vergleich: Weiß, Lothar: Kontinuität und Wandel in der staatlichen Wohnraumlenkung der DDR. In: Deutschland-Archiv, 21 (1988), S. 647 - 652.

der verzahnter politischer Implikationen und ihrer Auswirkungen seien für einen kurzen Überblick zur Wohnungspolitik der DDR<sup>4</sup> einige Faktoren ausgewählt.

### - Wohnungspolitik unter Ulbricht

Ausgangssituation in der ersten Hälfte der Fünfzigerjahre - ab 1953 Industrialisierung des Entwurfs- und Bauprozesses - Ausstattung der Wohnungen 1961 - Mietpreispolitik - Siebenjahresplan 1959-1965 - Verknüpfung der Entwicklung der Produktivkräfte mit Wohnungsbau 1963-1971- Arbeitskräftemangel als Ursache für fast vollständige Einbeziehung der Frauen ins Arbeitsleben.

Die Ausgangssituation nach dem zweiten Weltkrieg war geprägt vom kriegsbedingten Erliegen des Wohnungsbaus, Kriegszerstörungen und der Zuwanderung von Vertriebenen. So ergab sich 1946 in der Sowjetischen Besatzungszone eine Fehlbestand von 1,3 Millionen<sup>5</sup> Wohnungen. Hinzu kam, dass nicht nur unmittelbare Kriegsschäden zu beseitigen waren, sondern dass der Wiederaufbau einer funktionierenden Volkswirtschaft auch durch Demontagemaßnahmen und umfangreiche Reparationsleistungen an die Sowjetunion litt. Der Wohnungsbau und die gesamte Konsumgüterproduktion traten an die zweite Stelle hinter eine Investitionspolitik, die den Ausbau der Grundstoff- und Schwerindustrie mit dem Anlagen- und Schwermaschinenbau als Priorität hatte. Nicht nur die industrielle Leistung, sondern auch die Gestaltungskraft im Wohnungsbau sollte im sich verschärfenden Kalten Krieg in der *ersten Hälfte der Fünfzigerjahre* die Überlegenheit des Sozialismus gegenüber dem Westen demonstrieren. Die Umsetzung dieser stalinistischen Forderung nach sozialistischem Realismus<sup>6</sup> in einer an nationaler Bautradition orientierten Baukunst führte zu einem neoklassizistischen Baustil, der eine immense Verteuerung und mengenmäßige Beschränkung des Wohnungsbaus mit sich brachte. Entsprechend kamen auch nur Zentralorte oder industrielle Schwerpunktansiedlungen in den Genuss solcher Bauten. Vorzeigeobjekt und Symbol für die politischen und urbanistischen Bestrebungen der

<sup>4</sup> Zusammenfassend zur Wohnungspolitik der DDR: Hoscislawski, Thomas (1996): Die "Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem" - Etappen der Wohnungspolitik in der DDR. Die Überblicksdarstellung desselben Verfassers noch aus der Vorwendezeit misst den Städtebau der DDR an seinen theoretisch-ideologischen Grundsätzen: Bauen zwischen Macht und Ohnmacht. Architektur und Städtebau in der DDR. Berlin(West) 1991. Schumann / Marcuse (1991): Wohnungsprobleme und widersprüchliche Wohnungspolitiken. In: Marcuse (Hrsg.) (1991). Siehe auch Grundmann (2001): Die absurde Logik des Wohnungs- und Städtebaus der DDR. Unter dem kunstgeschichtlichen Blickwinkel „Städtebau als Baukunst“ liefert Thomas Topfstedt in seinem Werk einen Überblick über die Zeit vor Erich Honnecker: Städtebau in der DDR 1955 - 1971. Leipzig 1988, Wohnungsbaupolitik im engeren Sinne S. 10 -23. Derselbe: Wohnen und Städtebau in der DDR. In: Wüstenrot-Stiftung (Hrsg.) (1999): Geschichte des Wohnens, Bd. 5, S.419 - 562. Unter sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten versucht Adelheid von Saldern eine Zusammenfassung in ihrem Werk: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute. Bonn 1995, S. 313 - 348. Hartmut Häußermann und Walter Siebel liefern in ihrer „Soziologie des Wohnens“. Weinheim 1996 ebenfalls eine Zusammenschau, S. 167 - 198. Eine sehr zugespitzte Zusammenfassung von Bauwirtschaft und Wohnungspolitik, den Ost-West-Systemvergleich vom Ende her resümierend, bietet Hannsjörg F. Buck 1996 im „Lexikon des DDR-Sozialismus“, S. 92 - 99. Eine die verschiedenen Betrachtungsaspekte vereinigende Zusammenfassung des Themas 'Wohnen in der DDR' steht allerdings noch aus.

<sup>5</sup> Im Folgenden stützt sich die Darstellung auf die bei Hoscislawski (1996) referierten Fakten und Zusammenfassungen.

<sup>6</sup> Zur Architektur des ersten Nachkriegsjahrzehnts und besonders der sowjetischen Einflüsse siehe Düwel, Jörn: Baukunst voran! Architektur und Städtebau in der SBZ - DDR. Berlin 1995.

Fünzigerjahre ist das 1951 als Stalinstadt gegründete heutige Eisenhüttenstadt<sup>7</sup>, gebaut als „erste sozialistische Wohnstadt der DDR für die Werktätigen des Eisenhüttenkombinats J.W. Stalin“, wie es im zeitgenössischen Jargon hieß.

Der Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953 als Ausdruck der zunehmenden Unzufriedenheit der DDR-Bevölkerung mit der wirtschaftlichen Lage veranlasste die SED-Führung zu einer Korrektur ihrer Investitionspolitik. Im Wohnungsbau gab es erstmals Förderungen<sup>8</sup>, die vorrangig die *Lage der Arbeiter* verbessern sollten. Dabei trat Mitte der Fünzigerjahre bei rund 2/3 der fertiggestellten Neubauwohnungen der Staat als Bauherr auf. Als neue für den Staat kostengünstigere Bauträger wurden zu dieser Zeit „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften“ gebildet. Auf sie entfielen rund 15 Prozent der Bauleistung, auf private Bauherren nochmals 15%. Mit der in der Sowjetunion *nach dem Tod Stalins 1953* einsetzenden Entstalinisierung unter seinem Nachfolger Chruschtschow kam es auch in der DDR zu einer Neuorientierung der Baupolitik. Der ästhetische Systemwettbewerb, in dem die Architektur als Kunst mit "Arbeiterwohnpalästen" die Überlegenheit des sozialistischen Systems beweisen sollte, wurde als Ursache für die mengenmäßig ungenügende Wohnbauproduktion erkannt. Die neue Ausrichtung an dem Grundsatz "Besser, schneller und billiger bauen!"<sup>9</sup> führte zu einer Rationalisierung des Bauwesens. *Industrialisierung des Entwurfs- und Bauprozesses* und durchgängige Typisierung prägten fortan das republikweit vereinheitlichte Bild des Wohnungsbaus. In Montagebauweise errichtete mehrgeschossige Wohnblöcke bestimmten die als Satellitenstädte auf der grünen Wiese errichteten Neubaugebiete der DDR.

Mit der einseitigen Ausrichtung auf billigen Neubau begann gleichzeitig der Verfall der Bausubstanz aus der Vorkriegszeit. Gegenüber den Altbauten besaßen die zwar flächenmäßig meist kleineren Neubauwohnungen aber eine in der Regel erheblich bessere *Ausstattung*. Bad bzw. Dusche, Innentoilette, teilweise Zentralheizung und Anschluss an die Warmwasserversorgung und später auch Einbauküchen standen für Wohnkomfort. Vor dem Hintergrund, dass 1961 erst 32,4% der Wohnungen über eine Innentoilette und 21,9% über ein Bad verfügten, erklärt sich die große Nachfrage nach Neubauwohnungen<sup>10</sup>. Bald erwiesen sich zwar deren Mängel: z.B. die Lage meist am Rande der Stadt, Uniformität, fehlende Infrastruktureinrichtungen und mangelnde Außenanlagen. (Die öffentlichen Gebäude hießen in der Sprache der Planer

---

<sup>7</sup> Siehe Topfstedt (1988), S. 26 - 31 und Beier, Rosemarie (Hrsg.): *Aufbau West - Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit*. Ostfildern-Ruit 1997.

<sup>8</sup> Verordnung über die weitere Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter und Rechte der Gewerkschaften vom 10.12.1953. In: *Gesetzblatt der DDR* (1953) Nr. 129, S. 1219 - 1226.

<sup>9</sup> Zu historischen Wurzeln und Ideologiegeschichte des Plattenbaus siehe: Hannemann, Christine: *Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR*. Braunschweig 1996, (= Erstveröffentlichung unter dem Titel: *Industrialisiertes Bauen. Zur Kontinuität eines Leitbildes im Wohnungsbau der DDR*. Berlin 1994).

<sup>10</sup> nach den absoluten Zahlen der Wohnraumzählung vom 15.03.1961 In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): *Ausgewählte Zahlen der Volks- und Berufszählungen und Gebäude- und Wohnraumzählungen 1950 bis 1981*. Wiesbaden 1994, S. 95.

bezeichnenderweise dann auch "Nachfolgeeinrichtungen" - Bauten, die den Wohnungen nachfolgenden, also erst später errichtet wurden.) Obwohl sich bald die Mängel der Plattenbausiedlungen erwiesen, wurden diese im Vergleich mit den Nachteilen der vernachlässigten Altbauten als geringer wertig geachtet. Die Nachfrage nach Neubauwohnungen blieb bis zum Ende der DDR ungebrochen und konnte nie voll befriedigt werden.

Die Höhe der *Miete* spielte dabei keine Rolle, sie war für Neubauten nicht wesentlich höher als für Altbauten. Die gesetzlich<sup>11</sup> festgelegten Mieten für Neubauten bewegten sich zwischen 0,80 und 1,25 Mark je Quadratmeter. Damit ergab sich für Arbeitnehmerhaushalte seit den 1970er Jahren eine Mietbelastung von weniger als 8% des Haushaltsnettoeinkommen<sup>12</sup>. Von diesen geringen Mieteinnahmen konnte der Wohnungsbestand natürlich nicht erhalten oder gar modernisiert werden. Deshalb subventionierte der Staat die kommunalen Wohnungsverwaltungen und die „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften“ um das Zwei- und Dreifache der Miethöhe<sup>13</sup>. Private Vermieter dagegen erhielten keine staatlichen Zuwendungen, waren aber zum Unterhalt und zur Modernisierung bei Strafe verpflichtet. Zudem hatten sie keinen Einfluss auf die Vergabe ihrer Wohnungen. Den *Eigentümern in ihrer schwachen Stellung*<sup>14</sup> standen die Mieter, gestärkt durch einen *ausgeprägten Mieterschutz*<sup>15</sup>, fast unkündbar gegenüber. Gerade bürgerliche Viertel wurden auf ideologischer Ebene lange als negatives kapitalistisches Erbe gering bewertet. Viele Hauseigentümer sahen sich gezwungen, ihre Immobilien zu symbolisch niedrigen Preisen an den Staat zu verkaufen bzw. zu verschenken, weil sie mit den geringen Mieteinnahmen den Unterhalt nicht mehr bewerkstelligen konnten, so dass auch von ursprünglichem Privateigentum ohne direkte Enteignungen immer mehr Wohnbauten in Volkseigentum übergingen. All diese Umstände führten unweigerlich zum Verfall der Altbausubstanz.

Allerdings blieb auch die Wohnungsbauproduktion der DDR an Neubauten im Verhältnis zur Bevölkerungszahl gering. Sie wies in den Jahren 1956 - 1960 im Vergleich zur Bundesrepublik ein quantitatives Defizit in Höhe von mindestens 500.000 Wohnungen<sup>16</sup> aus. Der sowjeti-

---

<sup>11</sup> Preisanordnung Nr. 415 - Anordnung über die Forderung und Gewährung preisrechtlich zulässiger Preise vom 6.5.1955. In: Gesetzblatt der DDR I, Nr.39, S. 330, abgedruckt in: Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): S. 59. Verordnung über die Festsetzung von Mietpreisen in volkseigenen und genossenschaftlichen Neubauwohnungen vom 19.11.1981. In: Gesetzblatt der DDR I, Nr. 34, S. 389, abgedruckt in: Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): S. 58.

<sup>12</sup> Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Einnahmen und Ausgaben privater Haushalte 1975 bis 1984. Wiesbaden 1994.

<sup>13</sup> Manzel (1992): S. 257.

<sup>14</sup> WLVO 1985 § 20 - § 24 abgedruckt In: Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): S. 29 - 30.

<sup>15</sup> Zivilgesetzbuch der DDR vom 19. 6.1975, § 120 - § 122 Der Mieter konnte vom Vermieter nicht eigenmächtig, sondern nur über das Wohnungsamt oder gerichtlich bei Verstoß gegen seine Mieterpflichten gekündigt werden. Abgedruckt in: Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): S. 50.

<sup>16</sup> Errechnet aus Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hrsg.): Haus und Wohnung im Spiegel der Statistik 1995/96. Bonn 1995, S. 46 und 96. Hoscislawski (1996): S. 71 und Hoscislawski (1991): S. 143 gibt ein wesentlich höheres Defizit von 730.000 Wohnungen an. Dafür führt er zweierlei Quellennachweise an. Für den Aufsatz (1996) bezieht sich Hoscislawski auf Melzer (1983) - Die Relation der dort aufgeführten Zahlen entspricht etwa meiner Berechnung. Grundsätzlich sind die statistischen Aussagen über die DDR, soweit sie auf DDR-Statistiken beruhen, mit größter Vorsicht zu behandeln und im Rahmen dieses Überblicks nur als ungefähre Tendenzangaben zu sehen.

schen Linie folgend, verlagerte auch die SED mit ihrem V. Parteitag 1958 den Systemwettbewerb auf die Volkswirtschaft: Es war das Ziel des *Siebenjahresplanes 1959 – 1965*, die Arbeitsproduktivität in der Volkswirtschaft so zu steigern, dass sie die Konsumgüterversorgung der BRD erreichte oder sogar übertraf. Entsprechend wurde nun auch der Wohnungsbau zu einem Kernstück der Politik; erstmals gab es eine Perspektivplanung für den Wohnungsbau: Die Planungen hatten das Ziel, jeder Familie - das bedeutete jedoch nicht jedem selbständigen Haushalt - bis 1965 eine eigene Wohnung zuzuteilen. Die jährliche Neubauleistung stieg dann auch bis 1961 auf einen Höchststand von 85000 fertiggestellten Wohnungen.

1963 jedoch wurde der Siebenjahresplan abgebrochen. Fortan stand die Entwicklung der „Produktivkräfte“, also vor allem des produzierenden Sektors, stark im Vordergrund. Baukapazitäten wurden vom Wohnungsbau auf Industrie- und Tiefbau abgezogen. Die *geringen Wohnungsbauinvestitionen dienten als ökonomischer Hebel*, indem dort Wohnungen gebaut wurden, wo der Arbeitskräftemangel am größten war. In dieser bis 1971 dauernden Phase übernahm 80% des Wohnungsbaues der Staat, überwiegend als Werkwohnungsbau. Genossenschaftlicher Wohnungsbau der „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften“ wurde stark gedrosselt, ebenso der private Eigenheimbau.

Bis zum Mauerbau 1961 ergab sich durch die hohe Zahl von Personen, die die DDR Richtung Westen verließen, eine indirekte Entspannung auf dem Wohnungssektor: "Nach Angaben der DDR-Statistik haben vom 1.1.1950 bis zum Bau der Berliner Mauer am 13.8.1961 rund 3,1 Millionen Personen der DDR in Richtung Westen den Rücken gekehrt."<sup>17</sup> Fast die gesamte frühere bürgerliche Elite<sup>18</sup> hatte die DDR verlassen, ebenso viele qualifizierte Arbeiter. Neben der niedrigen Produktivität des planwirtschaftlichen Systems, die man durch erhöhten Personaleinsatz auszugleichen suchte, war das einer der Gründe für einen *Mangel an Arbeitskräften*, insbesondere an qualifizierten. Eine während des Bestehens der DDR insgesamt zurückgehende Bevölkerungszahl und sinkende Geburtenzahlen seit 1961 kamen hinzu. Eine Arbeitskräfteresource konnte mit der fast vollständigen Einbeziehung der *Frauen ins Berufsleben* mobilisiert werden: So standen 1989, gegen Ende der DDR-Zeit, 91% aller Frauen im erwerbsfähigen Alter im Berufsleben. Dieser Anteil hatte sich von 1950 mit 49% Beschäftigungsgrad<sup>19</sup>, über das Jahr 1960 mit 70% und 1970 mit 82% stetig gesteigert.

### **- Einheit von Wohnungs- und Sozialpolitik unter Honecker ab 1971**

Sozialpolitische Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und weiblicher Erwerbstätigkeit - unter Honecker ab 1971 „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ - Wohnungsbauprogramm 1973: Wohnungsbau als „Haupt-

---

<sup>17</sup> Hölder / Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (1992): S. 34.

<sup>18</sup> Siehe unter anderem Riege, Udo: Potentiale des Umbruchs - Soziale Ungleichheiten in der DDR. In: Meyer, Gerd und Strützel, Dieter (Hrsg.) (1992): S. 263 - 297. Kleßmann, Christoph: Relikte des Bildungsbürgertums in der DDR. In: Kaelble, Hartmut; u.a. (Hrsg.) (1994): S. 254 - 270.

<sup>19</sup> Janke (1992): S. 78.



aufgabe“ - Letzte Verstaatlichungskampagne führte zu fast vollständiger Verstaatlichung der Bauwirtschaft. - Spezialisierung und Monopolisierung der Bauwirtschaft führt zu Verschlechterung des allgemeinen Bauzustandes.

Eine Fülle sozialer Einrichtungen ermöglichte diese weitgehende Berufstätigkeit der Frauen<sup>20</sup>: Die Kinder konnten schon als Säuglinge zur ganztägigen Betreuung in Kinderkrippen und Kindergärten abgegeben werden. Für die Betreuung der Schüler war mit Ganztagesunterricht bzw. FDJ-Programm am Nachmittag durchgehend gesorgt. Gleichzeitig verfolgte der SED-Staat damit das Ziel, die Sozialisation der Kinder gesellschaftlichen Instanzen - weniger der Familie - zu übertragen, um so den Nachwuchs von klein auf im Sinne des Sozialismus zu prägen. Zur kommunistischen Idee einer fortschreitenden *Entfunktionalisierung der Familie und Gleichstellung der Frau* gehört auch das Ziel, die Hausarbeit zu vergesellschaften. Davon war allerdings nur wenig verwirklicht, so beispielsweise die Wäschereien einiger Betriebe, bei denen die Betriebsangehörigen waschen lassen konnten oder Gemeinschaftseinrichtungen für das Essen<sup>21</sup>. Die Kinder wurden in den Kinderkrippen oder in der Schule mit Schulspeisung versorgt; die Erwachsenen aßen meist in Betriebskantinen. Auch öffentliche Gaststätten waren subventioniert und konnten günstiges Essen anbieten. Für Privatleute waren oft die in den Großküchen verwendeten Nahrungsmittel in solcher Qualität gar nicht zu erhalten. So war es vielfach üblich, dass man warme Mahlzeiten im Privatbereich nur am Wochenende kochte. Trotz der als emanzipatorisch deklarierten Frauenpolitik der DDR wurde bei all diesen Maßnahmen zur Förderung der Frauen und Familien die besondere Verantwortung der Frauen für Erziehung und Pflege der Kinder nie in Frage gestellt. Damit blieb auch die bürgerliche Geschlechterrollendifferenzierung weitgehend ungebrochen erhalten. Die *sozialpolitischen Maßnahmen* zielten vielmehr auf eine *Vereinbarkeit von Mutterschaft und weiblicher Erwerbstätigkeit*. Damit sollten die Frauen als Arbeitskräfte für die Wirtschaft verfügbar bleiben und gleichzeitig als Mütter die Reproduktion der Bevölkerung sichern.

Ein ganzes Bündel solcher Maßnahmen<sup>22</sup> wurde 1972 erlassen wie z.B. die Liberalisierung der Abtreibungsgesetzgebung oder zinslose Darlehen für junge Ehepaare, die eine Familiengründung in jungen Jahren begünstigten. Sie sind Ausdruck einer Neuorientierung der Politik

---

<sup>20</sup> Zur Sozial- und Frauenpolitik der DDR im Überblick siehe die beschreibende, kurze Übersicht aus Sicht der Statistik: Janke, Barbara und Ebert, Manfred: Von "jeder zweiten" Frau zu "neun von zehn" Frauen - der Arbeitsmarkt gekennzeichnet durch viele berufstätige Frauen. In: Hölder (1992): S. 77 - 95; interpretierende Übersichtsdarstellung: Sørensen, Annemette und Trappe, Heike: Frauen und Männer: Gleichberechtigung - Gleichstellung - Gleichheit? In: Huinink (1995): S. 189 - 222; Monographien: Helwig, Gisela: Frau und Familie: Bundesrepublik Deutschland - Deutsche Demokratische Republik. Köln 1987. Helwig, Gisela: Jugend und Familie in der DDR. Leitbild und Alltag im Widerspruch. Köln 1984. Trappe, Heike: Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin 1995; populäre Darstellungen und Kommentare zu den wichtigsten Aspekten: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Ungleiche Schwestern? Frauen in Ost- und Westdeutschland. Anspruch und Alltag, Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Bonn 1997.

<sup>21</sup> Siehe hierzu Brinkmann (1992).

<sup>22</sup> Huninink, Johannes und Wagner, Michael: Partnerschaft, Ehe und Familie in der DDR. In: Huinink (1995): S. 149.

unter *Erich Honecker*, der 1971 Walter Ulbricht als ersten Sekretär des Zentralkomitees der SED ablöste. Die SED stellte 1971 auf ihrem VIII. Parteitag die Sorge um die Familien- und Gesellschaftspolitik in den Mittelpunkt ihres Programmes. Durch Intensivierung der Volkswirtschaft sollte das materielle und kulturelle Lebensniveau des Volkes erhöht werden. Das Schlagwort hierzu lautete: "*Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik*". Mit dieser Initiative reagierte der Staat auf die massive Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der Versorgungslage. Die SED in der Ära Honecker versuchte die Bevölkerung loyal zu halten, indem sie einerseits den Konsumwünschen nachgab - letztlich auf Kosten der Volkswirtschaft - und andererseits dann in den Achtzigerjahren verstärkt auf eine Re-ideologisierung<sup>23</sup> der Gesellschaft setzte. Als eine Ursache des Geburtenrückgangs erkannte sie die ungenügenden Wohnverhältnisse. Vermehrten Wohnungsbau machte die SED damit zu einem Instrument der Bevölkerungs- und Sozialpolitik.

Der Schwerpunktsetzung des VIII. Parteitages<sup>24</sup> entsprechend beschloss das Zentralkomitee der SED 1973 das *Wohnungsbauprogramm 1976 - 1990*, um damit "bis 1990 in der DDR die Wohnungsfrage als soziales Problem zu lösen."<sup>25</sup>, wie Erich Honecker es formulierte. In der Propaganda konnte es heißen "Wir lösen die Hauptaufgabe", und jeder wusste, dass es um den Wohnungsbau ging. Das Wohnungsbauprogramm wurde zum Kernstück der Sozialpolitik der DDR. Das Programm sah vor, dass *bis 1990 jeder Haushalt über eine eigene Wohnung verfügen* und diese in ihrer Ausstattung im Bad- und Sanitärbereich auch modernen Ansprüchen genügen sollte. Die Erneuerung des Wohnungsbestandes sollte nicht nur durch Abriss und Neubau, sondern auch durch Sanierung geschehen - "als Einheit von Neubau, Modernisierung und Werterhaltung"<sup>26</sup> gemäß der auf Intensivierung ausgerichteten Volkswirtschaft. Erstmals wurde damit Altbausanierung zu einem öffentlich behandelten Thema.

Etwa gleichzeitig mit der Verabschiedung des ehrgeizigen Wohnungsbauprogrammes bis 1990 organisierten der Sekretär des Zentralkomitees der SED für Wirtschaft, Günter Mittag, und der Staatsratsvorsitzende Erich Honecker 1972/73 die letzte große Verstaatlichungskampagne der *Bauwirtschaft*<sup>27</sup>: Sämtliche der bisher halbstaatlichen Betriebe gingen nun vollständig in die Hände des Staates über. Das private Bauhandwerk erreichte damit in der ersten Hälfte der Achtzigerjahre seinen Tiefstand: Es gab zwar noch 13.100 Betriebe. Sie erbrachten jedoch nur 5% des Bauvolumens. Damit spitzte sich eine Entwicklung zu, die die Bau- und Wirtschaftspolitik der DDR in den späten Vierzigerjahren in Gang gesetzt hatte: die Verdrängung

---

<sup>23</sup> Siehe hierzu Lemke (1991): S. 75.

<sup>24</sup> Schneider, Gerhard: SED - Programm und Statut von 1976. Text, Kommentar, didaktische Hilfen. (= Analysen, Bd. 21), Opladen 1977, S. 91 - 92.

<sup>25</sup> Honecker, E.: Aus meinem Leben. Berlin (Ost) 1980: S. 304.

<sup>26</sup> Junker: Wohnungsbauprogramm (1973), S. 17.

<sup>27</sup> Ein Überblick zum Bauwesen bei Buck (1996): S. 92 - 99, von dort sind auch die folgenden Zahlen zum Bauwesen übernommen.

der Privatwirtschaft. 1950 erbrachten Privatbetriebe noch mehr als die Hälfte der jährlichen Bauleistung der Bauwirtschaft. 1970 dominierten staatliche Baubetriebe schon zu rund zwei Dritteln das Bauleistungsangebot. Trotz einiger Fördermaßnahmen für private Bauhandwerker im Lauf der Achtzigerjahre ging der Anteil dieses Bausektors bis 1989 nicht mehr über 5,4% am gesamten Bauvolumen hinaus. Parallel zur Verdrängung der Privatwirtschaft verlief die Tendenz zu Betriebs- und Unternehmenskonzentrationen. Hier brachte ebenfalls die Ära Honecker-Mittag einen Schub: Im Glauben an die Überlegenheit des Großbetriebs als Unternehmensform wurden verstärkt kleinere Betriebe zu Kombinatzen zusammengeschlossen. Waren Anfang der Siebzigerjahre von den ehemals über 4000 Betrieben der Bau-Industrie noch 1321 existent, so blieben 1988 noch 520 Industrie-Betriebe übrig, die in 52 Kombinatzen zusammengefasst waren. Die allgemeine Konzentration des Wirtschaftslebens hatte auch Folgen für das gesamte Sozialleben: Das öffentliche Leben spielte sich fast ausschließlich in den Betrieben oder im Rahmen der betrieblichen Arbeitswelt ab.

Mit den Betriebskonzentrationen erzwang die Wirtschaftspolitik Günter Mittags einen *hohen Grad an Spezialisierung und Monopolisierung*. Für jeden Bezirk war beispielsweise nur ein einziges Wohnungsbau- und Tiefbaukombinat zuständig. Für den Wohnungsbau in der Ära Honecker folgte daraus eine konsequente Industrialisierung des Bauens in republikweit einheitlichen Plattenbautypen. Den wenigen verbliebenen Handwerksbetrieben kam die Aufgabe zu, den Altbaubestand zu erhalten und zu modernisieren. Bei chronisch mangelhafter Versorgung mit Material, Treibstoffen, Ersatzteilen und Werkzeugen konnte das Bauhandwerk dieser Aufgabe aber nicht gerecht werden. Der ständige Mangel an *Handwerkern* machte sie neben Parteifunktionären und Ärzten zu privilegierten Mitgliedern der DDR-Gesellschaft. Vielfach arbeiteten sie nur gegen Bezahlung in Westmark, die oft den einzigen Schlüssel zu Gütern bildete, die in der Mangelwirtschaft der DDR knapp waren. Entgegen den Propaganda-Parolen, die von der "Einheit von Neubau, Rekonstruktion, Modernisierung und Erhaltung" sprachen, blieben für den Erhalt der vorhandenen Bausubstanz nur die Restposten der „vom Plan zur Verfügung gestellten Baukapazitäten“. Die Wohnungspolitik war vielmehr auf Fertigungszahlen orientiert, die sich mit industrialisierten Plattenbauten leichter einlösen ließen. "Die Folge davon war, dass bei einem insgesamt steigenden Wohnungsbestand eine Verschlechterung des allgemeinen Bauzustandes zu verzeichnen war."<sup>28</sup>

---

<sup>28</sup> Manzel (1992): S. 260.

### - Bilanz am Ende der DDR

Statistische Bilanz - Wohnqualität - Zusammenfassung

Trotzdem spricht auch noch die *statistische Bilanz* und der Umgang mit den Zahlen eine deutliche Sprache: Das Wohnungsbauprogramm der SED von 1973 sah vor, im Zeitraum von 1976 bis 1990 2,8 bis 3 Millionen Wohnungen neu zu bauen bzw. zu modernisieren.<sup>29</sup> 1988 feierte dann auch die Partei- und Staatsführung in Ostberlin die Übergabe der dreimillionsten seit 1971 fertiggestellten Wohnung - wie üblich mit Fähnchenschmuck und bestelltem Jubelvolk. Seit 1974 stiegen zwar die Wohnungsbauzahlen<sup>30</sup> durch konsequente Anwendung der Montagebauweise auf jährlich über 100.000 fertiggestellte Wohnungen an - ein Höhepunkt lag im Jahr 1981 mit 120.545 Wohnungen - und führten zu Beginn der Achtzigerjahre zu einer Entspannung der Wohnungsversorgung, allerdings erreichte die reale Summe der von 1971 bis 1988 errichteten Wohnungen nur etwas über 1,9 Millionen. Hinter den überhöhten Zahlen und ihrer propagandistischen Verbreitung standen Entscheidungen des Zentralkomitees der SED. Um möglichst hohe Zahlen zustande zu bringen, mussten z.B. auch bereits bestehende Wohnungen, die durch erstmalige Ausstattung mit Bad bzw. Dusche, Innen-WC oder Zentralheizung modernisiert wurden, hinzugerechnet werden. Allein dieser „Schönrechenmodus“ besserte die Statistik um eine Million Wohnungen auf.<sup>31</sup> Im Widerspruch zu ihrer Propaganda war die SED an den eigenen Zielen ihres Wohnungsbauprogrammes gescheitert. Zu Ende der DDR-Zeit gab es einen Wohnungsbestand von rund 7 Millionen Wohnungen, wovon nach Schätzungen von Fachleuten eine sechsstellige Zahl wegen Baufälligkeit leerstand<sup>32</sup>. Rund ein Viertel des Wohnungsbestandes der DDR war noch ohne Innen-WC. Davon war die Hälfte im Land Sachsen konzentriert. Demgegenüber steht die Zahl von rund einer 3/4 Million laufenden Wohnungsanträgen im Jahr 1989.

Nach 40 Jahren Wohnungspolitik der DDR dominierte das Wohnen in Mietwohnungen - überwiegend im volkseigenen oder genossenschaftlichen Besitz, - gleichzeitig gab es eine stark sanierungsbedürftige Altbausubstanz und zum Teil wegen seiner billigen Bauweise schon wieder überholungsbedürftigen Neubaubestand<sup>33</sup>. Insgesamt lagen Größe und Ausstattungsstandard weit unter westdeutschen Maßstäben. Dieser geringen *Wohnqualität* stand aber eine nahezu

---

<sup>29</sup> Junker (1973): S. 16.

<sup>30</sup> Gegenüber der offiziellen DDR-Statistik gibt das Statistische Bundesamt nach der Wende bereinigte Zahlen. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wohnungsbau und Wohnungsbestand 1970 bis 1990. Wiesbaden 1993, S. 11.

<sup>31</sup> Manzel (1992): S. 259.

<sup>32</sup> Manzel (1992): S. 263.

<sup>33</sup> Bestandsanalyse des Wohnungsbaues der DDR nach der Wende siehe z.B. Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V. (Hrsg.): Die Modernisierung des industriellen Wohnungsbaus in der ehemaligen DDR. Eine wohnungswirtschaftliche, soziologische und bautechnische Bestandsanalyse. Stuttgart 1993.

vollständige Kündigungssicherheit der Wohnung gegenüber - bei geringen Mieten und gleichmäßiger sozialer Verteilung eines in seinen Baumerkmalen vereinheitlichten Baubestandes.

Am Anfang der DDR war der Anspruch gestanden, mit dem verfassungsmäßig festgelegten Recht auf Wohnung ein Grundbedürfnis des Menschen zu befriedigen. Die Wohnungspolitik versagte hier. Vielmehr war der Wohnungsbau der DDR über weite Strecken wirtschaftspolitischen Zielen untergeordnet. Unter Ulbricht war der Wohnungsbau Kampfmittel im Systemwettbewerb. In der Ära Honecker rückte ihn die Staatsmacht aus Sorge um den Geburtenrückgang an die erste Stelle und machte ihn damit zum Instrument der Sozialpolitik. In der engen Verzahnung der Wohnungspolitik mit Wirtschafts- und Sozialpolitik instrumentalisierte die SED den Wohnungsbau zum Machtmittel, mit dem sie direkt auf die Bevölkerung einwirken konnte.<sup>34</sup> So schuf der vereinheitlichende Mietwohnungsbau über weite Strecken eine sozial entdifferenzierte Wohnlandschaft. Die Wohnsituation prägte die Familienformen in der DDR wesentlich mit: angefangen bei den durchschnittlich frühen Eheschließungen, über das häufige lange Zusammenleben der Generationen bis zum - im Vergleich mit Westdeutschland späten - Aufkommen alternativer Formen des Zusammenlebens wie nichtehelicher Lebensgemeinschaften, die erst mit einer Entspannung der Wohnungssituation in den Achtzigerjahren möglich wurden. Damit steckte die Wohnungspolitik der DDR einen unumgänglichen Rahmen für das Alltagsleben jedes Einzelnen ab. Ganz wesentlich trug sie zur Ausformung DDR-spezifischer Wohn- und Lebensformen - und damit auch Denkweisen - bei. Nicht zuletzt trug der schlimme Zustand der Wohnungen als Ausdruck der Ineffizienz kommunistischer Wirtschaftsform als eine wichtige Ursache zum Zusammenbruch der DDR bei.

---

<sup>34</sup> Dem Aspekt ‚Wohnungspolitik als Machtinstrument‘ geht Zimmermann in seiner empirischen Studie nach: Zimmermann, Kay: Wohnung und Wohnen im fluchtrelevanten Erleben bei Migranten aus der DDR 1989 und 1990. Eine empirische Untersuchung von Unzufriedenheits-Indizes unter besonderer Berücksichtigung der Wohnungspolitik der SED. Bayreuth 1995.

## 2. Örtlicher Rahmen: Die Kleinstadt Reichenbach im Vogtland

Ein wichtiges Ergebnis der Wohnungspolitik der DDR war die enge Bindung der Menschen an ihren Wohnort: Die Schwierigkeiten, bei Zuzug an einen neuen Wohnort eine Wohnung zugeteilt zu bekommen, und das hohe Maß an Eigenverantwortlichkeit für den Zustand einer einmal zugewiesenen Wohnung förderten die Ortsfestigkeit der DDR-Bürger. Der Wohnort bildete den örtlichen Rahmen, in dem sich der Einzelne arrangieren musste, und die örtliche Voraussetzung, die sein Wohnen bedingte. Die Politik des Zentralstaates DDR und republikweite Entwicklungen lassen sich in ihrer konkreten Umsetzung und Auswirkung am Beispiel eines Ortes exemplarisch überprüfen.<sup>1</sup> Dabei zielt die *Schreibrichtung* vor allem auf eine Erklärung der Wohnsituation in den Achtziger- und Neunzigerjahren, die auch in den Interviews den zeitlichen Schwerpunkt darstellen.



Reichenbach nach der Wende: Eine Stadt im Umbau?

---

<sup>1</sup> Genauere topographische Angaben mache ich einem geplanten Aufsatz zur Stadtentwicklung Reichenbachs.

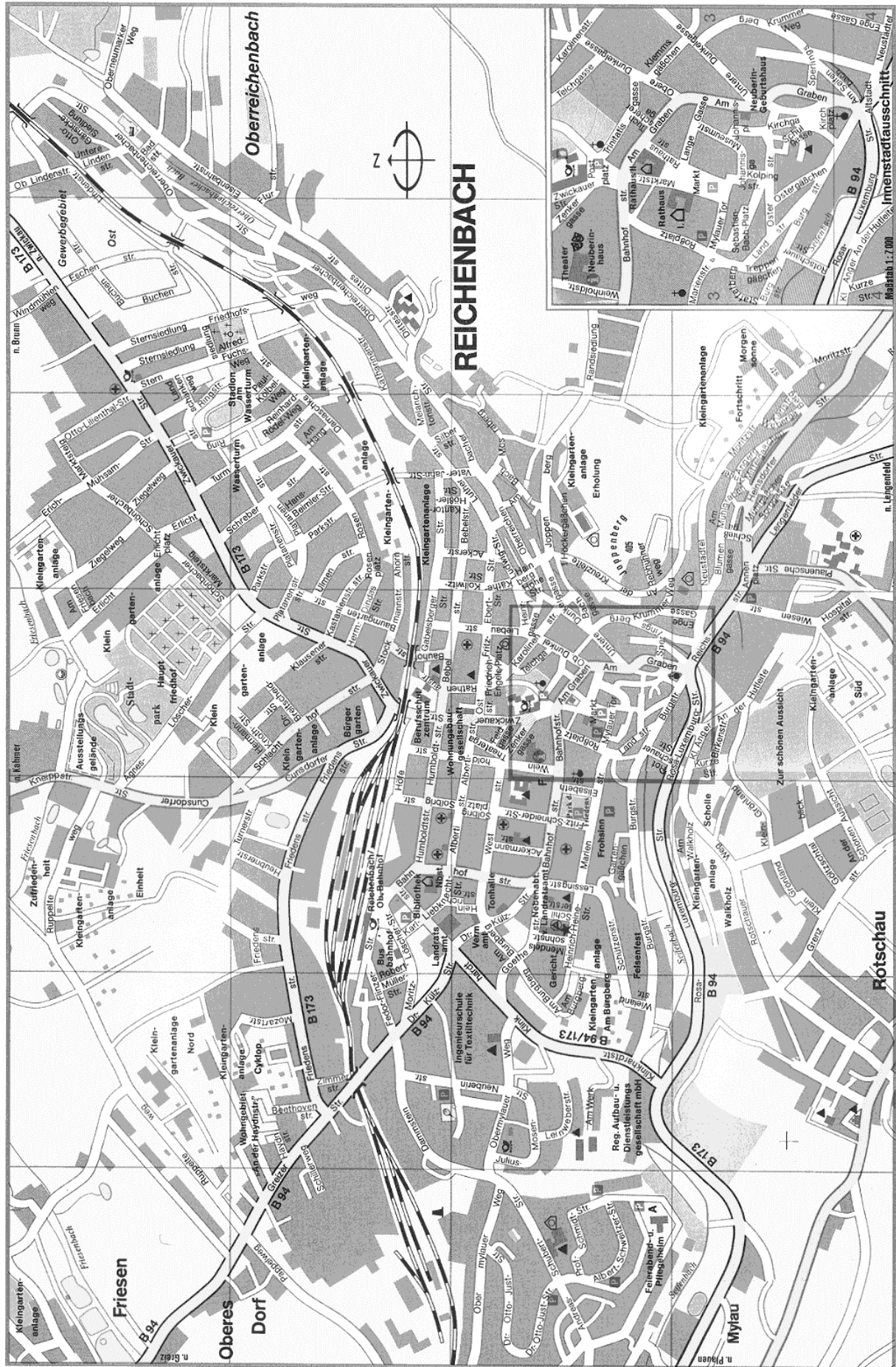


Abbildung 10: Stadtplan von Reichenbach 1995

### a) Stadtentwicklung bis 1945: Reichenbachs Aufstieg zur Industriestadt

#### - Das alte Reichenbach

Reichenbach<sup>2</sup> als Ortsname weist auf die Lage der Siedlung an wasserreichen Bächen hin. An der Furt über den Schmalz- und Seifenbach befand sich bereits im 11. Jahrhundert ein erster Siedlungsansatz. In der Stadtgründungswelle des 13. Jahrhunderts wurde Reichenbach als befestigte Marktsiedlung oberhalb der ursprünglichen Siedlung in seiner heutigen Lage neu gegründet. Zahlreiche Stadtbrände - zuletzt 1833 - zerstörten den Baubestand immer wieder so weitgehend, dass außer den beiden barocken Kirchen, der Stadtkirche St. Peter und Paul (siehe Abb. 12d Straße Am Graben, die vom Markt zur Peter und Pauls-Kirche führt) und der Trinitatiskirche, nur einige wenige Gebäude um den Johannesplatz aus der Zeit vor 1833 erhalten geblieben sind. Färberei, Tuchmacherei und Tuchhandel waren die Haupthandwerks- und -handelszweige im *alten Reichenbach*. Sie ermöglichten immer wieder einen raschen Aufbau, doch blieb Reichenbach insgesamt eine kleine Stadt. 1830 lebten dort etwa 4.500 Menschen.

#### - Aufstieg zur Industriestadt

Erst mit der *Industrialisierung* und dem Anschluss ans Eisenbahnnetz veränderte sich das Bild der Stadt entscheidend. 1846 bekam Reichenbach einen Anschluss an die Sächsisch-bayerische Eisenbahn nach Leipzig und über eine Zweiglinie nach Zwickau. Mit der Fertigstellung der Götzschal- und Elstertalbrücke im Jahr 1851 war auch die Bahnverbindung zu den wirtschaftlichen Zentren Nord-, Mittel- und Süddeutschlands hergestellt. Die Stadt Reichenbach wurde damit zu einem *Verkehrsknotenpunkt* im nördlichen Vogtland. Diese günstige Verkehrerschließung trug wesentlich zum wirtschaftlichen Aufschwung in den folgenden Jahren bei. Bis um 1900 war die *Textilindustrie* zum beherrschenden Wirtschaftsfaktor der Reichenbacher Region herangewachsen. Daneben gewann bis in die Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts die metallverarbeitende Industrie an Bedeutung und wuchs zum zweiten strukturbestimmenden Wirtschaftszweig heran. Reichenbach hatte sich im Lauf des 19. Jahrhunderts zu einer wohlhabenden *Industriestadt* entwickelt. Damit einher ging ein Anstieg der *Einwohnerzahlen*<sup>3</sup>: Zur Jahrhundertwende lebten rund 24.500 Einwohner in Reichenbach.

---

<sup>2</sup> Zusammenfassende Darstellungen zur Ortsgeschichte Wagner: Die geschichtliche Entwicklung der Stadt Reichenbach i.V., In: Gartenstadt Reichenbach i.V. GmbH (Hrsg.) (1930): S. 7 - 12; Richter, Wolfgang und Steiger, Ingo (Redaktion) (1992): S. 18 - 22 und 103 - 104; Stadtverwaltung Reichenbach im Vogtland, ASG Arbeitsgruppe für Stadtplanung und Büro Billinger/Verkehrsplaner (Hrsg.) (1992): S. 7 - 9; NovoPrint VerlagsGmbH (Hrsg.) [1992]: S. 6 - 11; NovoPrint VerlagsGmbH (Hrsg.) (1995): S. 6 - 11.

<sup>3</sup> NovoPrint VerlagsGmbH (Hrsg.) (1995): Stadt Reichenbach, S. 11. Bei den Einwohnerzahlen stimmen alle Akten und gedruckten Quellen überein.



### - Stadterweiterung im 19. Jahrhundert

Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert und der anwachsenden Bevölkerung begann auch Reichenbachs zweite große Bauepoche. Beim Aufbau nach dem großen Stadtbrand 1833 veränderte die Stadt dann gänzlich ihr Gesicht. In den damals wiederaufgebauten Gebieten Reichenbachs mit Stadtzentrum findet sich noch heute Bausubstanz vorwiegend aus der Zeit vor 1870<sup>4</sup>. Hier im Stadtzentrum mit Markt (Abb. 12b), Postplatz (Abb. 12c) und der zur Fußgängerzone ausgebauten Zwickauer Straße konzentrierten sich zu DDR-Zeiten nahezu alle Geschäfte und die öffentlichen Einrichtungen wie Rathaus und Post - auch noch lange Zeit, nachdem ein großer Teil der Bevölkerung in die Neubaugebiete umgezogen war. Der südliche Teil der historischen Stadt, die sogenannte „Altstadt“ wurde in den 1950er Jahren mehrfach durch Überschwemmungen stark in Mitleidenschaft gezogen. So lag sie auch auf der Bewertungsskala ganz unten und galt zu DDR-Zeiten als der schlechteste Wohnbereich Reichenbachs. Nach der Wende sollen nun diese innerstädtischen Quartiere durch Sanierung und Aufnahme in das Städtebauförderprogramm des Bundes als Wohngebiete aufgewertet werden. Bis zum Jahr 1995 zeichnete sich allerdings gleichzeitig ab, dass durch die Ansiedlung großer Einkaufsmärkte „auf der grünen Wiese“ am Rande der Stadt (beispielsweise an der Einfallstraße von Mylau her; Abb. 13h) und verzögerten Ausbau von Handelskapazitäten in der Kernstadt dem innerstädtischen Bereich *Zentrumsfunktionen* verloren gehen.

Vor allen nach Norden wurde die Stadt dann in den folgenden Jahren nach dem Krieg von 1870 bis zum 1. Weltkrieg weiterhin planmäßig erschlossen. Darauf weist auch die Platzanlage des Neuen Marktes, heute Solbrigplatz genannt, hin (Abb. 12e). Schon im Stadtplan lässt sich das am rechtwinkligen Raster der Straßenführung ablesen. Im diesem „gründerzeitlichen“<sup>5</sup> Strukturgebiet mit mehrgeschossigen Wohngebäuden wurde in den Siebzigerjahren auch die einzige offizielle Altbausanierung in der Innenstadt verwirklicht. An der Weststraße wurden vier oder fünf Häuser mit Bädern ausgestattet. Die weiteren so genannten "Werterhaltungen" 1978 bis 1980 beschränkten sich auf optische Sanierung der Fassaden im Aufmarschbereich der Maidemonstrationen. Die Birkenstraße war das zweite „Rekonstruktionsprojekt“ (DDR-Ausdrucksweise für Renovierung) der Gebäudewirtschaft: Von 1984 bis zur Wende sanierte sie dort jedes Jahr ein Haus. Die Gebäude der Zeit zwischen 1870 und 1918 prägen das Stadtbild Reichenbachs bis heute.

<sup>4</sup> VA 11/94/6 Einteilung der Stadt in Strukturgebiete im Generalbebauungsplan Reichenbach 29.3.1989.

<sup>5</sup> In den Untersuchungen zur Stadtsanierung Stadtverwaltung Reichenbach im Vogtland (Hrsg.) (1992) ist für die 1870 bis 1918 erbauten Stadtbereiche durchgehend von "Gründerzeitstadt" die Rede - weit über die eigentlichen Gründerjahre 1870 bis 1873 hinausgehend. Für die Stadt Reichenbach bedeutet diese Zeit zwischen den Kriegen wirklich eine Phase zahlreicher Neugründungen und des wirtschaftlichen Aufschwungs, sichtbar in den neu begründeten Gebäuden, deshalb sei die Bezeichnung "Gründerzeitstadt" hier übernommen.

Weitgehend unzerstört durch den Zweiten Weltkrieg und unsaniert zu DDR-Zeiten gibt der bis dahin gewachsene Bestand an Gebäuden größtenteils die Wohnmöglichkeiten bis in die Achtzigerjahre vor: 1971 befanden sich rund 70%<sup>6</sup> der Wohnungen der Stadt Reichenbach in Gebäuden, die vor 1918 errichtet worden waren. Selbst 1995 nach Errichtung des Neubaugebietes West und der Entspannung auf dem Wohnungsmarkt infolge der Wende befanden sich noch 40%<sup>7</sup> der Wohneinheiten der Stadt Reichenbach in Gebäuden, die vor 1918 errichtet worden waren. Der im Westteil Deutschlands allgemein zu beobachtende Strukturwandel historischer Innenstädte von gemischt strukturierten Gebieten hin zu reinen Geschäftsvierteln hat in den Kleinstädten der DDR nicht stattgefunden. *Wohnen in Reichenbach zu DDR-Zeiten bedeutete damit für einen großen Teil der Bevölkerung Leben in der Gründerzeitstadt.*

### - Arbeiterstadt Reichenbach

Mit ihrem repräsentativen Charakter oder ihrer Schlichtheit spiegeln die Reichenbacher Altbauten auch architektonisch die soziale Struktur in der Stadt. Deshalb sei an dieser Stelle ein Absatz zur *Stadtgesellschaft*<sup>8</sup> eingeschoben. Geht man z.B. die Bahnhofstraße entlang stadtauswärts, sieht man hier verschiedene Villen mit den Versatzstücken historischer Schlossbauten vergangener Epochen dekoriert (beispielsweise Abb. 12h, zu DDR-Zeit verfallen). Die Bewohner sind von der Straße - ein räumlicher Respektabstand - durch parkähnliche Gärten und hohe Zäune abgeschirmt. Reiche Fabrikherren, genannt „Fabrikanten“, bauten sich diese Villen. Weiter zum Bahnhof hin bestimmen mehrgeschossige bürgerliche Mietshäuser das Bild. Jugendstilstück hebt sie hervor. In diesen Mietshäusern (beispielsweise Abb. 12g, kürzlich saniert) lebte eine wohlhabende Schicht bürgerlicher Geschäftsleute. Andere Verhältnisse herrschen in der ebenfalls um die oder kurz nach der Jahrhundertwende erbauten Birkenstraße und An der Hutleite. Dort stehen die Gebäude als Reihenhäuser in dichter Folge. Innen drängten sich die Menschen: Für jede Weberfamilie war nicht mehr als eine Stube und eine Kammer vorgesehen. Das Leben wird sich wohl zu einem großen Teil auf der Straße abgespielt haben. Am Rande der Stadt wohnten in diesem Viertel die Arbeiter gleich neben ihrer Fabrik.

Seit der Industrialisierung ist Reichenbach eine Arbeiterstadt. Bis zum 2. Weltkrieg standen sich Fabrikherren, Geschäftsleute und Arbeiter gegenüber. Mit den gesellschaftlichen Umbrüchen in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR kam es zu einer Entdifferenzierung der *Sozialstruktur*. Die Fabrikherren wurden enteignet und die Industriebetriebe verstaatlicht. Bis

---

<sup>6</sup> Wohnraum- und Gebäudezählung vom 1.1.1971 verwendet In: VA 10/90/4 Entwicklungskonzeption Kreisstadt RC, S. 8.

<sup>7</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen (1996): Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1995. Gemeindeblatt Reichenbach im Vogtland.

<sup>8</sup> Er kann nur äußerst allgemein ausfallen, weil dafür keine Daten vorliegen oder im Rahmen dieser Arbeit nicht zu erheben waren.

zur Schließung der innerdeutschen Grenze 1961 wanderten große Teile der früheren, bürgerlich geprägten Oberschicht der Kleinstadt Reichenbach in den Westen ab. Im öffentlichen Bewusstsein dominierten fortan die Arbeiter. Die offizielle ideologische Linie im Arbeiter- und Bauernstaat unterstützte diese Wirkung. Zum Zeitpunkt der Volkszählung von 1971 waren 63,4% der Erwerbstätigen Reichenbachs in der Industrie und im Bauwesen beschäftigt. Dazu kam noch ein Einpendlerüberschuss von 3000 Personen<sup>9</sup>. Allgemein blieb zwar die in der Industrie benötigte technische Intelligenz in der DDR, aber auch sie unterlagen weitgehend der Angleichung in Einkommen und Mentalität. Einen Sonderstatus nahmen die auch materiell besser gestellten Mediziner und die - durch die Mangelwirtschaft so dringend benötigten - Handwerker ein. Weniger das reale Einkommen als vielmehr der Zugang zu Privilegien bestimmten über die Stellung in der DDR-Gesellschaft: Bei den Handwerkern fiel beides zusammen, denn sie verfügten meist durch Schwarzarbeit über Westgeld, mit dem in der Planwirtschaft verknappte Güter zu erhalten waren. Auch in der Kleinstadt Reichenbach wird ein kleiner Partei- und Verwaltungs“kader“ den vereinfachten Zugriff bei der Verteilung staatlicher Güter ausgenutzt haben, etwa dem frühzeitigen Bezug einer Neubauwohnung. Grundsätzlich aber brachte der Sozialismus eine Vereinheitlichung auf abgesenktem Niveau: Der Staat versorgte alle Bürger gleichmäßig mit den lebensnotwendigen Gütern wie Nahrung, Wohnung und Arbeit. Mit der Wende brach dieses das ganze Leben umfassende Versorgungssystem zusammen. Sehr schnell kam es wieder zu einer gegenläufigen gesellschaftlichen Differenzierung. Gerade der Wohnbereich bietet sich nun wieder zum Ausdruck von gesellschaftlichen Unterschieden an. In der Industriestadt Reichenbach ergab sich mit dem fast vollständigen Zusammenbruch der Textilindustrie als erste Differenzierung die Unterscheidung in Bürger mit Arbeit und Bürger ohne Arbeit. Im Januar 1995 hatte Reichenbach mit 17,9% die höchste Arbeitslosenquote<sup>10</sup> im Bereich des Arbeitsamtes Plauen, davon wiederum hatte Reichenbach mit 23,5% die höchste Frauenarbeitslosigkeit. Im April des gleichen Jahres verfügten laut Mikrozensus<sup>11</sup> für den Vogtlandkreis 20% der Bevölkerung über ein monatliches Nettoeinkommen, das unter 1000 DM blieb. Auf der anderen Seite hatten nur 13,5% der Bevölkerung mehr als 2200 DM zur Verfügung. Trotz allem Wandel der Wirtschaft waren aber 1995 immer noch 52% der Erwerbstätigen als Arbeiter und Auszubildende in gewerblichen Berufen tätig. So kann Reichenbach auch weiterhin als Arbeiterstadt bezeichnet werden, allerdings als eine der ärmeren.

---

<sup>9</sup> 6688 Generalbebauungspläne, Generalverkehrspläne; Beschlussvorlage Rat des Kreises Reichenbach 6.5.1976, S. 2.

<sup>10</sup> Der Arbeitsmarkt im Januar 1995, Presseinformation des Arbeitsamt Plauen Nummer 09/95, S. 6 - 7.

<sup>11</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen: Ausgewählte Ergebnisse für den Vogtlandkreis im April 1995 - Ergebnisse des Mikrozensus.

### - Siedlungsbau und Kleingartenanlagen als Antwort auf das Wohnungsproblem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Zurück zur Stadtentwicklung Reichenbachs: In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen des Zwanzigsten Jahrhunderts erreichte die Einwohnerzahl der Stadt ihren bisherigen Höhepunkt von über 31.700 im Jahr 1930, entsprechend hoch war auch der Bedarf an Wohnungen. Siedlungsbau war die Antwort dieser Zeit auf die drängende Wohnungsfrage. In Reichenbach finden sich verschiedene Siedlungstypen dieser Zeit. Ein davon war die Gartenstadt: Reichenbacher Bürger gründeten am 4. Juni 1910 eine Wohnungsbaugenossenschaft unter dem Namen "Gartenstadt Reichenbach i.V."<sup>12</sup>. Der Name war Programm: Gesundes Wohnen mit "Licht, Luft und Sonne"<sup>13</sup> - im Gegensatz zu verdichteten innerstädtischen Quartieren des 19. Jahrhunderts. Als Beamtenbaugenossenschaft gegründet, war die "Gartenstadt" zwar offen für alle Schichten, doch machten 1930 die Arbeiter nur ein gutes Fünftel<sup>14</sup> der Mitglieder aus. Auch die DDR-Zeit hindurch galt die Gartenstadt als eine angesehene Wohngegend. (Abb. 13b, Einzelhäuser aus der Anfangszeit der Gartenstadt in der Rosenstraße) Durch den andauernden Mangel an Baukapazitäten blieb die Durchgrünung der Gartenstadt auch die DDR-Zeit hindurch unverändert erhalten. Heute<sup>15</sup> gehören der Gartenstadtgenossenschaft 750 Wohnungen in 160 Häusern.

Bei allen diesen Siedlungsprojekten fällt auf, dass ihnen fast immer benachbart oder zumindest in der Nähe *Kleingartenanlagen* zugeordnet sind. Die Idee vom Naturerleben im eigenen *Kleingarten* gehört ins Gedankengut der Lebensreformbewegungen der Weimarer Zeit. Auch der Aspekt der Autarkie durch Selbstversorgung mit frischem Gemüse aus Eigenanbau spielte eine Rolle. Gerade unter diesem Gesichtspunkt sind Schrebergärten Bestandteil klassischer Arbeiterkultur. Sie verloren ihre Bedeutung während der DDR-Zeit keineswegs, sondern gewannen sogar neue Funktionen hinzu. Bei den ständigen Versorgungsschwierigkeiten mit frischem Obst und Gemüse war Eigenanbau zur Selbstversorgung und als Tauschware für viele unverzichtbar. Auch wer für DDR-Verhältnisse mit dem Besitz einer Neubauwohnung privilegiert war, suchte vielfach im Kleingarten seinen Luft- und Freiraum. Die Wohnungen der Plattenbauten waren im Grundriss auf das Nötigste beschränkt: Auf möglichst wenig Fläche sollten möglichst viele Menschen untergebracht werden. Entsprechend fehlten Nebenräume etwa für handwerkliche Betätigungen. Das „Neubaugebiet West“ in Reichenbach besaß jahrelang keine Grünanlagen und Wege um die Gebäude. Wohnen im Plattenbau bedeutete damit nach Aussagen der Menschen oft für lange Zeit "Leben im Schlamm". Der eigene Kleingarten ermöglichte hingegen einen direkten Zugang zur Natur. Bei den eingeschränkten ~~Reisemöglichkeiten der DDR-Bürger~~ war ihr Garten für viele auch das erste Wochenend- und

<sup>12</sup> Gartenstadt Reichenbach i.V. GmbH (Hrsg.): 20 Jahre Gartenstadt Reichenbach i.V.. Düsseldorf o.J. [1930].

<sup>13</sup> Gartenstadt Reichenbach i.V. GmbH (Hrsg.)[1930]: S. 18.

<sup>14</sup> Gartenstadt Reichenbach i.V. GmbH (Hrsg.)[1930]: S. 20.

<sup>15</sup> Telefonische Auskunft von Herrn Müller von der Gartenstadt Reichenbach i. V. am 27.3.1998.

DDR-Bürger war ihr Garten für viele auch das erste Wochenend- und Ferienzziel. Vom eigenen "Bungalow" oder "der Datsche", wie die oft zu Zweithäusern ausgebauten Gartenhäuser oder Feriendomizile in den anderen sozialistischen Staaten genannt wurden, träumten viele DDR-Bürger. Der Garten bot eine private Nische, einen Rückzugsraum vor dem alle Lebensbereiche durchdringenden Zugriff des Staates. Gemeinsames "Rostern" (= Bratwürste grillen) mit den Gartennachbarn oder Freunden steht für ein in der DDR häufig anzutreffendes Lebensgefühl der Geselligkeit auf einer allgemein menschlichen Ebene gemeinsamer Naturliebe, schützender Privatheit und nicht zuletzt befreienden und solidarisierenden Spottes über die Unzulänglichkeiten des politischen Systems. Für das Stadtbild Reichenbachs sind die vielen Kleingärten charakteristisch. Beim Blick auf den Stadtplan geben die Kleingärten auch einen Hinweis auf weitere Strukturgebiete der Zwischenkriegszeit. In der Stadtopographie mit starken Höhenunterschieden von 340 m in der unteren Stadt bis zu 431 m im Wasserturmgebiet nutzte man damit manche sonst nur schlecht zu bebauende Hanglage (beispielsweise an der Klinkhardtstraße, Abb. 13d).

Insgesamt stammten 1971 954 Gebäude, das entspricht 28,5%<sup>16</sup> aller Wohngebäude des Baubestandes von Reichenbach, aus dem Zeitraum zwischen 1919 und 1945. Bei der Wohnraum- und Gebäudezählung nach der Wende 1995 hatte sich der Anteil der Wohngebäude aus dieser Zeit durch Eingemeindungen und den Wegfall älterer Gebäude auf 32,4%<sup>17</sup> aller Wohngebäude noch vergrößert.

## **b) DDR-Zeit: Planwirtschaftliches Wohnungswesen**

### **- DDR: Die Wohnungsversorgung wird zur Staatsaufgabe**

*Nach dem Zweiten Weltkrieg* beginnt mit den veränderten politischen Bedingungen auch für die Stadt Reichenbach eine neue Etappe ihrer Geschichte. Reichenbach gehörte nach dem Krieg zur Sowjetischen Besatzungszone (= SBZ). Der Kalte Krieg führte zur schrittweisen Spaltung Deutschlands, die schließlich bis September 1949 zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland als westlich orientiertem deutschen Staat und am 7. Oktober 1949 zur Gründung der Deutschen Demokratischen Republik als nach Osten ausgerichteten Staat führte. Damit rückte Reichenbach von seiner Position im industriellen Zentrum des Deutschen Reichs in Mitteldeutschland in eine geopolitische Randlage am westlichen Rand des sozialistischen Wirtschaftsgebietes, abgeschnitten von traditionellen Wirtschafts- und Handelsbeziehungen ins Ruhrgebiet und

---

<sup>16</sup> Wohnraum- und Gebäudezählung zum Stand vom 1.1.1971 verwendet In: VA 10/90/4 Entwicklungskonzeption Kreisstadt RC, S. 8.

<sup>17</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen (1996): Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1995. Gemeindeblatt Reichenbach im Vogtland.

nach Süddeutschland. In der zentralistisch orientierten DDR richtete sich nun alles auf die Hauptstadt Berlin aus. Von dort aus betrachtet aber lag das sächsische Städtchen Reichenbach am Rande. Das machte sich vor allem in der Versorgung mit Konsumgütern und Wohnungsbaukontingenten bemerkbar. Die notorische Klage lautete, dass Material und Bauarbeiter aus der Provinz nach Berlin abgezogen wurden und dann vor Ort fehlten. Reichenbachs Bedeutung lag eher in seiner *regionalen Ausrichtung*: Als *Mittelzentrum* beherbergte die Stadt die Kreisverwaltung und ein Gericht. Die näheren Bezugsstädte für Reichenbach sind Plauen und Zwickau, beide etwa 20 km entfernt, das damalige Karl-Marx-Stadt (heute wieder Chemnitz) in 50 km Entfernung und in etwa 125 km Distanz Dresden.

Auf dem Wohnungssektor war für die Stadt Reichenbach die *Ausgangslage nach dem Krieg* relativ günstig: Bis auf einen Luftangriff am 21. März 1945, der 74 Gebäude vernichtet hatte, war die Stadt von Kriegseinwirkungen weitgehend verschont geblieben. Die Zuwanderung zahlreicher Flüchtlinge und das weitgehende Erliegen der Bautätigkeit während des Krieges hatten allerdings die Wohnungsnachfrage erhöht. Der allgemeinen politischen Linie entsprechend ging es jedoch zuerst einmal um den Wiederaufbau der zerstörten und beschädigten Gebäude - allerdings bevorzugt des Anlagen- und Schwermaschinenbaus. Der stalinistische Repräsentativbau in der ersten Hälfte der Fünfziger Jahre blieb auf Vorzeigeobjekte in den Zentren beschränkt, die Kreisstadt Reichenbach erreichte er nicht.

### **- Typenbau an der Zwickauer Straße in den Fünfziger- und Sechzigerjahren**

*Wohnungsneubau in Reichenbach bedeutete zu DDR-Zeiten fast ausschließlich staatlichen oder genossenschaftlichen Bau.* Verschiedene kleinere Typenbauprojekte entstanden in den Fünfziger- und Sechzigerjahren im Norden der alten Stadt. Als erstes Neubauprojekt nach dem Krieg errichtete die „Bauunion“ als „kommunaler Bereich“ 1949 bis 1951 fünf Blöcke. Diese ersten Bauten plante der städtische Baubetrieb noch selbst und erbaute sie in traditioneller Ziegelbauweise.<sup>18</sup> Erst nach der Umorientierung der sowjetischen Wohnungsbaupolitik nach dem Tod Stalins 1953 trat auch in der DDR eine Änderung der Politik ein: Unter dem Motto "Besser, schneller und billiger bauen!" kam es nun zu einer konsequenten Typisierung. Die Planungen<sup>19</sup> übernahm nun ein zentrales Entwurfsbüro auf Bezirksebene in Karl-Marx-Stadt. Damit konnte nun auch in Reichenbach ab 1955 die *Neubautätigkeit in größerem Umfang* beginnen.

In der Typenbauweise wurden mehrgeschossige Großblöcke mit Satteldach gebaut. Diese Wohnblöcke wurden entlang einer Kranschiene errichtet. Deshalb stehen sie meist in Zeilenbauweise, frei - umgeben von öffentlicher Grünfläche (beispielsweise an der Hans-

<sup>18</sup> Zum Nachkriegsbau: Bautechnik Interview 12 mit Günther Kirchner von der Wohnbaugenossenschaft.

<sup>19</sup> Siehe etwa VA 11/94/14 Teilbebauungsplan Wasserturmgebiet 1955, Entwurfsbüro für Gebiets-, Stadt- und Dorfplanung Karl-Marx-Stadt.

Beimlerstraße, Abb. 13c), ganz im Gegensatz zu den Privatgärten der Siedlungen aus der Zwischenkriegszeit (beispielsweise Erlichtsiedlung, Abb. 13a). Architektonisch können solche Bauten - freigestellt in der Grünfläche - kaum raumbildend wirken. Die subjektive Raumorientierung der Bewohner hält sich jedoch im Allgemeinen an festen Baulinien und Plätzen mit geformten Rändern. Solche identifikationsfördernden Architekturqualitäten fehlen dieser Bebauung weitgehend.

Bei den nachfolgenden Wohnungsbauten der Sechzigerjahre machte sich wieder der Einfluss der Politik bemerkbar. Am V. Parteitag 1958 war sich die SED über quantitative Defizite in der Wohnungsbauversorgung klar geworden. Der Wohnungsbau wurde also *unter Ulbricht* zum Kernstück des Siebenjahresplanes bis 1965 erhoben. Die Steigerung der Bauproduktion sollte dabei in erster Linie vom *genossenschaftlichen Wohnungsbau* erbracht werden, da sich gezeigt hatte, dass hier die Baukosten wesentlich niedriger lagen. „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften“ (= AWG) waren eine DDR-spezifische Form der Genossenschaften: Die Mitarbeiter eines großen Betriebes konnten in der betriebseigenen AWG Mitglied werden. Damit erhielten sie die Möglichkeit, früher als über die allgemeine Vergabeliste des Wohnungsamtes eine günstige Neubauwohnung zu bekommen. Als Genossenschaftsmitglieder mussten sie dafür eine entsprechende Zahl an Arbeitsstunden als Eigenleistung erbringen. Dies konnten entweder Arbeiten auf der Baustelle sein oder zusätzliche Arbeitsstunden in Betrieben.

Durch einen Einschnitt in der Politik verschob sich *nach 1963* der Schwerpunkt wieder zum volkseigenen Wohnungsbau hin. In diesem Jahr wurde der Siebenjahresplan abgebrochen und der Wohnungsbau trat bis zum Ende der Ära Ulbricht 1971 in den Hintergrund zugunsten von Industrie- und Tiefbau. Der Rückgang der Bautätigkeit spiegelt sich in den Zahlen: Waren 1946 bis 1960 insgesamt 545 Wohnungen errichtet worden, kam es in den folgenden fünf Jahren bis 1965 zu einer Steigerung auf 389 Wohnungen, die in den nächsten fünf Jahren bis 1970 auf 283 fertiggestellte Wohnungen zurückging. Insgesamt wurden nach dem Krieg bis 1970 in Reichenbach 1217 Wohnungen in 186 Wohngebäuden errichtet, damit stammten 1970 nur 5,6% des Wohnungsbaubestandes aus der Nachkriegszeit. Dieser Bestand setzte sich fast durchgängig aus Wohnblöcken an der Zwickauer Straße zusammen. Als das „Neubaugebiet West“ zum Reichenbacher Wohnungsbestand hinzukam, liefen sie unter der Bezeichnung "Altneubauten" (beispielsweise Abb. 13c).

### **- In der Ära Honecker wird der Wohnungsbau zur Hauptaufgabe: Bilanz des Mangels 1971**

In der folgenden *Ära ab 1971* mit Erich Honecker als Staatsratsvorsitzenden rückte die Wohnungsfrage in den Mittelpunkt der Politik: 1973 beschloss das ZK der SED das Wohnungsbauprogramm 1976 - 1990, um damit "bis 1990 in der DDR die Wohnungsfrage als soziales Prob-

lem zu lösen"<sup>20</sup>. Etwa von diesem Zeitpunkt an liefen in Reichenbach die Vorbereitungen für einen Generalbebauungs- und -verkehrsplan<sup>21</sup>. Etwa Zeitgleich verabschiedete der IX. Parteitag der SED das neue Parteiprogramm der SED<sup>22</sup>, in dem er das Wohnungsbauprogramm zum Kernstück seiner Sozialpolitik erklärte.

Materialgrundlage der Planungen für Reichenbach lieferte die *Wohnraum- und Gebäudezählung am 1.1.1971*<sup>23</sup>. Damit lässt sich hier die Ausgangs- und Problemlage in Reichenbach Anfang der Siebzigerjahre recht genau beschreiben: Am Stichtag gab es in der Stadt Reichenbach 11.869 Wohnungseinheiten. Diesem *Bestand* waren aber 28.569 Einwohner in 12.400 Privathaushalten zugeordnet. Zur Erfüllung der politischen Leitlinie "Jedem Haushalt eine Wohnung" ergibt sich ein Fehlbetrag von 531 Wohnungseinheiten. Insgesamt ergab die Zählung nicht nur *zu wenige Wohnungen*, gleichzeitig war der bauliche Zustand und die Ausstattung der vorhandenen Wohnungen von Überalterung geprägt. Rund 21% der Wohngebäude waren über 100 Jahre alt.

Auch die Zahlen für die *Ausstattung der Wohnungen* innerhalb dieser Wohnraumzählung von 1971 erklären sich durch die vielen unrenovierten Altbauten. So waren nur 2,6% der Reichenbacher Wohnungen in Wohngebäuden mit einer Zentralheizung ausgestattet. Mit Braunkohle befeuerte Feststoffeinzelöfen waren zu dieser Zeit die allgemein übliche Heizform. (vergleiche Abb. 12f, Kellerschächte beschriftet für die Anlieferung der verschiedenen Festbrennstoffe) Meist gab es einen Kachelofen für die ganze Wohnung oder Einzelöfen, die jeweils auch einzeln befeuert werden mussten. Bis Mitte der Neunzigerjahre ergab sich dadurch der typische raußige Braunkohlegeruch in der Luft. Über einen Wasseranschluss verfügten 1971 knapp 90% der Reichenbacher Wohnungen. Dies konnte aber auch nur ein Wasseranschluss am Gang sein - für alle Räume einer Wohnung zusammen. Innentoiletten<sup>24</sup> besaßen 30% aller Wohnungen. Die in den Mehrfamilienhäusern der Gründerzeit üblichen Toiletten auf halber Höhe im Treppenhaus oder über den Hof zählen nicht dazu. Eine Toilette mit Wasserspülung gehörte damit wohl auch eher zu den Ausnahmen. Besonders bei Tiefdruck-Wetterlagen sind bei Trockentoiletten Geruchsbelästigungen nicht zu vermeiden. Der Hauptgrund für die Unterversorgung mit Bad oder Duschaum war das mangelhafte Kanalsystem Reichenbachs und das Fehlen einer Kläranlage: Nur 28% der Wohnungen hatten ein Bad.

Die Zahlen der Wohnraum- und Gebäudezählung vom 1.1.1971 manifestierten den aus der Stadtentwicklung Reichenbachs und besonders der Nachkriegspolitik folgenden Zustand auf

<sup>20</sup> Honecker, E.: Aus meinem Leben. Berlin (Ost) 1980: S. 304.

<sup>21</sup> 6688 Generalbebauungspläne, Generalverkehrspläne; Beschlussvorlage Rat des Kreises Reichenbach 6.5.1976.

<sup>22</sup> Schneider(1977): SED - Programm und Statut von 1976. S. 91 - 92.

<sup>23</sup> 5270 Staatliche Zentralverwaltung für Statistik - Kreisstelle Reichenbach: Information über die Wohnraumverhältnisse im Kreis Reichenbach nach den endgültigen Ergebnissen der Wohnraum- und Gebäudezählung am 1.1.1971. RC 5. April 1972.

<sup>24</sup> Innentoiletten sind WCs oder Trockentoiletten innerhalb einer Wohnung.



dem Wohnungssektor: Es bestand erheblicher Bedarf an Modernisierung der vernachlässigten Altbausubstanz und an Neubauten.

**- Planungen zur Stadtentwicklung im Generalbebauungsplan von 1976:  
Abrissanierung und komplexer Wohnungsbau**

Diese beiden Zielrichtungen im Wohnungsbau hatte sich die SED mit ihrer Parole der "Einheit von Neubau, Rekonstruktion, Modernisierung und Erhaltung" selbst aufs Papier geschrieben. Alle wohnungspolitischen Bemühungen waren aber vorrangig Instrumente der Familienpolitik: Durch die Bereitstellung möglichst vieler und günstiger Wohnungen sollte der Rückgang der Bevölkerung aufgehalten werden.

Für den Kreis Reichenbach formulierte die lokale „Kreisplankommission“ Ziele und Umsetzungsschritte eines Entwicklungskonzeptes im "Entwurf der gesellschaftspolitischen und volkswirtschaftlichen Zielstellung für den *Generalbebauungsplan und Generalverkehrsplan der Stadt Reichenbach*"<sup>25</sup>, verabschiedet am 6.5.1976 vom Rat des Kreises. Er sah vor, die Stadt Reichenbach mit ihren Umlandfunktionen weiter auszubauen. Entsprechend der großen politischen Linie ging es auch in Reichenbach um Konzentration und Intensivierung, d.h. die industrielle Produktion sollte weiter in der Kreisstadt konzentriert werden, einzelne Betriebsteile sollten zu größeren Einheiten zusammengelegt und ihre Ausrüstung modernisiert werden. Dementsprechend wollte man auch die Arbeiter in der Kreisstadt konzentrieren.






















Bis 1980 rechneten die Stadtväter für den Kreis Reichenbach mit einem Bedarf von 1834 Wohnungen, durch weitere Abrisse und steigende Ansprüche an die Wohnqualität bis 1990 gar mit einem Gesamtwohnungsbedarf von 7210 Wohnungen. Die Planungen für die Stadt Reichenbach gingen dabei grundsätzlich von zwei Ansatzpunkten aus: Zum einen sollte im Innenstadtbereich groß angelegt "rekonstruiert" werden und gleichzeitig ein "Neubaugebiet des komplexen Wohnungsbaus" errichtet werden.

Für die *Umgestaltung des Stadtzentrums* erstellte das „Büro für Städtebau Karl-Marx-Stadt“ eine *Leitplanung*<sup>26</sup>. Hierbei geht es um eine "komplexe Umgestaltung": Wohnbebauung, Betriebe und die Infrastruktur von der Wasserversorgung bis zu den Geschäften sollten nach einer gemeinsamen Planung neu gestaltet werden. Es war vorgesehen, die Innenstadt gleichzeitig als Handels- und Versorgungszentrum und als Wohnstandort auszubauen. Für den Wohnungsbestand hätten sich danach gravierende Veränderungen ergeben: Teilweise sollten Altbauten renoviert werden, in größerem Umfang aber war geplant, alten Baubestand abzureissen (siehe Abb. 11): Durch Neuanlage einer Osttangente als neuer Hauptstraße - vielfach quer zu früherer Bebauung - hätten sich grundsätzliche strukturelle Veränderungen und

<sup>25</sup> 6688 Generalbebauungspläne, Generalverkehrspläne; Beschlussvorlage Rat des Kreises Reichenbach 6.5.1976.

<sup>26</sup> VA 11/94/8a Leitplanung Umgestaltungsgebiet Stadtzentrum Reichenbach 1978 und ergänzende Hinweise von Günter Kirchner.

früherer Bebauung - hätten sich grundsätzliche strukturelle Veränderungen und zahlreiche Abrisse ergeben. Noch viel mehr Abrisse aber hätten die Wohnungsneubauten gebracht. Der Altbaubestand sollte, wo eine Bebauung im Platten möglich gewesen wäre, großflächig oder zumindest zeilenweise entfernt werden. Solche flächendeckende Abrissanierung wurde für kostengünstiger gehalten als eine Sanierung der historischen Bausubstanz. Wo sich nicht in großem Stil industriell neu bauen ließ, sollte es auch Einzelabriss und Neubauten in anderer Bauweise geben.

| Wohnsubstanz  | Sonstige Angaben  | Verkehr   |
|---|---|---|
|  Erhaltenswert                                 |  Baudenkmal der Zentralen und Bezirksliste |  Fußgängerzone           |
|  Vorherrschend nicht erhaltenswert             |  Erhaltenswerter städtebaulicher Raum      |  Verkehrsstraße          |
| <b>Industrie (einschl. Lagerfläche und Gewerbe)</b>   |  Stadtmauer                                |  Verkehrsstraße -Planung |
|  Erhaltenswert                                 |  Öffentliches Grün                         |  Sammelstraße            |
|  Planung                                       |  Öffentliches Grün -Planung                |  Reichsbahn              |
| <b>Gesellschaftliche Einrichtungen</b>  |  Wohngrün, Garten                          |  Parkplatz -Planung      |
|  Erhaltenswert<br>Bedeutendes öffentl. Gebäude |  Wohngrün, Garten -Planung                 |   |
|  Bedingt erhaltenswert                       |  Gewässer                                |   |
|  Planung                                     |   |   |

Legende zu Abbildung 11

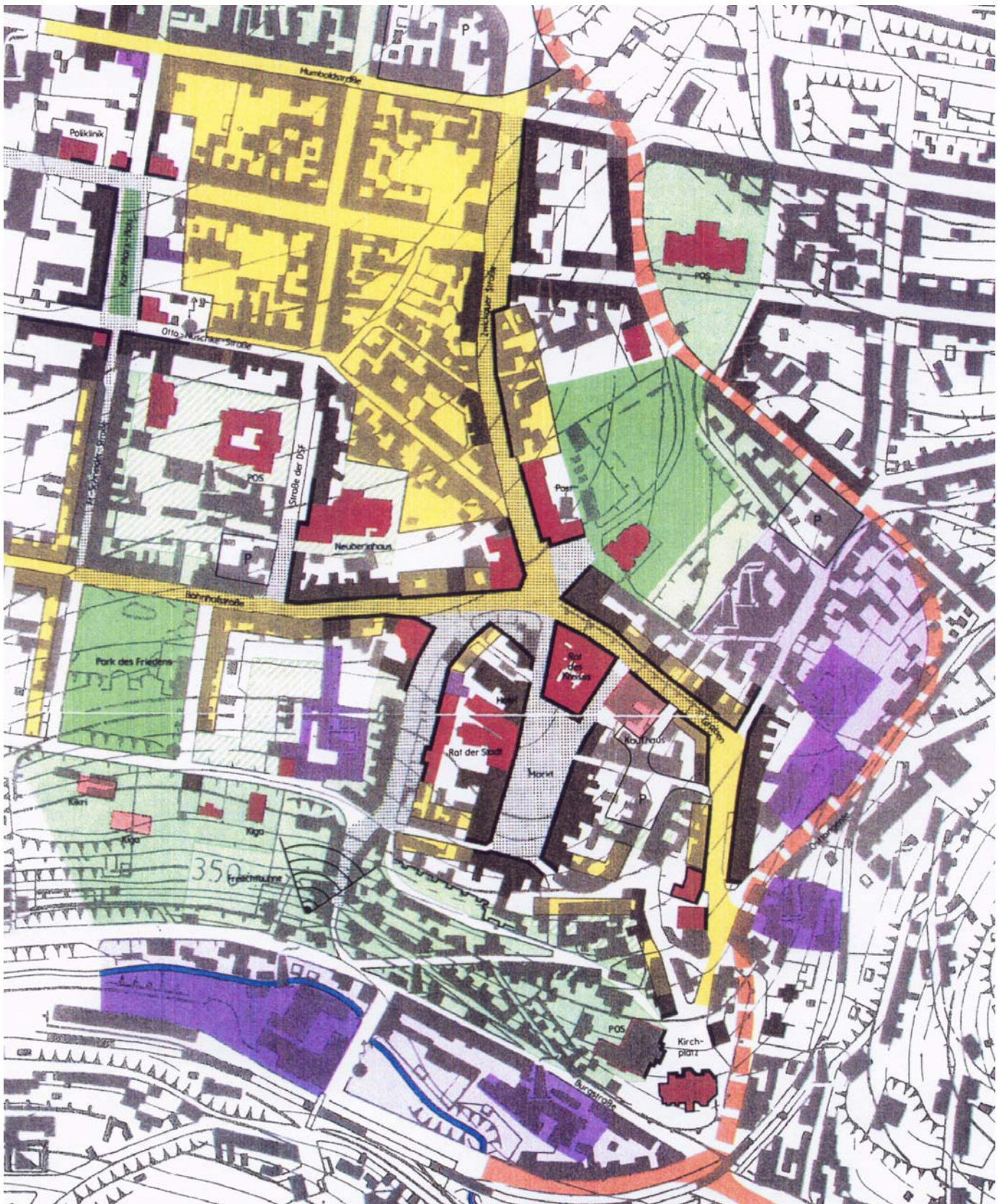


Abbildung 11: Leitplanung der städtebaulichen Umgestaltung des Stadtzentrums von Reichenbach 1979 (Legende siehe oben)

Viergeschossige Wohnblöcke in ihrer gerasterten Monotonie wären nach diesen Planungen an der Zwickauer Straße, der Fußgängerzone und alten Hauptachse, direkt gegenüber von gründerzeitlichen Fassaden zu stehen gekommen. Hier hätten wohl die "organisierenden und raumprägenden Möglichkeiten der Farbe"<sup>27</sup> den Verlust der Maßstäblichkeit aufheben sollen. Farbige Anstriche sollten nach der Plattenbau-Rekonstruktionsphilosophie gegliederte Fassaden ersetzen oder zumindest die Neubauten in alten Bestand einfügen. In Städten, in denen solche *Abrisssanierungen* mit Ersatzneubau in gebaute Wirklichkeit umgesetzt wurden wie z.B. in Zwickau oder besonders drastisch in Magdeburg entstanden architektonische Zeugnisse für den Bruch mit der Vergangenheit und die totalitäre Haltung im DDR-Staat. In Reichenbach sollten innerhalb eines Bestandes von etwa 1350 Wohnungseinheiten etwa 480 abgerissen werden. In der geplanten Plattenbebauung sollten 792 neuzubauende Wohnungseinheiten entstehen und außerhalb des Zentrums noch einmal etwa 300. Wie aus der Karte hervorgeht, wären Problembereiche der Stadt im Bereich der sogenannten Altstadt mit ihrer extremen Hanglage und Häusern in schlechtem Erhaltungszustand durch Grünanlagen ent-urbanisiert worden. Damit wäre älteste Bausubstanz der Stadt im Bereich der Stadtmauerreste verlorengegangen und die urbanistische Brücke zur Bebauung auf der anderen Talseite abgetrennt worden. Aspekte von Denkmalpflege hätten sich nur auf den Erhalt einzelner öffentlicher Gebäude als „Baudenkmale“ bezogen, nicht auf die Stadt als historisch gewachsene Struktur.

Der Preis der geplanten Umgestaltungen wäre ein Verlust des architektonischen Gesichts der Stadt und historisch gewachsener städtischer Identität gewesen. Zu einer Umsetzung dieser Planungen ist es aber, aus heutiger Sicht mit einem veränderten Bewusstsein für Denkmalschutz, glücklicherweise nie gekommen.

#### **- Später Beginn des Plattenbaus in den Achtzigerjahren: das „Neubauggebiet West“**

Statt dessen konzentrierten sich alle Kräfte auf das neu begonnene *Wohngebiet Ernst-Thälmann*. Nach den Planungen sollte erst einmal "Ersatzneubau" errichtet werden für die Wohnungen im Stadtzentrum, die abgerissen oder zur Sanierung "leergezogen" werden mussten. Das Neubauggebiet wurde nordwestlich des Stadtkerns angelegt. Die Nähe zum Zentrum und zu den wichtigsten Arbeitsstätten hatten zur Wahl des *Standortes* geführt. Anders als in den großen Städten, wo die Favorisierung des industriellen Wohnungsbau zur Konzentration aller Neubaukapazitäten in Satellitenstädten auf der grünen Wiese, weit außerhalb der alten Stadtzentren führte, blieb in der kleineren Stadt Reichenbach die räumliche Verbindung zum Zentrum gewahrt. In diesen Satellitenstädten kam es oft zu einer strikten Trennung zwischen Wohnen in den am Rande liegenden Schlafstädten und urbaner *Infrastruktur* im Zentrum. Durch den

---

<sup>27</sup> VA 22/90/5 Leitplanung der städtischen Umgestaltung 1979, S. 9.

späten Einstieg Reichenbachs in den Massenwohnungsbau (1980) und die geographische Nähe des Neubaugebiets zur Altstadt war hier diese Entwicklung sehr abgeschwächt. Allerdings ging auch in Reichenbach die Konzentration auf den massenhaften und schnellen Wohnungsbau auf Kosten der Erhaltung der Altstadt und Entwicklung der Infrastruktur. Entgegen der ständig wiederholten Parolen von der "komplexen Rekonstruktion" und vom "komplexen Wohnungsbau" blieb der Ausbau der Infrastruktur hinter dem Wohnungsbau zurück: sowohl die Infrastruktur im neuen Wohngebiet als auch die in der Innenstadt. So bezogen beispielsweise 1981 die ersten Mieter ihre Wohnungen im Neubaugebiet, aber erst 1983 eröffnete ein Lebensmittelmarkt. Ein anderes Beispiel: Ende Januar 1983 berichtete die "Freie Presse" stolz, dass nun eine Telefonzelle im Neubaugebiet aufgestellt worden sei. Inzwischen lebten hier aber rund 1000 Menschen.

Kurz nach Verabschiedung des Generalbebauungsplanes begannen 1977 mit den Vorbereitungen des Untergrundes die Bauarbeiten des heute „Neubaugebiet West“ genannten Stadtteils (siehe Abb. 13 e-g). Sie gestalteten sich wegen des felsigen Untergrundes des Baugeländes besonders mühsam. Da die Baukosten für die einzelnen Plattenbautypen republikweit einheitlich festgesetzt waren, fehlten infolge der erhöhten Erschließungskosten später die Mittel z.B. für die Anlagengestaltung oder sogenannte Nachfolgebauten. Obwohl schon 1981 die ersten Mieter einzogen und bis 1982 die meisten Wohnungen bezogen waren, zog sich die Fertigstellung der öffentlichen Einrichtungen noch bis 1985 hin bzw. ihre Einrichtung erfolgte erst nach der Wende. Ein zweiter Bauabschnitt folgte 1985 bis 1988. Laut „Freier Presse“<sup>28</sup>, der Reichenbacher Lokalzeitung, lebten im Juni 1989 über 8000 Bürger im „Neubaugebiet West“, das war rund ein Drittel aller Einwohner Reichenbachs.

Wurden die Wohnungen im ersten Bauabschnitt des Neubaugebiets über „Arbeiterwohnungsbaugenossenschafts-Kontingente“ und überwiegend an parteinahe Bürger vergeben, hatten im zweiten Bauabschnitt auch andere Bürger eher eine Chance, dort eine Wohnung zu erhalten. Besonders jungen Familien und Facharbeitern wurden Neubauwohnungen zugeteilt. Da alle Mieter der Siedlung innerhalb weniger Jahre einzogen, ergibt sich eine sehr einheitliche Altersstruktur. Durch die staatlich subventionierten Mieten konnten sich auch alle Bürger eine Neubauwohnung leisten. Die staatliche Zwangsvergabe der Wohnungen tat ein Übriges, so dass Angehörige der verschiedensten Berufe und Sozialschichten das Neubaugebiet bevölkerten. Solche soziale *Entdifferenzierung* findet sich tendenziell in der ganzen Stadt, bis auf den ganz alten Baubestand, wo eher alte Menschen und schlecht Ausgebildete verblieben. Die in vielen westdeutschen Städten mögliche Zuordnung bestimmter sozialer Schichten zu bestimmten Stadtteilen ist in Reichenbach damit nicht mehr möglich.

---

<sup>28</sup> Freie Presse vom 22.6.1989, S.8.

Im Vergleich zu den frei stehenden Blöcken in Zeilenbauweise aus den Sechzigerjahren ist die *Siedlungsstruktur im „Neubaugebiet West“* modifiziert: Die Blöcke folgen jeweils in einer Rundung oder leichtem Schwung dem hügeligen Gelände. Durch die halbkreisförmige Straßenführung der Julius-Mosen-Straße versuchten die Planer eine raumbildende Wirkung zu erreichen. Innerhalb dieses Straßenhalbkreises sind dann auch verschiedene Gebäude - allerdings als freistehende Solitärbauten - mit öffentlichen Einrichtungen angeordnet, etwa eine kombinierte Kindereinrichtung aus Kindergarten und Kinderkrippe und die Kaufhalle. Die Höhendominante des Neubaugebietes bildet ein elfgeschossige Hochhaus. Hier sind 134 "altersgerechte Wohneinheiten" untergebracht. Darunter verstand man für gehbehinderte Menschen erreichbare Appartements. Dieses Hochhaus ist selbstverständlich mit einem Aufzug ausgestattet. Die Wohnblöcke hingegen blieben jeweils auf fünf Geschosse beschränkt, um die ab sechs Geschossen vorgeschriebenen Aufzüge einsparen zu können. Im ersten Bauabschnitt sind die Treppenhäuser mit Oberlichtern befenstert. Ihre schießschartenartige Wirkung (siehe Abb. 13e) in der Fassade mag neben der festungsartigen Anlage der massigen Wohnblöcke auf dem Hangrücken dem Neubaugebiet zu dem Spitznamen "Golanhöhen" verholfen haben. Nichtsdestoweniger waren die Neubauwohnungen wegen ihrer komfortablen Ausstattung mit Fernheizung, Warmwasser, Bad und Innen-WC sehr beliebt. Im Vergleich zur Alternative einer unrenovierten Altbauwohnung, bot das Wohnen im Plattenbau ungleich mehr Komfort. Eine Neubauwohnung gehörte deshalb zum Traum vieler DDR-Bürger.

### **- Konzeption von 1983 zur Lösung der Wohnungsfrage: Revision der Abrisspolitik**

Die "*Konzeption für den Wohnungsbau des Kreises Reichenbach bis 1990 zur Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem*"<sup>29</sup> vom 15.12.1983 ermöglicht noch einmal einen Blick auf die Gesamtsituation der Stadt und auch des Kreises. Trotz der gewaltigen Neubauanstrengungen hatte sich durch Verfall alter Wohnungen und modernisierungsbedingter Zusammenlegungen die Zahl der Wohnungen im Vergleich zu 1971 verringert.<sup>30</sup> Obwohl sich die Anzahl der Haushalte<sup>31</sup> verringert hatte, liefen 1983 immer noch 1085 Wohnungsanträge. Davon rangierten 492 Anträge auf der Stufe A1, waren also als besonders dringlich eingestuft.

---

<sup>29</sup> VA 22/90/6 Konzeption für den Wohnungsbau des Kreises Reichenbach bis 1990 zur Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem, 15.12.1983. Hier sind die Ergebnisse der Volks-, Berufs-, Gebäude- und Wohnraumzählung von 1981 eingeflossen.

<sup>30</sup> 1981 gab es in Reichenbach 11.736 Wohnungen - gegenüber 11.869 Wohnungen im Jahr 1971. Dafür hatte die Einwohnerzahl um circa 3000 Personen abgenommen, so dass nun 25.458 Einwohner in 11.364 Haushalten lebten.

<sup>31</sup> Laut diesen Zahlen aus der Wohnungsbaukonzeption müsste bei 11.364 Privathaushalten, denen 11.736 Wohneinheiten gegenüberstehen, der Wohnungsbedarf rein rechnerisch gedeckt sein. Es lässt sich nicht ausmachen, ob eventuell die Zahl der Privathaushalte ein Druckfehler ist. In der Zahl der Wohnungen ist eine Dunkelziffer unbewohnbarer und in Renovierung befindlicher Wohnungen enthalten. Außerdem berücksichtigt eine Bedarfsrechnung auf Kreisebenen auch noch eine große Zahl von jungen Leuten, die noch bei ihren Eltern wohnen. So ist durchaus glaubwürdig, dass nach übereinstimmenden Aussagen verschiedener Gesprächspartner die Wohnungsproblematik in Reichenbach gerade Anfang der Achtzigerjahre besonders drängend war.

Weiterhin dominierten Altbauten den Wohnungsbestand. Die Wohnungssituation war auch nach Aussage von Zeitzeugen Anfang der Achtzigerjahre ausgesprochen schwierig,

Der örtlichen Situation entsprechend nahmen die Projektanten in der Wohnungsbaukonzeption von 1983 eher *Basissanierungen* der Altbau-Gebäudesubstanz in ihre Planungen auf. Tendenziell hatte sich im Vergleich zu 1971 der Bauzustand der Altbauten verschlechtert. Einen Schwerpunkt in der Wohnungsbaukonzeption bildete dementsprechend ein groß angelegtes und detailliert geplantes Dachinstandsetzungsprogramm.

Gleichzeitig forderte auch das Wohnungsbaukonzept programmatisch, die Privatinitiativen der Bürger zur Instandhaltung in Eigenleistung zu fördern, beispielsweise durch Bereitstellung von Material. Diese veränderte Haltung zur Sanierung ging einher mit einer *Revision der Abrisspolitik*: Nun hieß es, dass "unser wichtigstes Gut zur Lösung des quantitativen als auch des qualitativen Wohnungsbedarfes die vorhandene Wohnsubstanz darstellt."<sup>32</sup> Daraus sollten entgegen dem Generalbebauungsplan von 1976 möglichst wenige "Abgänge" zugelassen werden. Gebäudeabrisse oder Leerstände wollte man möglichst vermeiden. Diesem aus der Not geborenen Sinneswandel ist zu verdanken, dass die gründerzeitliche Reichenbacher Altstadt weitgehend erhalten blieb. Weggefallen war damit auch die geplante Neubebauung der Innenstadt mit Plattenbauten.

### c) Ausblick und Zusammenfassung

#### - Die Wende im Wohnungssektor

Liest man die *Wohnungs- und Gebäudezählung von 1995*<sup>33</sup> als Bilanz der vorausgegangenen Jahre, ergibt sich folgendes Bild: Rund 24.600 Einwohner lebten in Reichenbach. Ihre Zahl war durch Abwanderungen seit der Grenzöffnung und Geburtenrückgang im Vergleich zu rund 25.200 Einwohnern im Jahr 1990 gesunken. Ein großer Teil von ihnen lebte im „Neubaugebiet West“. Laut „Freier Presse“<sup>34</sup>, der Reichenbacher Lokalzeitung, wohnten im Juni 1989 mit über 8000 Bürger im „Neubaugebiet West“ rund ein Drittel aller Einwohner. In den Jahren 1982 - 1990 wurden 2824 Wohneinheiten in Reichenbach errichtet. Das sind 21,5% des Gesamtwohnungsbestandes im Jahr 1995. Mit diesen gewaltigen Anstrengungen im Massenwohnungsbau war es im Laufe der Achtzigerjahre in Reichenbach *gelingen, den Wohnungsbedarf quantitativ weitgehend zu decken*. Honeckers Wohnungsbauprogramm, das die Lösung des Wohnungsproblems zur Hauptaufgabe erhob, fand in Reichenbach damit erst sehr spät konkrete Umset-

<sup>32</sup> VA 22/90/6 Konzeption für den Wohnungsbau des Kreises Reichenbach, 1983, S. 4.

<sup>33</sup> Statistisches Landesamt für den Freistaat Sachsen: Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1995. Kamenz Dezember 1996.

<sup>34</sup> Freie Presse vom 22.6.1989, S.8.

zung. Auch insgesamt war die Entwicklung in der DDR im Vergleich zum Westen verzögert, wo der massenhafte Wohnungsbau schon in der Nachkriegszeit begonnen hatte. Dadurch war ein gewaltiger Problemstau entstanden. Seine beschleunigte Lösung durch industrialisierten Plattenbau ging aber auf Kosten der volkswirtschaftlichen Substanz: Zum einen war die Bau- und Wohnqualität der Plattenbauten so schlecht, dass vorzeitig Sanierungskosten anfielen, zum anderen wurde der Erhalt der *Altbausubstanz vernachlässigt*. Gerade dafür ist Reichenbach ein deutliches Beispiel: Fünf Jahre nach der Wende waren es noch 18% der Wohnungen, die weder über ein WC noch über ein Bad verfügten. Hinter dieser Zahl erkennen wir die vielen Altbauten der Stadt. Selbst nach der Errichtung des „Neubaugebietes West“ verblieben statistisch noch rund 80% der Gebäude mit Wohnraum aus der Zeit vor 1948. Darin befanden sich immerhin gut 60% aller Wohneinheiten. Es ist auch festzuhalten, dass vierzig Jahre realsozialistische Wohnungspolitik auch in Reichenbach eine spezifische Eigentümerstruktur erzeugt haben. Über die Hälfte der Wohnungen war 1990 und noch 1995 im Besitz juristischer Personen. Das sind vor allem die Wohnungsbaugesellschaft als Nachfolgerin der „kommunalen Gebäudewirtschaft“ und drei Genossenschaften. Damit kommt der öffentlichen Hand auch nach Ende der DDR-Zeit eine verstärkte Verantwortung für den Wohnungssektor zu.

Gerade auch die Vergesellschaftung des meisten Wohneigentums hatte zu einer sozialen Entdifferenzierung der Bewohner zu DDR-Zeiten geführt. Doch *seit der Wende* setzte auch hier im Gegenzug eine *Tendenz zu verstärkter sozialer Differenzierung* ein: Mit der Aufgliederung des Lohnniveaus ziehen Besserverdienende aus dem Plattenbauwohngebiet in sanierte Altbauten oder Eigenheime. Unter dem Einfluss westlicher Medien findet langsam eine Umwertung des Plattenbaus statt von der hochgeschätzten Komfortwohnung hin zum Plattenbau als Synonym für entfremdendes Massenwohnen. Doch in der von Arbeitslosigkeit und den Problemen des Strukturwandels beherrschten Stadt Reichenbach werden wohl Plattenbauten und Mehrfamilienwohnblöcke auch in der nächsten Zeit die dominierenden Wohn-Gebäudeformen bleiben.

Die *Nachwende-Neunzigerjahre* waren geprägt von den Schwierigkeiten der Umstellung auf einen freien Wohnungsmarkt. Die Umwandlung kommunalen Wohneigentums in Privateigentum geht mangels geeigneter Käufer langsamer vonstatten als von der Politik gefordert. Auch die Rückgabe von Wohnimmobilien bereitet oft Schwierigkeiten, die dazu führen, dass die betreffenden Gebäude häufig lange leerstehen (Beispiele für Leerstand Abb. 12d mitten im Zentrum oder 11h) und damit verfallen. Der Reichenbacher Wohnungsmarkt der Neunzigerjahre bietet nach der Wende auch dank des Platten-Massenwohnungsbaus in den Achtzigerjahren ausreichend Wohnungen an. Doch sind die Mieten für die privat sanierten Altbauten oder die aufgerüsteten Wohnungen der Genossenschaften mit der Sanierung gestiegen. Für die teuer sanierten Wohnungen finden sich nur schwer Mieter, wohingegen billige Wohnungen nach wie



vor sehr gesucht sind. Gerade im Wohnungssektor bedeutete die politische Wende für die meisten Bürger auch eine Wende in ihren Wohnverhältnissen.

### **- Zusammenfassung: Ergebnisse aus 40 Jahren sozialistischer Wohnungspolitik in Reichenbach**

Zusammenfassend ergibt sich nach vierzig Jahren real existierendem Sozialismus folgendes Bild vom äußeren Rahmen des Wohnens in Reichenbach: Der Baubestand der Stadt spiegelt ihre historische Entwicklung. Von der mittelalterlichen Stadtgründung findet sich nach mehreren Stadtbränden nur noch die Stadtanlage um den Markt herum. Das heutige Erscheinungsbild des Zentrums prägen Häuser der Gründerzeit. Mit dem Ausbau Reichenbachs zur Industriestadt wuchs die Stadt im 19. Jahrhundert zu ihrer heutigen Größe. In der Arbeiterstadt war das Wohnen zur Miete die typische Wohnform. Der Siedlungsbau in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts versuchte das Bedürfnis nach günstigem und gesundem Wohnraum zu decken. Die SED-Regierung machte die Sorge um Wohnungen weitgehend zur staatlichen Aufgabe. Dabei setzte sie auf industrialisierten Massenwohnungsbau. Entlang der Ausfallstraße nach Osten, der Zwickauer Straße, baute man bis in die Sechzigerjahre Wohnblöcke, angefangen von handwerklicher bis hin zu industrieller Bauweise. In den Achtzigerjahren entstand dann im Westen der Stadt das „Neubaugebiet West“ als großes Plattenbaugebiet, in dem heute rund ein Drittel der Stadtbevölkerung lebt. Durch Zwangsbewirtschaftung aller Wohnungen und staatlich festgeschriebene Niedrigmieten kam es zu einer weitgehenden sozialen Durchmischung der Bevölkerung in den einzelnen Wohngebieten. Mit der einseitigen Konzentration auf massenhaften Neubau vernachlässigte man aber über all die Jahre die umfangreiche Altbausubstanz, so dass sich Wohnen in Reichenbach zwischen (unsaniertem) Altbau und ‘Platte’ bewegte. Die bauliche Entwicklung der Stadt entspricht der großen Linie der SED-Wohnungspolitik, wobei es in der Provinzstadt Reichenbach zu einer verzögerten Umsetzung kam.

Das System der Planwirtschaft brachte einige programmatische Entwicklungskonzepte hervor: Pläne der Achtzigerjahre für eine umfassende Abrissanierung der Reichenbacher Altstadt zeugen vom totalitären Anspruch und unbedingten Reformwillen des sozialistischen Regimes. Der immer wieder beschworene Anspruch auf Komplexität sowohl in der Sanierung, als auch im "komplexen Wohnungsbau" blieb weitgehend unerfüllt. Die so sinnvoll geplante komplexe Verbindung von Wohnen, Arbeiten und Infrastruktur konnte das träge System der Planwirtschaft nicht gleichmäßig entwickeln. Plan und Realität erwiesen sich gerade am Beispiel der Provinzstadt Reichenbach als zwei getrennte Wirklichkeiten. Der Ist-Zustand ihrer Stadt bestimmte das Handeln ihrer Bewohner und sogar noch die kühnsten Wunschträume.



**Abbildung 12: Altbauten in Reichenbach: a Imagewerbung für Reichenbach aus DDR-Zeiten an Baulücke im Zentrum, b Markt, c Postplatz, d Am Graben mit St. Peter und Paul, e Solbrigplatz, f Kellerschächte, beschriftet für die Anlieferung von Brennmaterial, g bürgerliche Wohnblöcke an der Zwickauerstraße, h Villa beim Bahnhof**



**Abbildung 13: Siedlungsbau in Reichenbach: a Erlichtsiedlung aus der Zwischenkriegszeit, b Gartenstadt Einzelhäuser in der Rosenstraße, c Wohnblock in typisierter Bauweise, d Kleingartenanlage Klinkhardtstr., e „Neubaugebiet West“ Grünanlagen, wurden erst nach Wende angelegt, f „Neubaugebiet West“, genannt „Golanhöhen“, g persönliche Aneignung der allgemeinen Grünfläche im „Neubaugebiet West“, h nach der Wende entstandene Einkaufsmärkte außerhalb des Zentrums**

## **B Wohnen im Spiegel der Erinnerungsin- terviews**

### **I. Der Weg zur Wohnung im Sozialismus**

#### **1. Ein Fallbeispiel: Frau Maier im Dickicht der Wohnungspolitik**

"Wohnung - da fallen mir persönlich eigentlich nur viele Schwierigkeiten ein." (11)  
- So lautete eine Antwort auf die Eröffnungsfrage im Wohninterview: "Was fällt Ihnen spontan zum Stichwort 'Wohnen' ein?"

Vier Generationen lebten in dieser Beispielfamilie zusammen in einer Wohnung: "... dann habe ich geheiratet, sind wir wieder alle zusammengerückt und auch noch in die gleiche Wohnung mit rein." (11) In dem als Schlafzimmer vorgesehenen Raum der Wohnung lebte die Großmutter. Der Schlafraum für die Eltern war von der Wohnstube mit einer Trennwand abgetrennt. Den verbleibenden Wohnraum und die Küche teilten alle vier Generationen. Außerhalb der eigentlichen, abgeschlossenen Wohnung „auf halber Höhe“, halb auf dem Boden, kochte, arbeitete und schlief das junge Ehepaar mit seinem Kleinkind in einem einzigen Raum. Es gab kein Bad, und das Trockenklo befand sich auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes.

In diesen beengten Verhältnissen gründete die junge Frau Maier<sup>1</sup> Ende der Sechzigerjahre ihre Familie. Noch 30 Jahre später, als sie sich an diese Zeit erinnerte, erregt sie sich über die Haltung der Behörden:

"Na ja, dann können Sie sich vorstellen Generationsprobleme, wenn alles so dick aufeinander ist, Studium und alles, dass es natürlich auch nicht so einfach war, das ganze Zusammenleben, musste viel Verständnis aufgebracht werden und die örtlichen Organe haben eben da nicht groß drauf reagiert. Im Gegenteil, das hat man sogar noch mal aufgeschrieben, wir haben gesagt, dass das Kind unterwegs ist, oder was sie machen würden mit unseren Anträgen, den Wohnungsanträgen, wenn sie wüssten, dass ein Kind unter-

---

<sup>1</sup> Der Name ist fiktiv. Der Klarheit wegen ist er hier durchgehend beibehalten, obwohl sich bei der Gesprächspartnerin die Namen mit den jeweiligen Ehen änderten.

wegs ist und da haben sie uns zur Antwort gegeben: ‚Also wenn Sie keinen Platz haben, dann könnten Sie sich eben keine Kinder anschaffen.‘ ... " (11)‘

Nicht etwa die sanitären Verhältnisse in einem der vielen Reichenbacher Altbauten der Jahrhundertwende ärgerten Frau Maier, denn sie galten bis zur Errichtung des Neubaugebiets in den Achtzigerjahren als ganz normal. Vielmehr bewegte sie der paradoxe Sachverhalt, ein ganzes Haus im Familieneigentum zu haben, davon aber nur ein Stockwerk selbst bewohnen zu dürfen und gleichzeitig aus diesem Grund auf Kinder verzichten zu sollen, insbesondere vor dem Hintergrund, dass Kinderfreundlichkeit ein offizielles Staatsanliegen war.

Die massive Abwanderung von Fachkräften in den Westteil Deutschlands war ein Hauptgrund für die endgültige Schließung der Grenze durch den Bau der Berliner Mauer 1961 gewesen. Eine Reaktion der DDR-Führung auf den Bevölkerungsrückgang war eine verstärkte Förderung von Familien mit Kindern, um den akuten Arbeitskräftemangel zu beseitigen. Bei der Vergabe von Wohnungen waren Kinder ein Grund zur Bevorzugung. Viele junge Menschen sahen deshalb eine frühe Heirat und Gründung einer Familie als einzige Möglichkeit, sich vom Elternhaus zu lösen und mit einer eigenen Wohnung ein Stück Freiraum zu gewinnen.

Auch das Ehepaar Maier versuchte auf fast allen Wegen, an eine eigene Wohnung zu kommen. Nachdem ihr Wohnungsantrag seit ihrer Eheschließung dreieinhalb Jahre erfolglos geblieben war, spitzte sich die Situation zu, als sich Nachwuchs ankündigte. Als Frau Maier schließlich im 6. Monat schwanger war und noch immer keine Wohnung in Aussicht stand, wandte sich Herr Maier mit einer Staatsratsbeschwerde direkt an die höchste politische Instanz, den "werten Genossen Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht"<sup>2</sup>. Die Kanzlei des Staatsrates gab die Beschwerde weiter an die dem städtischen Wohnungsamt übergeordnete Stelle, den Rat des Kreises. Es kam zu zwei Wohnungsbesichtigungen durch die Mitarbeiter vom Rat des Kreises. In ihrem Bescheid hieß es:

"Zur Wohnraumlage selbst stellen wir fest, daß die Verhältnisse als beengt anzusehen sind. Jedoch sind wir der Ansicht, daß bei einer besseren Verteilung des Gesamtwohnraumes durchaus die Möglichkeit der Überbrückung der Schwierigkeiten bis zur Zuweisung eigenen Wohnraumes gegeben ist. Eine nachträgliche Aufnahme in die Dringlichkeitsliste wäre aus den dargelegten Gründen nicht gerechtfertigt."<sup>3</sup>

Ohne Aufnahme in die Dringlichkeitsliste des Wohnungsamtes für das jeweilige Jahr bestand überhaupt keine Chance auf Zuteilung einer Wohnung. Ein durchreglementierter Verwaltungsmodus entschied über die Verteilung des gesamten, staatlich zwangsbewirtschafteten Wohnraumes. Selbst über Eigentum konnten die Bürger nicht frei verfügen. Neben objektiven

---

<sup>2</sup> Staatsratsbeschwerde vom 1.9.1967 und Antwort der Kanzlei des Staatsrates vom 15.9.1967 (Privatarchiv der Gesprächspartnerin).

<sup>3</sup> Schreiben vom Rat des Kreises an Herrn Maier vom 21.11.1967.

Gegebenheiten wie Quadratmeterzahl und Qualität der bisherigen Wohnmöglichkeiten und sozialen Komponenten wie der Zahl der Kinder waren bei der Zuteilung auch ideologische Komponenten entscheidend.

Das Ehepaar Maier ließ auch hier nichts unversucht: Frau Maier probierte es über die Liberal Demokratische Partei Deutschland, bei der sie Mitglied war. Ihr Gatte war bei der SED. Für ihn setzte sich der Parteisekretär seiner Ingenieursschule ein mit einer Empfehlung an den "werten Genossen 1. Sekretär" der SED-Kreisleitung Reichenbach. Er hob darin Genosse Maiers hervorragende "schulische und gesellschaftliche Arbeit"<sup>4</sup> hervor. Doch alle diese Bemühungen blieben ohne Erfolg, der lange offizielle Weg war nur über Beziehungen abzukürzen: "die hatte ich nie gehabt, die Beziehungen. ... man musste sich gut kennen, man musste gute Fürsprecher haben. Eben der Ansprechpartner war wichtig dort." (11)

Erst zwei Jahre später zog Familie Maier mit ihrem Kleinkind in eine Wohnung, die ihnen als sogenannte Ausbauwohnung zugewiesen worden war:

"..., die Wohnung war runtergewirtschaftet, also das heißt, die ist als sogenannte Ausbauwohnung vergeben worden.

M: Ausbauwohnung - hießen so die Wohnungen, die man renovieren musste?

G: Ja, die die Stadt nicht auf Vordermann bringen konnte, also da war fast alles im Argen dann, also die Fenster haben nicht geschlossen, da war der Fußboden nicht in Ordnung, also es war (Seufzer), und teilweise auch nass. Ja, teilweise auch nass, so dass eben auch Putzarbeiten gemacht werden mussten, Elektroinstallation musste neu gemacht werden. Na wie gesagt, wenn man eben eine alte Bausubstanz bekommt und sagt, so, jetzt macht mal eine Wohnung draus, da gab es aber auch keine Fördermittel, das ist dann aus eigener Tasche bezahlt worden." (11)

Hinter dieser Aussage Frau Maiers steht einerseits ein gewisses Anspruchsdenken auf Versorgtwerden, abgeleitet aus dem in der Verfassung garantierten Recht auf Wohnung, der Staat habe für eine Wohnung zu sorgen oder zumindest die Renovierung zu fördern. Andererseits baut sich das Ehepaar aktiv, mit großem Eigenengagement eine gemietete Wohnung aus. Entsprechend stark fühlten sich viele DDR-Bürger gebunden an ihre Wohnungen und damit auch an den Wohnort als ihr Ureigenstes. Ein starker Mieterschutz garantierte für eine einmal erhaltene Wohnung beinahe die Unkündbarkeit, womit die Grenzen zwischen Mietraum und Wohneigentum fließend wurden. Bei der Lösung der Wohnungsprobleme setzte die Wohnungspolitik der DDR bis in die 1980er-Jahre fast ausschließlich auf Neubau, dagegen vernachlässigte sie lange Zeit Instandhaltung und Sanierung von „bürgerlichen“ Altbauten aus ideologischen Gründen. Eigentümer von Altbauten hatten wegen der geringen, gesetzlich eingefrorenen Mieten auch keine Mittel, um die Bausubstanz älterer Häuser zu erhalten. Da jedoch die neuen

---

<sup>4</sup> Schreiben des Parteisekretär der Schulparteiorganisation der Ingenieursschule Rudolf Diesel, Meißen, an die SED-Kreisleitung, Reichenbach vom 21.11.1967.

Wohnungsbauten den Bedarf an Wohnraum bei weitem nicht deckten, blieben viele weiterhin auf die Altbauten der Vorkriegszeit angewiesen. Eine Möglichkeit für junge Leute, schneller an eine eigene Wohnung zu kommen, war, im System des staatlichen Bauwesens nicht mehr sanierte Wohnungen selbst zu renovieren. Somit blieb das Leben im (heruntergekommenen) Altbau weiterhin neben den Plattenbauten eine typische Wohnform im DDR-Sozialismus.

In Frau Maiers „Wohnkarriere“ folgt 1972/73 ein ereignisreiches Jahr: Nach der Scheidung von ihrem Ehemann verheiratete sie sich in diesem Jahr erneut, zog mit ihrer sechsjährigen Tochter zu ihrem neuen Mann in einen kleinen Ort außerhalb von Reichenbach aufs Land, ließ sich aber im gleichen Jahr wieder scheiden. Nun meldete sie ihren Wohnsitz bei ihren Eltern an, nur um wieder in Reichenbach wohnhaft zu sein. Vom Wohnungsamt erhielt sie Besichtigungskarten für zwei ihr angebotene Wohnungen. Beide Wohnungen lehnte sie ab, da "die eine ohne Wasser war und von der anderen ein Wohnraum nicht heizbar war."<sup>5</sup> Als sie bei einem großen volkseigenen Betrieb Arbeit fand, konnte sie über dessen Wohnungskommission einen Antrag auf eine Wohnung aus dem Wohnungskontingent dieses Betriebes stellen. Seine Kontingente waren aber bereits alle vergeben. Schließlich wurde Frau Maier selbst aktiv, nur um wieder ein Wohnrecht in der Stadt Reichenbach zu bekommen:

"Dann war ich auch mal ein Jahr in A. und wollte dann wieder zurück nach Reichenbach, kam fast nicht mehr rein in die Stadt, also ich war jedes Wochenende hier in dem Wohnungsamt. ... Ja, ich bin von den Ämtern nicht mehr runtergekommen, bin im Wohnungsamt gewesen. Und bin dann durch Eigeninitiative auf eine Wohnung gekommen, da wusste das Wohnungsamt noch nicht, dass die frei wird. Die sind nach Werda gezogen, die Leute, das war auch eine Schulkameradin von mir und die hatten das noch nicht gemeldet und da habe ich gleich - Das war die kleine, wo ich gesagt habe, hier nur eine Wohnküche, das war die Wohnung, dass ich wenigstens erst mal in Reichenbach wieder war. ... Ja, der Zuzug war schlimm, für mich, ich weiß nicht, ob der bei irgendwelchen anderen Leuten besser war, jedenfalls für mich war es schwierig." (11)

In einem Dringlichkeitsantrag an den Rat der Stadt, Abteilung Wohnungswirtschaft, beantragte Frau Maier die Zustimmung zu dieser Lösung. Nur um ihren Zuzug gesichert zu haben, gab sie sich mit Wohnküche und Schlafzimmer für sich und ihre Tochter zufrieden.

Mit dem Begriff "Zuzug" klingen viele der Schwierigkeiten im Verfahren der Wohnungsvergabe an: „Zuzug“ bedeutet in der Umgangssprache meistens, von einem Ort in einen anderen zu ziehen. Verwaltungsmäßig hat der Begriff aber eine eingeschränkte Bedeutung: Für einen Zuzug war Voraussetzung, an einem Ort bereits wohnhaft zu sein oder dort zu arbeiten. Nur unter diesen Bedingungen konnte man auch einen Antrag auf Zuteilung einer Wohnung stellen. Nach Lust und Laune etwa vom Land in nahe gelegene Städte zu ziehen, war damit nicht möglich. Dahinter steht die Festlegung des Wohnungssektors auf die im Plan der Plan-

---

<sup>5</sup> Dringlichkeitsantrag Frau Maiers (Datum verdeckt) an den Rat der Stadt, Abteilung Wohnungswirtschaft.

wirtschaft festgelegten Kontingente. Für Mitarbeiter in einem der Großbetriebe war es etwas einfacher, an eine Wohnung zu gelangen, denn diese Betriebe verfügten über eigene Wohnungskontingente, die sie über betriebsinterne Wohnungskommissionen vergeben konnten. Der Eintritt in einen Betrieb konnte bei der Bewältigung von praktischen Alltagsproblemen wie der Zuteilung einer Wohnung oder eines Kinderkrippenplatzes helfen. Darüber hinaus trug er mit dem „Brigadeleben“ und mit Hilfe sonstiger Beziehungsmöglichkeiten im Betrieb ganz wesentlich zur Integration in die städtische Gesellschaft bei.

Mit der Zeit jedoch wurde für Frau Maier und ihre inzwischen zum Schulkind herangewachsene Tochter die Wohnküche zu klein. Außerdem gab es Ärger mit dem Hauswirt, der den Hof des Gebäudes zur Müllhalde verkommen ließ. Nach einer Beschwerde bei der Gebäudewirtschaft und einer Hausversammlung der Mieter kam es zu einer Ermahnung des Hauswirts<sup>6</sup>. Trotzdem blieb für Frau Maier die Wohnsituation unbefriedigend. Sie beantragte eine größere Wohnung. Daraufhin statteten Vertreter der Wohnungskommission einen Hausbesuch ab:

"... um den ganzen Werdegang so darzustellen: da saßen die in der - Wohnküche, die ich damals hatte. Ich hatte vorher wer weiß wie lange aufgeräumt, dass das alles schön war und dann haben die gesagt: ‚Och was Du nur willst, Du hast es doch schön!‘, Ja, aber ich hatte bloß eine Wohnküche damals, und da war ich dann schon alleine, geschieden. ...und ein Schlafzimmer, das war’s, na, mit Kind zusammen

M: Kein Kinderzimmer, nichts?

G: Nein, nein. Das hat sich dann alles in der kleinen Wohnküche abgespielt und die war zehn Quadratmeter. Ja, und einen Schlafraum hatten wir dann eben noch gehabt. Ja, also das waren keine guten Erfahrungen da hier." (11)

Inzwischen überschrieben Frau Maiers Eltern ihr Haus auf die Tochter, eine Kündigung der Mieter wegen Eigenbedarf war aber nach DDR-Mietrecht nicht möglich. Also bemühte sie sich wieder über Fürsprache ihrer Partei, der LDPD<sup>7</sup>. Doch auch diesmal verhalfen diese Bemühungen nicht zur ersehnten Wohnung. Erst als sich im privaten Bereich eine Veränderung abzeichnete, wandelte sich auch die Wohnsituation: Frau Maiers neuer Lebenspartner und Ehegatte war Volkspolizist. Über das Versorgungskontingent der Volkspolizei erhielt das frisch getraute Ehepaar eine Wohnung:

"..., da hatte ich die erste schöne Wohnung, da hatten wir WC, das ist ja mein jetziger Mann, der hat sich da bissl mit neingekniet und das war äh Kontingent von der Polizei. Das haben wir dann mit Wohnungstausch, weil da Leute ausgezogen sind, in die Reihe gekriegt, dass wir da rauf gezogen sind, hatten ein schönes, großes Wohnzimmer, großes Schlafzimmer, einen Flur, eine große Küche und die Tochter hatte zwei Etagen höher noch eine Bodenkammer gehabt, wo sie schlafen konnte. Also, wie gesagt, schon alleine das WC und das kleine Bad, was wir da noch mit an der Küche dranhatten, war für uns sehr schön. Der einzige Nachteil war, wir haben über der Einfahrt gewohnt, da war es von unten her sehr kalt und die Räume waren drei Meter fünfzig hoch." (11)

<sup>6</sup> Belegfotos und Schreiben der VEB Gebäudewirtschaft Reichenbach an den Hauswirt vom 25.3.1977.

<sup>7</sup> Antwortschreiben des Kreisverbandes der LDPD an Frau Maier vom 17.8.1977 und 17.11.1977.



Polizei, Verwaltung und Lehrerschaft erfuhren als Staatsdiener bei der Wohnungsvergabe eine bevorzugte Behandlung. So erklärt sich, dass gleich mit der Eheschließung auch die Zuteilung einer Wohnung erfolgte. Der Modus des Wohnungstausches hing mit dem starren Zuteilungssystem zusammen: Man bekam von der Wohnungswirtschaft höchstens drei Wohnungen zur Besichtigung angeboten. Sagte keine der drei zu, konnten sie aber immer noch als Tauschwährung mit den Wohnungsangeboten anderer Wohnungssuchender eingesetzt werden. Das Wohnungsamt vermittelte, wenn gewünscht, solche Tauschverfahren. Der Zuteilungsschein zu einer Wohnung wurde dabei quasi zur Naturalwährung in der Tauschwirtschaft. Die Bewertung der Wohnung durch Frau Maier als "die erste schöne Wohnung" betont den Kontrast zu ihren vorherigen Wohnstätten. Nun endlich hat sie Wohnen, Schlafen und Kinderzimmer räumlich getrennt. Besonders wichtig, und gleich an erster Stelle genannt, ist ihr aber der Sanitärbereich mit Bad und WC. Davon hing nach DDR-Maßstäben der Komfort einer Wohnung ab. Hier setzen nun auch weitergehende Ansprüche bei der Bad-Ausstattung und folglich weitere Erwerbungsbemühungen ein:

"... es gab ja keine Badewannen zu kaufen, jedenfalls musste man sich anmelden, da gab es auch Listen über Jahre hindurch, und wenn ich da die Anmeldung meinerseits 1978 gemacht habe, da bin ich vielleicht 1980 mal drangewesen mit der Badewanne, da haben wir hier so einen Antrag gemacht, dass wir wenigstens die Wohnung so gestalten können, da war ja noch die alte Badewanne vom Vormieter drin, die stand noch so auf Holzklötzen, die musste ja nun raus, ich geh ja nun in keine Badewanne, die schon abgenützt ist, da haben wir eine neue gebraucht, da mussten wir so ein Ding schreiben, haben wir über mein Mann seine Dienststelle wieder ... Ne, wir haben sie dann gleich gekriegt, nachdem wir das gemacht haben da hier, diesen Antrag, da haben wir's gleich gekriegt, mir standen schon auf der Liste. Wären noch nicht drangewesen, aber da war eine Art Dringlichkeit, wir haben sie ja gebraucht. Das war aber nicht überall so mit der Versorgung, das war vielleicht hier so ein Engpass, denn beim Bruder da oben, ja in der Altmark, ja, da gab es Badewannen. Und in Suhl haben wir zum Beispiel einen Elektroboiler gekauft, weil es hier keine gab, Unterbauboiler." (11)

Mit ausführlichen und ausschmückenden Begründungen beispielsweise wegen einer Krankheit, besonderer berufsnotwendiger Hygiene oder mit sonstigen Argumenten versuchten viele DDR-Bürger an die Zuweisung einer Badewanne zu gelangen. Über die Polizeidienststelle konnte Familie Maier allerdings auch beschleunigt an eine sogenannte „Zuweisung“<sup>8</sup> für eine Badewanne kommen.

Bei der weiteren Ausstattung half das familiäre Netz. Der in Reichenbach zu jener Zeit nicht erhältliche Boiler wurde an einem anderem Ort der Republik besorgt. Die Beschaffung der begehrten Mangelwaren gelang nur mit speziellem Geschick und Beziehungen.

---

<sup>8</sup> Zuweisung einer Badewanne der Abteilung Handel und Versorgung vom 30.5.1978.

Nicht nur in dieser letzten kleinen „Erwerbungs-geschichte“ vom Elektroboiler aus der Altmark spielen Beziehungen eine wesentliche Rolle, sie waren an allen Stationen wichtig: Familiärer Rückhalt bot dem jungen Ehepaar in der elterlichen Wohnung Aufnahme. Zur Zeit der Familiengründung fehlten die rechten Beziehungen, um an eine eigene Wohnung zu kommen. Mit der zweiten Ehe zog Frau Maier in den Haushalt ihres Mannes auf dem Land. Um wieder eine Wohnung in der Stadt zu ergattern, halfen ihr die Beziehungen zu einer Schulfreundin, die ihr - bevor das Wohnungsamt davon wusste - die Information vermittelte, dass ihre Wohnküche frei wurde. Berufliche Beziehungen über die Polizei schließlich verhalfen zur ersten großen Wohnung und auch noch zur dazugehörigen Badewanne. Zum fehlenden Boiler verhalf der verwandtschaftliche Informationsvorsprung. Damit waren fast bei jedem Wechsel in Frau Maiers „Wohnkarriere“ *Beziehungen* das entscheidende Kapital auf dem Weg zur „Mangelware Wohnung“.

Nahezu jeder Wohnstation in Frau Maiers Erzählung des "ganzen Werdeganges" (S. 1 - 5 im Interviewtranskript) entspricht eine Stufe der persönlichen Beziehungsgeschichte: Die Ausgangssituation im Elternhaus ist geprägt vom Generationenkonflikt im räumlich beengten Zusammenleben. Für den „Ausbau“ zur jungen Familie steht die Ausbauwohnung. Die kurze zweite Ehe von Frau Maier spiegelt sich in ihrem kurzzeitigen Weggang von Reichenbach. Die Trennung brachte die Schwierigkeiten beim Wieder-Zuzug in die Stadt Reichenbach. Mit diesem erneuten Zuzug in die Stadt waren gleichzeitig die neue Arbeit und ein Sich-Wiedereingliedern in die städtische und betriebliche Gesellschaft verbunden. Die dritte Eheschließung mit ihrem jetzigen Mann verhilft Frau Maier schließlich zu ihrer aktuellen Wohnung. Sie ist die erste „richtige“ Wohnung, die auch zum Zeitpunkt des Interviews noch als "schön" bewertet ist. In dieser Verknüpfung von persönlicher Beziehungsgeschichte und Wohnstationen verdichtet sich die Erzählung zur Wohnbiographie.

Als persönlicher roter Faden durchzieht Frau Maiers Wohnbiographie das Bemühen, im Familienhaus wohnen zu können. In diesem Haus gründet sie ihren ersten, mehr oder weniger selbständigen Haushalt. Immer wieder unternimmt sie Anstrengungen, in diesem Gebäude, das inzwischen in ihr Eigentum übergegangen war, wohnen zu dürfen. Schließlich erreicht sie ihr Ziel durch eine Veränderung auf der Beziehungsebene:

"... Die Oma war gestorben, die ist 1978 schon gestorben. ...

Ich bin ja hier erst 1983 reingezogen. Haben wir angefangen mit Renovieren, da ist dann die Mutti zu ihrem Lebenskamerad, mein Stiefvati ist da inzwischen auch gestorben, die ist dann wieder zu einem gezogen, dann haben sie später geheiratet, dann war die Wohnung frei und wir sind dann hier rein. ... Da war es auch dann soweit, nach zehn Jahren Eigentum sind wir dann endlich reingezogen." ...)

M: Mussten keine Mieter mehr zusätzlich noch unten rein?

G: Nein, nein, da war der Herr damals auch schon gestorben, der alte Herr F.. Von der vierköpfigen Familie war dann bloß noch einer übrig, der ist gestorben (lacht). Und da

hatten wir dann mein' Mann seine Mutti hergeholt, um das noch äh zu füllen hier noch, (lacht) um das Haus zu füllen. Haben der eine schöne Wohnung eingerichtet, die hat in so einem kleinen Dorf gewohnt, also unter schlimmsten Umständen. ... Und deswegen haben wir gesagt, die kann ja ihre Wirtschaft mal nicht mehr alleine führen, holen sie mit her, die hat einige Jahre hier da bei uns gelebt, bis sie dann gestorben ist. Und dann haben wir da unten wieder renoviert." (11)

Inzwischen vermieten Maiers das untere Stockwerk des Hauses wieder, um wenigstens eine kleine Mieteinnahme zu erhalten. Auf die Schwierigkeiten ihrer Wohnkarriere zurückblickend resümiert Frau Maier im Interview:

"Ja, jetzt kann ich drüber lachen, weil ich es ja nun endlich so weit hab, dass ich mein schönes Wohnen habe." (11)

Die Wohnung im eigenen Haus ist ihr zum festen Bezugspunkt geworden. Alle ihre Vorstellungen und Wünsche zum Wohnen innerhalb des Interviews beziehen sich auf diese Wohnung und gehen von ihr aus: Sie ist Zentralort ihrer alltäglichen Lebensbewältigung.

Erst mit dem Tod der Großmutter, als auf „natürlichem“ Weg das eigene Haus frei wurde, konnte Frau Maier ihr Eigentum in Besitz nehmen. Unterstützt hat dies sicher auch die veränderte Einstellung der Behörden den Besitzern von Altbauten gegenüber seit den 1980er Jahren: Durch die Fertigstellung des Neubaugebietes hatte sich die Wohnungslage in der Stadt Reichenbach etwas entspannt. Gleichzeitig erlaubte das Wohnungsamt immer mehr Hauseigentümern, ihr Wohneigentum selbst oder durch Familienangehörige zu nutzen. Auch bei der „Festlegung der Belegungsdichte“ verfuhr das Amt nun großzügiger, um sicherzustellen, dass die alte Bausubstanz wenigstens durch die Bewohner erhalten wurde. D.h. es mussten nun weniger Menschen als zuvor im gleichen Haus wohnen, nur damit die Eigentümer noch bereit waren das Gebäude zu erhalten.

Im Fallbeispiel von Frau Maiers Wohnkarriere spielen zahlreiche Faktoren von außen in das eine individuelle Lebensschicksal hinein. Gebunden an die spezielle Reichenbacher Situation, bestimmt die sozialistische Wohnungspolitik ihre Wohnverhältnisse. Um den Einzelfall zu verstehen, muss man nach den allgemeinen politischen und ortsgeschichtlichen Hintergründen fragen: Welche ideologischen Vorstellungen lagen der Wohnungspolitik des SED-Staates zugrunde? Wie sah ihre konkrete Umsetzung über die Jahre hinweg aus? Welche Teile der offiziellen DDR-Politik wurden in Reichenbach vor Ort umgesetzt? Welchen Rahmen gaben der historisch gewachsene Baubestand und die Stadtgesellschaft vor? Wie griff die administrative Seite der Wohnungszwangsbewirtschaftung ins Wohnen des Einzelnen ein? Welche typischen Wohnkarrieren vom Wohnungsantrag bis zum Tausch ergaben sich aus all diesen Vorgaben? Um schließlich vom Allgemeinen wieder zum Einzelnen zurückzukehren: Wie verknüpfen sich Wohnsituation und Lebenslauf des Einzelnen zu untrennbaren Wohnbiographien? Ihre sprach-

liche Ausformung in den Interviews bildet den Ausgangspunkt der Überlegungen dieses Kapitels. Die Frage nach der erzählerisch-geistigen Verarbeitung ist dabei immer mit eingeschlossen.

## **2. Der Weg zur Wohnung: Handlungsformen zwischen Bürokratie und Selbsthilfe auf dem Weg zur Wohnung**

Die staatliche Wohnungsverwaltung war neben den baulichen und sozialen Voraussetzungen die wichtigste Rahmenbedingung für das Wohnen in der DDR. Ihren Weg zu einer Wohnung erzählten die Interviewpartner in den Wohnbiographien. Sie sollen hier neben Gesetzestexten und den Aussagen einer Mitarbeiterin des Wohnungsamtes zuerst einmal Quellen für konkrete Informationen sein: Wie ist es gewesen? Wie konnte man als DDR-Bürger eine Wohnung erhalten? Eine geeignete und gute Wohnung zu finden, war zu DDR-Zeiten meistens mit Schwierigkeiten verbunden. Deshalb wurde dieser Punkt auch ein Hauptthema bei fast allen Gesprächspartnern. Damit sind die Wohnbiographien auch Quelle für die Reaktionen der Gesprächspartner auf die Vorgaben der staatlichen Verwaltung. Diese Schritte nachvollziehend, will ich fragen: a) Wie sah der offiziell vorgesehene Weg, an eine Wohnung zu gelangen, aus? - Er ist im Gesetz beschrieben und seine Umsetzung in der Reichenbacher Praxis ist in den Aussagen einer Sachbearbeiterin vom Wohnungsamt fassbar. Dem ‚Wie sollte es sein?‘ steht die Realität, wie sie sich in den Wohnbiographien der Gesprächspartner spiegelt, gegenüber: Wie war es? b). Wie reagierten die Gesprächspartner auf diese Problemlage: Welche Lösungsmöglichkeiten entwickelten sie für ihr Wohnungsproblem? In welcher Relation stehen diese zum offiziell vorgesehenen Weg bzw. zur Staatsgewalt? Mit welchen besonderen Fähigkeiten, Handlungsweisen und Konsumptionsformen reagierten die DDR-Bürger auf die Schwierigkeit, eine Wohnung zu bekommen? Und auch umgekehrt interessiert: Wie reagierte die staatliche Wohnungsverwaltung auf die Problemsituation und das Verhalten der Bürger? Und schließlich c) mögliche Interpretationen dieses Verhaltens: Welche Rolle spielt sie in der erzählerischen Verarbeitung? Welche gesellschaftliche Bedeutung hat das Bemühen um eine Wohnung? Welches Verhältnis der Bürger zu ihrem Staat drückt sich darin aus? Das Bemühen um eine Wohnung soll als ein Beispiel dienen für Handlungsformen im realsozialistischen Alltag.

### a) Der offizielle Weg der Wohnungsvergabe

Quellen: Gesetz und Sachbearbeiterin - bürokratischer Modus der Wohnungssuche - übergeordnete Ziele der Wohnungsvergabe und - daraus abgeleitete Vergabekriterien, auf die sich die Bürger bezogen: - „volkswirtschaftliches Erfordernisse“ - Kinderfreundlichkeit - Änderungen des Familienstandes: Verheiratung oder Trennung - „gesellschaftliche Erfordernisse“ - gesellschaftliches Engagement

Kaum etwas war im DDR-Alltag so genau geregelt wie die Wohnungsvergabe: Im Rahmen der staatlichen Wohnungszwangsverwaltung war die Wohnraumlenkungsverordnung<sup>1</sup> die gesetzliche Grundlage für das Wohnungswesen. Deshalb will ich hier zuerst vorstellen, wie der offiziell vorgesehene Weg aussah, um an eine Wohnung zu kommen. Es geht dabei vor allem um Mietwohnungen. Selbstgenutztes Wohneigentum war in Reichenbach eher die Ausnahme<sup>2</sup>. Und selbst in diesem Fall lief die Vergabe über das Wohnungsamt. Darüber, wie die praktische Umsetzung der gesetzlichen Regeln im Reichenbacher Wohnungsamt aussah, informierte mich Frau Sonja Markhardt<sup>3</sup>. Sie war seit 1972 kontinuierlich bis heute als Sachbearbeiterin im Reichenbacher Wohnungsamt tätig. Dieser Zeitraum entspricht auch der zeitlichen Reichweite<sup>4</sup> der meisten Aussagen meiner Gesprächspartner.

Der *bürokratische Modus für die Wohnungssuche* war folgender: Wer eine Wohnung suchte, musste als erstes im Wohnungsamt beim Rat der Stadt Reichenbach einen Wohnungsantrag stellen; dieser hatte eine „Begründung des Wohnraumbedarfes“<sup>5</sup> zu enthalten. Das Wohnungsamt entschied in Zusammenarbeit mit örtlichen, gewerkschaftlichen oder betrieblichen Wohnungskommissionen, ob der Antrag berechtigt war und angenommen wurde. Die örtlichen

<sup>1</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.): Wohnraumlenkung, Wohnungswirtschaft. Textausgabe. Berlin (Ost) 1988.

<sup>2</sup> Es dürfte für die Achtzigerjahre etwa ein knappes Viertel der Wohnungen ausmachen. Vor der Errichtung des „Neubaugebietes West“ dürfte der Anteil der vom Eigentümer selbst bewohnten Wohnungen etwas höher gelegen haben.

Die Wohnraumzählung vom September 1995 verzeichnet für die Stadt Reichenbach von 11561 bewohnten reinen Wohnungen 2514 Eigentümerwohnungen gegenüber 9047 Mietwohnungen, also rund ein Viertel waren Eigentümerwohnungen gegenüber drei Viertel Mietwohnungen. Für den 2.10.1990 ist hier die Zahl von 4592 Wohnungen in privatem und konfessionellem Besitz von insgesamt 12642 Wohnungen genannt. Davon dürfte rund die Hälfte der Wohnungen in Privateigentum selbstgenutzt sein. Die Zahl muss etwas unter der von 1995 liegen, weil seitdem einige Wohnungen privatisiert wurden.

In den in der Reichenbacher Verwaltung benutzten DDR-Statistiken spielte die Frage nach selbstgenutztem Wohneigentum keine Rolle, nur die Eigentumsform taucht auf. Überraschend ist, dass noch 1971 76,6% aller Wohnungen im Kreis Reichenbach in Privatbesitz waren, laut staatlicher Zentralverwaltung für Statistik: Wohnraum- und Gebäudezählung am 1.1.1971, S. 26. Bei den Kreisangaben ist allerdings zu bedenken, dass in den ländlicheren, kleineren Gemeinden des Kreises der Siedlungsbau weniger wichtig war als in der Stadt Reichenbach. In den Unterlagen der Wohnraumzählung nach der Wende ist für das Jahr 1990 nur noch eine Zahl von rund 36% der Wohnungen der Stadt Reichenbach genannt, die in Privatbesitz waren und bis 1995 ist die Privateigentumsquote wieder auf rund 47% der Wohnungen angestiegen.

<sup>3</sup> Ihr sei an dieser Stelle für ihre Informationsbereitschaft gedankt. Siehe Interview 33.

<sup>4</sup> Zum Zeitpunkt der Archivrecherchen für diese Arbeit waren aus dem Wohnungsamt nur aus wenigen Jahren Akten an das Stadtarchiv abgegeben worden. Damit fehlten für den Wohnungsbereich wichtige Quellen für eine Verwaltungsgeschichte. Das Wechselspiel zwischen Verwaltung des SED-Regimes in der DDR-Provinz und den „regierten“ Bürgern ist ein Forschungsdesiderat. Es könnte viel darüber aussagen, wie das Regime funktionierte oder auch nicht funktionierte. Deshalb soll aber die Historizität der Interviewaussagen nicht aus dem Auge verloren sein. Sie ist aber nicht für jede Einzelfrage gleichermaßen relevant.

<sup>5</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): § 9 Verfahren der Wohnraumverteilung, S. 24-25.

Wohnungskommissionen setzten sich zusammen aus Vertretern des Wohnungsamtes und angesehenen Bürgern, die ehrenamtlich mitarbeiteten. Sie waren jeweils für denjenigen Wohnbezirk zuständig, in dem sie selbst auch wohnten. Oft kannte man sie und umgekehrt kannten sie die Antragsteller. Die Mitglieder der Wohnungskommission besuchten die Wohnungssuchenden zu Hause, um den tatsächlichen „Bedarf“ zu prüfen. Wie sehr diese starke soziale Kontrolle als Zumutung empfunden werden konnte, zeigte sich schon im Fallbeispiel von Frau Maier. In sogenannten „Aktivsitzungen“ entschieden die Ehrenamtlichen zusammen mit der Sachgebietsleiterin vom Wohnungsamt über den Antrag des jeweiligen Wohnungssuchenden. Wurde er angenommen, bekam er eine Nachricht und wurde fortan in der Kartei der Wohnungssuchenden geführt. Am Jahresende waren wiederum „Aktivssitzungen“ anberaumt, in denen die Ehrenamtlichen als sogenannte „Aktivmitglieder“, die Sachgebietsleiterinnen vom Wohnungsamt und der für das Wohnungswesen zuständige Stadtrat als Vertreter der politischen Seite, zusammenkamen und einen „Vergabeplan“ aufstellten: Sie ordneten die einzelnen Wohnungsbewerber nach Dringlichkeitsstufen. Dieser namentliche Vergabeplan wurde dann zur allgemeinen Kenntnis öffentlich ausgehängt. Nun musste man sich nach Frau Markhardts Erfahrung einige Jahre in Geduld üben: „Wenn man auf dieser Liste stand, hatte man erst mal so nach drei, vier Jahren die Hoffnung, dass man überhaupt ein Wohnungsangebot bekam.“ (33) Der Bewerber erhielt dann maximal drei Angebote zur Besichtigung, aus denen er binnen einer Woche seine Wahl treffen musste.

Auf die Vergabeliste zu kommen, bedeutete für die Bürger „viel Kampf“ (33), wie Frau Markhardt selbst formulierte. Viele wurden regelmäßig in der wöchentlichen Bürgersprechstunde des Wohnungsamtes bei ihrer Sachgebietsleiterin vorstellig, um sie von der Dringlichkeit ihres Falls zu überzeugen. Im Schriftverkehr des Stadtrates für das Wohnungswesen<sup>6</sup> finden sich zahlreiche Schreiben wohnungssuchender Bürger, in denen sie ihren „Bedarf“ begründen. Sie wandten sich zusätzlich noch als Bittsteller an den Stadtrat als die nächst höhere Instanz nach dem Wohnungsamt. Dabei machten sie sich die offizielle Argumentation zu eigen. Laut „Wohnraumlänkungsverordnung“ *folgte die Wohnungsvergabe übergeordneten Zielen:*

„Die Räte der Städte, Stadtbezirke und Gemeinden haben den Wohnraum unter Berücksichtigung gesellschaftlicher, sozialer und volkswirtschaftlicher Erfordernisse zu vergeben. ... Familien mit drei oder mehr Kindern sind vorrangig ... zu versorgen, ... Kämpfer gegen den Faschismus und Verfolgte des Faschismus und ihre Hinterbliebenen sind bevorzugt mit Wohnraum zu versorgen.“<sup>7</sup>

<sup>6</sup> VA 5/89/2 Erledigte Wohnungsanträge  
VA 5/89/3 Erledigte Wohnungsanträge  
VA 9/94/6 Morgner, Stadtrat für Wohnungspolitik - Schriftverkehr 1984 - 87  
VA 6/91/1 - 5 Schriftverkehr Morgner 1984 - 87  
VA 6/91/7 Schriftverkehr Stadtrat für Wohnungspolitik aus den Jahren 1984 - 87

<sup>7</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): § 10 (1) Verfahren der Wohnraumverteilung, S. 25.

Ein „volkswirtschaftliches Erfordernis“ konnte z.B. sein, einen Betrieb im Rahmen der Planwirtschaft zu fördern, indem für seine Arbeiter Wohnungen bereit gestellt wurden. „Gesellschaftliche und soziale Erfordernisse“ wurden eng miteinander verknüpft: Als „sozialpolitische Maßnahme in Durchführung der auf dem VIII. Parteitag beschlossenen Hauptaufgabe“ erließ die Regierung 1972 eine „Verordnung zur Verbesserung der Wohnverhältnisse der Arbeiter, Angestellten und Genossenschaftsbauern“<sup>8</sup>. Sie regelte die Vergabe der ab diesem Zeitpunkt verstärkt errichteten Neubauwohnungen. Mindestens 60% der Neubauwohnungen sollten Arbeitern angeboten werden<sup>9</sup>, außerdem vorrangig „Angestellten, Familien mit 3 und mehr Kindern, Angehörigen der bewaffneten Organe und Berufssoldaten nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst“<sup>10</sup>.

Solche und ähnliche Regelungen führten dazu, dass der Begriff `Arbeiter` von den DDR-Bürgern in der Regel sehr weit gefasst wurde, weil es im Arbeiter- und Bauernstaat von Vorteil war, diesen Status zu besitzen. Unter den Arbeitern wurden insbesondere Schichtarbeiter bevorzugt. Als Dreischichtarbeiter konnten dabei nicht nur Produktionsarbeiter gelten, sondern z.B. auch Beschäftigte in der Gastronomie oder im Gesundheitswesen. Die Wohnungsvergabe war hier ein Instrument der Industriepolitik.

Mit der offiziellen Familienfreundlichkeit argumentierten die Wohnungsbewerber, wenn sie als junges Paar eine eigene Wohnung oder mit Kindern eine größere Wohnung mit Kinderzimmer(n) wollten. In der Vergabepolitik kam es dabei aber auch zu sehr merkwürdigen „Hinhaltpraktiken“. Ihre paradoxen Erfahrungen in diesem Punkt erzählte Frau Huber:

„... als ich vielleicht so über zehn Jahr alt war, wollte die [= Mutter der Erzählerin] gern mal, dass ich auch ein Kinderzimmer kriege. Da haben sie gesagt: „Müssen Sie warten, bis das Kind vierzehn ist, dann können Sie vielleicht ein Kinderzimmer kriegen.“ Und als ich dann vierzehn war, haben sie gesagt: „Jetzt brauchen Sie keins mehr, weil die bald auszieht.“ Wirklich wahr, so war das.“ (21)

Ganz ähnlich wie diese Erzählung aus den Siebzigerjahren klingt ein Abschnitt aus der Wohnbiographie von Herrn Greipl, der sich auf die Achtzigerjahre bezieht:

„82 haben wir geheiratet. Da sind wir neigegangen, wollten eine Wohnung haben. Haben die gesagt: „Es kommen erst die dran, die verheiratet sind.“ Da waren wir noch nicht verheiratet. Dann waren wir verheiratet, sind wir wieder nei. Haben die gesagt: „Es kommen erst mal die dran, die ein Kind haben.“ Dann hatten wir ein Kind. Dann haben die wieder drinne gesagt: „Es kommen erst mal die dran, die zwei Kinder haben. So also bist immer hinten angestellt worden. Also sagen wir mal, jetzt eine Neubauwohnung zu kriegen.“ (31)

Beide Erzählungen haben einen tragischen Zug: Sobald die gestellte Forderung erfüllt ist, folgt eine neue. In ihrem formelhaften Aufbau erinnern sie an Grimmsche Märchen. Auch hier ist der

<sup>8</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): 2.3., S. 38.

<sup>9</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): 2.3., § 9, S. 38.

<sup>10</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): 2.3., § 8, S. 38.

„Held“ eingebunden in ein unabänderliches festes System, abhängig von höheren Mächten. Nur durch den Eingriff des Wunderbaren oder besondere Fähigkeiten des Helden ist die Rettung des Märchenhelden möglich. In diese Richtung geht auch die Frage nach dem Weg zur Wohnung, oder den besonderen Umwegen zum Erfolg. Doch zuerst ist noch die Logik des offiziellen Systems zu klären.

Nach Aussage von Sonja Markhardt gab es keine verbindlichen Angaben, die festlegten, ab welchem Alter des Kindes einer Familie ein eigenes Kinderzimmer zustand. „Junge Ehepaare, die ohne eigene Wohnung waren“, d. h. auch bei den Eltern keinen Unterschlupf finden konnten, standen in der „höchsten Kategorie“ (33) der *Dringlichkeit*. Das war für viele Paare ein Grund, sehr jung zu heiraten. Ab welchem Alter junge Leute eine eigene Wohnung beanspruchen konnten, war unklar: „Sagen wir mal so, na ab dem 24. Lebensjahr“ (33), meinte Frau Markhardt. Einzelpersonen wurden eher hintangestellt. Ebenso erging es Geschiedenen. Laut Frau Markhardt erhielten sie „nie was Besonderes“ (33). Da das DDR-Scheidungsrecht kein Trennungsjahr kannte, mussten rechtskräftig Geschiedene oftmals noch weiterhin zusammen wohnen bleiben.

Die Antragsteller argumentierten neben solch objektiven Gründen wie Alter und Familienstand vor allem für Neubauwohnungen immer wieder mit gesundheitlichen Aspekten: Aus Krankheits- und Hygienegründen pochten sie auf ein Bad, z.B. für Mitarbeiter im Gesundheitswesen; wegen einer Hautkrankheit beantragten sie einen Balkon oder aus Altersgründen eine „altersgerechte Wohnung“. Zu „gesellschaftlichen Erfordernissen“ konnte auch die Wohnungsversorgung bestimmter Berufsgruppen zählen: Soldaten und entlassene Zeitsoldaten sind ausdrücklich im oben zitierten Gesetz erwähnt, aber auch die „Volksbildung“, d. h. Lehrer, und Mitarbeiter im „Gesundheitswesen“ und „Staatsapparat“, d. h. Verwaltungsmitarbeiter, konnten bei der Wohnungsvergabe speziell berücksichtigt werden. Soweit die Kriterien, die von Seiten der Sachbearbeiterinnen, die Positionierung eines Wohnungssuchenden im Vergabeplan beeinflussten.

Das Gesetz spricht darüber hinaus noch von „gesellschaftlichen Erfordernissen“<sup>11</sup>, die bei der Vergabe von Wohnungen zu berücksichtigen sind. Frau Markhardt aber erwähnte solche Kriterien im Interview nicht. In den Briefen der Wohnungssuchenden an den Stadtrat für das Wohnungswesen dagegen nahmen die Bürger darauf Bezug. Sie argumentierten immer wieder mit ihrer staatstreuen Haltung. „Kämpfer gegen den Faschismus und Verfolgte des Faschismus“ sind ausdrücklich im zitierten Gesetz erwähnt. Dieser Punkt spielte aber für die hier behandelte zweite Hälfte der DDR-Zeit durch den Generationenwandel eine immer geringere Rolle. Wachsende Bedeutung dagegen hatte gesellschaftlich-politisches Engagement: So heben die woh-

---

<sup>11</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): 2., § 10, S. 25.



nungssuchenden Bürger in ihren Schreiben immer wieder ihre Mitarbeit in den betrieblichen und gesellschaftlichen Organisationen hervor. Beispielsweise ist einem Brief ein Empfehlungsschreiben des betrieblichen Gewerkschaftssekretär beigelegt, der das Engagement der Betroffenen in der Volkssolidarität lobt.

### **b) Aktive Einflussnahme der Bürger auf die Lösung ihrer Wohnungsprobleme**

Politische Einflussnahme - Einflussnahme über den Betrieb - handwerkliche Eigenleistungen : Renovieren von Mietwohnungen und Eigentum - besondere Voraussetzungen für Wohneigentum - Wohnungstausch - Zusammenfassung

Nun verlassen wir den offiziellen Weg, an eine Wohnung zu kommen; der Ablauf der Wohnungsvergabe erlaubte allerdings Manipulationen. Wir gelangen damit in eine Grauzone, die in den Akten und offiziellen Aussagen nicht auftaucht. Um so häufiger sprechen davon die Gesprächspartner in den Interviews: Immer wieder ist die Rede von den nötigen Beziehungen. Teilweise dürfte die Aussage „Ohne Beziehungen lief nicht,“ auch ein Topos der Beurteilung im Rückblick sein. Deshalb sollen hier vor allem die konkret nachvollziehbaren Einzelfälle der Interviewpartner und die Innensicht der Wohnungsverwaltung in den Aussagen von Frau Markhardt zum Tragen kommen. Die Sachbearbeiterinnen des Reichenbacher Wohnungsamtes waren dem Stadtrat für „Wohnungswesen und Sozialpolitik“ als Vertreter der Politik untergeordnet. Dieses politische Amt besetzten bis 1984 Heinz Eckstein von der CDU und danach bis zur Wende Stephan Morgner von der SED. Nach Aussagen von Sonja Markhardt war das Wohnungsresort als politisch schwierige Aufgabe an einen Vertreter einer Blockpartei delegiert. Erst 1984, als man mit der Errichtung des Neubaugebietes eine Entspannung der Situation erwartete, kam es in die Zuständigkeit eines SED-Stadtrates. Im Wohnungsamt lag die letzte Entscheidung beim Stadtrat für das Wohnungswesen: Er entschied bei den dortigen Sitzungen über einen Platz auf dem Vergabeplan. Der Stadtrat für das Wohnungswesen war wiederum an die Weisungen des Bürgermeisters und übergeordneter Parteivertreter gebunden. Frau Markhardt erwähnte, dass stets „Sonderkontingente, die sich die Parteispitze vorbehalten hatte“ (33) im Vergabeplan zu berücksichtigen gewesen waren. Darüber hinaus wurden vor allem Neubauwohnungen auf Weisung von oben immer wieder aus dem Plan herausgenommen und direkt vergeben. Damit ist der wohl wirksamste Weg der *Intervention auf dem Weg zu einer Wohnung* angesprochen: direkte *politische Beziehungen* zu Parteifunktionären oder leitenden Verwaltungsmitarbeitern.

Daneben gab es die Möglichkeit der Beschwerde beim Wohnungsamt, der Partei oder gleich beim Staatsrat als höchste Instanz des DDR-Staates, wie sie beispielsweise Frau Maier (11) im eingangs geschilderten Fallbeispiel (C.I.1.) anstrebte. Nur eine einzige Gesprächspartnerin (18) erwähnte ihre politischen Beziehungen im Interview, und das auch nur mit Ein-

schränkungen. Über diesen Punkt ist ein Mantel des Schweigens gebreitet. Solch manipulatives Verhalten galt zu DDR-Zeiten und nach der Wende noch viel mehr als moralisch verwerflich, darüber durfte und darf nicht gesprochen werden. Dagegen erwähnten die Interviewpartner gelegentlich zum einen verschiedene Formen, über den Betrieb zu einer Wohnung zu kommen, und zum anderen handwerkliche Eigenaktivitäten als Weg zum Ziel. Auf diesen beiden Feldern war es möglich, aktiv die Initiative zu ergreifen, deshalb sind sie auch eher Themen der Selbstdarstellung innerhalb der Wohnbiographien. Diese beiden Punkte sind von ihrer faktischen Bedeutung her zentral für das Leben im DDR-Alltag. Dem entspricht ihre Gewichtung im Erzählen.

Am Beispiel der Wohnungssuche zeigt sich, wie sehr die Arbeitswelt, mit „*dem Betrieb*“ als *Einheit*, zentrales Lebensfeld im DDR-Alltag war. Gerade die Großbetriebe verfügten über eigene Wohnungskontingente, die sie an ihre Mitarbeiter vermittelten. Viele Betriebe besaßen Wohnungsimmobilien, die sie als Betriebswohnungen an ihre Mitarbeiter vermieteten<sup>12</sup>. Dabei gab es auch Zwischenformen: Eine Gesprächspartnerin berichtete beispielweise, dass sie durch Selbstverpflichtung zu Zusatzarbeit am Wochenende eine Wohnung in der Nähe der Arbeitsstätte erhalten hatte (14). Verschiedene Formen von Beziehungen spielten auch auf der betrieblichen Ebene eine Rolle. Das konnte der Vertreter der Partei im Betrieb sein<sup>13</sup>, wie eine Gesprächspartnerin erzählte:

„Und bei uns hier im Betrieb, unsere Parteisekretärin, mit der habe ich mich ganz gut verstanden, die war irgendwie ... mit in der Wohnungskommission, das gab es damals schon. Da war die drin, da hatte die irgendwie ein Mitspracherecht gehabt. Und da hab ich gesagt: „Ich muss raus!“, habe ich gesagt“ (14)

Eine Intervention des Chefs konnte ebenso helfen: „Die Wohnung hab ich bloß durch meinen Chef gekriegt. Der hat mir die dann versorgt ... , weil ich auch nicht weit auf Arbeit hatte.“ (30) Über die Betriebe lief auch die Vergabe der AWG-Wohnungen. Die „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft“ errichtete im „Neubaugebiet West“ in Reichenbach Wohngebäude. Solch eine Genossenschaftswohnung war etwas leichter zu bekommen als eine normale Neubauwohnung, weil man für eine AWG-Wohnung Eigenleistungen erbringen musste: Entweder war eine Genossenschaftseinlage zu bezahlen oder/und die Wohnungssuchenden mussten eine bestimmte Anzahl von Arbeitsstunden leisten. Sogenannte „Initiativbauprogramme“ funktionierten nach dem gleichen Prinzip: Baubetriebe errichteten für ihre Beschäftigten in den späten Sechzigerjahren und Anfang der Siebzigerjahre Wohnblöcke an der Zwickauerstraße. Sie bauten diese Wohnungen „zusätzlich zum Plan“: Das bedeutet, dass die einzelnen Arbeiter, die später solch eine Wohnung erhielten, über die normale Arbeitszeit hinaus arbeiteten. Ein Gesprächspartner

---

<sup>12</sup> beispielsweise an die Gesprächspartner 15, 6, 9, 14, 23.

<sup>13</sup> Von der Fürsprache der Parteisekretärin berichteten auch 11 und 6.

(29) berichtete, dass er für seine Wohnung „450 Stunden leistete“. Ähnliche Programme für Arbeiter in Baubetrieben gab es auch zur Renovierung von Altbauwohnungen.

Die Unterstützung auf dem Weg zur Wohnung durch „den Betrieb“ konnte also auch Unterstützung bei *handwerklichen Eigenleistungen* sein. Für solche, wie die oben beschriebenen besonderen Wohnungsbauprogramme brachten Beschäftigte im Bauwesen am ehesten die Voraussetzungen mit. Beim allgemeinen Mangel an Baumaterial und Handwerkern konnte sich fast nur der eine Wohnung oder ein Haus durch Eigenrenovierung erwerben, der aus einem handwerklichen Beruf kam oder über berufliche Beziehungen zu Handwerkern oder Baumaterial verfügte. Frau Huber berichtete, dass sie und ihr Mann ein altes Haus kaufen und umbauen wollten. Das gelang nur, weil ihr Partner über die nötigen Beziehungen verfügte: „Es war noch der Vorteil, dass der R. eben in der Firma gearbeitet hat, wo es das Baumaterial gab und weil der auch viele Handwerker gekannt hat.“ (21) Der Fall, dass die Gesprächspartner eine staatliche Mietwohnung auf Antrag erhielten und diese dann selbst „ausbauten“, kommt im Interviewcorpus dreimal vor (19, 11, 24). Wieder sind besondere handwerklichen Fähigkeiten die Voraussetzung dafür. Unter „Ausbau“ ist die grundlegende Sanierung einer Wohnung zu verstehen, also z.B. Einbau von Wasser- und Stromversorgung. Renovieren und „Vorrichten“ dagegen sind bauliche Maßnahmen, die nur den „Komfort“ einer Wohnung steigerten. In der Spannweite dieser Möglichkeiten war so gut wie jeder Mieter auf irgendeine Weise gezwungen, sich mit dem Thema „Renovieren“ auseinanderzusetzen, denn für den Erhalt seiner Wohnung war jeder Mieter weitgehend selbst verantwortlich. Frau Huber bringt es auf den Punkt:

„Eigentlich alle Verschönerungsarbeiten musste man selber machen. Und wenn man das geschickt gemacht hat, hatte man's schön gehabt. Wenn man nichts gemacht hat, Pech. Ja. Man konnte sich natürlich auch einen Handwerker bestellen. Das hat aber ein paar Jahre gedauert, bis die kamen. (21)

Dazu kursierte ein Witz:

„In dieser Wohnung soll ein Rohrbruch sein? Ist das richtig?“ fragte der Klempner.  
 „Bei uns ist alles in Ordnung!“ antwortete die Hausfrau.  
 „Merkwürdig, wohnen denn hier nicht die Kunzes?“  
 „Kunzes? Die sind doch schon vor einem halben Jahr umgezogen!“  
 „War ja wieder mal klar! Erst bestellen sie die Handwerker, dann ziehen sie Hals über Kopf hier aus!“<sup>14</sup>

Mehrere Gesprächspartner erzählten, dass sie sich unter diesen Umständen entschlossen, ein Haus zu kaufen, um ihre Wohnungsmisere zu beenden, z.B. Familie Schäfer:

„...wir haben das Haus gekauft. Weil wir keine Wohnung gekriegt haben. ... Mietshäuser waren zum Verschenken. Das war ja nicht attraktiv, ein Haus zu haben. Weil die Mieten sehr niedrig waren.  
 M: Wie haben Sie das dann geschafft, das Haus so zu erhalten?

<sup>14</sup> Mitarbeiterinnen des Vereins EURATIBOR e.V. (Hrsg.): Olle DDR-Witze. Apolda o.J..

G: Viel selbst gemacht. ... G2: Naja, wir haben auch dann auch Geld reingesteckt - von unserem Geld. (5)

In den 35 Interviews kamen 11 Haushalte vor, die zu DDR-Zeiten im eigenen Haus gewohnt hatten<sup>15</sup>: Fünf Familien<sup>16</sup> haben ein altes Haus gekauft und ausgebaut. Fünf Familien<sup>17</sup> haben ein Haus geerbt, es durch Renovierungsmaßnahmen erhalten und meistens auch grundlegend ausgebaut. Eine Familie (6) errichtete ein „Eigenheim“ als Neubau in ihrem Garten. Gerade diese Fälle von Wohneigentum sind besonders auffällig innerhalb der Interviews, denn die Gesprächspartner erzählten jeweils lang und eindringlich vom Erwerb und vor allem von den Mühen des Bauens. Selbstgenutztes Wohneigentum war in der DDR eher die Ausnahme. Das Normalmodell war vielmehr die staatlich vergebene Mietwohnung. Gerade Wohnungseigentümer erzählten aber besonders bereitwillig von ihrer Wohnsituation in einem Interview. Folgende Motivationen sind dabei zu erkennen: Die Wohnungseigentümer sind sich bewusst, in der DDR eine Ausnahme zu sein. Damit ist oft ein Stolz auf das Eigene und vor allem auf die eigene Leistung und Schläue, es trotzdem geschafft zu haben, verbunden. Außerdem wird Wohneigentum seit der Wende allgemein wieder geschätzt.

Jeweils *besondere Voraussetzungen* ermöglichten den elf Familien ihr Wohneigentum: Ein Haus zu erben genügte nicht, es musste auch erhalten werden. So finden sich unter den elf Familien zwei selbstständige Handwerker (17, 32), die sowohl über handwerkliche Fähigkeiten verfügten, als auch - noch wichtiger- durch ihren Beruf auch über viele Beziehungen. Mit diesem Kapital an Beziehungen baute auch ein Geschäftsmann (27) sein Haus um. Aus handwerklichen Berufen kamen einige der Familienväter (4, 11/26, 22) oder sie waren zumindest begabte Heimwerker (ausdrücklich 5, 10). Auf irgendeine Weise mussten alle Hausbesitzer handwerklich an ihrem Haus mitarbeiten. Den Typ des privaten Bauherrn, der sein Haus von einem Architekten planen und von einer Baufirma bauen lässt, gab es zu DDR-Zeiten in Reichenbach kaum. Dies konnten sich nur die Partei- und Regierungsgrößen in ihrem Wandlitzer Ausnahme-Getto leisten. Die wenigen in Reichenbach erbauten Eigenheime mussten nach engen staatlichen Planungsvorgaben weitgehend in Eigenleistung errichtet werden. Sowohl der Erwerb eines Hauses als auch die Aneignung einer Wohnung durch Renovieren waren nur mit den jeweils nötigen Handwerksleistungen möglich. In allen besprochenen Fällen ist Wohneigentum darüber hinaus eine Nische, in der Familien, die mit Kindern mehr Platz brauchten, ihren Lebensraum finden konnten. Somit sind zwar alle elf Hauseigentümersfamilien Ausnahmen im

---

<sup>15</sup> Das sind 13 Gesprächspartner aus folgenden Interviews: 3/24 (Erst- und Zweitgespräch), 4/4 (Ehepaar), 5/5 (Ehepaar), 6, 10, 11/26 (Erst- und Zweitgespräch), 17, 22 (Ehepaar), 27, 32, 33.

<sup>16</sup> Das sind die Gesprächspartner aus den Interviews: 5, 10, 17, 27 und 33.

<sup>17</sup> Das sind die Gesprächspartner aus den Interviews: 3/24 (Erst- und Zweitgespräch), 4, 11/26 (Erst- und Zweitgespräch), 22, 32.

DDR-Gesamtbild, aber sie sind sehr bezeichnende Ausnahmen, die von den Grenzen aus das Begrenzte deutlich werden lassen.

Im Zusammenhang mit dem Bezug der angekauften alten Häuser erwähnten einige Gesprächspartner (5, 11, 21), dass sie zuerst erst den Vorbewohnern im Tausch eine andere Wohnung besorgen mussten. Dieses Recht auf *Wohnungstausch*<sup>18</sup> war den Bürgern ausdrücklich zugestanden. Im System der Wohnungszwangsverwaltung war das Anrecht auf eine bestimmte Wohnung ein Kapital, das auch getauscht werden konnte. Jeder Tausch musste dann auch wieder über das Wohnungsamt abgewickelt werden. Laut Gesetz sollten die Wohnungsämter den Tausch als ein Mittel zur optimalen Ausnutzung des Wohnungsbestandes fördern. Dazu wurde in Reichenbach am 3.6.1989 eine Wohnungstauschzentrale in der Solbrigstraße eröffnet.<sup>19</sup> Im Januar berichtete die Freie Presse über die Planvorgaben für jenes Jahr, dass nämlich „250 Freizüge unterbelegter Wohnungen durch die Wohnungstauschzentrale zu organisieren sind“<sup>20</sup>. Den Wohnungsämtern stand es nach Gesetz offen, den Tausch auch als eine dirigistische Zwangsmaßnahme einzusetzen. Die Interviewpartner berichteten aber eher, dass die Initiative zum Tausch von ihnen ausgegangen war. Wohnungstausch ist im Rahmen der Wohnungszwangsverwaltung ein DDR-Spezifikum. Für Reichenbach spielte diese Möglichkeit aber eine eher untergeordnete Rolle, worauf auch die späte Gründung einer Tauschzentrale hinweist.

Ihren Weg zu einer Wohnung suchten die Gesprächspartner zwischen Abwarten des bürokratischen Ganges und aktiver Selbsthilfe: Zwar war im Gesetz vorgesehen, dass auf einen Wohnungsantrag bald die Zuteilung einer Wohnung erfolgte, tatsächlich aber waren mehrjährigen Wartezeiten die Regel. Persönlicher Einsatz war unerlässlich. Interventionswege konnten zum einen persönliche oder betriebliche Beziehungen sein und zum anderen die Aneignung durch handwerkliche Eigenarbeit, wozu wieder verschiedenste Beziehungen die Voraussetzung darstellten. Die spezielle Mangelsituation beförderte die Kultivation dieser Handlungswege und -formen.

### c) Handlungsformen im realsozialistischen Alltag

Wohnungserwerb als soziale Praxis - Beziehungen waren die wesentlichste Währungseinheit für soziales Kapital in der DDR. - Am Beispiel der handwerklichen Eigenarbeit zeigt sich das ambivalente Verhältnis der Bürger zu ihrem Staat. - die allgemeine Praxis alltäglichen Widerstandes - Sie lässt sich mit Certeau als „Taktiken“ interpretieren.

Der Wohnungserwerb über Beziehungen und die Wohnungsaneignung über Eigenarbeit lassen sich *als soziale Praxis interpretieren*: Die direkte soziale Unterscheidung über das ökonomi-

<sup>18</sup> Ministerium der Justiz (Hrsg.) (1988): 2.1. Verordnung über die Lenkung des Wohnraumes, § 14 - 15, S.27 - 28.

<sup>19</sup> Meldung der Freien Presse vom 4.6.1989, S. 8.

<sup>20</sup> Planvorgaben für den Kreis Reichenbach, in der Freien Presse vom 5.1.1989, S. 8.

sche Kapital<sup>21</sup> in monetärer Form war in der DDR weitgehend weggefallen. Sozial vereinheitlichend wirkten die Enteignungen, die Wohnungszwangsverwaltung mit einem einheitlich niedrigen Mietniveau und geringe Lohnunterschiede. Ererbtes Vermögen oder ein höherer Lohn waren kaum mehr Faktoren, dank derer man schnell ein gute Wohnung erhalten konnte und damit soziales Ansehen hätte kaufen können. In einer ererbten Immobilie zu wohnen, konnte zwar noch einen Vorteil bedeuten, z.B. relativ viel Wohnfläche in einer in der Familie gepflegten Altbauwohnung (3/24). Aber auch dieses Recht musste meist erst gegenüber dem Wohnungsamt durchgesetzt werden. Viel eher wirkte sich das familiäre Herkommen über verwandtschaftliche und andere soziale Beziehungen weiterhin sozial differenzierend<sup>22</sup> aus. Gerade in der Kleinstadt Reichenbach waren solche sozialen Netze wichtige Basis zum Aufbau der lebensnotwendigen Beziehungen. Selbständige in handwerklichen Berufen oder Geschäftsleute, die wegen eines Mangels der Planwirtschaft besonders gefragt waren und deshalb über reiche Tauschmöglichkeiten und damit Beziehungen verfügten, hatten häufig ihr Geschäft schon als Familienbetrieb übernommen. Gerade aber bei den so stark gefragten handwerklichen Leistungen zählten die Fertigkeiten des Einzelnen gleichermaßen, ob als Profi oder als Heimwerker. Überhaupt war es beziehungssträchtig, irgendetwas zu haben oder zu können, das gebraucht wurde. Auch soziale Talente, die beispielsweise im Sportclub oder im Kollegenkreis wirksam wurden, konnten zu hilfreichen Beziehungen verhelfen. Es lag also überwiegend am Einzelnen, welche Beziehungen er sich dank seiner individuellen Fähigkeiten aufbauen konnte. Mittels Beziehungen konnte ein befragter Geschäftsmann auch soweit kommen, dass er wieder direkt mit ökonomischem Kapital operieren konnte: Als Einzelhändler hatte er Zugang zu seltenen Waren. Wiederholt erzählte er im Laufe des Interviews, wie er im Tausch gegen solche Güter Handwerker engagierte. Seine Tauschwaren wurden für ihn zu barem Geld:

„Ich habe auch immer versucht, artfremde Arbeiten von anderen machen zu lassen. Also dass ich mich jetzt hier reinknie und sage ich mag mir das selber vorrichten und so, also das kommt nicht in Frage. Also da hab ich eben den Maler da oder den Klempner da und die, wenn die ihre Arbeit machen, werden die ordentlich bezahlt, ...“ (27)

Hier schwingt auch noch eine soziale Abgrenzung mit: Er hatte es nicht wie alle anderen nötig, selbst Hand anzulegen. Diese Distanz ist Ausdruck seiner gesteigerten Beziehungsmacht. Sie

---

<sup>21</sup> Die Begriffe "ökonomisches Kapital" versus "kulturelles Kapital", als die sozialen Kapitalia, die über eine Positionierung in einer geschichteten Gesellschaft entscheiden, sind dem Gesellschaftsmodell Pierre Bourdieus entnommen. Er entwickelte es an der französischen, zentralistischen Gesellschaft. Es soll hier nicht eins zu eins auf die DDR-Gesellschaft unter den Bedingungen eines totalitären Regimes übertragen werden. Aber gerade die grundsätzliche Blickrichtung, alles Handeln, Geschmack und Umgang mit Gegenständen als Ausdruck sozialer Einordnung in gesellschaftliche Schichtungen zu betrachten, erweist sich für die Interpretation des Wohnens als weiterführend und soll deshalb hier aufgenommen sein.

Siehe hierzu unter anderem: Bourdieu: Die feinen Unterschiede. 1982. und Bourdieu: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Derselbe: Rede und Antwort. Frankfurt am Main 1992, S. 135 - 154.

<sup>22</sup> zur Sozialstrukturanalyse der DDR-Gesellschaft siehe: Vester u.a. (1995): Soziale Milieus in Ostdeutschland. Voigt u.a. (1987): Sozialstruktur der DDR.

befreit ihn von handwerklicher Arbeit, die für so viele gerade die Voraussetzung ihrer Beziehungen ist.

*Beziehungen als wesentliche „Währungseinheit“ für soziales Kapital in der DDR-Gesellschaft* wirkten sozial differenzierend: Der hohe Stellenwert der Beziehungen half einerseits mit, Klassifikationen der Vorkriegsgesellschaft weiter wirken zu lassen, andererseits entstanden darüber auch neue gesellschaftliche Differenzierungen. In jeder Wohnstation, die die Gesprächspartner in ihren Wohnbiographien erzählen, manifestieren sich Handlungsformen, mit denen sich die Gesprächspartner ein Stück weit im sozialen Raum verorten.

*Handwerkliche Eigenarbeit* als die zweite wichtige Interventionsform auf dem Weg zu einer Wohnung lässt sich nicht vom Weg über Beziehungen trennen: Beziehungen waren eine Voraussetzung für handwerkliche Arbeiten und gleichzeitig konnten handwerkliche Tätigkeiten beziehungsfördernd sein. An der Interventionsform „Heimwerken“ lässt sich aber nicht nur etwas aussagen über die sozialen Verhältnisse der Bürger untereinander, sondern auch über das *Verhältnis der Bürger zu ihrem Staat*. Vielfach zweigten die Bürger das nötige Baumaterial und Werkzeug zum Renovieren der eigenen Wohnungen in ihren Betrieben ab. Im Zusammenhang ihrer betrieblichen Arbeit eigneten sich viele auch die nötigen handwerklichen Fertigkeiten an. Außerdem betrachteten es viele als einen Sport, betriebliches Material und Arbeitszeit zum privaten Nutzen umzulenken. Im Widerspruch zur Ökonomie der staatlichen Planwirtschaft horteten die DDR-Bürger Bau- und sonstige Materialien. Häufig erzählten die Gesprächspartner, dass sie, wenn es etwas gab, das sie meinten vielleicht irgendwann einmal gebrauchen zu können, es horteten. Viele lagerten sich private Vorräte ein, die sie gegebenenfalls auch tauschen konnten. Nach der Wende wanderten diese privaten Material- und Warenlager reihenweise in den Sperrmüll. Mit dieser privaten Tausch- und Lagerwirtschaft pervertierten die Bürger das System der Planwirtschaft, das die Verteilung der knappen Waren zentral steuern sollte. Abhängig von ihrer je eigenen Situation und den sich jeweils bietenden Gelegenheiten lebten auf diese Weise viele Einzelne alltäglichen Widerstand gegen den Staat bzw. das System. Solche Praktiken galten im alltäglich-zwischenmenschlichen Rahmen keineswegs als ehrenrührig, sondern wurden eher als Ausdruck einer gewissen Geschicklichkeit und Schläue angesehen, betrieben mit der Freude trotziger Kinder. Über Parteigrenzen hinweg lebten die DDR-Bürger solche Praktiken alltäglichen Widerstands; auch der Parteigenosse, oder gerade er, kam häufig auf „Umwegen“ zu seinem Material. Abgemildert in geistiger Form zeigt sich die gleiche Wider-

ständigkeit in Witzen. Alle einte das befreiende Lachen<sup>23</sup> über die Unzulänglichkeiten des Systems. Im nachträglichen Erzählen nach der Wende konnten, durchaus ehrlich vor sich selbst, auch die treuesten SED-Anhänger sich als widerständig dem System gegenüber darstellen und es gleichzeitig verteidigen.

Diese *allgemeinen Praktiken alltäglichen Widerstandes* schwächten einerseits das System der Planwirtschaft, andererseits stützten sie es: Private Vorrats- und Tauschwirtschaft half nämlich über Versorgungsengpässe hinweg. Handwerkliche Eigenarbeit der Bürger machte viele Wohnungen erst bewohnbar oder erhielt sie. Die staatlichen Handwerksbetriebe wären sonst dem Bedarf noch weniger hinterhergekommen. Schließlich instrumentalisierte das System die Selbsthilfe seiner Bürger in staatlichen Programmen z.B. zum Eigenheimbau oder zum Ausbau von Altbauwohnungen. In den letzten Jahren der DDR förderte das Reichenbacher Wohnungsamt die Eigennutzung von Wohneigentum, weil nur so die Altbauten einigermaßen erhalten werden konnten. Damit wirkten diese Praktiken in ambivalenter Weise gleichzeitig widerständig und systemstabilisierend.

Solche Handlungsformen bewertet der französische Historiker und Philosoph *Michel de Certeau* als charakteristisch für die „populäre Kultur“. In seinem Werk *„Die Kunst des Handelns“*<sup>24</sup> behandelt er die Produktionsformen von Konsumenten. In ihren „Handlungsweisen“ sieht er „ein Gegengewicht zu den stummen Prozeduren, die die Bildung der soziopolitischen Ordnung organisieren“<sup>25</sup>. Er unterscheidet definitorisch zwischen den „Strategien“ der Macht und den „Taktiken“ der Konsumenten als der Beherrschten:

„Als Strategie bezeichne ich die Berechnung (oder die Manipulation) von Kräfteverhältnissen, die in dem Moment möglich wird, wenn ein mit Willen und Macht versehenes Subjekt (ein Unternehmen, eine Armee, eine Stadt oder eine wissenschaftliche Institution) ausmachbar ist. Sie setzt einen Ort voraus, der als etwas Eigenes beschrieben werden kann und somit als Basis für die Organisation von Beziehungen zu einer Exteriorität dienen kann,“<sup>26</sup> und

„Im Gegensatz zu Strategien ... bezeichne ich als Taktiken ein Handeln aus Berechnung, das durch das Fehlen von etwas Eigenem bestimmt ist. Keine Abgrenzung einer Exteriorität liefert ihr also die Bedingungen einer Autonomie. Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. ... Sie profitiert von „Gelegenheiten“ und ist von ihnen abhängig. ... Sie ist die List selber.“<sup>27</sup>

<sup>23</sup> Zum Witz in der DDR siehe: Schlechte (Hrsg.) (1991): Witze bis zur Wende. 40 Jahre politischer Witz in der DDR. In dieser Sammlung finden sich durch alle Jahrzehnte der DDR-Zeit zahlreiche Witze zu Versorgungsschwierigkeiten.

Vergleiche zur gesellschaftlichen Funktion des Erzählens in anderen sozialistischen Staaten: Roth, Klaus: Erzählen im sozialistischen Alltag. Beobachtungen zu Strategien der Lebensbewältigung in Südosteuropa. In: Zeitschrift für Volkskunde 87 (1991), S. 181 - 195.

<sup>24</sup> Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Berlin 1988.

<sup>25</sup> Certeau, S. 16.

<sup>26</sup> Certeau, S. 87.

<sup>27</sup> Certeau, S. 89.



Auf viele der oben beschriebenen Praktiken der DDR-Bürger auf dem Weg zu einer Wohnung trifft Certeaus Definition von „Taktik“ genau zu. Der Begriff öffnet den Blick für alltägliche Kreativität im sich Arrangieren mit dem Vorgegebenen, in Certeaus Worten für die „kulturelle Aktivität von Nicht-Kulturproduzenten“<sup>28</sup>. Diese Perspektive nimmt den Einzelnen als handelndes Subjekt, nicht nur als Teil gesellschaftlicher Gruppen, ernst. Die Macht der im System Ohnmächtigen zeigt sich in ihren Taktiken. Die Fülle alltäglicher Widerständigkeiten lässt sich beleuchten, ohne ein dichotomes Kulturmodell zu konstruieren oder die Ostdeutschen zu folklorisieren. Gerade im Wohnen begegneten die DDR-Bürger über alle ideologischen und gesellschaftlichen Unterscheidungen hinweg den Strategien des staatlichen Dirigismus. Hier hilft der Begriff der „Taktiken“ mit, das Spezifische des DDR-Alltags zu erklären. Damit werden die Zwischentöne hörbar, die den Weg zu einer Wohnung - zwischen Bürokratie und Selbsthilfe, zwischen Anpassung und Widerstand - im Wohnalltag der DDR bis in die Wohnbiographie der vielen Einzelnen ausmachten.

---

<sup>28</sup> Certeau, S. 20.

## II. Die Wohnung als Alltagskosmos

„Das ist halt hier meine Welt und ich bin gerne hier.“ (17)

sagt Frau Hirmer von ihrer Wohnung. Hier spielt sich ein großer Teil ihres Alltags ab. In der eigenen Wohnung kann sie selbst bestimmen; die eigene Wohnung hat sie selbst gestaltet; die eigene Wohnung ist ihre Welt. Hier gelten eigene Regeln und Ordnungen. Die Wohnung und die Dinge darin spiegeln viel von der Bewohnerin und der Zeit, in der sie lebt. Die Wohnung als eine eigene Welt - als ein Alltagskosmos - ist im folgenden Kapitel das Thema. Mit dem Fallbeispiel der Familie Schäfer und ihrer Wohnung stelle ich zuerst eine ganz Wohnung vor. Im nächsten Schritt beschreibe ich, wie sich die Interviewpartner ganz konkret mit den Gegenständen ihre Welt konstruierten. An der Zusammensicht der einzelnen Wohnräumen lassen sich ein Einrichtungsschema, allgemeine Funktionszuschreibungen, aber auch individuelle Aneignung beobachten. Schließlich abstrahiere ich aus der Beobachtung der Wohngegenstände und den Selbstaussagen der Bewohner ihre Wertvorstellung(en) vom Wohnen - und auch vom Gelingen des Alltags.

### 1. Ein Fallbeispiel: Familie Schäfer und ihre Wohnung

Demographische Daten der Familie Schäfer - Erwerb und Renovierung des Hauses - Stiegenhaus - Heimwerkertätigkeit - „Vorsaal“ - Schlafzimmer- Kinderzimmer - Gästezimmer - Badezimmer - Arbeitsteilung - Küche - Koch- und Essensgewohnheiten - Tageslauf - Wohnzimmer - Sofa - Arbeitsbelastung - Fernseher - Neuanschaffungen - typische Details der dekorativen Ausgestaltung der Wohnung - die wichtigsten Möbelstücke und ihre Anordnung - die Schrankwand - Garten - Selbsteinschätzung zum Alltagsleben in der DDR

„Zu einer kompletten Wohnung gehört, dass eine Küche und ein Bad dabei sind. Heute gehört schon irgendwie eine Heizung dazu, obwohl das sicher viele nicht haben. Es gehört dazu, dass ordentliche Fenster drin sind. Eigentlich sind das normale Dinge, aber hier im Osten nicht unbedingt.“ (5)

Herr Schäfer formulierte so seine Norm einer vollständigen Wohnung. Familie Schäfer und ihre Wohnung sollen hier als Beispiel für den Alltagskosmos einer Wohnung in der Spätzeit der DDR dienen. Die Schäfers wohnten nach eigener Aussage ähnlich wie ihre Zeitgenossen, unterschieden sich aber auch in charakteristischen Punkten.

#### - Die Familie Schäfer und ihr ‘Wohnungsproblem’

Zur Familie Schäfer gehören vier Personen (Abb. 15a): Herr Schäfer ist im Frühjahr 1995 zum Zeitpunkt des Interviews 45 Jahre alt. Er ist Physiker und arbeitete vor der Wende in der Entwicklungsabteilung eines Betriebes. Seit einigen Jahren ist er als EDV-Fachmann tätig. Solch ein krisensicherer Arbeitsplatz ist in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit nicht selbstverständlich. Frau

Schäfer ist 42 Jahre alt. Wie fast alle Frauen zu DDR-Zeiten war sie ebenfalls vollzeit berufstätig. Sie hat Chemie studiert und ist schon viele Jahre in einem ortsansässigen Industriebetrieb beschäftigt. Diese Stelle konnte sie auch nach den wirtschaftlichen Umstellungen beibehalten, was bei vielen anderen nicht möglich war. Die Schäfers haben zwei Kinder: Die Tochter hat gerade ihr Abitur bestanden, der Sohn besucht die Mittelstufe des Gymnasiums. Die Schäfers gehören damit zur technischen Intelligenz, die zu den oberen sozialen Milieus innerhalb Reichenbachs zählt. Sie selber schätzten sich etwa im Lebensstandard oder Art der Einrichtung als typische DDR-Bürger ein. Dagegen hoben sie aber ihre kritische Einstellung hervor:

„sowohl gegenüber den gesellschaftlichen Zuständen der DDR als auch denen der Bundesrepublik. Darüber hinaus sind wir aktive Christen auch in der DDR gewesen.“

Solches Denken unterschied sie von vielen ihrer Reichenbacher Mitbürger.

Ihr 'Wohnungsproblem' brachte die Schäfers dazu, sich ein altes Mietshaus zu kaufen: Als die Schäfers heirateten, hätten sie beide nur ein Zimmer in einem Studentenheim erhalten. Deshalb entschlossen sie sich, an den Heimatort von Frau Schäfer zurückzukehren und suchten sich dort eine Arbeitsstelle. Für die neugegründete Familie *erwarben sie 1977 das Haus*, in dem sie bis heute leben, um schnell für ihre Familie eine ausreichend große Wohnung zur Verfügung zu haben. Da die Bewohnerin der Dachwohnung dieses Hauses zum Wohnungstausch mit ihnen bereit war, war es den Schäfers möglich, diese Dachwohnung auch selbst beziehen. Diesen ungewöhnlichen Schritt eines Hauskaufs konnten sie nur dank der besonderen handwerklichen Fähigkeiten Herrn Schäfers wagen. Er selbst verallgemeinert dies:

„Handwerksleistungen waren generell knapp. Deswegen sind auch sehr viele DDR-Bürger relativ geschickt, weil sie aus der Not heraus sich ganz zwangsläufig mit vielen Dingen beschäftigen mussten. Mauerer hat man nicht gekriegt, also wenn man was zu mauern hatte, musste man das halt lernen.“ (5)

Bei den minimalen Mieteinnahmen stellte der Bauunterhalt eines Altbaus (Abb. 14a) ein großes Problem dar. Neben seinen handwerklichen Talenten war auch Herrn Schäfers berufliche Situation zu DDR-Zeiten eine Voraussetzung für diese Aufgabe. Seine Tätigkeit war mit häufigen Reisen durch die ganze DDR verbunden. Das gab ihm die Gelegenheit, Materialien zu erwerben, die in seinem Heimatort nicht lieferbar waren. Er konnte so privat für sich die in der Planwirtschaft sehr ungleichmäßige Güterverteilung ausgleichen. Deshalb galt eine Reisetätigkeit als ein Privileg. Dank solcher Voraussetzungen konnte Herr Schäfer stetig am Unterhalt des Hauses arbeiten. Aber erst seit der Wende gab es Möglichkeiten, umfassender zu re-

*novieren*. Er: „Uns gehört das Haus, wir haben natürlich entsprechend auch dafür gesorgt, dass wir den Wohnkomfort, den wir uns wünschen, halt auch haben. Zum größten Teil erst nach der Wende, zum Teil auch vorher mit den Mitteln, die gingen. Sie: Aber ein Bad hatten wir schon immer gehabt. Er: ... Aber Heizung hatten wir nicht immer. ... wir hatten früher auch eine Gasheizung, aber nicht eine schöne Zentralheizung wie jetzt.“ (5)

Bad und Heizung - die ganze Haustechnik - gehören auch bei den anderen Gesprächspartnern, die Altbauten bewohnen, zu den vorrangigsten Renovierungszielen.

### - Flure und Heimwerkertätigkeit

Betritt man das Haus der Familie Schäfer über das allgemeine *Stiegenhaus* (Abb. 14b), scheint von den Renovierungsbemühungen noch wenig zu sehen zu sein. Wie bei vielen der Reichenbacher Altbauten scheint sich der Vorkriegszustand - bei vielen älteren Häusern oft auch der Zustand aus der Erbauungszeit - nahezu unverändert, nur abgewohnt, zu präsentieren. Die Mieter kümmerten sich meist nur um die einzelnen Wohnungen, und für Schönheitsreparaturen stand weder bei privaten noch bei öffentlichen Hauseigentümern Geld zur Verfügung. Doch bei genauerer Betrachtung sieht man im Flur der Schäfers erneuerte Anstriche.

Außerhalb der eigentlichen Wohnung hat sich Herr Schäfer für seine *Heimwerkertätigkeit* eine kleine Werkstatt eingerichtet. Befragt nach Orten in seiner Wohnung, wo er besonders kreativ sein könne, antwortete Herr Schäfer:

„Naja gut, am Boden oben in der Kammer, in der ich dann ein wenig handwerkeln kann, oder manchmal halt auch in der Küche. Die Küche muss auch manchmal herhalten.“ (5)

Die Renovierungsarbeiten am Haus scheinen für Herrn Schäfer mehr als reine Notwendigkeit zu sein. Auf die Frage nach seinem persönlichsten Objekt charakterisiert er sich selbst als begeisterten Heimwerker:

„In der Wohnung gibt es eigentlich so viele persönliche Objekte da nicht. Ich bin einer, der handwerkelt gern, ich habe halt ein wenig Werkzeug und sowas noch. Aber mein persönlichstes Objekt? Na gut, das Auto, aber das gehört ja nicht in die Wohnung.“ (5)

Die eigentliche Wohnung beginnt erst hinter der Wohnungstüre im „*Vorsaal*“ (Abb. 14c). Solch eine Dielenfläche, die den Wohnräumen vorgelagert ist, zählten viele Gesprächspartner zu den Vorzügen einer Altbauwohnung. Die Plattenbauten haben oft nur ein Minimum an Verkehrsfläche, wobei dann oft kaum mehr Platz für eine Garderobe o.ä. bleibt. Vom fensterlosen Vorsaal gehen alle Zimmer ab, bis auf das Zimmer der Tochter, das durch die Küche zu betreten ist. Die Renovierung der Wohnungstüre bei Schäfers mit holzimitierender Plastikfolie ist ein Weg, der in den Heimwerker-Ratgebern aus DDR-Zeiten - auch noch der Achtzigerjahre - häufig empfohlen wurde. Denn oft standen nur solche Ersatzstoffe zur Verfügung. Über der Türe ist großgemusterte Tapete wie eine Supraporte angebracht. Mit den Tapeten dieser Art im Stiegenhaus ist Herr Schäfer zum Zeitpunkt unseres Gesprächs allerdings nicht mehr zufrieden. In vielen Wohnungen aus DDR-Zeiten konnte ich noch Mitte der Neunzigerjahre großgemusterte Tapeten beobachten, die im Westen in den Siebzigerjahren modern gewesen waren. Die allgemeinen Einrichtungsmoden erreichten die DDR um einige Jahre später. Auch die Praxis, in

Altbauten die Raumhöhe mit tiefergehängten Holzdecken zu verkleinern, war ein häufig besprochener Vorschlag in DDR-Einrichtungsratgebern der Achtzigerjahre. Schäfers haben die Idee, den Hausflur mit einer Holzdecke zu verschönern, nach der Wende umgesetzt. Häufig wurden mit den neuen Möglichkeiten erst einmal die alten Wünsche und Ideale verwirklicht. Aber zu den Wohnräumen wurde der Vorsaal nicht gerechnet; bei der Wohnungsbeschreibung erwähnte ihn Herr Schäfer dann auch nicht.

### - Die Schlafräume und Kinderzimmer

Die Wohnungsbeschreibung begann Herr Schäfer mit dem Schlafzimmer und den Kinderzimmern:

„Dann [nach dem Wohnzimmer, wo das Interview stattfand,] haben wir entsprechend ein Schlafzimmer. Das ist groß genug, dass alles, was man als Schlafzimmermöbel braucht, auch reinpasst. Dann haben wir zwei Kinderzimmer, für die Tochter ein Zimmer und für den Sohn ein Zimmer. Die sind bisschen kleiner, weil es eigentlich Bodenkammern sind, weil es hier oben eine Erkerwohnung ist. Aber sie sind natürlich ausgebaut zu Zimmern.“ (5)

Weiter haben die Schäfers ihr *Schlafzimmer* (Abb. 14h) nicht kommentiert. Aber gerade auf das Schlafzimmer, in dem sich aus Platzgründen alles eng zusammengedrängt, dürfte ihre Aussage zu ihrer *Stilvorliebe* besonders zutreffen:

„Er: ... dass es also funktionell ist. Und es muss uns sicherlich auch optisch gefallen. Und es muss eben irgendwie zusammenpassen. Wir sind vielleicht mehr schon ein bissl eher für modernere Möbel. Sie: Ja, das ist eine Frage, was modern jetzt ist. Im Einrichtungscenter, das war mal modern, das ist heute nicht mehr modern. Ich denke mal mehr etwas bisschen Zweckmäßiges und Pflegeleichtes, das ist mehr so unser Stil. Also nichts Verschnörkeltes, wo viel zu putzen ist, auch wenn es sehr schön aussieht.“ (5)

Die Schlafzimmermöbel haben sich Schäfers 1977 beim Einzug in diese Wohnung angeschafft. Den Erwerb kommentierte Herr Schäfer:

„Das Schlafzimmer war damals gehobener DDR-Standard, schlecht zu bekommen und auch entsprechend teuer. Wir konnten es erwerben, weil eine Cousine meiner Frau ein Möbelgeschäft hatte.“ (5)

Wie die meisten der angebotenen Möbel bestanden die Schlafzimmermöbel aus Pressplatten mit kunststoffbeschichteten Oberflächen. Der Erwerb solcher Möbel war nur mit besonderen - diesmal verwandtschaftlichen - Beziehungen möglich. Über dem Bett hängt ein Poster der Göltzschtalbrücke, einer wichtigen Sehenswürdigkeit, die ganz in der Nähe liegt. Für westliche Augen ist auffällig, wie Frau Schäfer Toilettenartikel dekorativ im Glasregal des Spiegelschränkchens präsentiert. Das erinnert an die Ausstellung westlicher Produktverpackungen zu

DDR-Zeiten, als sie etwas ganz Seltenes waren und für eine andere Welt standen und deshalb häufig wie Kostbarkeiten aufgestellt wurden.

Die *Zimmer der Kinder* (Abb. 14f und. 15g) sind beide dicht gefüllt mit Gegenständen: zum einen mit den notwendigen Möbeln Bett und Schreibtisch, zum anderen mit den Requisiten für die Hobbys der Kinder. Beide Kinder musizieren. Die Tochter nennt als ihre wichtigsten Objekte:

„Mein Klavier, meine Gitarre, mein Bett und naja mein HiFi-Turm. Weil es mir halt viel Spaß macht, Musik zu machen und weil ich damit den größten Teil meiner Freizeit verbringe. Und weil ich auch viel Musik höre. Und das Bett zum Ausruhen, zum Entspannen oder auch das Sofa -“ (5)

Elemente der persönlichen Gestaltung sind neben den Musikinstrumenten und Musikanlagen die Poster an den Wänden, Bücher, Stofftiere und diverse Sammlungen, etwa die gesammelten Aufkleber am Schreibtisch der Tochter. In ihren Zimmern trafen die Kinder der Schäfers auch Freunde:

„Er: Also es ist eigentlich ständiges Begängnis hier in der Bude. Tochter: Das war früher schlimmer. Mutter: Als ihr kleiner wart, war noch mehr los. Er: ... Also die durften eigentlich schon immer ihre Freundinnen und Freunde mit nach Hause bringen.“ (5)

Die Eltern betrachten die Zimmer ihrer Kinder ausdrücklich als deren eigenes Reich:

„Sie: Die Zimmer der Kinder sind für uns nicht der Ort, wo man sich aufhält. Da geht man mal rein, wenn man mit ihnen was zu besprechen hat oder wenn man was aufräumt beim Jungen noch... Aber das muss man respektieren, das sind nicht unsere Zimmer. Das sind ihre Zimmer und da sollen sie auch ihre Freiräume drin haben und sich auch drin aufhalten können ohne dass da dauernd jemand kommt und irgendwas da mit dazwischenhantiert.“ (5)

Familie und Kinder sind Herrn und Frau Schäfer persönlich wichtige Werte. Sie bemühten sich ihre Kinder zu fördern. Allerdings konnten sie dies nur im Rahmen des DDR-Möglichen verwirklichen: Einem Doppelverdienerehepaar hätten wahrscheinlich zeitgleich in einer westlichen Kleinstadt etwas größere Kinderzimmer zur Verfügung gestanden. Mit der Bereitstellung und Achtung eines Freiraumes für ihre Kinder und der Förderung ihrer musikalischen Begabungen handeln sie eher schichtspezifisch als DDR-typisch. Beide Kinder waren auch sportlich aktiv, „aber letztendlich war ihnen die Musik doch wichtiger“. (5) Eine prototypische Idealfamilie der „Sportnation DDR“ - wie sie im zeitgenössischen Leitbild<sup>1</sup> oft beschworen wurde - hätte ihre Kinder vor allem sportlich gefördert. Die Sportförderung in der DDR kommentierte Herr Schäfer:

---

<sup>1</sup> siehe Helwig (1984): Jugend und Familie in der DDR. Leitbild und Alltag im Widerspruch.

„Meiner Meinung nach war das auch hauptsächlich in größeren Städten mit sportlichen Leistungszentren der Fall. Eine starke sportliche Förderung im Rahmen von Leistungssport war auch zwangsläufig mit großer Systemnähe verbunden.“

In dieses Bild hätte die bewusst christlich ausgerichtete Erziehung der Schäfers nicht gepasst. Auf den Fotos der Kinderzimmer findet sich nicht mehr viel, was aus DDR-Zeiten stammte, denn die Gegenstände der Kinder in ihren Zimmern veränderten sich entsprechend der Entwicklung der Jugendlichen schnell. Beide Kinderzimmer haben bei der letzten Renovierung auch einen neuen modernen Teppich erhalten.

Als weiteren Raum nutzten die Kinder der Schäfers auch noch das kleine *Gästezimmer* (Abb. 15h) für sich mit. Hier steht der PC der Familie, auf dem der Vater anfallende Schreibarbeiten zu Hause erledigt. Die Kinder nutzten ihn auch zum Spielen, als sie noch kleiner waren. Erst die Wende hatte es möglich gemacht, dass sich auch Privatleute einen Computer kaufen konnten. Herr Schäfer bemerkt dazu:

„Computer konnte man sich in der DDR nicht kaufen, weil da der Computer unter 70.000 Mark nicht zu haben war, also das ging halt nicht. (lacht) Das war natürlich etwas Besonderes damals schon, wo wir uns den gekauft haben.“ (5)

Durch den Computer wurde das Gästezimmer aufgewertet. Daneben findet hier auch manches Platz, was normalerweise nicht mehr gebraucht wird: Es ist mit einem alten, geerbten Wohnzimmerschrank möbliert. Der Fernseher aus DDR-Zeiten, der nach der Wende durch einen neuen ersetzt wurde, findet hier seinen Platz. Farbfernsehgeräte waren in der DDR schwer zu bekommen und zudem sehr teuer. Ein Gerät, das nur mit großem Aufwand zu erwerben war, wollten Schäfers noch nicht wegwerfen. Weit verbreitet war in der DDR der Typ des verwendeten Stuhls mit den dünnen Metallfüßen.<sup>2</sup>

### **- Badezimmer, Arbeitsteilung**

Ein wichtiger Raum für Familie Schäfer ist ihr *Badezimmer* (Abb. 14e). Schon zu Beginn des Interviews wies Herr Schäfer darauf hin, dass ein Bad unbedingt zu einer „kompletten Wohnung“ (siehe oben) gehört. Seine Frau betonte auch, dass sie „schon immer ein Bad gehabt“ hätten, aber da sie erst vor kurzem ein neues Bad eingebaut hatten, wiesen sie extra darauf hin:

„Sie: Das Bad haben wir jetzt erst neu gebaut. ... Das war auch sehr viel kleiner, das ist jetzt doppelt so groß und auch sehr viel schöner geworden. Er: Mit Eckbadewanne, Dusche und Innen-WC und so weiter, was eben so dazugehört.“ (5)

Aus diesen Worten klingt auch der Stolz auf das erst seit kurzem fertig gestellte neue Badezimmer heraus. Er wird verständlich vor dem Hintergrund, dass viele Altbauten in Reichenbach

---

<sup>2</sup> siehe Ludwig (Hrsg.) (1996): Alltagskultur der DDR. Begleitbuch zur Ausstellung "Tempolinsen und P2". S. 147.

zur gleichen Zeit noch über gar kein Bad verfügten. Eine Eckbadewanne zählte da schon als Luxus; sie benötigt eine größere Grundfläche als eine Standardwanne. Schäfers renovierten ihr Bad mit einer für Altbauten in Reichenbach typischen Lösung, dass sie zwei kleine Räume zu einem größeren Raum für ein Bad zusammenlegten. Frau Schäfer wies noch auf das Bad als einen Arbeitsort hin. Hier steht die Waschmaschine. Deshalb ist das Bad für sie neben der Küche „das Hauptbetätigungsfeld“ im Haushalt.

In der *Arbeitsteilung* der Schäfers ist - nach Aussagen beider - Frau Schäfer für Wäschewaschen und Fensterputzen zuständig, Herr Schäfer übernimmt die Renovierungsarbeiten bis auf Farbanstriche. Kochen, Backen, Abwaschen und Putzen teilen sich beide, wobei Frau Schäfer davon das meiste erledigt. Über Erziehungsarbeit und Einkaufen haben sie sich nicht geäußert. Damit hat das Ehepaar Schäfer die klassische Arbeitsteilung modifiziert. Frau Schäfer ist wohl nach wie vor mehr für die hauswirtschaftlichen Aufgaben zuständig und Herr Schäfer mehr für die handwerklichen am Haus. Die regelmäßigen Arbeiten wie Kochen oder Putzen scheinen beide jeder nach seinen Möglichkeiten zu übernehmen. Da zu DDR-Zeiten fast alle Erwachsenen ins Arbeitsleben eingebunden waren und es kaum Nur-Hausfrauen gab, war die häusliche Arbeitsteilung ein allgemein diskutiertes Thema. Propagiert wurde, dass sich Ehepaare die Arbeit gleichmäßig teilten. De facto aber blieben doch überwiegend die Frauen für die Reproduktionsarbeiten zuständig, auch wenn das patriarchalische Männerbild ins Wanken geraten war.<sup>3</sup> Damit entspricht die Arbeitsteilung der Schäfers einer häufig zu findenden Praxis in der DDR: Die Ehepartner teilten sich - auch gezwungen durch die Berufstätigkeit beider - die Hausarbeiten. Dabei behielten sie die alte Geschlechtsspezifik bei, kamen aber wohl zu einer mehr oder weniger gleichmäßigen Aufteilung der Arbeitsbelastung.

### **- Die Küche als Arbeits- und Ess-Ort**

Als einen Arbeitsort erwähnten die Schäfers ihre *Küche* (Abb. 14d und 14g). Frau Schäfer sah hier neben dem Bad „ihre Aufgaben“ im Haushalt und Herr Schäfer erledigt hier zum Teil auch seine Heimwerkertätigkeiten. In seiner Definition einer „kompletten Wohnung“ erwähnte Herr Schäfer eine Küche. Dahinter steht wohl die Erfahrung, dass es nicht in allen Reichenbacher Altbauwohnungen funktionelle Küchen gab. Frau Schäfer sagte zur Küche in der Beschreibung ihrer Wohnung:

„Und eine Küche, die für eine Küche auch ausreicht. Dass alles, was man in einer Küche braucht, auch drin ist an Geräten. Und ein Tisch noch dazu und vier Stühle drumrum, dass wir auch dort essen können.“ (5/5)

---

<sup>3</sup> siehe Schröder (1994): Haushalt und Familie in den neuen Bundesländern. Trappe (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik.



Frau Schäfer betont hier die technische Ausstattung der Küche und ihre Funktion als Essplatz. Wenn es zu DDR-Zeiten um Haushalt ging, wurde immer wieder proklamiert, wie die Haushaltsarbeit durch den Einsatz technischer Geräte zu rationalisieren sei. Gleichzeitig waren alle technischen Geräte manchmal knapp und teurer als heute. Schäfers haben hier mit neuem Kühlschrank, Gefrierschrank, Waschmaschine und Elektroherd fast alle Elektrogeräte nach der Wende erneuert. Der Geschirrspüler ist eine „Aufrüstung“. Nach Aussage Herrn Schäfers gab es zu DDR-Zeiten „nur mal kurze Zeit“ solche Geräte. Die technische Ausstattung der Küche ist neu und wird deshalb besonders betont. Mit neuer Holzdecke, Blümchentapete und darauf abgestimmten Kacheln ist die Küche rundum erneuert. Das sind alles Renovierungen, die zu DDR-Zeiten nur schwer realisierbar waren. Raufasertapeten oder gar gemusterte Tapeten waren damals oft nur in einzelnen Rollen zu erhalten; auch Fliesen waren ein Mangel- und Tauschartikel. Ähnlich war es mit Küchenmöbeln. Einbauküchen gab es nach Herrn Schäfers Aussage zu DDR-Zeiten nicht. Deshalb hatten viele Altbauten wie hier bei Schäfers im Gegensatz zu den Plattenbauwohnungen mit den standardmäßig eingebauten Einbauküchen keine zusammenhängenden Küchenzeilen, sondern zusammen gestellte einzelne Möbelemente. Diese früheren Küchenmöbel haben Schäfers beibehalten, weil eine Einbauküche für den unregelmäßigen AltbauGrundriss sehr teuer ist. Sie wenden damit eine wertkonservative Etappenstrategie für ihre Renovierungen und Neuanschaffungen an, die sie mit vielen anderen Gesprächspartnern gemeinsam haben.

Die Renovierungen in der Küche mit Holzdecke und farbiger Tapete, anderen Elementen wie dem holzimitierenden Fußbodenbelag, Wanddekorationen oder dem liebevoll gestaltete Blumenfenster machen die Küche auch zu einem wohnlichen Ort, an dem mit dem Essen ein wichtiger Teil des Familienlebens stattfindet. Über ihre *Koch- und Essgewohnheiten* äußerten sich alle beim Interview beteiligten Familienmitglieder:

„Er: Wir essen Mittag auf der Arbeit. Und kochen tun wir nur am Wochenende. Höchstens mal so zum Abend mal was Kleines. Sie: Kleine Sachen, aber so richtig Mittagessen kochen wir nur am Wochenende. ...

Tochter: Zu DDR-Zeiten gab es immer was in der Schule. Da gab es noch eine richtige Schulküche und die hat dann für die ganze Schule gekocht und das ist halt versucht worden jetzt zu übernehmen.“ (5)

Alle Familienmitglieder nehmen ihr Mittagessen außer Haus in öffentlichen Einrichtungen ein. Dies ist eine sozialistische Praxis. Die Entlastung der einzelnen Haushalte von der Aufgabe, für die Nahrungszubereitung zu sorgen, gehört zum sozialistischen Ideal des Wohnens<sup>4</sup>. In der DDR übernahmen in der Regel die Betriebe und öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen diese Aufgabe. Herr Schäfer beklagte auf die Frage, an was aus der DDR-Zeit er sich gerne

---

<sup>4</sup> siehe A.I.3.a) Sozialistische Wohnleitbilder

erinnere, dass die „Pausenversorgung“(5) nun lange nicht mehr so gut sei, und die große Tochter lobt die wiedereingeführte Schulspeisung. Ihm geht es also um einen Versorgungsanspruch - individuelle Verwirklichung in der Ernährung ist für ihn unter den gegebenen Möglichkeiten nicht das primäre Thema. So kocht Familie Schäfer nur am Wochenende. Dann scheint das Kochen und Essen aber einen wichtigen Stellenwert einzunehmen. Bei der Rede von der Arbeitsteilung betonen die Ehepartner lang und breit, dass Kochen und Kuchenbacken etwas ist, das sie beide und auch gemeinsam tun. Als Familienritual besonders wichtig ist aber für Familie Schäfer das gemeinsame Kaffeetrinken am Nachmittag. In seinem Wohnalltag freut sich Herr Schäfer am meisten darauf,

„dass ich zum Beispiel mit ihr dann zusammen Kaffee trinken kann, wenn wir heimkommen. ... Sie: Da kommt die ganze Familie nachmittags mal zusammen, meistens sind wir dann alle mal - wenigstens kurz zu Hause, wenn wir von der Arbeit nach Hause kommen. Dann erzählt einem jeder, was er so den Tag über erlebt hat.“ (5/4)

Auch Vollzeitberufstätige kommen in Reichenbach in der Regel am Nachmittag nach Hause. Hier beginnen alle Betriebe und Einrichtungen mit ihrer Arbeit morgens deutlich früher als im Westen. Dieser *Zeitrythmus* stammt aus DDR-Zeiten. Der Arbeiter- und Bauernstaat hielt Fleiß und alles Arbeiterliche als Werte hoch. Dazu passt der frühmorgendliche Arbeitsbeginn. Damit wurde auch ein öffentliches Abend- und Nachtleben untergraben. Viele Gesprächspartner betonten allerdings, dass sie mit dem frühen Arbeitsbeginn den Nachmittag für sich gewannen und so Beruf und Familie besser vereinen könnten. Die Kultur des nachmittäglichen Kaffeetrinkens scheint mir auch etwas Regionaltypisches zu sein. Immer wieder bekam ich Kaffee mit kleinen Stückchen der sächsischen Hefe-Blechkuchen serviert. Solche Kuchen bieten die örtlichen Bäckereien günstig und in reicher Fülle an.

### **- Das Wohnzimmer als wichtigster Erholungsort**

Familie Schäfer trifft sich zum nachmittäglichen Kaffeetrinken mit Familienrapport allerdings im *Wohnzimmer* (Abb. 15a - f), das der Haupterholungsort in der Wohnung ist. Hier wird sonst nur am Wochenende gegessen. Im Wohnzimmer fühlt sich etwa Herr Schäfer am meisten „beheimatet“, „weil das am wenigsten mit Arbeit verbunden ist.“, wie er sagte (5). So sind die einzelnen Räume und einzelne Plätze innerhalb der Wohnung im normalen *Tageslauf* bestimmten Tageszeiten und Tätigkeiten zugeordnet und damit auch mit Wertigkeiten verbunden:

„Sie: Man muss doch mal sehen, wie so unser normales Leben abläuft. Wir gehen beide arbeiten, wir kommen immer erst Nachmittag, ich halb vier, du noch meistens später nach Hause. Dann setzen wir uns hier im Wohnzimmer her und trinken eine Tasse Kaffee und unterhalten uns bisschen, auch mit den Kindern. Und danach hat jeder irgendwo seine Aufgaben. ... Das schaffen wir nicht, dass wir nach der Arbeit sagen, es ist Feierabend, jetzt setzen wir uns beide aufs Sofa. Das ist ja meistens erst nach dem Abendessen am

Abend, dass wirklich dann Ruhe ist. Er: Vorher verbringen wir auch meistens viel Zeit mit dem Haushalt.“ (5)

Am Abend trifft sich die Familie im Wohnzimmer:

„Er: Dann wollen sie [= die Kinder] sich auch wieder zurückziehen. Da macht doch jeder mehr so sein Eigenes. Dann trifft man sich doch mal abends vor dem Fernseher oder unterhält sich dann abends nochmal im Wohnzimmer, sitzt ein bisschen zusammen. (5)

Dabei ist das *Sofa vor dem Fernseher* (Abb. 15c), der wichtigste Erholungsort der ganzen Familie. Im obigen Zitat ist für Frau Schäfer ‘Auf dem Sofa sitzen’ gleichbedeutend damit, Feierabend zu haben. Frau Schäfer nennt das Sofa auch auf die Frage nach wichtigen Gegenständen in ihrer Wohnung:

„Sofa (lachen) Alles, was zum Ausruhen ist. Sofa, das Bett auf alle Fälle auch. Dort, wo Ruhe herrscht. Auch der Tisch mit den Stühlen rum, weil wir da irgendwie eine gewisse Gemütlichkeit haben, wenn wir da am Wochenende meistens essen. Er: Der Fernseher ist natürlich auch nicht ganz unwichtig. Wobei wir nicht zu denen zählen, die jeden Abend ständig Fernsehen kucken, aber ohne Fernseher würde es vielleicht auch nicht gut gehen.“ (5)

Auch die Tochter zählte nach dem Vorbild der Eltern das Sofa in ihrem Zimmer zu den wichtigen Gegenständen. Auf dem Familiensofa im Wohnzimmer der Schäfers gibt es feste Stammplätze:

„Er: Sonst ist es immer so, dass ich mich immer so (mit Geste) da rüberleg und sie sich immer so hierher legt. ... Da dürfen wir auch nicht den Eindruck jetzt erwecken, als ob wir nur auf dem Sofa rumliegen.“ (5)

Auf dem Sofa über Eck ist jedem Elternteil eine Seite zugeordnet. Die Ruhe, für die das Sofa steht, ist den Schäfers nach ihrem langen Arbeitstag in Beruf und Haus ein dringendes Bedürfnis.

Brachte der Systemwechsel und die neue Tätigkeit Herrn Schäfer eine höhere „Arbeitsintensität“, eine neue Form von Anstrengung, so gab es auch eine *DDR-spezifische hohe Arbeitsbelastung*: Damals waren die Familien zwar in der Kinderbetreuung durch öffentliche Kinderkrippen und -tagesstätten und durch öffentliche Kantinen entlastet, aber die Mangelgesellschaft brachte ihre eigenen Aufgaben mit sich. Das alltäglich Einkaufen war in der Regel mit zeitaufwändigem Schlangestehen verbunden<sup>5</sup> und der Erwerb nichtalltäglicher Gegenstände war oft nur durch besonderes Engagement zu bewerkstelligen. Die Mängel der planwirtschaftlichen Versorgung glichen viele DDR-Bürger durch eine gewisse Selbstversorgung aus, etwa durch intensiven Gemüseanbau im eigenen Garten, Heimwerken, Hausschneiderei oder Autoreparatu-

---

<sup>5</sup> siehe das Essay des Reichenbacher Politikers Grüning (1996): Alltag in der DDR. Wer erinnert sich noch an das Leben in der Warteschlange?

ren in privater Regie. Dies alles war zwar eine meist sehr hohe außerdienstliche Arbeitsbelastung, die aber nach übereinstimmenden Aussagen vieler Gesprächspartner mit weniger Druck verbunden war und daher weniger anstrengend war als die neuen Anforderungen seit der Wende.

Der *Fernseher* (Abb. 15c-d) gehört bei den Schäfers zum Sofa. Herr Schäfer betont zwar - ganz schichtspezifisch für Akademiker -, dass sie ihn nicht täglich benutzen würden und dann vor allem, um Informationssendungen zu sehen, aber er räumt auch ein, „ohne Fernseher würde es vielleicht auch nicht gut gehen“. Der Fernseher hatte in DDR-Haushalten eine besondere Bedeutung, von der sich wohl noch etwas erhalten hat. Er brachte den Westen in die Wohnzimmer der DDR-Bürger. Fernsehen konnte neue Horizonte eröffnen und war eine durch nichts anderes zu ersetzende Informationsquelle.

Der Fernseher und das große Sofa der Familie Schäfer, auf dem sie sich so gerne aufhält, sind *Erwerbungen aus der Zeit nach der Wende*. Bei vielen Gesprächspartnern waren Polstermöbel eine der ersten Neuanschaffungen nach diversen Elektrogeräten und noch vor Küchen und Bädern. Auch ihr Wohnzimmer haben die Schäfers umfassend renoviert und Altes durch Neuanschaffungen ergänzt: ein neuer, farblich abgesetzter Wandanstrich, neue Tapeten, eine neue Deckenlampe und neue Stores und Gardinen. Streichen und Tapezieren, sowie kleine Schönheitsreparaturen nennt man in Reichenbach „vorrichten“. Die meisten Gesprächspartner brachten so ihre Wohnung jährlich oder im Abstand einiger Jahre wieder auf Vordermann, aber mit den neuen Möglichkeiten seit der Wende fielen diese Schönheitsreparaturen fast immer etwas aufwändiger aus.

Hier will ich noch auf einige *Details* wie Schönheitsreparaturen, verschiedene Wohnaccessoires oder Elemente der dekorativ-wohnlichen Ausgestaltung hinweisen. Erst die Summe aus vielen solchen kleinen Details ergibt ein stimmiges Gesamtbild. Wie im Wohnzimmer der Schäfers fielen mir bei meinen Feldforschungsaufenthalten in sehr vielen Reichenbacher Wohnungsfenstern aufwändige Spitzenstores auf. Oft sind sie aus Plauener Spitze, einer teuren Maschinenspitze, die in Plauen und der vogtländischen Textilindustrie produziert werden. Auch in Reichenbach wurden schon zu DDR-Zeiten solche Gardinen produziert, aber in den meisten Fällen waren sie erst nach der Wende verfügbar und zu bezahlen. Ähnlich verhält es sich mit den Erzgebirgischen Holzfigürchen, die Frau Schäfer zum Zeitpunkt des Fototermins als Osterdekoration auf und neben dem Fernseher aufgestellt hatte (Abb. 15d). Erzgebirgisches Kunsthandwerk war zu DDR-Zeiten sehr gefragt und nur schwer zu erhalten. Es wurde mehr für den Export produziert als für den Verbrauch durch die DDR-Bürger. Auch sogenannte Feierabendzirkel bastelten oft solches Kunsthandwerk. Einige der Figuren von Frau Schäfer sind von einem befreundeten Ehepaar angefertigt. Frau Schäfer hat ihre kostbaren Sammelstücke auf Spit-

zendeckchen aufgestellt. Andere Dekorationsgegenstände wie Kunstblumen und Silberleuchter, die mit den österlichen Figürchen zusammen aufgestellt sind, heben sie noch entsprechend hervor. Während meiner Feldforschungsaufenthalte in Reichenbach und Umgebung waren viele Schaufenster voll mit preisgünstigem 'erzgebirgischen' Kunsthandwerk. Nur stammten diese Objekte inzwischen überwiegend aus asiatischer Produktion. Auch für die reich bestückten Blumenfenster und die selbst konstruierte Blumenwand ist Frau Schäfer zuständig. Sie rechnet die Blumen zu ihren persönlichen Objekten und die Beschäftigung damit gehört für sie „mehr [zum] Freizeitbereich“ (5). Damit hat sie den traditionell weiblichen Aufgabenbereich der *dekorativ-wohnlichen Ausgestaltung der Wohnung* übernommen.

Trotz aller Erneuerungen haben die Schäfers aber *wichtige Möbelstücke und vor allem deren Anordnung* beibehalten. Neben der Couchecke mit dem Fernseher befindet sich im Wohnzimmer der Esstisch mit vier Stühlen, der fünfte dazugehörige wird im Gästezimmer benutzt. Getrennt sind diese beiden Sitzgruppen durch eine Blumenstellage. Das größte Möbelstück ist die Schrankwand (Abb. 15b), die eine ganze Seite des Raumes einnimmt. Damit haben die Schäfers die gleiche Wohnzimmermischung an Möbeln, wie sie sich auch in vielen längsrechteckigen Wohnzimmern der Plattenbauten<sup>6</sup> findet. Im Plattenbau befand sich häufig nach der Küche der zur Wand hin aufgestellte Esstisch, manchmal durch eine Blumenwand getrennt, von der Couchgarnitur an der Fensterseite. Bei Schäfers ergab sich aus dem unregelmäßigen Grundriss des Erkerzimmers eine andere Anordnung.

Die *Schrankwand* stammt noch aus DDR-Zeiten (Abb. 15b), aber sie weicht von den durchschnittlichen zeitgleichen Möbelstücken aus DDR-Produktion ab, weil sie mit Unterstützung eines Schreiners selbst konstruiert und selbst gebaut wurde. Auf sie verwies Herr Schäfer, als er mit Stolz erzählt, dass er gerne selbst etwas gestalte:

„Zum Beispiel auch die Schrankwand hier, die haben wir vom Tischler anfertigen lassen, die haben wir auch selber geplant, auch innen drin alles aufgebaut.“ (5)

Wollte sich ein normaler DDR-Bürger ohne besondere Beziehungen Möbel anschaffen, musste er sich oft mit dem begnügen, was er zufällig bekam. Die DDR exportierte Möbel, aber im eigenen Land waren sie Mangelware. Der Außendarstellung wegen dekorierten zwar entsprechende Einrichtungsgeschäfte ihre Ausstellungsräume mit Möbelstücken, diese waren aber oft nicht zu erwerben.<sup>7</sup> Herr Schäfer bemerkt hierzu:

<sup>6</sup> siehe die Fotoserie verschiedener Wohnzimmer im Plattenbau der Type P2 von Sybille Bergemann, wiederabgebildet in Ludwig (Hrsg.) (1996): Alltagskultur der DDR. Begleitbuch zur Ausstellung "Tempolinsen und P2". S. 88 - 89.

<sup>7</sup> Der DDR-Bevölkerung gab das vielfältigen Anlass zum Spott. Siehe beispielsweise zum Möbelkauf: Kleinschmid, Hannelore: Möbel nur als Beratungsmuster im Angebot. Schöner wohnen in der DDR. In Deutschlandfunk Köln (Hrsg.) [1982]: Alltag in Deutschland. S. 57 - 60.

„Generell knapp waren Möbel. ... Es standen zwar welche da, aber kaufen konnte man die nicht. ... Also die waren immer Ausstellungsmuster. Schreiner gab es kaum welche. Wir haben unsere Schrankwand herstellen lassen, aber das ist auch bloß wieder aufgrund von Beziehungen gegangen.“ (5)

So kamen die Schäfers zu ihrer Ausnahme-Schrankwand. Sie entspricht ihrer Vorliebe für funktionale und schlichte Möbel. Damit liegen sie weitgehend auf der allgemeinen stilistischen Linie der DDR-Möbelindustrie. Aber die meisten Möbel aus Serienproduktion waren nur mit Kunststoffoberflächen ausgerüstet, nicht mit echtholz furnierten Oberflächen. Ihre Schrankwand ist für Schäfers vor allem ein Bewahrmöbel: Dazu hat sie viele kleine Schubladen. Im Gegensatz zu den Schrankwänden und Wohnzimmern der meisten anderen Gesprächspartner haben Schäfers nur wenige Ziergegenstände aufgestellt. Ihre Schrankwand verfügt auch in Sichthöhe über nur ein einziges offenes Regalfach. Die Schrankwand als Möbeltypus entstand aus dem Bedürfnis heraus, in engen Wohnungen möglichst viel Stauraum zu bieten. In der DDR wurde dieser Möbeltypus in mehrfacher Hinsicht normiert<sup>8</sup>: Er wurde in Serienproduktion mit einer beschränkten Anzahl von Gestaltungsvarianten hergestellt. Außerdem gaben die typisierten und minimierten Grundrisse der Plattenbauwohnungen den einzig möglichen Aufstellungsort für eine Schrankwand vor. Das trug zu einem in der ganzen DDR sehr einheitlichen Bild vom Wohnzimmer bei. Plattenbau und Schrankwand wurden zu Symbolen für den Einrichtungs-, Wohn- und Lebensstil in der DDR.

### **- Der Garten als zweites Wohnzimmer**

Im Lebensstil vieler DDR-Bürger spielten auch die Kleingärten eine wichtige Rolle.<sup>9</sup> Im Rahmen dieser Arbeit können sie nicht speziell untersucht werden, aber der Vollständigkeit halber soll mit dem Fallbeispiel der Familie Schäfer auch auf das Leben im Kleingarten verwiesen werden.

Auf die Frage, ob sie sich von DDR-typischen Dingen nun getrennt hätten, nannte Frau Schäfer die Einkochgläser, die sie nun alle weggeworfen hätten. Nun sind sie nicht mehr nötig:

„Da hatten wir zu DDR-Zeiten doch eine gewisse Vorratswirtschaft, ... Erstens ist es viel Arbeit und es ist auch nicht mehr so notwendig. Zu DDR-Zeiten war es gut, wenn man sonntags mittags ein Glas Kirschen oder was man da so hatte, aufmachen konnte. ... Er: [Eine Zusatzversorgung war der Garten] Eigentlich nicht so sehr bei uns. Also viele haben das schon so gemacht, aber wir speziell eigentlich nicht so. ... Sie: Da das Gemüseangebot ja nicht so groß war, [war es so,] dass man immer bisschen was in der Richtung schon hatte. Ein bisschen als Zusatz war es schon, aber wir sind keine so großen Gärtner.“ (5)

---

<sup>8</sup> Claus (1998): Möbelstandard und Typenbau. Ein Beitrag zur Geschichte von Normen in der DDR.

<sup>9</sup> siehe etwa Dietrich (2000): 'Ne Laube, n' Zaun und n' Beet. Kleingärten und Kleingärtner in der DDR.

Viel DDR-Bürger waren regelrechte Eigenversorger in ihrem Gemüsebedarf. Damit glichen sie die mangelnde Gemüseversorgung im öffentlichen Handel aus. Schäfers betonten aber mehr den Freizeitwert ihres Gartens:

„Er: Wir sind früher viel auch nachmittags nach der Arbeit in den Garten gefahren und haben uns dort hingesetzt und Kaffee getrunken und haben dann halt bissl hantiert. Und uns auch mal in den Liegestuhl gelegt. Sie: Aber hauptsächlich jetzt am Wochenende. Er: In der Woche kommt man nicht mehr so viel dazu. Die Arbeit ist jetzt schon stressiger gegenüber früher.“ (5)

Die Kleingärten waren Orte der Privatheit, Nischen des Alltags, vor dem alles durchdringenden Staat. Viele verbrachten dort nicht nur ihren Feierabend, sondern auch kostengünstig ihren Urlaub. Es stand auch durchaus auf der Tagesordnung, dass Familien den Sommer über ihre (Plattenbau-)Wohnungen verließen und ganz in den Garten umzogen. Damit schufen sie sich einen Ausgleich zum Leben im Beton. Für Familie Schäfer war ihr Garten im Sommer wie ein zweites Wohnzimmer.

#### **- Selbsteinschätzungen zum Alltagsleben in der DDR**

Mit der Interpretation der Räume und vieler kleiner Einzelaspekte, aus denen sich der Alltagskosmos der Familie Schäfer zusammensetzte, sollte gezeigt werden, wie sehr die Lebensumstände in der DDR, aus der distanzierten Sicht eines Außenstehenden gesehen das Wohnen einer Familie prägten. Dagegen soll am Abschluss dieses Familienporträts die *Selbsteinschätzung der Schäfers des alltäglichen Lebens in der DDR* stehen. Auf die Frage nach dem Hausbuch erklärte Herr Schäfer ganz grundsätzlich den Stellenwert des privaten Lebens in der DDR und die Haltung der sogenannten Normalbürger gegenüber dem Staat:

„Sie müssen da immer zwei Dinge unterscheiden: Die DDR, wie sie sich nach außen hin dargestellt hat oder wie es in der Zeitung stand und wie sie wirklich war. Das waren zwei verschiedene Welten. Die haben miteinander nicht sehr viel zu tun gehabt. ... Zu DDR-Zeiten ist sehr viel vorgeschrieben worden, wie alles gemacht werden sollte. Und da man sich dem nicht entziehen konnte, bestimmten Dingen, da hat man die zwar gemacht und hat sie aber auch nicht gemacht. Hat sie halt grade so gemacht, wie es unbedingt notwendig war oder man hat das gemacht dabei, was man halt selber wollte. ... Das private Leben lief eigentlich unpolitisch ab.“ (5)

Als Schlusskommentar am Ende des Interviews hob vor allem Frau Schäfer noch einmal den Stellenwert der Familie und der privaten Einstellung hervor:

„Er: Das normale Leben hat hier in der DDR nicht viel anders stattgefunden, als woanders auch. Sicher, die Familie ist schon ein bissl anders organisiert gewesen. Sie: Das ist immer auch eine Einstellungssache. Wenn man so sehr an materiellen Dingen orientiert ist, dann hat sich sicherlich vieles geändert. Aber wenn das nicht so der entscheidende Punkt in einer Familie ist, - Na, die Lebensqualität, die nicht so sehr vom Lebensstandard abhängt, die konnte auch in der DDR gut sein. Also das hat damit nicht so sehr viel zu tun,

dass man sich einen neuen Fernseher kaufen kann oder sonstwas Besonderes halt. (5/40-41)

Solchen Fragen nach dem „normalen“ und „privaten Leben“ in der DDR, wie es „nicht in der Zeitung stand“, sondern „wirklich war“ soll nun, den Erzählungen der Wohnenden folgend, nachgegangen werden.





Abbildung 14: Wohnung der Familie Schäfer: a Haus aus der zweiten Hälfte des 19. Jhr., b Stiegenhaus, c ‚Vorsaal‘ mit Blick auf die Wohnungstür, d Esstisch in der Küche, e Eckbadewanne im neu eingebauten Bad, f Zimmer der Tochter, g Küche, h Schlafzimmer



**Abbildung 15: Wohnung der Familie Schäfer: a Ehepaar Schäfer mit Sohn im Wohnzimmer, b selbstentworfene Schrankwand, c Ecksofa - Lieblingsplatz der ganzen Familie, d Fernseher mit Osterdekoration, e Wohnzimmer, f Wandschmuck über dem Sofa, g Sohn in seinem Zimmer, h Gästezimmer mit Computer**

## 2. Die Wohnräume und ihre Funktion

Dem Programm einer „kompletten Wohnung“ folgend, möchte ich in diesem Kapitel eine Wohnung in den einzelnen Wohnräumen mit ihren Funktionen vorstellen. Ich lasse mich dabei vom Material leiten: Was fällt auf den Fotos auf? Worauf legten die Interviewpartner besonderen Wert oder auch was verschwiegen sie? Wie konstruierten sie sich in ihrer Wohnung ihre Welt? Immer wieder geht es um den Doppelaspekt der Sache und der Bewertung. Dabei interpretiere ich auf verschiedenen Ebenen: historisch, anthropologisch, ästhetisch, funktional u.a.. Für jeden Raum vertiefe ich einen oder mehrere Punkte, um grundsätzliche Aspekte des Wohnens daran abzuhandeln, etwa beim Vorsaal die Thematik des Außen versus Innen und des Übergangs oder im Abschnitt zur Küche häusliche Arbeiten ganz allgemein. Wichtig wären daneben etwa auch Kinderzimmer, Rückseiten wie Keller oder Dachböden als Orte für Sammlungen und Heimwerken, oder Balkon, Terrasse und Garten als zweites Wohnzimmer. Auch Nebenräume wie Garagen mussten wegfallen. - Daran ließen sich viele weitere Aspekte des Wohnens in der DDR herausarbeiten. Hier möchte ich aber zuspitzen. So arbeite ich schon mit der Beschränkung auf die „Hauptwohnräume“ einer ganzen Wohnung einen Typus heraus. Mein Herangehen, dabei immer wieder vom Einzelfall zur Verallgemeinerung auf eine Mehrheit zu wechseln, entspricht meiner Grundauffassung, dass es keine einheitliche Wohnkultur der DDR gab, sie aber auch nicht völlig individualisiert war.

### a) Die Vorräume: Der Zugang zur Wohnung

#### - In den Wohnungsbeschreibungen

Vorräume in den Wohnungsbeschreibungen - Benennung - Ein Vorsaal gehört zum vollständigen Programm einer Wohnung. - (1) repräsentative Elemente in Vorräumen - (2) Der Vorsaal als Schwellen- und Übergangsraum vom Außen zum Innen - (3) An der Klage über die Lage von Sanitärräumen außerhalb der Wohnung wird eine veränderte Einstellung zu Körper und Privatheit deutlich. - (4) Wohnungen waren zu DDR-Zeiten in der Regel nicht abgesperrt.

„... fangen wir von vorne an: ein kleiner Vorsaal, circa einen Quadratmeter ohne Fenster; eine Tür geht von da aus ins Bad ...; eine Tür geht ins Wohnzimmer ...“ (20)

Mit den Vorräumen beginnen einige Gesprächspartner ihre Wohnungsbeschreibung, weil man von daher die Wohnräume betritt; einige beenden ihre Wohnungsbeschreibung damit, weil sie die Vorräume nicht zu den eigentlichen Wohnräumen zählen, sie aber doch zur Wohnung insgesamt gehören. Der Vorsaal ist in den Aussagen der Interviewpartner *ein Nebenraum*, zu dem sie meist auch nur wenig bemerkten. Erst wenn er fehlte oder Probleme damit verbunden waren, machten ihn die Gesprächspartner zum Thema. Aber in den wenigen Äußerungen zum

Vorsaal wird deutlich, dass er wichtige *Funktionen* hat. Für Frau Huber beispielsweise ist der Vorsaal das *Kennzeichen einer „richtigen kompletten Wohnung“*:

„Also wir hatten nur solche komischen Wohnungen, da kam man gleich von draußen ins Wohnzimmer mit Küche.“ (21)

Den Vorraum innerhalb einer abgeschlossenen Wohnung benennen die meisten der Gesprächspartner *dialektal als ‘Vorsaal’*, manche auch als ‘Flur’ oder ‘Diele’. Einige unterscheiden begrifflich die in Mehrparteienhäusern allgemein zugänglichen Vorräume vom Vorsaal: Sie heißen dann ‘Hausflur’ oder ‘Stiegenhaus’. Ich verwende den Begriff ‘Vorsaal’ hier nur, wenn dies die Eigenbezeichnung der Bewohner für diesen Vorraum ist.

Hier will ich vier Hauptaspekte aus den Aussagen der Interviewpartner herausgreifen, die alle mit dem Verhältnis von Außen, außerhalb der Wohnung, zu Innen, innerhalb der Wohnung, zu tun haben: (1) An historischen Vorbildern orientierten sich einige Gesprächspartner, die bei den Vorräumen auch *repräsentative Gestaltungselemente* ansprachen. Von ihren Wunschvorstellungen einer großen „Diele“ sprachen sie allerdings nur im Zusammenhang mit ihrem Traumhaus. Frau Schön beispielsweise sagte:

„Eine Diele würde mir gefallen. Wo man eine Treppe in die höhere Etage hat. ... Also ich habe schon Freunde, die haben sich beispielsweise eine Villa gemietet. ... Das ist eine Fabrikantenvilla von früher.“ (24)

Da es in Reichenbach in der DDR-Zeit kaum private Bauherren gab, sind die vor Ort erlebbaren Vorbilder für repräsentatives Wohnen die historischen Fabrikantenvillen der Vorkriegszeit. Das Wohnen über mehrere Stockwerke ermöglicht noch eine Ausdifferenzierung von Öffentlichkeit und Privatheit im Wohnbereich. Die Möbelhändlerin Frau Hess träumte vom Landhausstil, in dem historische Elemente und „spartanische“ Möbelstücke repräsentativ eingesetzt werden:

„Das könnte im Landhausstil sein. Das müsste so ganz einfach schlichtes Möbel sein, aber vielleicht Echtholz, richtig spartanisch alles, einen richtigen großen Wirtshaustisch in der Diele, schöne alte Stühle drumrum, so ein bissl zusammengetragen.“ (18/21)

Für die beiden zitierten Gesprächspartner, die selbst in kleineren Wohnungen leben, ist eine Diele vor allem deshalb so traumhaft, weil damit großzügig verfügbare Wohnfläche verbunden ist. Den anderen Interviewpartnern dagegen war in ihren Wohnungsbeschreibungen Repräsentation im Vorsaal kein Thema, in den realen Gestaltungen finden sich aber häufig repräsentative Elemente wie beispielsweise große Spiegel oder Blumenarrangements.

(2) Frau Müller formulierte besonders deutlich, dass erst ein Vorsaal eine „abgeschlossene Wohnung“ ausmacht. Sie erzählte ihre schlechten Erfahrungen:

„Eine abgeschlossene Wohnung ist wichtig, wo keiner klopfen und in der Wohnung stehen kann, wie es uns in R. ging. Die Haustüre unten war auf. Wir haben ganz oben gewohnt. Da ging es sofort vom Hausflur in die Wohnung rein, in das eine Zimmer, ... und

wenn man die Treppe raufkam, sofort Tür. Und die Lehrerin, die war immer mal gefragt, klopf, bumm, Tür auf. Da standen die [Schüler] eben in der Wohnung. ... Und als ich dann einen Säugling hatte, dann kam es eben vor, es hat geklopft und ich war gerade beim Stillen und dann stand da einer und hat aufgepasst, wie ich gestillt hab.“ (13)

Frau Müller beklagte im Laufe der Gespräche immer wieder, wie sehr ihr in dieser beengten Situation - als Familie mit zwei kleinen Kindern in einem einzigen Mansardenzimmer - ein Rückzugsraum innerhalb der Wohnung abgegangen sei. Durch den fehlenden Vorsaal war die familiäre Intimität auch nicht nach außen hin geschützt: Nicht einmal die Wohnung als ganze war ein sicherer Rückzugsraum. Für die nächste Wohnung betonte Frau Müller, wie wichtig ihr ein Vorsaal sei; so ließe sich die Türe öffnen und es käme doch nicht jeder in die Wohnräume hinein. Bestimmte Nachbarn etwa lasse sie nicht weiter als bis in den Vorsaal. Mit dem Einlass in den Vorsaal ist der Höflichkeit Genüge getan und man nimmt doch keinen persönlicheren Kontakt auf wie bei einer Begegnung in privateren Wohnräumen. Ihre Bewohner weisen den Räumen der Wohnung verschiedene Abstufungen von Privatheit und Öffentlichkeit zu: vom Vorsaal, dem halböffentlichen Raum, über das Wohnzimmer, in das Besucher geführt werden, bis hin zum oft rein intimen Schlafzimmer. Erst mit einem Vorsaal lässt sich solche Differenzierung ganz realisieren: Als ein *Schwellen- und Übergangsraum* - vom öffentlichen Außen des Hausflurs zum privateren Innen der Wohnräume der auf sich bezogenen Kleinfamilie - ist er den eigentlichen Wohnräumen vorgeordnet. Deshalb auch vervollständigt der Vorsaal das idealtypische Programm einer kompletten Wohnung, auf das die Gesprächspartner direkt und indirekt immer wieder rekurrierten.

(3) Die *Wertigkeiten von Außen und Innen* dürften auch bei der *Lage der Aborte* eine Rolle spielen. Immer wieder bezeichneten Gesprächspartner die Positionierung der Aborte im Stiegenhaus zwischen den Geschossen als Mangel einer Wohnung, obwohl das in den Reichenbacher Altbauten häufig der Fall ist. Beispielsweise äußerte sich Frau Schüssler zu diesem Thema. Bei ihr liegt die Toilette zwar auf gleicher Höhe wie die Wohnung, aber in den Raum der Toilette ist auch die Badewanne eingebaut, so dass Bad und WC vor der Wohnungstür liegen:

„Das einzige Handicap ... ist, dass die Toilette draußen ist. Also das heißt, auf dem ganz großen Flur. Und die Toilette war so groß, dass wir ... da eine Wanne reingebaut, dass wir da selber ein Bad reingebaut haben. Da rase ich ohne Hemd und ohne Hose durch, ich horche da mal kurz. Das sind nur drei Parteien in dem Haus und wir kennen uns so gut. ... Das ist ein gutes Verhältnis. ... Wenn man von der Wanne raushudelt. Es lässt sich immer niemand sehen, wenn ich draußen bin. Aber ich meine, das ist ja da offiziell der Flur.“ (15)

Scharf trennt Frau Schüssler zwischen dem „draußen des offiziellen Flurs“ und einem Innen der Wohnung. Auch die Nachbarn empfinden, dass sich hier eine intime Sphäre, in der sich Frau

Schüssler ungeschützt nackt bewegt, und der allgemein zugängliche Bereich kreuzen. Sie heben den offiziellen Status des allgemein zugänglichen Flurs zeitweise auf, indem sie sich nicht sehen lassen - sich unsichtbar machen.

Die Klage über die Aborte im Flur begründeten die Interviewpartner zuerst einmal praktisch mit der Unbequemlichkeit des längeren Weges, wenn nicht alle Räume auf einer Ebene liegen. Außerdem können die Aborte im Hausflur im Winter oft empfindlich kalt sein. In manchen Fällen sind sie gar in Nebengebäude eingebaut, die nur über den Hof zugänglich sind. Genauso wichtig wie der praktische Aspekt aber ist, dass die von den Gesprächspartnern als sehr intim eingeschätzten Verrichtung der körperlichen Entleerung außerhalb der Wohnungstüre - außerhalb der eigentlichen Wohnung - im Bereich des halböffentlichen Flurs stattfinden muss. Die Sanitärräume der Altbauten, meist aus der Zeit um 1900, entsprachen nicht mehr den Wünschen der Interviewpartner an Hygiene und Intimität.

Im Zwanzigsten Jahrhundert aber ist Körperpflege insgesamt wichtiger geworden. Dabei sind die körperlichen Verrichtungen in einem Prozess der Zivilisation, wie ihn Norbert Elias<sup>1</sup> beschreibt, immer mehr privatisiert worden. Ausscheidung und Pflege sind zu sehr intimen Tätigkeiten geworden; sie sind sozusagen verinnerlicht worden. Mit dieser gewandelten Einstellung zum Körper *sind auch die Räume für Ausscheidung und Körperpflege* weg von den Stiegehäusern und Hausfluren bei neueren Wohnungsbauten *hinein ins Innere der Wohnungen gewandert*.

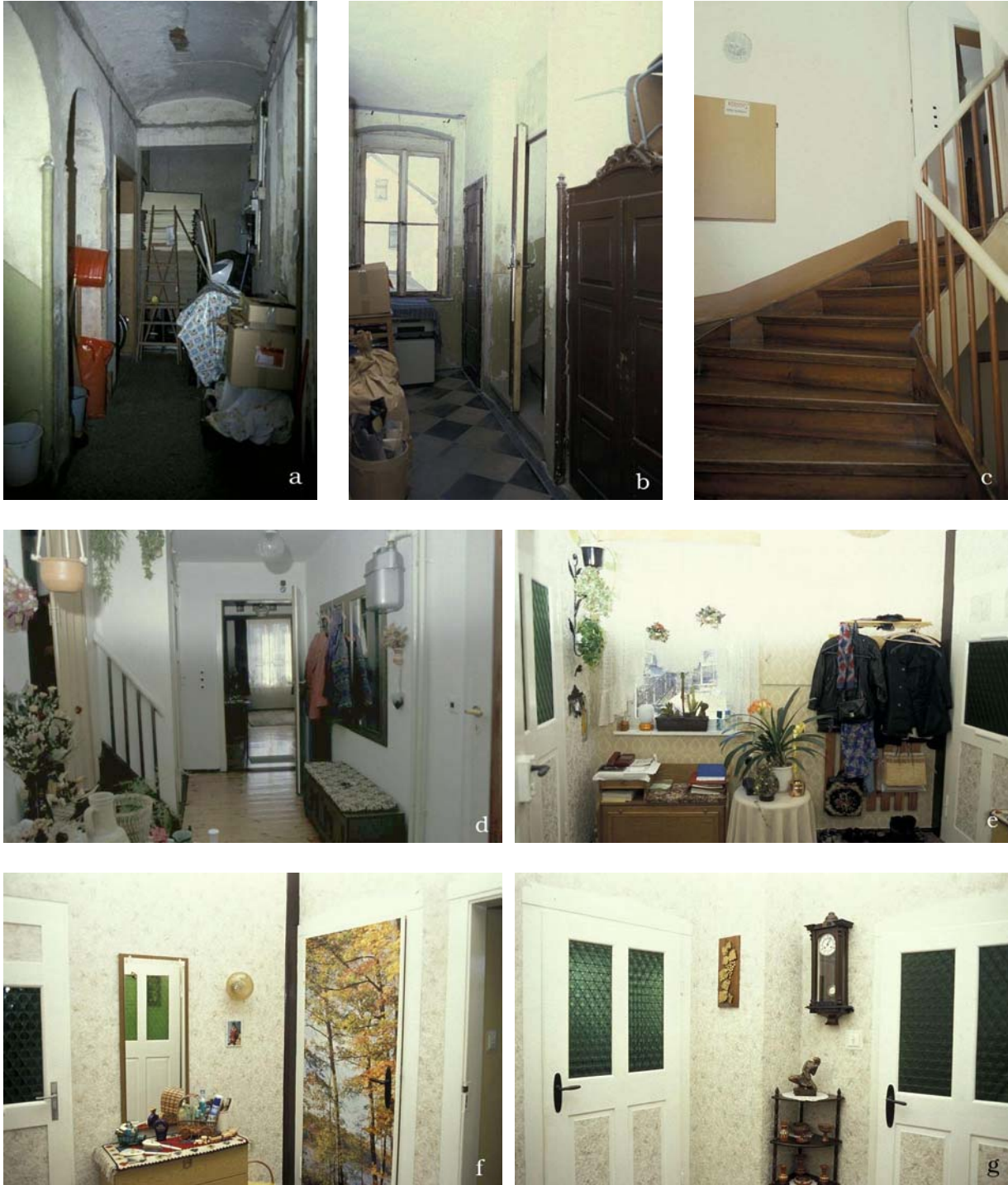
Bei den Reichenbacher Gesprächspartnern prallten neuerer Komfortvorstellungen, die von einem Teil der Bevölkerung, der in Neubauten wohnte, gelebt werden konnte, zusammen mit der Wohnerfahrung in der historischen Bausubstanz der vielen unsanierten Altbauwohnungen, die es den Bewohnern oft nicht erlaubte, solche neueren Vorstellungen umzusetzen. Aus diesem Erleben der unterschiedlichen Verwirklichungsmöglichkeiten resultieren die häufigen Klagen.

(4) Im Zusammenhang mit dem Zugang zur Wohnung war den Interviewpartnern in den Gesprächen noch ein weiterer Aspekt wichtig: Mehrere erzählten, dass sie erst seit der Wende ihre Wohnungstüre absperreten. Seitdem gebe es fahrende Händler, die aggressiv versuchten, an den Haustüren Geschäfte zu machen. Auch die Angst vor Diebstahl ist neu. Ein älteres Ehepaar zeigte mir, wie es die Fenster ihrer Wohnungstüre mit Blech verschlossen hatten, damit niemand unbefugt eindringen könne (Abb. 18c). Der Wegfall lange gewohnter Sicherheiten löste bei diesen älteren Menschen massive Ängste aus, die hier einen sichtbaren Ausdruck fanden. *Eine „abgeschlossene Wohnung“* (13), von der Frau Müller sprach, *war zu DDR-Zeiten keine mit Schloss und Riegel abgesperrte Wohnung*.

---

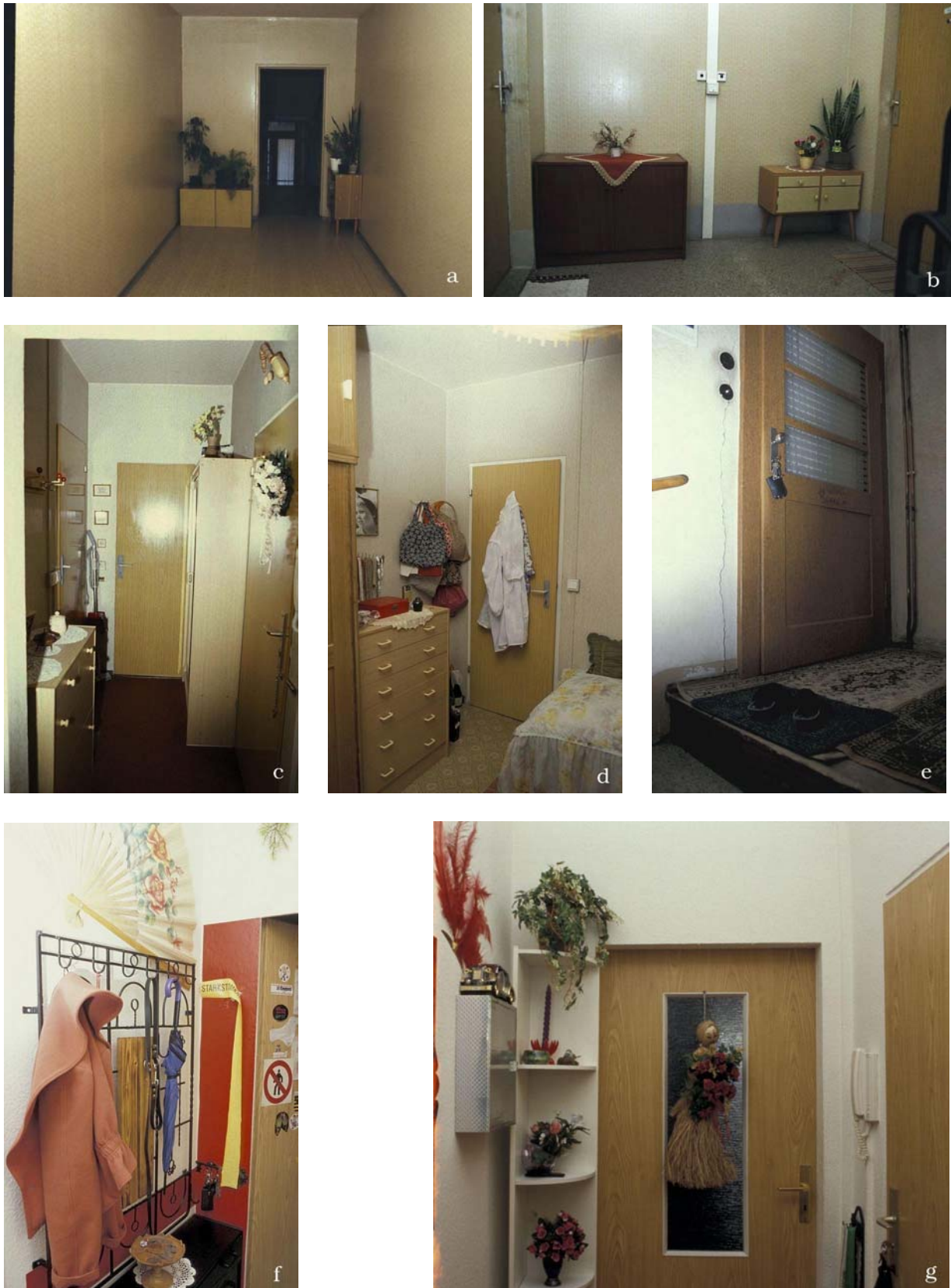
<sup>1</sup> Elias (21969): Über den Prozess der Zivilisation.

Um den Erwerb von Waren mussten sich DDR-Bürger eher bemühen, als dass sie zum Kauf gedrängt worden wären. Handel an der Haustüre gab es nicht. In der geordneten DDR-Gesellschaft kamen Diebstähle von Privateigentum eher selten vor. Die Mehrheit der Bürger besaß sowieso weitgehend die gleichen Dinge. Dabei war die soziale Kontrolle in der DDR-Gesellschaft der Gleichen sehr ausgeprägt. Ein extremes Beispiel dafür ist, wie sich eine Gesprächspartnerin (3/24) beklagte, dass nicht nur die Herkunft der Kleidung, sondern auch das tägliche Putzen und sogar die Details des Ehelebens unter den Arbeitskolleginnen besprochen worden seien. Besonders genau unterschieden Gesprächspartner in ihren Aussagen zwischen Westwaren und Ostprodukten. Es unterlagen also sowohl die materiellen Angelegenheiten - wer welchen Besitz hatte und wie er damit umging -, als auch persönliche Dinge wie intime Verhaltensweisen der sozialen Kontrolle. Zur sozialen Kontrolle im Bereich der Wohnung genügten Tür und Vorraum als symbolische Schranken.



**Abbildung 16: Flure: a-d Flure im Haus von Frau Hirmer sind um so gepflegter, je weiter man hinauf kommt: a Erdgeschoss, b 1. Stock, c Stiege vor 4. Stock, d 4.Stock innen in der Wohnung; e-g 'Vorsaal' von Frau Maier: e Garderobe auch mit Kittelschürze und Taschen, f dekorative Aufstellung von Kosmetika, g Rattanregal, erworben im Intershop, als repräsentatives Element im Vorsaal**





**Abbildung 17: Flure in Plattenbauten: a-d im Haus von Frau Hansen: a Erdgeschoss allgemeiner Eingangsbereich, b vor der Wohnung persönliche Aneignung, c kleiner Neubaufhur, d Stoffbeutel aus Platzgründen im Schlafzimmer aufbewahrt; e Filzpantoffel an der Schwelle zur Wohnung (10), f Neubaufhur (20), g Selbst im kleinen Plattenbauvorsaal findet noch reichliche Dekoration Platz (20).**



Abbildung 18: Flure: a durchgestaltete Blumenwand mit Telefon und Sitzbank im Vorsaal eines Schreiners (32V), b Eingangsbereich der Wohnung eines Innenarchitekten (32S), c Aus Angst vor Eindringlingen hat Herr Neuber die Fenster in der Wohnungstüre nach der Wende mit einem Blech verschlossen (28), d-f Vorsaal in der Wohnung von Frau Ludwig

### - Vorräume im Bild

(1) Von Außen: Kontrast zwischen unrenovierten Altbaufluren und gepflegten Wohnungen - Aneignung von Hausfluren - Fußabstreifer und Pantoffeln als Requisiten eines Reinigungsrituals beim Eintritt in die Wohnung – ‚arbeiterliche‘ Sauberkeitsstrategien - (2) das Inventar der Vorsäle und seine Funktion: Für den Vorsaal gibt es ein festes Repertoire an Ausstattungsgegenständen. - Telefon - (3) Gestaltungen: Gegenüberstellung eines durchdesignten Flures und eines additiv gestalteten Vorsaales - Merkmale einer populären Ästhetik

Die bildliche Vorstellung der Wohnungen soll wie für jeden Bewohner und Besucher von außen beginnen. In einem zweiten Schritt geht es um das Innere der Vorsäle und ihr Inventarschema. Schließlich, noch genauer besehen, um die besondere Ausgestaltung der Vorsäle an der exemplarischen Gegenüberstellung eines durchdesignten mit einem additiv gestalteten Vorsaal.

(1) Immer wieder erlebte ich die Flure vor der Wohnungstüre und die Räume hinter der Wohnungstüre als zwei völlig verschiedene Welten. Besonders *in den Altbauwohnungen ergab sich oft ein großer Kontrast zwischen unrenovierten Fluren und den privaten Räumen*. Für die allgemein zugänglichen, gemeinschaftlichen Stiegenhäuser war die städtische Wohnungsverwaltung zuständig, die dafür meist keine Mittel zur Renovierung hatte. Für den Bereich hinter den Wohnungstüren dagegen fühlten sich die Mieter selbst zuständig und renovierten diesen oft auch selbst. Besonders auffällig war dies im Haus von Frau Hirmer (siehe Abb. 16a-d). Hier befand sich das Erdgeschoss im Zustand einer Rumpelkammer: mit abgestellten alten Einrichtungsgegenständen, alten Möbeln, Baumaterialien und herunterfallendem Putz. Je weiter man im Stiegenhaus hinaufkam in Richtung der Wohnung von Frau Hirmer, um so besser war der Zustand. Der Vorsaal in der Wohnung schließlich bot einen freundlichen Empfang: mit spiegelblank poliertem Boden, Garderobe und dekorativem Blumenschmuck.

Ein anderer Kontrast ergibt sich in den Reichenbacher Neubauten zwischen uniformer Architektur und *persönlicher Aneignung* der Bewohner: Die allgemeinen Stiegenhäuser bieten ein typisiert uniformes Bild. Erst hinter den Wohnungstüren zeigt sich richtig, welche Menschen im Haus leben. Und doch unterscheiden sich die einzelnen Aufgänge. Von außen fallen die unterschiedlichen Balkon- und Vorgartengestaltungen auf. Zu DDR-Zeiten war die Bepflanzung des kleinen Grünstreifen vor dem Hauseingang eine Aufgabe der Hausgemeinschaft. Und auch noch bei meinen Feldforschungen einige Jahre nach der Wende fielen einzelne individuell bepflanzte Vorgärten auf (Beispiel Abb. 13g), obwohl es nun Hausmeister gab. Vor allem aber die Balkone waren das Feld, auf dem sich die Mieter verwirklichten. Oft fanden hier mit Blumen und rustikalem Dekor Sehnsüchte nach Natur und Ländlichkeit ihren Ausdruck. Auch im Inneren eigneten sich die Mieter die Gebäude an: Ein Beispiel dafür sind verschiedene „Flurgestaltungen“ im Haus von Frau Hansen (Abb. 17a-d). Schon im Flurraum im Erdgeschoss (Abb. 17a) ist auf zwei kleineren Schränkchen eine Topfpflanzenzucht untergebracht. So als ob sie

eigentlich nicht an diesem Ort stehen dürften, sind diese Arrangements ganz in die Ecken des Raumes gedrängt und nicht näher am Tageslicht bei der Türe. Dort hängt gleich neben der Haustüre eine Tafel mit den offiziellen Mitteilungen der Hausverwaltung. Auf dem Treppenabsatz vor der Wohnungstüre haben sich Frau Hansen und auch ihre Nachbarin als Vorposten zur Wohnung wieder ein Schränkchen und ein altes Nachtkästchen mit Deckchen und Blumenarrangement aufgestellt (Abb. 17b). Oft waren dort auch die Schuhe vor die Haustüre 'ausgelagert', weil der Miniflur in den Neubauten dafür kaum Platz ließ.<sup>2</sup> Auch der Fußabstreifer ist ein persönlicher Gegenstand. Am Stil des Nachtkästchens und der Blumenarrangements lässt sich ablesen, dass hier höchstwahrscheinlich zwei ältere Damen leben. Die „Verschönerung“ des allgemeinen Raumes mit privaten Gegenständen dient auch dazu, sich ihn mit solchen dinglichen Marken anzueignen.

Am Übergang vom allgemeinen Raum zum privateren hinter der Wohnungstüre liegen fast immer *Fußabstreifer* vor den Türen. Dazu gehört die Handlung, sich vor dem Betreten einer Wohnung daran die Schuhe abzustreifen. Das hat zuerst den praktischen Sinn, somit weniger Straßenstaub mit den Schuhen in die Wohnungen zu tragen. Fußabstreifer fanden sich aber auch vor vielen Haustüren in oberen Stockwerken, wo doch bis dahin der meiste Dreck an den Schuhen längst auf dem Weg durch das Treppenhaus abfällt. In vielen Reichenbacher Haushalten ist es auch üblich, nach dem Eintritt in die Wohnung die Straßenschuhe auszuziehen und zu *Hausschuhen* zu wechseln (siehe Abb. 17e). Für Gäste gibt es Besucherpantoffel. Die dazu üblichen Filzpantoffeln haben inzwischen Ostalgie-Kultstatus erhalten. Jenseits der Türschwelle gilt als der Bereich, wo der Schmutz herkommt, und diesseits der Schwelle als der saubere Bereich. Schuhe abstreifen und Schuhe wechseln ist damit auch so etwas wie ein *kleines Reinigungsritual* am Übergang vom Draußen ins Innere der Wohnung.

Die extra Hausschuhe vor dem Wohnzimmer wählte eine Gesprächspartnerin als Beispiel für den ihrer Meinung nach besonders ausgeprägten Putzeifer in der DDR:

„... Ich meine, ich mache schon mal sauber, aber nicht dass ich jetzt immer - Ich kenne auch Kolleginnen, die waren halt so ganz DDR-typisch. Da waren Sauberputzen, Saubermachen, - Putzen das Lebenselixier. Beispielsweise vor ihrem Wohnzimmer hatten die extra Hausschuhe nur für das Wohnzimmer. In der Küche wurde nicht gekehrt, da wurde dann immer gleich gewischt. Und da bin ich sehr großzügig. M: Warum war das so wichtig? G: Das ist so eine Veranlagung. Auch die Gespräche unter Kolleginnen: Und da war die Leiterin und die ältere Kollegin, da ging es nur um Putzen. Jede Früh hat die zu Hause staubgesaugt und dann wurde wie Rechenschaft abgelegt zum Frühstück, was sie schon alles gemacht hat. Und das war stark vertreten in der DDR, so ein Drang, perfekt zu sein, so in seiner Ordnung.“ (24)

<sup>2</sup> Angela Sommer (1999) wertet dies in ihren Erinnerungserzählungen an den DDR-Alltag als ein Kennzeichen neben mangelnder Geräusch- und Geruchsisolierung dafür, wie öffentlich man in den „Wohnsilos“ der Neubauten lebte, S. 36.

Zum *Putzen* gehörte offenbar auch solch ein „Putzdiskurs“, über seine Aktivitäten zu sprechen und dafür auch soziale Anerkennung zu erhalten. Wiederholt formulierten Gesprächspartner als Qualitätskriterien für eine gute Wohnung, dass sie sauber und ordentlich sein müsse (siehe auch B.II.3). Die Betonung des Putzens als dazugehörige Strategie könnte aus der Arbeiterkultur kommen. Bettina Günter hat für das „Arbeiterwohnen“ in den Zwanzigerjahren im Ruhrgebiet herausgearbeitet, dass Putzen und Sauberkeit hier eine wichtige Kompensationsstrategie war, um Mängel in der materiellen Ausstattung auszugleichen. Es hieß „arm, aber sauber“.<sup>3</sup> Bezeichnenderweise spielte bei der oben zitierten Interviewpartnerin in der Abgrenzung von ihren Kolleginnen, von deren Putzeifer sie erzählte, auch eine soziale Auseinandersetzung mit: Die Sprecherin entstammte einer bürgerlichen Familie und hatte entsprechend sich unterscheidende Gewohnheiten, die Kolleginnen dagegen kamen aus einfacheren Verhältnissen. Fußabstreifer und Extrapantoffeln an der Schwelle zur Wohnung können Indizien sein für solch eine *Sauberkeitsstrategie*; sie markieren, dass hier an der Schwelle die Wohnung beginnt, als der saubere, wohnliche Bereich.

(2) Hat man die Schwelle überschritten, ist meistens der Vorsaal der erste Raum innerhalb der eigentlichen Wohnung. *Für den Vorsaal gibt es ein festes Repertoire an Möbeln und Ausstattungsgegenständen*, das sich mit Variationen in den meisten Wohnungen fand, die ich ansehen durfte. Vor allem wegen ihrer *praktischen-instrumentellen Funktion* dürfen diese Gegenstände selbst in den kleinen Vorräumen der Plattenbauwohnungen (Abb. 17c, 17f-g) nicht fehlen: Dazu gehört eine Garderobe oder Hacken, um daran Außenbekleidung aufzuhängen, oder auch Schirme, Kopfbedeckungen, die Hundeleine und Schlüssel. Auch größere und kleinere Schränke für Schuhe und weitere Bekleidung finden sich in den Vorsälen. DDR-typisch sind die stets griffbereiten Taschen - besonders die Stoffbeutel<sup>4</sup> (Beispiele Abb.16e, 17d). Fast alle DDR-Bürger hatten immer solche Taschen dabei, um jederzeit eine Transportmöglichkeit zu haben, wenn es gerade einen gefragten Artikel zu kaufen gab. Plastiktüten waren selten, so dass es notwendig war, selbst eine Tragetasche mitzubringen. Die bunten Stofftaschen waren oft ein typisches Recyclingprodukt der materialsparenden DDR-Hauswirtschaft: In der Wohnung trugen die meisten Frauen Kittelschürzen aus einheimischer vogtländischer Dederon-Synthetikproduktion, um die Kleidung zu schonen. Aus den abgetragenen Kittelschürzen wurden dann oft noch solche Einkaufsbeutel genäht. - Auch ein Spiegel gehört zu einer vollständigen Garderobe. Er dient vor allem der Kontrolle des eigenen Aussehens beim Aus-dem-Haus-

<sup>3</sup> Günter (1995): *Schonen - Schützen - Scheuern*, S. 130.

<sup>4</sup> Sie waren so typisch für die DDR-Alltagskultur, dass gleich zu Leitobjekten zweier Ausstellungen ausgewählt worden sind: Halle 1999 mit der Anspielung darauf auch im Titel: „gebeutel. im Labyrinth der Versorgungslücken. und Leipzig 1999: „Es geht seinen Gang.“

Gehen. Im Vorraum wurden also all die Dinge aufbewahrt, die man beim Übergang von Drinnen nach Draußen braucht.

Oft hat auch das *Telefon* seinen Platz im Vorsaal gefunden (beispielsweise Abb. 16e, 18a, 18d). Als Objekt, mit dem die Einwohner einer Wohnung nach außerhalb Kontakt aufnehmen können, passt es gut zu den anderen „Übergangsdingen“ im Vorsaal. Zu DDR-Zeiten hatten nur wenige privilegierte Bürger einen privaten Telefonanschluss. Entsprechend aufwändig hatte Herr Lang als selbständiger Schreiner seine Blumen- und Telefonwand inszeniert (Abb. 18a). Zum Zeitpunkt meiner Feldforschungen, einige Jahre nach der Wende, war es noch nicht selbstverständlich, dass jeder ein Telefon hatte. Für Festnetzanschlüsse gab es noch lange Wartezeiten. Bei Frau Ludwig (Abb. 18d) fällt auf, dass auch das weiße Metallregal, auf dem das Telefon steht, offenbar noch ganz neu ist. Auch Haussprechanlagen und elektronische Türöffner sind technische Neuheiten, die erst seit der Wende weitere Verbreitung in Ostdeutschland fanden. Vor den direkten Kontakt ist damit ein technisches Medium geschaltet. Mit solchen Anlagen wird auf die neuen Sicherheitsbedürfnisse und Ängste reagiert.

(3) Bei der Betrachtung der Fotos der verschiedenen Vorräume fällt auf, dass neben den eben benannten Gegenständen, die vor allem wegen ihrer praktischen Funktion wichtig sind, sich fast immer auch reine Dekorationsobjekte finden. Die *Gestaltung der Vorräume* scheint ein wichtiges Anliegen der Bewohner zu sein. Welche *ästhetischen Vorstellungen* stehen dahinter? In der Zusammensicht ergibt sich ein sehr einheitliches Bild. Da die meisten Gesprächspartner aus mittleren Sozialschichten stammen, liegt nahe, dass sie auch ähnliche ästhetische Vorlieben haben.

Deutlich abweichend waren nur die Vorsäle (Abb. 18a-b) der beiden Schreiner Vater und Sohn, die ihre Wohnung professionell durchgestaltet hatten. Etwa im Eingangsbereich in der neu eingerichteten Wohnung des Sohnes (Abb. 18b), der noch ein Studium als Innenarchitekt absolviert hat, gehen sämtliche Details auf einen einheitlichen Entwurf zurück: Der Raum ist hell und licht gehalten, das ist vor allem durch die vorherrschende Farbe weiß erreicht. Die Tür ist durchfenstert und belichtet so den kleinen Vorsaal. Die Garderobe aus dem hellen Material Stahl bleibt als Gestänge leicht ohne voluminöse Raumwirkung. Die schwarze Farbe der Hutablagen wiederholt sich in den Bilderrahmen der Graphiken. Als Geschenke von Studienkollegen sind sie Beziehungsobjekte und gleichzeitig repräsentative Zeichen für Kunstsinn und Stil des Bewohners schon beim Eintritt in die Wohnung. Doch auch hier hat sich mit der Igelfigur auf der einen Hutablage ein „Deko-Objekt“, das einfach nur dazugestellt ist, eingeschlichen. Dieses *Beispiel eines modern durchdesignten Flurs soll hier als Kontrastfolie* dienen, vor der die typischen additiven Gestaltungsmittel der meisten anderen Vorräume deutlich werden.

Als Beispiel für die übliche Gestaltung möchte ich Frau Maiers Vorsaal (Abb. 16e-g) darstellen. Er bietet sich dafür an, weil Frau Maier das Repertoire der gängigen Gestaltungsmittel umfassend angewandt hat. Ihren Vorsaal durfte ich gerne fotografieren, im Gegensatz zum Stiegenhaus, das „erst noch gemacht werden muss“. Ihr Vorsaal erscheint Frau Maier also wohl vorzeigbar. Er scheint auch erst in letzter Zeit, nach der Wende, umfassend samt der Türfüllungen neu tapeziert worden zu sein. Damit verwirklichte Frau Maier eine Renovierungsidee, wie sie in DDR-Wohnratgebern der Achtzigerjahre immer wieder empfohlen wurde. Auch die Fototapete, die auf einer der Türen angebracht ist, war solch ein dort häufig genannter Vorschlag. Frau Maier hat in dieser Zeit regelmäßig Wohnzeitschriften gelesen und sie mir dann auch zur Verfügung gestellt. Mit dieser rundum verkleidenden Tapezierung scheint der Altbaucharakter ein bisschen „wegrenoviert“ zu sein. An der Fensterseite befinden sich die Garderobe und ein spezielles Telefonmöbel, das eine Ablagefläche für den Apparat mit einer gepolsterten Sitzbank vereint (Abb.16e). Hierin zeigt sich die besondere Sorgfalt und Ordnungsliebe, die Frau Maier in ihr „schönes Wohnen“ (11) investiert. Auch an der Garderobe hängt alles geordnet, die Schuhe am Boden stehen in Reih’ und Glied. Die Wertvorstellungen von „ordentlich, gepflegt und schön“ hängen hier offensichtlich eng zusammen. Nicht nur die Schuhe stehen auf einem extra Abstreifer, auch das dazugestellte runde Blumentischchen hat eine eigene Tischdecke; die Dekorationsobjekte im Eckregal stehen auf weißen Deckchen. Zu den Funktionsmöbeln für Kleider und Telefon treten zur Verschönerung die anderen Kleinmöbel. Das runde Tischchen dient nur für die Blumen und eine kostbar glänzende Gießkanne. Das Eckregal ist als solches ein Zierobjekt (Abb. 16g), das Frau Maier einmal nach langem Sparen im „Intershop“<sup>5</sup> erworben hat. Darin hat sie osteuropäische Keramik aufgestellt, die sich als typisches Souvenir von Reisen in östliche Ländern in sehr vielen Vitrinenfächern der Schrankwände von DDR-Wohnungen findet. Ähnlich typisch ist der rumänische Webteppich, auf dem die Kosmetika vor dem Spiegel stehen (Abb. 16f). Hier beschränkt sich Frau Maier nicht nur auf das Dielenset aus zusammenpassendem Handspiegel und Kleiderbürste, sondern sie hat ein Stillleben arrangiert mit einer Kutsche aus Korbgeflecht, in die sie die Kosmetik hineindekoriert hat. Dazu kommt als reines Dekorationsfahrzeug eine kleine Holzeisenbahn. Im Fenster und drumherum befinden sich zahlreiche Pflanzen. Die im Fenster hängenden Ampeln sind vermutlich mit Kunstblumen bestückt. Seit der Wende überschwemmen vor allem fahrende Händler den ostdeutschen Markt mit Kunstblumen in großen Mengen. In fast keiner Wohnung, die ich besichtigen konnte, fehlten sie. Es erscheint charakteristisch, in welcher großen Mengen sie verwendet werden. Durch viele Dekorationselemente hat Frau Maier ihren Vorsaal mit viel Sorgfalt und Ordnungsliebe

---

<sup>5</sup> Geschäfte in der DDR, in denen DDR-Bürger gegen Devisen eingeführte Waren oder andere Mangelgüter zu überhöhten Preisen erwerben konnten, siehe C.III.

verschönert. Sie bediente sich der üblichen Mittel, die sich auch in anderen Wohnungen fanden. Das sind besonders: Nippes mit und ohne Deckchen, zusammen mit echten und künstlichen Blumen (beispielsweise 17g, 18a, 18f).<sup>6</sup> Als schön gilt vor allem Natürliches<sup>7</sup>, das aber durchaus eine künstliche – kunst-volle - und damit gesteigerte Form haben kann.

Verschönerung geschieht hier vor allem durch Addition der Mittel. Zu dieser populären Ästhetik gehört ein gewisser Horror vacui: alles wird ausgefüllt. Dahinter steht eine Ökonomie der Mittel, wie sie Pierre Bourdieu als kennzeichnend für den „Notwendigkeitsgeschmack“ unterer Schichten nennt<sup>8</sup>: Umfassend und doch in Einzelschritten erreichbar kann so die Wohnumwelt gestaltet werden. Mit dem geringsten Aufwand soll der größte Effekt erreicht werden. Die spezifische Kreativität, wie sie sich etwa in Frau Maiers Gestaltungen zeigt, ist in diesem Begriff aber nicht gewürdigt. Gerade in der DDR jedoch ist das mit Einfallsreichtum betrieben worden. ‘Es-Sich-Schön-machen’ und dabei ‘Aus-Wenigem-etwas-Machen’ alltägliche Praxis gewesen. Am Beispiel der Vorräume zeigt sich, dass die Gestaltungen ein Mittel zur Aneignung der Wohnung sind. Es stellt sich die Frage, ob sie nicht ihre wichtigste Funktion darin haben, ein symbolisches Kennzeichen von „Wohnlichkeit“ zu sein.

### **b) Die Sanitärräume: Der Maßstab für Wohnkomfort**

Die Sanitärräume waren für die Gesprächspartner ein wichtiges Thema. - Bad und IWC gehörten zum vollständigen Raumprogramm einer Wohnung. - Reale Situation der Sanitärversorgung - Mehrere Gesprächspartnern bezeichneten die schlechte sanitäre Ausstattung ihrer Wohnungen als „DDR-typisch“.

Das Bad und die Toilette sind die Räume ihrer Wohnungen, die die Interviewpartner am häufigsten erwähnten, denn damit sind für sie die meisten Probleme verbunden. *Innerhalb des Themas „Wohnen“ ist für viele die Sanitärausstattung der Wohnungen ein besonders wichtiger Punkt.* Wenn mich die Gesprächspartner durch ihre Wohnung führten, gab es bei diesen Räumen die extremsten Reaktionen: Ein Teil der Interviewpartner genierte sich wegen seiner Trockenklosetts und wollte sie deshalb nicht herzeigen. Ein anderer Teil dagegen wollte seine neu renovierten Bäder und Toiletten mit Stolz gerne vorführen.

Ebenso wie ein Vorraum gehört ein Bad nach Vorstellung aller Gesprächspartner zum vollständigen Raumprogramm einer Wohnung. Herr Schäfer hat dies explizit formuliert:

„Zu einer kompletten Wohnung gehört, dass eine Küche und ein Bad dabei ist. Heute gehört schon irgendwie eine Heizung dazu, obwohl das sicher viele nicht haben. Es gehört dazu, dass ordentliche Fenster drin sind. Eigentlich sind das normale Dinge, aber hier im Osten nicht unbedingt.“ (5)

<sup>6</sup> siehe Köhle-Hezinger (1998): Wie kam das Grün ins Haus? Anmerkungen zum Verhältnis Mensch - Haus - Pflanze.

<sup>7</sup> darauf hat auch schon zu DDR-Zeiten hingewiesen: Letsch / Ackermann (1988): So ein Tisch mit Obst beispielsweise. Zur Ästhetik des Wohnens. In: Sonntag.

<sup>8</sup> Bourdieu (1982): Die feinen Unterschiede. S. 594 - 595.



Das Bad steht hier in einer Reihe mit der anderen Haustechnik im Heizungs- und Küchenbereich. Wenn Herr Schäfer von einem „Bad“ spricht, so gehört in dieser Ausdrucksweise auch das WC zu einem „Bad“.

Wie Herr Schäfer schon andeutete, widersprach aber die *reale Situation* der Normvorstellung der Menschen. Bei der Wohnungszählung im Jahr 1981 wiesen nur 35,2% aller Wohnungen der Stadt Reichenbach ein Innen-WC auf.<sup>1</sup> Fünf Jahre nach der Wende, 1995, waren es immerhin schon 82% der Wohnungen, die innerhalb der Wohnung über ein WC verfügten (siehe genauer A.III.2. zur Wohnungsstatistik Reichenbachs).<sup>2</sup> Ähnlich verhält es sich mit den Zahlen für die Ausstattung mit Bädern: 1971 verfügten nur 27,8%<sup>3</sup> - knapp ein Drittel der Reichenbacher Wohnungen - über Bad oder Dusche. Zehn Jahre später, 1981, waren es 52,7% der Wohnungen mit dieser Ausstattung<sup>4</sup> - gut die Hälfte der Wohnungen und 1995, bei der letzten Zählung 66%<sup>5</sup> - immerhin zwei Drittel. Auf die ganze DDR bezogen hatten 1990, im Jahr der Vereinigung, 80% der Wohnungen ein Bad.<sup>6</sup> Der Reichenbacher Wohnungsbestand liegt bei der Sanitärausstattung in all den Jahren der DDR im Trend der Republik, aber immer unter dem Durchschnitt. Dabei ist allerdings der große Unterschied zwischen Altbauten und Neubauten zu beachten. Im Zeitraum zwischen den beiden Erhebungen von 1981 und 1995 wurde in Reichenbach das „Neubaugebiet West“ errichtet. Hier entstand eine große Zahl von Wohnungen, die der Norm von einer Wohnung mit Bad, Küche und Zentralheizung entsprach. Damit wurde der Kontrast zu unsanierten Altbauwohnungen als noch größer erlebt, und es verfestigte sich das Leitbild von der kompletten Wohnung mit Bad, Innen-WC und Zentralheizung.

Wohnungen mit Bad:

| 1971        |       | 1981        |       | 1990           |       | 1995        |                |
|-------------|-------|-------------|-------|----------------|-------|-------------|----------------|
| Reichenbach | DDR   | Reichenbach | DDR   | Reichenbach    | DDR   | Reichenbach | Ex-DDR         |
| 27,8%       | 38,5% | 52,7%       | 54,3% | - <sup>7</sup> | 80,0% | 66,0%       | - <sup>8</sup> |

*Mehrere Gesprächspartner (etwa 9, 21, 23) bezeichneten das Fehlen von Komfortmerkmalen wie einem Bad als „DDR-typisch“. So etwa Frau Langer:*

<sup>1</sup> VA 22/90/6 Konzeption für den Wohnungsbau des Kreises Reichenbach bis 1990 zur Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem 15.12.1983, Anlage 9, Blatt 29.

<sup>2</sup> Statistisches Landesamt für den Freistaat Sachsen: Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1995. Kamenz Dezember 1996.

<sup>3</sup> Wohnraum- und Gebäudezählung von 1.1.1971 verwendet In: 6688 Generalbebauungspläne, Generalverkehrspläne; Beschlussvorlage Rat des Kreises Reichenbach 6.5.1976, S. 14.

<sup>4</sup> VA 22/90/6 Konzeption für den Wohnungsbau des Kreises Reichenbach bis 1990 zur Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem, 15.12.1983, S. 29.

<sup>5</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen (1996): Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1995. Gemeindeblatt Reichenbach im Vogtland.

<sup>6</sup> Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) (Hrsg.) (1990): Schwerpunkt Bestandsaufnahme DDR. S. V - 3.

<sup>7</sup> Zahl lag nicht vor

<sup>8</sup> Zahl lag nicht vor

„Das war eine Wohnung, die ich eher so für DDR-typisch gehalten habe. [Das Typische] war ein sehr schlechter Wohnungszustand: Die war nass, äußerst klein, die hatte keinen Flur, kein WC, kein Bad. Und die Fenster waren so was von undicht, man hätte die weglassen können.“ (23)

Bei dieser Wohnung dürfte es sich allerdings um ein negatives Extrembeispiel gehandelt haben, trotzdem war sie wohl auch kein Einzelfall. De facto findet sich eine solch schlechte Wohnung wie im obigen Beispiel auch in der repräsentativen Beschreibung der amtlichen Statistik in den Bauzustandsbeschreibungen. Zu den Interviewaussagen bleibt aber quellenkritisch festzuhalten, dass die Interviewpartner beim Thema Bad in ihrer rückwirkenden Beurteilung dazu tendierten die Wohnsituation in der DDR von ihren negativen Erfahrungen her zu werten.



Abbildung 19: Sanitäreinrichtungen in Altbauten a, b, d, Waschtische zur Körperpflege in Küchen, a (11), b Küche in Behelfswohnung ohne Bad (31), c Trockentoilette (= PC) außerhalb der Wohnung, einen Treppensabsatz tiefer (7), d multifunktional genutzter Küchenraum zum Kochen, Essen und Arbeiten am einzigen Tisch der Wohnung: Sich-Aufhalten, Waschen und Körperpflege (14), e-f nachträglich in Altbau eingebautes Bad zusammengetragen aus lauter Einzelteilen (7)



**Abbildung 20: Sanitäreinrichtungen: a Waschtisch in der Küche, erkenntlich an Toilettenartikeln, b Bad eines Schreinermeisters, das sich dieser selbst einbaute. Mit seinen verdoppelten runden Spiegel auf hellen Fliesen, in Kombination mit dunklen Holzeinbauten und dem grünen Hocker als Farbkontrast entspricht es gehobenem Einrichtungsstandard der DDR (32V), c-d historisches Bad, das von zwei Parteien gemeinsam genutzt wird (27), e Nasszelle in einem Plattenbau im ursprünglichen Zustand: Auf 3,34 m<sup>2</sup> sind hier Wanne, Waschtisch und Toilette untergebracht. Mit DDR-Standard: freistehende Wanne, ungefließt und Kunststoffarmaturen. (9), f Nasszelle in einem Plattenbau, nach der Wende generalsaniert: mit eingemauerter Wanne, Edelstahlarmaturen und einheitlich hellen Fliesen.(20)**



**Abbildung 21: neu eingebaute Bäder: a-d neu eingebautes Bad in einem Altbau. Es ist so großräumig, dass es der Bewohnerin reichlich Raum lässt für dekorative Stilleben, die sich im Thema auf den Standort beziehen (21), e neu eingebaute Toilette in einem Altbau. Sie entspricht den Wunschvorstellungen der Bewohner. (22), f 12 Bad in einem Altbau, das sich im Umbau befindet. Bislang ist noch die alte freistehende Wanne in Benutzung, obwohl die neu in die Ecke einzupassende schon bereit steht. Fliesen, Doppelwaschtisch, Schränke und Dusche sind geplant. (22)**

### - Das Spektrum der Sanitärräume in Reichenbach

1. Wohnungen ohne Bad - 2. Teillösungen in Altbauwohnungen ohne Bad - 3. das Problem der Trockenklosetts - 4. nachträgliche Badeinbauten - Badewannengeschichten als Beispiel für die Wirkungen der Planwirtschaft - 5. historische Bäder - 6. nach der Wende sanierte Bäder - 7. Nasszellen im Plattenbau mit DDR-Standard und neu renoviert - 8. 'ideale' Bäder und Traumbäder - Zusammenfassung

Das Spektrum der Sanitärräume, wie es sich in den Aussagen der Interviewpartner und den Fotos ihrer Wohnungen zeigt, möchte ich nun anhand einiger Beispiele vorstellen. Dabei unterscheide ich acht Abstufungen von der Wohnung ohne Bad bis zum 'Traumbad'. Welche Vorgaben waren den Gesprächspartnern gegeben? Wie konstruieren und gestalten sie damit ihr Wohnen in den von ihnen für so wichtig gehaltenen Sanitärräumen? Zuerst beschreibe ich dazu die Phänomene mit Hilfe von Fotos und den Eigenbeschreibungen der Bewohner. Dann geht es um deren Bewertungen, wie sie sich in den Gegebenheiten und Interviewtexten ausdrücken. Die Reichenbacher Beispiele können so auch die allgemeine Situation in der DDR illustrieren. Vor allem aber zeigen sie, wie sich die DDR-Bürger im privaten Rahmen ihre Alltagswelt konstruierten.

Die *wichtigste Rahmenbedingung für die Sanitärausstattungen* der einzelnen Wohnungen ist das *Alter des Gebäudes*: In die zu DDR-Zeiten in Reichenbach entstandenen Wohnungsneubauten wurde standardmäßig ein Bad eingebaut. Diese Bäder bieten ein recht einheitliches Bild. In den Reichenbacher Altbauten dagegen fehlten oft Bad und Innentoilette, so dass sich hier eine Fülle verschiedener Lösungen findet.

(1.) Die oben zitierte Aussage (23) steht für die Variante, dass *eine Wohnung über kein eigenes Bad verfügte*. Frau Langer berichtete weiter von den Schwierigkeiten, in der kalten Wohnung ohne Bad ihren kleinen Sohn zu waschen:

„Bis dorthin war er [= mein kleiner Sohn] eben auch immer sehr warm angezogen. Und Baden ging für das Kind in dieser Wohnung überhaupt nicht. Für mich nicht, weil nichts da war, und ihn hätte ich ja baden können mit einer Kinderwanne, aber das ging eben nicht. Da bin ich zu meinen Eltern gegangen. Also ich bin in der Woche dann mehrmals zu meinen Eltern und habe bei denen gebadet.“ (23)

Ähnliche Erfahrungen berichteten mehrere Gesprächspartner (7 und weitere in informellen Gesprächen). Es existiert in Reichenbach auch noch ein öffentliches „Stadtbad“ (Roßplatz 13). Hier werden Wannebäder angeboten als Bademöglichkeit für Bürger ohne eigenes häusliches Bad. Von den Gesprächspartnern hatten zum Zeitpunkt des Interviews zwei (30, 31) kein eigenes Bad zur Verfügung, hatten also weder eine Dusche noch eine Badewanne in ihrer Wohnung. Für beide war dies der wichtigste Grund für den bevorstehenden Umzug. Herrn Greippls Einschätzung dieser Wohnsituation ist deutlich negativ:

„Ein Bad haben wir auch nicht, das ist ja eine Katastrophe. Heutzutage müssten wir schon zumindestens eine Dusche in der Wohnung haben, das ist das allerwenigste. ... Dann will ich mir vorläufig erst mal schon eine andere Wohnung suchen. Schon mit Bad, [das] müsste da mindestens drinne sein.“ (31)

Ein Bad ist für Herrn Greipl Mindeststandard. Diese Normvorstellung, wie „eine Wohnung sein müsste“ und die Realität seiner Wohnsituation gehen aber deutlich auseinander. Deshalb ist er derart entsetzt. Dieser Norm von der Wohnung mit Bad und WC entsprach der Reichenbacher Wohnungsbestand aber bis 1995 nicht (Zahlen siehe oben).

(2.) Für das Problem der fehlenden Bäder *in den Altbauwohnungen* finden sich in der Gruppe der Gesprächspartner auch *verschiedene Teillösungen*. Bei einigen findet ein Teil der Körperpflege in der Küche statt. Meist ist dabei zur ‘kleinen Wäsche’ in der Küche neben der Spüle für das Geschirr noch ein separates Waschbecken zur Körperpflege vorhanden (siehe Abb. 19a, 19b, 19d, 20a). Dabei spielt auch eine Rolle, dass - wie in traditionellen Häusern - die Küche der Raum ist, der zumindest mit dem Kochherd heizbar und daher auch im Winter warm ist. Oft ist dieses Waschbecken in der Küche auch ganz in der Nähe des Herdes. Am Spiegel bzw. Spiegelschrank über dem Waschbecken und den aufgebauten Körperpflegemitteln lässt sich deutlich diese Funktion ablesen. Für ‘größere Wäsche’ fanden die Interviewpartner verschiedene Lösungen: Frau Hirmer (17) beispielsweise hat sich in die eigentliche Toilette auf engstem Raum noch eine Dusche einbauen lassen. Bei Frau Ludwig (14) stehen Duschkabine und Waschmaschine in der Küche, da ein eigener Raum für das Bad fehlt und in der schmalen Toilette kein Platz dafür ist.

Die *Bewertungen dieser Teillösungen* richten sich nach Möglichkeiten und Vorerfahrung der Einzelnen. Frau Hirmer sieht die Einschränkung: „Dann hab ich leider kein Bad - nur eine Dusche.“ (17). Für Frau Ludwig stellt die Dusche in der Küche dagegen eine Verbesserung dar, weil ihre vorige Wohnung über keinerlei sanitäre Einrichtungen verfügte: „Außerdem hatte ich dann hier auch die Dusche drin. In der anderen Wohnung, da hatte ich kein Bad und nichts. Das war alles nichts.“ (14)

(3.) Der Einbau von Bädern und Toiletten ließ sich in vielen Reichenbacher Altbauten nicht gemeinsam erledigen. So blieb in einigen Fällen (7, 11) das für die Bewohner drängendste Problem der *Plumpsklosetts (= PC)* trotz Badeinbauten ungelöst. Drei der Interviewpartner (7, 11, 30) verfügten noch zum Zeitpunkt des Interviews nur über eine Trockentoilette. Einige weitere erzählten von früheren Wohnsituationen, in denen es ihnen ebenso erging.

Bei *Trockentoiletten* fallen die menschlichen Exkremeente durch ein Fallrohr in eine Grube, in der sie gesammelt werden und von Zeit zu Zeit abgepumpt werden müssen. Diese Form des Aborts wird Trockentoilette genannt, weil die Ausscheidungen nicht durch fließendes Wasser wie bei einem Wasserklosett (= water closet) weggeschwemmt werden, sondern ‘trocken’ nach

unten fallen. Sie werden in der Regel nur durch etwas Wasser, das die Benutzer nachgießen, verdünnt und in ihrem Fall beschleunigt. Zur Ausstattung der Trockentoiletten gehört deshalb ein Wassereimer oder -krug (siehe Abb. 19c links unten). Die Trockentoiletten eines Hauses liegen in den einzelnen Stockwerken übereinander - entlang dem Fallrohr. Sie lassen sich damit nicht beliebig im Grundriss verlegen. Aus solchen technischen Gründen und wegen der mit den Trockentoiletten verbundenen Geruchsbelästigung sind sie in den alten Mietshäusern oft außerhalb der Wohnungen angeordnet: im Flur oder „auf halber Höhe“, das heißt um ein halbes Stockwerk zu den Wohnungen versetzt höher oder tiefer, von den Treppenabsätzen des Stiegenhauses zugänglich und bei kleineren Häusern auch in Nebengebäuden wie Waschhäusern und dann nur über den Hof zu erreichen. Da in Reichenbach eine zentrale Kläranlage fehlte und viele Altbauten auch nicht über eine private Klärgrube verfügten, haben einige Altbauwohnungen zwar Bäder, aber nach wie vor nur Trockentoiletten außerhalb der eigentlichen Wohnungen (7, 11).

Diese Auslagerung der Toiletten für die als intim eingeschätzten Funktionen der körperlichen Ausscheidung außerhalb der Wohnungen *bewerteten die Interviewpartner überwiegend negativ* (siehe zur Außen - Innen - Thematik und dem historischen Wandel im Kapitel Vorräume). Der hauptsächliche praktische Nachteil der Trockentoiletten ist jedoch aus Sicht der Gesprächspartner die Geruchsbelästigung. Das Ehepaar Bauer ist stolz auf sein neues WC und erzählte deshalb von dem überwundenen früheren Zustand mit dem Plumpsklosett:

„Sie: Das ist schön, also das war ein Zugewinn. Die Heizungen und auch das WC, wenn man es anders kennengelernt hat, dann lernt man das auch schätzen. So hat man die Haustür aufgemacht, wenn dann ein Wetterumschwung war, boh, man hätte gleich wieder umdrehen können. Da hat ja alles gestunken. Er: Der Luftdruck drückt dann den Geruch wieder rauf. Sie: Klappe, alles dran und trotzdem ... Das stört einen schon. Er: Das war nicht schön.“ (22)

Beiden war es wichtig, dass ich bei einem Rundgang durch ihr Haus unbedingt auch die neue Toilette besichtigte, auf die sie so stolz waren. Umgekehrt erwähnten einige, dass sie Besucher nur ungern auf ihre Trockentoiletten führen: Diesen peinlichen Punkt erwähnte Frau Maier, als es um ihre Ausbauziele ging. Vorweg sprach sie in mehreren Sätzen von der Waschmaschine, die sie demnächst erneuern wollte, und dann kam sie noch ganz kurz auf das Bad mit geplantem WC:

„Das Bad, das möchte ich dann mal so haben, dass man auch mal jemand hineinführen kann. So sieht es übelst aus.“ (11)

Ausführlicher kann Frau Ludwig im Rückblick von der Peinlichkeit des im Hof gelegenen PCs sprechen, weil ihre jetzige Wohnung besser ausgestattet ist:



„... in der anderen Wohnung, da hatte ich kein Bad und nichts. Das war alles nichts. Die Toilette fünfzehn Meter über den Hof und im Winter war des dann nicht besonders schön. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Man hat sich auch daran gewöhnt. Aber ich hatte es nicht so besonders gern, wenn ich da Besuch hatte und die wollten dann mal ‘auf Toilette’ und ich musste sagen: „Dann musst du hier in den Hof und dann hier hinten rum.“ Das war dann schon nicht so angenehm. Meine Besucher hat das nicht gestört. Aber mich selber hat es schon gestört. Das war nicht so das, was man sich so vorstellt.“ (14)

Frau Ludwig bezieht sich hier mit der unpersönlichen man-Formulierung auf eine allgemeine Norm. Übereinstimmend bewerteten alle Interviewpartner Trockentoiletten deutlich negativ. Innerhalb der Wohnungen waren nicht die Schlafzimmer die tabuisierten Räume. - Diese Vor-erwartung bestätigte sich nur bei einem einzigen älteren Ehepaar. - Vielmehr waren die Trockentoiletten die mit Peinlichkeit aufgeladenen Orte.

(4.) Mit viel Eigenengagement bauten sich deshalb häufig Mieter in ihre Altbauwohnungen nachträglich Bäder und Toiletten ein. Dieser Weg der *nachträglichen Badeinbauten und Generalrenovierungen* wurde von der kommunalen Wohnungsverwaltung toleriert. In den Achtzigerjahren wurden solche Selbsthilfemaßnahmen von staatlicher Seite unterstützt und instrumentalisiert etwa in der FDJ-Initiative „Um- und ausgebaut“<sup>9</sup>. Frau Markhardt, die Sachbearbeiterin im Wohnungsamt war, berichtete, dass sich durch solche Eigeninitiativen junge Leute, vor allem solche, die im Baugewerbe beschäftigt waren, Altbauwohnungen, die sonst nicht mehr bewohnbar gewesen wären und „aus dem Bestand herausgefallen wären“ (33), renoviert hätten. Dabei ging es vor allem um den Einbau von Bädern und Haustechnik. In der lokalen Wohnungsstatistik in der Freien Presse wurden die von den Mietern selbst ausgebauten Wohnungen dann als Zugewinn dargestellt. Für die aktiven Mieter brachte ihr Eigeneinsatz den Vorteil, schnell an eine Wohnung zu gelangen, die meist deutlich größer war als eine Neubauwohnungen, die sie bei gleicher Familiengröße erst nach langen Wartejahren erhalten hätten.

In der Gruppe der Interviewpartner finden sich einige (6, 7, 11, 15, 19, 22, 32), die sich in ihre Altbauwohnung selbst ein Bad eingebaut haben (siehe Abb.19e-f, 20b, 21f). Frau Schüssler erzählte beispielsweise, dass sie in die Toilette auf dem Flur selbst eine Wanne eingebaut und so ein Bad gewonnen hätten (15). Immer wieder kamen die Interviewpartner auf die *Mühen* zu sprechen, sich das nötige Material zu besorgen.

*Ein besonderes Problem stellte für sie dar, Badewannen zu bekommen.* Sie erzählten, dass es für den Mangelartikel der Badewannen in den Sanitärgeschäften Bestell- und Wartelisten gegeben hätte. Die Wartezeiten hätten teilweise mehrere Jahre betragen. Im Interviewtextcorpus sind allein drei kleine *Geschichten* (6, 7, 11) zum ‘Besorgen’ einer Badewanne enthalten. Die Gesprächspartner erzählten dabei von ihrem jeweils besonderen Weg, um unter Umgehung der

<sup>9</sup> Die Freie Presse vom 22.2.1989, S. 8 berichtete etwa für 1989 stünden 55 Wohnungen für diese Initiative fest.

Wartezeit an eine Badewanne zu gelangen: Frau Maier (11) etwa konnte für sich „eine Art Dringlichkeit“ geltend machen und „über das Versorgungskontingent der Polizei“ eine Badewanne erhalten. Eine Frau kam dank ihrer Westverwandtschaft zum gewünschten Zeitpunkt an eine Wanne: Über den Geschenkeversand Genex schenkte der Opa aus dem Westen seinem Enkel im Osten eine Badewanne (6). Und Frau Moll erhielt nur wegen ihrer Tätigkeit im „Gesundheitswesen“ eine Badewanne auch zu dem Zeitpunkt, als sie ihr Bad einbaute. Von ihrem „Kampf“ um das Bad gab sie einen „Schlachtenbericht“:

„ ... dann hab ich [den anderen Teil der Wohnung] für mich ganz bekommen. Mit viel Kampf. ... Und ich wollte ja das durchaus, weil ich ein Bad einbauen wollte. Denn im Gesundheitswesen, da musste man ja wirklich auf Hygiene achten, wo man da überall hinkam. Und das war halt immer „nicht möglich“, angeblich. Und dann war im Wohnungsamt ein neuer Leiter. Und der hatte sofort Verständnis, und der hat gesagt: "Sie können das machen, wenn Sie alle Materialien besorgen. Wir haben nichts, aber wenn Sie die Handwerker organisieren und die Materialien, können Sie es machen."

Dann bin ich halt los. Das war halt der Vorteil, dass ich viele Leute kannte, beziehungsweise die mich kannten, und die dann gesagt ham: "Ja, wenn Sie was brauchen, Ihnen machen wir das schon." Das war der Vorteil für mich, sonst wäre es zappenduster gewesen. Ich musste dann die Badewanne organisieren; ich musste den Gas-Wasser-Speicher, die Gasheizung, - alles musste ich organisieren. Dann gab es keinen Fußbodenbelag, den hab ich nur stückelweise gekriegt. Und und und. Und neue Fenster, aber da hatte ich von dem Glasermeister die Mutter gepflegt, und da hat der gesagt: "Die neuen Fenster kriegen Sie von uns." (lacht) Das waren halt alles solche Sachen.“ (7)

„... wo ich die dann, die Genehmigung hatte, das Bad zu bauen, da hab ich mir gedacht, jetzt fährst einfach los und dann haben die gesagt: "Was, Sie wollen eine Badewanne? Das sind zwölf Jahre Wartezeit.", wie für einen Trabant. Und da hab ich dann aber über das Gesundheitswesen. Um ein paar Ecken, hat der gesagt: "Ich versorg Ihnen eine." (7)

Alle drei Gesprächspartner erhielten ihre Badewanne letztlich nur durch Beziehungen.

Die *Badewannengeschichten lassen sich auch als Beispiele für die Wirkung der Planwirtschaft<sup>10</sup> im Wohnalltag* lesen. Die staatlichen Plankommissionen entschieden mehr nach politischen Maßgaben als nach dem wirklichen Bedarf, was produziert wurde und wie es verteilt werden sollte. Dabei kam es immer wieder zu Engpässen in der Versorgung mit bestimmten Gütern. Wartelisten waren eine Methode, mit der in der Verteilung für eine relative Gerechtigkeit gesorgt werden sollte. Sie führten jedoch dazu, dass sich viele Bürger vorsorglich auf diesen Listen für die Mangelgüter anmeldeten. Das bekannteste Beispiel waren die Wartelisten für Autos, in die die Eltern ihre Kinder oft schon kurz nach der Geburt eintrugen, um dann bei Erreichen der Volljährigkeit das Anrecht auf den Erwerb eines Autos zu erhalten. Frau Moll verglich die Mühen um den Erwerb einer Badewanne auch mit denen für den Erwerb eines „Trabants“. Damit erzeugte der Mangel aber einen künstlichen Bedarf. Er erhöhte sich noch zusätzlich durch die umfangreiche private Vorratswirtschaft, mit der viele DDR-Bürger Mangel-

<sup>10</sup> Siehe Wölle (1999), S. 189 - 194.

güter horteten. Das setzte wiederum den allgemeinen „Teufelskreis der Mangelwirtschaft“<sup>11</sup> fort.

Aber auch die *Ausnahmen* waren fester Bestandteil des Systems. Der Verteilungsplan unterstand dem „Primat der Politik“<sup>12</sup>: Sie sah bestimmte *Sonderkontingente* vor, die unabhängig von der allgemeinen Versorgung beliefert wurden. Im Beispiel der Badewannen galt das etwa für den öffentlichen Sektor - also auch die Polizei, oder „das Gesundheitswesen“. So waren über diese Sonderkontingente Mangelgüter oft leichter zu erhalten als in der allgemeinen Vergabe. Wer es zudem erreichte, seinen dringenden Bedarf amtlich als „Dringlichkeit“ bestätigen zu lassen, wurde bei der Vergabe bevorzugt. So konnten beispielsweise Hautkranke mit Hilfe eines ärztlichen Attests solch eine „Dringlichkeit“ für die Zuteilung einer Badewanne nachweisen und damit bevorzugt beliefert werden. Ein offiziell geduldeter Weg, die planwirtschaftliche Versorgung zu umgehen, war der *Geschenkeversand Genex*<sup>13</sup>. In seinem Katalog wurde beinahe alles angeboten, was das Herz eines DDR-Bürgers begehrte, von der Feinstrumpfhose bis zum VW Golf und eben auch Badewannen. Über den Genexversand konnten westliche Ausländer DDR-Bürger beschenken, wobei der DDR-Staat für sich auf diesem Wege Devisen abschöpfte. Dabei konnte es zu solch surreal anmutenden Situationen kommen, dass in der DDR produzierte Waren über den Westen für DDR-Bürger schneller zu erhalten waren als im freien Handel der DDR.

Der nachträgliche Badeinbau in eine Altbauwohnung erforderte nicht nur für die Badewanne erheblichen Einsatz. Das lässt auf den hohen Stellenwert schließen, den ein Bad für die Bewohner hatte. Der hohe Einsatz, in Eigeninitiative Bäder einzubauen, erschien allen Gesprächspartnern fraglos gerechtfertigt, denn sie rechneten mit absoluter Mietsicherheit ihrer Wohnung. Sie hatten ein eigentumsähnliches Verhältnis zu ihren Wohnungen. Deshalb entsetzte es einige (7, 19) Gesprächspartner auch besonders, als sich dieses Verhältnis mit der Wende änderte. Oft erhöhte sich die Miete gerade wegen der selbst eingebauten Bäder, und die Eigenrenovierungen fielen nun dem Vermieter zu. Frau Winter etwa beklagte:

„Wir haben, wo wir noch DDR waren, die Wohnung saniert. Elektrisch, Gas, Wasser, Bad eingebaut, die Öfen angeschafft - ist alles unseres. Und mit der Wende war das ja nun anders, hat das ja nun alles dem Hauswirt gehört.“ (19)

(5.) Die besonderen Mühen, die ihnen die sanitäre Einrichtung ihrer Wohnungen bereitete, gab den Interviewpartnern reichen Gesprächsstoff. Fast unerwähnt dagegen ließen sie *Altbauwohnungen, die ein funktionsfähiges historisches Bad* besaßen. Doch sie gehören natürlich auch zum vollständigen Spektrum. Die Eheleute Neuber beispielsweise erzählte von ihrer Altbau-

---

<sup>11</sup> Wollé (1999), S. 192.

<sup>12</sup> Wollé (1999), S. 190.

<sup>13</sup> Siehe Merkel (1999): Utopie und Bedürfnis. Zur Geschichte der Konsumkultur. darin: zu Genex S. 243 - 276.

wohnung, die sie als Flüchtlinge nach dem Krieg erhalten hatten und seitdem bewohnten: „Die war damals schon eine gute Wohnung, weil sie ein Bad und ein WC hatte.“ (28) Und Herr Tröger führte mir mit einem gewissen Stolz sein historisches Bad vor, das noch eine freistehende Badewanne auf Löwenköpfen und ein von Säulchen gestütztes Waschbecken aus der Erbauungszeit enthielt (Abb. 20c-d). Dieses Bad einer Jugendstilvilla nutzen allerdings das Ehepaar Tröger und die Familie seiner Tochter, die im gleichen Haus ihre Wohnung hat, gemeinsam. Zu DDR-Zeiten lebten in diesem Haus zeitweise bis zu vier Parteien, die alle auf dieses eine Bad angewiesen waren. Herr Tröger hielt die gemeinsame Badnutzung nicht extra für erwähnenswert; er war es nicht anders gewohnt. Dass mehrere Parteien zusammen größere Altbauwohnungen bezogen und sich ein Bad und Toilette oder auch die Küche teilen mussten, war nach Aussage von Frau Markhardt vom Wohnungsamt zu DDR-Zeiten - besonders vor Errichtung des Neubaugebietes West - gängige Praxis in Reichenbach und Anlass zu häufigem Streit unter den Mietern.

(6.) Bei meinen Feldforschungen einige Jahre nach der Wende bekam ich dann auch *Bäder* (5, 21, 22, 24, 32S) in *Altbauwohnungen* gezeigt, die inzwischen mit den *Nachwendemöglichkeiten* saniert worden sind. Oft hatten diese neuen Bäder eine großzügig bemessene Grundfläche, weil für sie ursprüngliche Wohnräume zu Bädern umgewidmet wurden (siehe Abb. 21a-d, 21f). Am Bad der Familie Bauer, das sich gerade im Umbau befand, ist der Wandel der Standardvorstellungen direkt ablesbar (Abb. 21f). Ein Raum im Erdgeschoss mit Terrassentüre, neben Wohnzimmer und Küche, ist als Badezimmer genutzt. Darin ist die alte Badewanne freistehend aufgebaut; die neue Badewanne dagegen, die bereits im Raum lagert, soll genau ins Eck eingepasst werden. Dafür verfügt sie über einen zur Ablage erweiterten Wannenrand. Zusätzlich zur Badewanne haben die Bauers noch eine Dusche vorgesehen. Bislang gibt es ein Waschbecken, aber Herr Bauer spricht von einem „Doppelwaschplatz und Schränken“, die sie sich vorstellen. Auch die Fliesen fehlen noch, bisher ist nur tapeziert. Zur Verwirklichung aller dieser Pläne mangelt es den Bauers im Moment noch an den nötigen Mitteln, obwohl es „nicht groß Luxussachen, überhaupt nicht groß Luxus[ ist]. Es soll Qualität sein und mehr nicht.“ (22), wie Frau Bauer abschließend zusammenfasst. Diese Bewertung deckt sich mit Aussagen anderer Gesprächspartner und meinen Beobachtungen. Zum Standard für neu renovierte Bäder gehören dabei: Wanne und Dusche, Waschbecken mit Spiegelschrank, durchgängige Fliesung von Boden und Wänden, Zentralheizung und - ohne dass das noch erwähnt würde - fließend Warm- und Kaltwasser.

(7.) Viel von diesem gegenwärtigen Standard, der für die meisten Bäder in den Reichenbacher Altbauten erst nachträglich eingebaut werden muss, war in den *Bädern der Plattenbauten* im „Neubaugebiet West“ von Anfang an serienmäßig vorgesehen. Allerdings werden inzwi-

schen mit den veränderten Nachwendemöglichkeiten auch die Bäder der Plattenbauten bei Neubezug generalrenoviert. Zwei Nachbarinnen verglichen ihre Bäder:

„G: Ich habe kürzlich das Bad und die Toilette renoviert, meine Kinder haben mir das gemacht ...

G2: Die haben es natürlich komfortabler gemacht. Sind schönere Armaturen - gefliest innen und außen. Bei uns im Bad, da sind keine verchromten Armaturen, das ist alles nur so aus DDR-Zeiten, so primitiv und keine Kacheln und nichts.“ (9)

Der ersten Dame haben ihre Kinder das Bad renoviert; das Bad der zweiten befindet sich noch im Ursprungszustand. Sie benannte, was zu den veränderten Vorstellungen von Komfort im Bad gehört.

*Die Bäder in den Plattenbauten der DDR unterlagen einer absoluten Normierung:* Bei einem Bautyp hatten alle Wohnungen gleich große und gleich ausgestattete Nasszellen. Sie wurden als ganze Teile, schon fertig montiert, vom Baukran aus alle in einer vertikalen Achse übereinander angeordnet, eingesetzt. Dabei war das Bad einer „Vierraumwohnung“ genauso groß wie das einer „Einraumwohnung“. Bei den in Reichenbach verwendeten Bautypen waren Bad und Küche im Inneren der Wohnung angeordnet und verfügten deshalb nicht über Fenster (siehe Grundriss). Beide waren als reine Funktionsräume mit einer minimalen Grundfläche konzipiert. Im Bad waren Wanne, Waschbecken, meistens eine Waschmaschine und auch die Toilette auf 3,43 Quadratmetern<sup>14</sup>, wie bei dem in Reichenbach verwendeten Typ WBS 70, untergebracht. Irgendwelche frei gestaltbaren Flächen, etwa für Möbel, standen in solch einem Bad nicht zur Verfügung. Die kleinen Bäder der vielen Plattenbauwohnungen erklären die Statistik, dass 48% der ostdeutschen Badbesitzer ein Bad von 5 oder weniger Quadratmetern besaßen..<sup>15</sup>

---

<sup>14</sup> Angaben für den Bautyp WBS 70 In: Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V.(Hrsg.) (1993): Die Modernisierung des industriellen Wohnungsbaus in der ehemaligen DDR, S. 278. Zum Vergleich: Der nächst größere Typ mit 1,1t hatte zwischen 4 und 5 Quadratmeter große Bäder.

<sup>15</sup> Silbermann (1993): Badezimmer in Ostdeutschland, S. 21 -23. Seine Untersuchung basiert auf einer repräsentative Umfrage im September 1991.

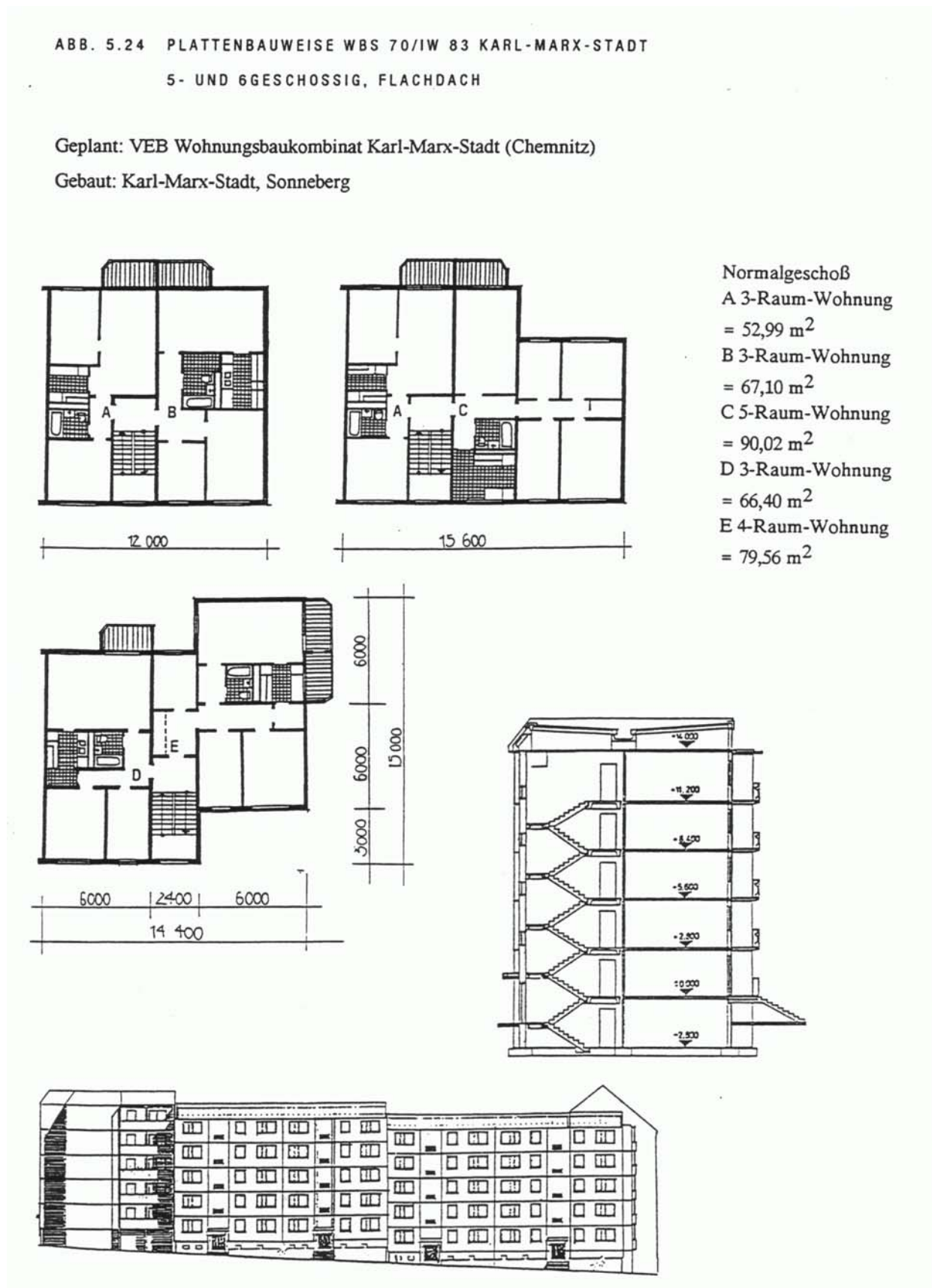


Abbildung 22: Grundrisse und Aufrisse des in Reichenbach verwendeten Bautyps WBS 70: Bäder und Küchen liegen im Inneren der Wohnung und sind deshalb fensterlos.

Auch die *Ausstattung* der Bäder in den Plattenbauten war normiert. Die ursprünglichen Plattenbaubäder waren nicht gefliest. Die Billiglösungen waren Kunststoff-Bodenbeläge und an den Wänden Ölanstriche, Tapeten oder nur teilweise Kacheln. So verfügt im Jahr 1991 rund ein Drittel (33%) der Badbesitzer über Bäder, die gar nicht gekachelt waren; teilweise gekachelt waren die Bäder von etwas mehr als der Hälfte der Badbesitzer (61%), und vollständig gekachelt nur von 5% der Badbesitzer.<sup>16</sup> Viele der Armaturen zu DDR-Zeiten waren aus Kunststoff. Einige Gesprächspartner berichteten auch von „Schwenkhähnen“ in ihren Plattenbaubädern: Weil solch ein Wasserhahn schwenkbar war, genügte für Waschbecken und Badewanne ein einziger Wasseranschluss. Durch die Minimierung von Flächen und Ausstattungskomfort konnten mit den Plattenbaubädern große Teile der DDR-Bevölkerung mit Bädern versorgt werden. Die Bauqualität war allerdings in vielen Fällen so schlecht, dass oft nach wenigen Jahren Reparaturen fällig wurden.<sup>17</sup> Aus dieser Normierung der Plattenbäder im Minimum - auf kleinst möglicher Fläche und beschränkt auf die Grundausstattung - ergab sich für Benutzer, dass sie solche Badezimmer in der Nutzung weitgehend auf die technischen Funktionen Defäkation, Körperhygiene und Wäschereinigung festlegten. Ideen vom Wohnbad oder dem Badezimmer als Erholungsraum ließen sich im Plattenbau-Bad kaum verwirklichen.

Die Enge in den Plattenbaubädern war für manche Bewohner ein Problem. Frau Hansen (Abb. 20e) löste dieses für sich, indem sie nicht nur über dem Waschbecken einen Spiegelschrank anbrachte, sondern gegenüber noch einen und noch zwei weitere Schränkchen. So gewann sie Stauraum, allerdings erscheint ihr Bad damit optisch noch enger. Die freistehende Badewanne hat sie mit einem Vorhängchen verkleidet, hinter dem sich auch noch allerhand an Gegenständen verstauen lässt. Das neue Bad von Frau Schmidt (Abb. 20f) wirkt im Vergleich dazu durch die einheitlichen, hellen Fliesen, die silberfarbenen Armaturen und die Beschränkung auf ein Regal optisch etwas großzügiger, obwohl es den gleichen Zuschnitt hat. Mit dem Blick von außen wird am Vergleich dieser beiden Plattenbaubäder deutlich, wie stark die Normierung dieser Bauweise wirkt, aber auch, dass trotzdem eine individuelle Aneignung zu beobachten ist. Vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen mit den oft mangelhaften Sanitärausstattungen in der DDR waren sich die Gesprächspartner alle einig: Die Bäder und die andere Haustechnik mit Einbauküchen und Zentralheizungen waren ihnen der wichtigste Vorteil der Plattenbauten, vor dem sie die Enge und Starrheit der Normierung als Nachteil in Kauf nahmen.

(8.) Als Abschluss dieser Reihe verschiedener Sanitärräume in Reichenbach muss noch ein Absatz zu den *‘idealen’ Bädern und ‘Traumbädern’* stehen, weil in den Wünschen und Träu-

---

<sup>16</sup> Silbermann (1993): Badezimmer in Ostdeutschland, S. 28 - 31.

<sup>17</sup> Siehe etwa Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e.V. (Hrsg.) (1993): Die Modernisierung des industriellen Wohnungsbaus in der ehemaligen DDR. Eine wohnungswirtschaftliche, soziologische und bautechnische Bestandsanalyse.

men oft besonders viel über Ist-Zustände ausgesagt wird. So wünschte sich denn auch eine Familienmutter, die sich mit ihrer vierköpfigen Familie ein Plattenbaubad teilt, für ihr Traumhaus:

„Oder auch zwei Bäder. In so einem Haus, das ist auch sehr günstig. Auf die Idee sind wir ja früher gar nicht gekommen, dass das günstig ist. Das geht ja früh schon los, wenn vier Mann alle gleichzeitig fort wollen. Sowas könnte ich mir vorstellen. Dass man auch mal Besuch haben kann, die man mal übernachten lässt und die dann nicht unbedingt auch noch mit auf die Toilette und auch noch mit ins Bad müssen, weil es nämlich dann dort den meisten Andrang gibt.“ (13)

Die praktischen Gründe für zwei Bäder, die Frau Müller hier heranzieht, klingen wie die Beschreibung ihrer Alltagsprobleme mit dem kleinen Bad. Auch mehrere (etwa 9, 15, 19) andere Gesprächspartner wünschten sich für ihr Traumhaus an vorderster Stelle ein „großes, schönes Bad“. Eine der Gesprächspartnerinnen hat sich nach der Wende ein neues Haus gebaut und sich im Bad ihren Traum schon verwirklicht:

„Hier das Bad ist ziemlich groß, das sind über 10 Quadratmeter, da ist ein Fenster drinne, also das wird mal sehr schön, mit Eckbadewanne und so, ... Ich denke schon, dass das hier einem Traumhaus nahe kommt. Ich würde mir natürlich dann noch so einige Kleinigkeiten verändert vorstellen. Es hat ja auch des Geld eine Rolle gespielt bei der Einrichtung. Ich würde dann das Bad noch etwas größer haben wollen, mit schönen Badmöbeln zum Reinstellen.“ (23)

Geräumig mit Platz für eine in sich geräumige Eckbadewanne und für Möbel, dazu noch mit Tageslicht - diese Badträume sind ein genauer Gegensatz zur Wirklichkeit vieler enger und fensterloser Bäder aus DDR-Zeiten. Aufgrund ihrer Erfahrungen mit der sanitären Versorgung zu DDR-Zeiten, die die Interviewpartner rückblickend überwiegend negativ bewerteten, steht ein komfortables Bad nun auf ihrer Wunschliste häufig ganz oben.

Aber nicht nur die eigenen schlechten Erfahrungen zu DDR-Zeiten spielen hier mit, sondern auch solche in die andere Richtung. Auf die Frage, ob es im Wohnbereich etwas gab, mit dem man zu DDR-Zeiten angab, antwortete ein Schreiner:

„Geprahlt wurde, angenommen Westbeziehungen, da kamen dann so ein paar vergoldete Wasserhähne von drüben. Oder es gab ganz Verrückte, die haben wir auch in Lengenfeld gehabt, die haben sich ein schwarzes Bad machen lassen mit schwarzen Fliesen. Die haben sie aus dem Intershop oder weiß der liebe Gott, vom Westen direkt mit Beziehungen; das war eine Schieberei. Und dann ist das schwarze Bad gemacht worden. Dann war das Stadtgespräch, klar, keiner konnte den Mund halten. Der Fliesenleger, nicht: „Mensch schau, der hat ein schwarzes Bad!“ Naja, was solls! ... Aber das jetzt so in den Vordergrund zu stellen, wie das heute der Fall ist ...“ (32)

Der Sprecher erzählt hier vom besonders prächtigen und deshalb herausragenden Bad eines Parteioberen. Es ist in seinen Augen der äußerste Luxus, den er in seiner DDR-Erfahrung erlebte. Aber der in der DDR realisierte Traum kommt aus dem Westen. Offenbar war die Ausstattung des Badezimmers ein Punkt, an dem eine soziale Unterscheidung auch in der DDR-



Gesellschaft deutlich wurde. Der Sprecher betonte allerdings, dass das stolze Präsentieren von privaten Wohnungen und damit auch die soziale Unterscheidung durch die Gestaltung der Wohnung eine viel geringere Rolle gespielt habe als in der Zeit nach der Wende, obwohl der Sprecher gerade diesen Punkt am Schluss seiner oben zitierten Aussage relativierte. So speisen sich die Badezimmer-Wunschträume der Interviewpartner auch aus Erfahrungen zu DDR-Zeiten wie etwa dem oben genannten Bad eines Parteioberen oder aus dem Westfernsehen, vor allem aber sind die Wünsche nicht wirklich traumhaft-utopisch, sondern vielmehr der nächste Schritt in der Verbesserung der eigenen Situation.

*Zusammenfassend* lässt sich sagen, dass das Spektrum der sanitären Situationen vom gänzlichen Fehlen eines Bades bis zum DDR-Traubad mit schwarzen Fliesen und goldenen Armaturen, wie es sich in den besprochenen Beispielen spiegelt, auch für ein soziales Spektrum innerhalb der Reichenbacher Gesellschaft steht. Für die Mehrheit der Interviewpartner, die aus unteren bis mittleren sozialen Milieus stammen, war das Thema Bad mit Problemen verbunden. Das können sowohl frühere als auch aktuelle sein. Deshalb brachten sie es auch in den Interviews besonders ausführlich zur Sprache. In ihren Bewertungen herrscht eine weitgehende Übereinstimmung: *Aus ihren Mangel Erfahrungen heraus räumten sie funktionierenden Bädern innerhalb des Wohnbereiches einen besonders hohen Stellenwert ein.* Beispielsweise in folgenden Aussagen:

„Das Schönste und das Beste an der Wohnung ist die Dusche und das Bad. Diese kleine Zelle, die ist so wichtig, wenn man das nicht hatte über all die Jahre.“ (18)

„Und was auch ein großer Qualitätssprung war: Ein Bad und eine ordentliche Toilette, ..., das ist eine Grundvoraussetzung für die Hygiene. Da haben es wir ja jetzt herrlich.“ (13)

Die beiden Damen sprechen so begeistert von ihren Bädern und bewohnen doch Plattenbauten, die nach gegenwärtigen Maßstäben nur eine sanitäre Grundausstattung bieten. Aber genau die fehlte ihnen lange. Inzwischen - einige Jahre nach der Wende - ist sie selbstverständlich geworden wie aus der Formulierung von Frau Schön herauszuhören ist:

„Das Bad nimmt ja jetzt auch einen großen Raum ein, also das hat auch sein festes Muss.“ (24)

Frau Schön formuliert damit auch den gewandelten Sanitärstandard. Erst wenn er sichergestellt ist, ist der Badbereich im Wohnen offen für weitere Ausgestaltungen. So sprachen die Interviewpartner zwar ausführlich von Bädern, aber sie blieben für die DDR-Zeit immer bei der reinen Funktion. Das Wohnen im Badezimmer mit Entspannung und Körperpflege, die über das hygienisch Notwendige hinausgeht, war ihnen kein Gesprächsthema.

### - Der Zusammenhang von Sanitärausstattung und Körperpflege

Körperwahrnehmung unterliegt weitgehend einem Sprechtabu. - westliche Außensicht: der schlechte Geruch der DDR - Auch DDR-Bürger nahmen einen Ost-West-Unterschied in puncto Körperpflege und -geruch wahr. - Bewertung von Körpergeruch und Sauberkeit in der Arbeiterkultur - Die Wahrnehmung von Körpergeruch ist kulturell geprägt. - Sanitärausstattung und Körperwahrnehmung stehen in einer Wechselwirkung.

Für die Mehrheit der Gesprächspartner war zu DDR-Zeiten im Sanitärbereich die Grundversorgung das wichtigste Problem. Von da ausgehend will ich als Ausblick noch interpretierend fragen: Wie wirkte sich diese sanitäre Situation auf den Umgang mit dem Körper aus, um den es in den Bädern ja geht? Hierzu liegen fast nur indirekte Hinweise vor; die Interviewpartner äußerten sich dazu kaum, denn dieser Bereich der Körperlichkeit liegt nicht im diskursiven Bewusstsein, er scheint vielmehr mit Sprechtabus belegt zu sein. Wie Norbert Elias aufgezeigt hat, sind sämtliche Körperausscheidungen wie Spucken, Makieren, Defäkieren, Gähnen, Niesen, Husten oder Schwitzen und damit auch die primären Körperverrichtungen wie Essen und Schlafen mit zahlreichen sozialen Regeln und Verboten umgeben. Die Wahrnehmung dieser körperlichen Äußerungen steht in einem historischen Prozess kultureller Formung.<sup>18</sup>

Zur Körperpflege in der DDR sei hier zuerst eine Außenwahrnehmung wiedergegeben: Hinter vorgehaltener Hand berichteten Westdeutsche immer wieder über ihre DDR-Erfahrungen, dass dort viele Menschen so unangenehm gerochen hätten. Sie rechtfertigten dies sofort mit der schlechten Ernährung oder synthetischen Kleidung. *Der schlechte Geruch der DDR - Luft und Menschen - erscheint mir als ein Stereotyp westlicher DDR-Wahrnehmung.* Solche Beobachtungen stammten auch von Westwissenschaftlern, die so über ihre Ostkollegen sprachen und sich mit ihnen doch annähernd im selben sozialen Milieu bewegten. Damit sind also nicht primär soziale Unterschiede ausgedrückt. Oder doch? Wurde den DDR-Bürgern damit nicht 'der Geruch der Armut' oder Rückständigkeit unterstellt? Mit der obigen Begründung schon. Bei solchen Äußerungen aus den Neunzigerjahren spielt sicherlich auch der westdeutsche Erfahrungshorizont mit, dass Kleidung aus Kunstfasern in den Achtziger- und Neunzigerjahren unter anderem aus solchen Gründen in diesen Schichten obsolet geworden war.<sup>19</sup> Unterschiede in der Geruchsumwelt nahmen aber auch Ostdeutsche selbst wahr. Wiederholt sprachen meine ostdeutschen Gesprächspartner vom Duft des Westen - wie vom „Duft der weiten Welt“. Mehrfach tauchte der *Topos vom „Schlaraffenland“* (wörtlich 9) im *Westen auf*, in dem es alles in Fülle gibt und *wo es duftet*. Frau Hirmer erzählte beispielsweise, wie sie sich 'ein bisschen Westen' über den Geruch er-roch:

„Also zuletzt gab es alles in dem Intershop, ob Kühlschrank oder was weiß denn ich, Waschmaschine, Waschpulver, Schokolade, Parfüm. Und da hat es immer so gut gero-

<sup>18</sup> Elias (1969): Über den Prozess der Zivilisation.

<sup>19</sup> Buchner-Fuhs (2001): Das Nyltest-Hemd.

chen, da drin. Das ist mir nun immer aufgefallen schon. In Plauen war ein großer Intershop auf dem Bahnhof. Und ich hatte oft dienstlich dort zu tun. Wenn ich dann noch Zeit hatte, dann bin ich dort hinein gegangen. Kaufen konnte man meistens gar nichts, weil wir kein' Pfennig hatten. Da hat es immer so gut geduftet, ich weiß auch nicht, was das war. ... Nicht wie bei uns: In manchen Läden hat es da oft unmöglich gerochen.“ (17)

Frau Hirmer nahm offenbar einen deutlichen Geruchsunterschied zwischen westlichem und östlichen Läden wahr. Sie sprach in diesem Zusammenhang auch von Waschmitteln und Parfüm. Andere Gesprächspartner (etwa 17, 18) - auch männliche - erzählten, dass sie sich in ihre Westpakete Kosmetika gewünscht hätten oder Kosmetika westlicher Marken für ihre mühsam ersparten Devisen im Intershop erworben hätten. Diese wurden dann oft zu DDR-Zeiten, wie Ikonen herausgehoben, in den Wohnungen aufgestellt. Und gerade die deutlich aufstiegsorientierte Frau Hess, die berichtete, wie sie sich auch in ihrer Freizeitsport-Ausrüstung und ihren Nahrungsvorlieben an der Qualität ausländischer Produkte orientierte, erzählte, dass für sie westliche Kosmetika besonders begehrte Artikel waren. Offensichtlich nahmen also auch DDR-Bürger einen Ost-West-Unterschied in puncto Geruch und Körperpflege wahr. Es waren offenbar in der DDR die allgemeinen Maßstäbe für die Wahrnehmung von Körpergeruch weniger elaboriert.

Dazu passt die Beobachtung einiger Gesprächspartner, dass sie sich zu DDR-Zeiten eher in Arbeitskleidung gezeigt hätten. Auch Körpergeruch als Ausdruck körperlicher Arbeit scheint in der „arbeiterlichen Gesellschaft“ selbstverständlicher toleriert worden zu sein.<sup>20</sup> Auf der anderen Seite ist das Motto „arm, aber sauber“ ein Leitmotiv für arbeiterliches Wohnen.<sup>21</sup> Mehrere der Gesprächspartner grenzten sich „vom Schmutz“ ab, um das Ideal einer „ordentlichen“ Wohnung zu formulieren (siehe B.II.3.). Es scheint vor dem Hintergrund solcher ausgeprägter Reinheitsvorstellungen für die Wohnräume sehr unwahrscheinlich, dass die Individualhygiene nicht ebenso hochgehalten wurde. In der Krippen- und Kindertagesstättenbetreuung durchliefen alle Kinder in der DDR eine rigide Sauberkeits- und Hygieneerziehung.<sup>22</sup>

Widersprechen sich diese beiden Beobachtung von den strengen Reinlichkeitspraktiken einerseits und der Toleranz gegenüber Körpergerüchen andererseits nicht? Aus westlicher Sicht formuliert hieße dies: Wie kann es sein, dass DDR-Bürger als Menschen mit einem anderen Körpergeruch wahrgenommen wurden, obwohl sie eine regelmäßige Individualhygiene betrieben? Hier erweist sich die Wahrnehmung von etwas scheinbar Natürlichem wie dem Körpergeruch als kulturspezifisch. Konrad Köstlin etwa fasst diesen Zusammenhang im Begriff der 'Körperarbeit':

---

<sup>20</sup> vergleiche Becker (1996): Körper und Arbeit. Zur normativen Wertung physischer Anstrengung.

<sup>21</sup> siehe Günter (1995): Schonen - Schützen - Scheuern. Zum Wohnalltag von Arbeiterfamilien im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre.

<sup>22</sup> Müller-Rieger (1997): „Wenn Mutti früh zur Arbeit geht...“. Zur Geschichte des Kindergartens in der DDR. Eine Publikation des Hygiene-Museums Dresden.

„Körperarbeit setzt auch die Einsicht voraus, dass unsere Körper nicht naturhaft so sind, wie sie sind, sondern in einem historischen Prozeß sozial- und geschlechtsspezifisch modelliert worden sind, und dass sie uns dennoch in der Alltagserfahrung ‘natürlich’ erscheinen.“<sup>23</sup>

Damit lassen sich die beschriebenen Unterschiede auch auf eine in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich geprägte Wahrnehmung zurückführen.

Die in der Spätzeit der DDR im Vergleich zum Westen zu beobachtende größerer Toleranz in der Wahrnehmung körperlicher Gerüche bildete sich aus anderen Erfahrungen. Aus meinen oben aufgeführten Beobachtungen zur sanitären Situation möchte ich die These ableiten, dass ein Grund dafür auch in den materiellen Wohnverhältnissen zu suchen ist: Die allgemein lange nicht sichergestellte sanitäre Grundversorgung in der DDR verlangsamte - im Vergleich zum Westen - die Ausbildung einer verfeinerten Körperpflege und damit verbundenen verfeinerten Wahrnehmung körperlicher Gerüche. Eine Bewertung dieses Phänomens, die sich etwa zwischen Stumpfheit und Natürlichkeit bewegen könnte, soll hier nicht vorgenommen werden. Vielmehr geht es hier um eine Wechselwirkung von konkreten Wohnverhältnissen und körperlicher Selbstwahrnehmung der Bewohner.<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> Köstlin (1996): Körper - Verständnisse. In: Matter (Hrsg.): Körper - Verständnis - Erfahrung, S. 11 - 12.

<sup>24</sup> angeregt von: Korff (1981): Einige Bemerkungen zum Wandel des Bettes, S. 12 - 14.



**Abbildung 23: Küchen: a multifunktional genutzte Küche (14), b Küche in einer nach der Wende sanierten Altbauwohnung (21), c-d Küche eines alten Ehepaars in Altbau mit Einrichtungsgegenständen aus verschiedenen Zeiten (28), e-f wohnlich eingerichtete Küche mit griffbarem Radio und Medikamenten, Zeitung am Küchentisch (10), g Einbauküche aus DDR-Zeiten: Am Tisch hat sich F. Maier ihr „gemütliches Eck“ eingerichtet, h Küchenschrank mit Dekorationsobjekten und routinierte Anordnung der Gebrauchsgenstände (17)**



**Abbildung 24: Küchen: a-b Funktionsküchen im Plattenbau (9) (20), c-d Küche als Ort des Familienlebens: Ort des nachmittäglichen Kaffeetrinkens; hier werden auch private Besucher empfangen. (22), e-f nach der Wende neu eingerichtete Küche (24), g Arbeitsküche in einer Altbauwohnung durch Textilien, Tapete und Bilder wohnlich gestaltet (7), h Funktionsküche eines Innenarchitekten, nach der Wende eingebaut (32S)**

### c) Die Küche: Universalraum für Wohnen - Essen - Hausarbeit

Ebenso wie ein Badezimmer gehört nach Vorstellung der Gesprächspartner eine Küche zum vollständigen Raumprogramm einer Wohnung. Alle Interviewpartner verfügen über eine Küche. Auf die Frage, welches der meist genutzte Raum ihrer Wohnung sei, antworteten 15% der befragten Ostdeutschen: die Küche. Damit steht die Küche nach dem Wohnzimmer mit 74% an zweiter Stelle.<sup>1</sup> Die Küche gehört so selbstverständlich zum Wohnen, dass die Gesprächspartner sich dazu kaum äußerten. Deshalb soll dieser Raum zunächst anhand der Fotos vorgestellt werden.

#### - Küchentypen nach Ausstattung und Funktion

1. Multifunktional genutzte Küchen: Ausdruck von Raumnot - 2. Wohn-Ess-Küche: begriffliche Abgrenzung zur Wohnküche - Aussagen zum Kochen und Sich-Aufhalten in der Küche - Küchenwünsche - Wohn-“Ecken“ in der Küche - 3. reine Arbeitsküchen: Konzept der Funktionsküche - negative Bewertung dieses Konzepts durch die Gesprächspartner - DDR-spezifische Gewichtung der einzelnen Küchentypen

*Nach ihrer Ausstattung und Funktion lassen sich drei Küchentypen in den Wohnungen der Reichenbacher Gesprächspartner unterscheiden.*

(1.) Typ 1 bezeichne ich als *multifunktional genutzte Küchen*. Damit sind solche Küchenräume zusammengefasst, die nicht nur zu Speisezubereitung und -verzehr dienen, sondern weitere Funktionen wie etwa Körperpflege, Hausarbeit mit Nähen und Bügeln oder Heimwerken erfüllen. Solche mehrfach genutzten Küchenräume finden sich nur in Altbauwohnungen, die in ihrem Grundriss weniger Vorgaben machen als die Plattenbau-Neubauwohnungen, die die Lage der Küchenzeilen exakt vorgeben. In der Gruppe der Interviewpartner finden sich 5 solche multifunktional genutzten Küchen (11/26, 14, 17, 21, 31). Im Abschnitt zu den Bädern habe ich bereits einige von ihnen vorgestellt (Abb. 19a, 19b, 19d, 20a), weil sie wegen ungenügender Sanitärräume auch zur kleinen Körperpflege genutzt werden. Dazu haben die Bewohner Einrichtungsgegenstände, die ins Repertoire der Badezimmereinrichtung gehören, in der Küche untergebracht, wie etwa separate Waschtische zur Körperpflege oder Spiegelschränke. Besonders vielfältig nutzt so beispielsweise Frau Ludwig (14) ihre Küche (Abb. 23a). Sie kocht nicht nur in der Küche, sondern hat hier auch eine Dusche aufgestellt. Zusätzlich zum Küchenspültisch gibt es bei ihr noch einen Waschtisch aus Porzellan mit Spiegelschränkchen darüber, der ihr und ihren Kindern zur Körperpflege dient. Auch die Waschmaschine steht in der Küche. Und am Küchentisch nimmt die Familie nicht nur die Mahlzeiten ein, sondern er ist auch der einzige Tisch in normaler Tischhöhe, so dass Frau Ludwig hier auch Schreibarbeiten erledigt und der Sohn seine Hausaufgaben. Herr Greipl, der mit seinen Kindern in einer Behelfswoh-

---

<sup>1</sup> Silbermann (1993): Das Wohnerlebnis in Ostdeutschland. S. 55.

nung lebt, trocknet über dem Holz- und Kohleherd auch noch die Wäsche. Herr Schäfer berichtete, dass ihm die Familienküche oft auch als Werkstatt für seine Heimwerkertätigkeit dient. Und Frau Huber (Abb.23b) hat sich auf dem kleinen Tischchen in ihrer Küche eine Nähmaschine installiert. Sie beklagte sich allerdings im Gespräch, dass in dieser Wohnung im Gegensatz zu ihrer früheren kein Platz für einen Esstisch sei, an dem mehrere Personen zusammensitzen können. Frau Ludwig ist zwar mit der Einrichtungslösung ihrer multifunktional genutzten Wohnung zufrieden, sieht sie aber auch als Kompromiss:

Es ist „Alles ziemlich zweckmäßig bei mir eingerichtet, weil der Platz irgendwie fehlt. ... Und die Küche, das ist auch so eine Kombination aus Kochecke und eben halt aufhalten können und die Dusche ist da auch gleich noch mit drin, weil ich kein extra Bad habe.“ (14)

In allen Beispielen war die vielfältige Nutzung des Küchenraumes Ausdruck von Raumnot, die sich aus den insgesamt zur Verfügung stehenden bzw. fehlenden Räumen ergab. Sie wurde von den Gesprächspartnern entsprechend als Einschränkung bewertet. Dies macht auch den Unterschied zum nächsten Typ aus.

(2.) Die *Wohn-Ess-Küche* enthält die Ausstattung zur Speisebereitung und einen Tisch, der vor allem zum Essen genutzt wird. Damit wird die Küche auch ein Aufenthaltsort der Familie. (Abb. 23c, 23e, 23g, 24c, 24e). Dieser Küchentyp ist der häufigste in der untersuchten Gruppe mit elf Beispielen (3/24, 5, 10, 13, 15, 19, 22, 23, 27, 28, 30). Er soll hier bewusst nicht 'Wohnküche' genannt werden, weil mit diesem Begriff die Küche im traditionellen Arbeiterwohnen bezeichnet wird.<sup>2</sup> Die „arbeiterliche Wohnküche“ war oft der einzige Wohnraum. Frau Winter grenzte sich von solchem Einraumwohnen, wie sie es bei ihren Eltern noch erlebt hat, ab:

„Manche machen ja auch Wohnküchen oder Wohnschlafräume, das habe ich immer gerne getrennt: die Küche für sich, die Wohnstube für sich, den Schlafraum für sich.“ (19)

Auch alle anderen Interviewpartner verfügten zusätzlich zur Küche noch über ein Wohnzimmer. Ein Indiz dafür, dass sie dieses auch benutzen ist, dass in keiner der Küchen ein Fernseher steht. Er befindet sich immer im Wohnzimmer. Auch die derzeit unter dem Schlagwort 'Wohnküche' propagierten Lifestyle-Ideen vom „Küchenerlebnis“ in der offenen Küche waren für die Interviewpartner kein Thema. Obwohl die von ihnen gelebte Form der Wohn-Ess-Küche im Prinzip dem entspricht.

In den wenigen Aussagen zu Küchen erwähnten die Gesprächspartner den Punkt der Nutzung: Vor allem die Bewohner von Plattenbauwohnungen beklagten sich, dass ihre Küchen zu klein wären. Einige hoben aber hervor, dass in ihren Küchen gerade auch noch soviel Platz sei,

---

<sup>2</sup> siehe Günter (1995): Schonen - Schützen - Scheuern. Zum Wohnalltag von Arbeiterfamilien im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre.



dass sie essen könnten, wie beispielsweise Frau Müller über die Küche ihrer Plattenbauwohnung:

„dann haben wir eine kleine Küche, ... eine ziemlich kleine Küche, wo man hauptsächlich nur kochen kann, aber wo wir auch frühstücken, ein Tisch passt rein.“ (13)

Dieses *Kochen und Sich-Aufhalten in der Küche* hat Frau Schüssler besonders kultiviert. Deshalb kann sie im Gegensatz zu den anderen Gesprächspartnern auch davon erzählen:

„Im Wohnzimmer, da bin ich am allerliebsten. Aber ich muss sagen, ich habe ja sehr gerne Gäste. ... seitdem ich so wenig Zeit habe, koche ich für mein Leben gerne. Und dann sitzen wir um so eine kleine Bar rum. Und da wird den ganzen Vormittag gekocht. Gibt es vielleicht noch einen Sekt dazu zum Kochen. Und dann sitzen wir natürlich nur in der Küche.

M: Da kann man ratschen nebenbei.

G: Genau, das ist sowieso das Wichtigste. Da ist natürlich mein Lieblingsplatz in der Küche, in dem Fall. Wobei ich natürlich sagen muss, dass ich eine super Küche habe. Die habe ich mir damals vom Tischler anfertigen lassen. ... Ja, meine Küche ist mir neben der Stube mein Höchstes.“ (15)

Für Frau Schüssler hat solche Geselligkeit während des Kochens, wie sie betonte, deshalb einen so hohen Stellenwert, weil sie nur selten dafür Zeit hat. Bei den anderen Gesprächspartnern ist davon auszugehen, dass sie von funktionierender Alltagsroutine nicht sprechen. Frau Schüssler ist auch mit Frau Langer eine Ausnahme, weil sie in ihrer jeweils kurz nach der Wende neu eingerichteten Küche mit einer Bar ein repräsentatives Einrichtungselement eingebaut hat. Das hebt sie in oben zitierter Aussage wie ihre ganze Küche, als eine „super Küche“ mit „allen Geräten“, auch entsprechend hervor. Sonst spielt das Moment der Repräsentation weder in den Aussagen zu Küchen eine Rolle, noch sind repräsentative Elemente deutlich auf den Fotos der Küchen zu erkennen. Repräsentation im Küchenbereich war zu DDR-Zeiten im Milieu der Reichenbacher Gesprächspartner kein Thema.<sup>3</sup>

Die Antworten auf die Frage nach ihrem Traumhaus zeigen, in welche Richtung die *Wünsche der Gesprächspartner bezüglich der Küchen* gehen: große Küchen mit Raum zum Aufhalten. Der Innenarchitekt unter den Gesprächspartnern formulierte seine Wünsche für ein Traumhaus besonders deutlich:

„Für mich wäre wesentlich ein riesengroßer Raum, wo Küche, Wohnzimmer, Kommunikationsecke alles ein Wohnraum. Das wäre für mich das Ideale. So 140 qm wäre so das Günstige.“ (32)

Der Junggeselle formuliert hier als Einrichtungsprofi ein Extrem des offenen Wohnens. Auch er wünscht sich einen Küchenraum, der gleichermaßen funktional und wohnlich ist. Bei

<sup>3</sup> In der Wohnzeitschrift „kultur im heim“ finden sich in den Achtzigerjahren in den dort vorgestellten Küchen von Künstlern und Angehörigen oberer Sozialschichten gelegentlich auch repräsentative Elemente wie ein hochglanz polierter Dunstabzug oder antike Kupferformen an der Wand.

den anderen Gesprächspartnern sind die Wünsche nur eine Steigerung des Ist-Zustandes: Wohn-Ess-Küchen besitzen die meisten Gesprächspartner und sind mit dieser Form durchweg zufrieden.

Wie sie sich ihre Küchen wohnend angeeignet haben, lässt sich teilweise an den Bildern ablesen. Oft liegen die wichtigsten Requisiten zum Wohnen in der Küche griffbereit in der Nähe des Stammpplatzes der Bewohner. Bei Frau Maier beispielsweise ist dies der wärmste Sitzplatz am Küchentisch gleich in der Nähe des Ofens:

„Ofenheizung, von der Küche aus zu befeuern. Der [Ofen] ist schön, das ist ein gemütliches Eck hier. (lacht) Ja, wenn dann die Klappe da auf ist.“ (11)

Hier hat sie sich ihr *Wohn-“Eck“* eingerichtet. Auf dem Foto (Abb. 23g) sieht man das Radio auf dem Tisch stehen, daneben einige Medikamente. Ein Lektüre liegt auf dem Platz, als sei die Leserin gerade erst aufgestanden. Die Zeitung ist auch in Reichweite positioniert. An das Radio ist eine Bäckertüte mit frischem Gebäck für die nächste Mahlzeit angelehnt. Weitere Einkaufstüten sind auf Tisch und Stuhl abgelegt. In der Küche der Familie Winkler (Abb.23e-f) liegt die Zeitung halb gelesen auf dem Küchentisch. Das Wohn-“Eck“ ist in diesem Fall mit einer Eckbank ausgestattet (auch Abb. 24c). Radio und Medikamente stehen daneben auf einem separaten kleinen Tischchen. Der anschließende Stuhl muss einer der Stammpplätze sein. Nur in den Wohn-Ess-Küchen ist auch Platz, sich solche Stammpplätze am Tisch einzurichten.

(3.) In den *reinen Arbeitsküchen* dagegen gibt es nur die Küchenmöbel, womit die Küchen als reiner Arbeitsort für die Funktion der Hausarbeit ausgestattet sind. Hierzu zählen enge Küchen in Altbauten (Abb. 24g-h). Hauptsächlich aber gehören dazu die Funktionsküchen der Plattenbauwohnungen, die fest eingebaute Küchenzeilen haben (Abb. 24a-b). In der Gruppe der Interviewpartner kommt dieser Küchentyp neun mal vor (6G, 6G2, 7, 9G, 9G2, (13), 18, 20, 29, 32S). Den Begriff ‘Arbeitsküche’ prägte die Gesprächspartnerin Frau Neuber, die von „meiner Arbeitsküche“ sprach. Sie meinte damit, dass ihre Küche nicht vorzeigbar sei, sie diene nur der Arbeit. Gleichzeitig erzählte sie aber von verschiedenen Gegenständen in ihrer Küche, die ihr lieb geworden sind, mit denen sie sich ihren Arbeitsort angeeignet hat als „meine Arbeitsküche“, mit der sie sich identifizierte.

Mit dem *Konzept der Funktionsküchen*<sup>4</sup> wurde versucht, die Hausarbeit nach dem Vorbild industrieller Produktion möglichst rationell und ergonomisch zu organisieren. Frühere freistehende Küchenmöbel wurden durch Einbaumöbel mit durchgehenden Arbeitsflächen ersetzt. Dabei wurde versucht, alle für einen Arbeitsvorgang nötigen Gerätschaften möglichst nahe beieinander anzuordnen, um unnötige Wege für den in der Küche Arbeitenden einzusparen. Solche

<sup>4</sup> siehe Noever (Hrsg.) [1992]: Die Frankfurter Küche von Margarete Schütte-Lihotzky. Silbermann (1995): Die Küche im Wohnleben der Deutschen.

als Küchenzeilen aufgebaute Funktionsküchen kamen mit viel kleineren Grundflächen aus. Um die Küchen möglichst leicht reinigen zu können, wurden die Möbel kubisch - ohne irgendwelche Schnörkel, Vor- und Rücksprünge - und mit glatten Oberflächen gestaltet. Das Konzept der Funktionsküche setzte sich etwa seit den Sechziger Jahren in der DDR durch. Es passte zur sozialistischen Programmatik von der Industrialisierung der Hausarbeit (siehe sozialistische Wohnvorstellungen A.I.3.a), womit für die Hausfrau durch Einbauküchen und technische Geräte der Zeitaufwand für die Hausarbeit reduziert werden sollte. In den Plattenbauten entsprachen die Funktionsküchen der Minimierung der Grundrisse. Die Einbauküchen wurden dort meist als fertige Module schon von der Kranschiene aus serienmäßig eingebaut. Viele der Küchen in den Neubauten lagen an den Versorgungsschächten in der Mitte der Gebäude und verfügten deshalb nicht über Tageslicht.

Diesen Umstand, dass die meisten Neubauküchen sehr klein waren und nicht über ein Fenster für Tageslicht und gutes Lüften verfügten, *bewerteten die Gesprächspartner* in ihren Formulierungen häufig *als Einschränkung*. Beispielsweise sagte Frau Hansen von ihrer Küche (Abb. 24a):

„Und eine Küche ohne (betont) Fenster allerdings. Eine Kochküche, sogenannte. ... Also für eine Person reicht es zu. (9)“

Ihre Freundin hebt im Vergleich dazu die Vorzüge ihrer Küche hervor::

„G2: Hier ist ja nur so wie eine KÜchennische. Und bei mir ist noch eine größere Küche mit Fenster.“ (9)

Die Sprecherin lässt wie die folgenden ihre Küche nicht als vollwertige ‘Küche’ im Wortsinn durchgehen, sondern nur als „Kochnische“.

„Die Küche ist bloß so eine kleine Kochnische. Ich koche zwar sehr gern und ich koche alle möglichen Länder - kann man auch in einer kleinen Küche machen. ... (18)

Ich konnte mir den Traum leider nicht erfüllen, ich würde gerne eine ganz tolle Küche haben wollen. Eine richtige Küche, ich habe sie ja im Geschäft immer draußen.“ (18)

Mit einer „richtigen Küche“ sind hier moderne und größere Einbauküchen gemeint, wie sie die Sprecherin als Möbelhändlerin verkauft. Frau Schön führte aus, dass bei einer Küche in ihrem Traumhaus die Nachteile der Plattenbauküchen vermieden werden sollten:

„Die Küche kann praktisch sein, sollte allerdings auch schon mit Fenster und Belüftung ausgestattet sein. Weil das die Neubauwohnungen jetzt auch oftmals nicht mehr haben.“ (24)

Den wichtigsten Unterschied zu den Wohn-Ess-Küchen sprach Frau S. an. Die kleinen Funktionsküchen der Plattenbauwohnungen sind nur zum Arbeiten für eine Person ausgerichtet und erschweren damit die Kommunikation in der Küche:

„M: Was ist bei Ihnen das wichtigste Zimmer?

G: Auch das Wohnzimmer. Ne, die Küche ist zu klein, die ist eine Kochnische ohne Fenster. Und in dem Sinne arbeite ich halt dort, bereite alles zu und es ist aber doch eine halbwegs günstige Lösung, weil wir zwischen Wohnzimmer und Küche keine Tür haben. Das ist ein offener Durchgang und insofern, wenn wir auch Besuch haben, meine Familie befindet sich im Wohnzimmer und ich bin gerade in der Küche, bereite zu, haben wir also immer noch Kontakt, kommunikativer Art. Das fand ich eigentlich sehr schön und in der Hinsicht halten wir uns aber trotzdem meistens im Wohnzimmer auf.“ (6)

Die Sprecherin hatte zuvor im Gespräch die Vorteile des DDR-Wohnungssystems gepriesen und hebt nun entsprechend ihr positives Arrangement mit den Einschränkungen hervor. Sie spricht aber in der Vergangenheitsform, weil sie demnächst in ein neugebautes Einfamilienhaus mit einer anderen Küche umziehen wird. Wie generell in den Interviewtexten äußerten sich die Gesprächspartner nur über Nachteile intensiv, die Vorteile, dass gerade auch eine funktionierende Küche die Plattenbau-Neubauwohnungen so begehrt machte, erwähnten sie bei ihren Wohnungsbeschreibungen nicht.

Alle drei vorgestellten Küchentypen finden sich ebenso in Westdeutschland und anderen Industrieländern. DDR-spezifisch ist die Häufung<sup>5</sup> von Typ eins und drei. Der allgemeine Wohnungsmangel und die Vernachlässigung der Altbausubstanz in der DDR zwang viele Bürger zu einer multifunktionalen Küchennutzung.<sup>6</sup> Die Maßnahme gegen den Wohnungsmangel, billig neue Wohnungen in einfacher Qualität, aber in großer Zahl, zu erbauen, machte die Plattenbauwohnung mit ihren kleinen Funktionsküchen und den besprochenen Nachteilen zur DDR-typischen Küchenform.

### **- Gestaltung der Küchen:**

#### **Das standardisierte Ausstattungsrepertoire und seine persönliche Aneignung**

Schema der Küchenausstattung: Möbel und Geräte - Bewertungen der Ausstattung: Vorstellung von Vollständigkeit, Betonung der technischen Geräte - Stil der Küchenmöbel - küchenspezifische Dekorationscodes - Textile Elemente in den Küchen stehen für Wohnlichkeit. - Anordnung der Dekor- und Gebrauchsgegenstände als Weg zur Aneignung

Trotz individueller und sozialer Unterschiede lassen sich doch in allen Küchen der untersuchten Gruppe auch gewisse Gemeinsamkeiten beobachten. Zuerst einmal soll das Schema der Küchenausstattung, das sich mit Variationen in allen Küchen wiederholt, benannt werden. Mit dem geringen zeitlichen Abstand zur DDR-Zeit, in dem dieser Text entsteht, mag dies vielleicht banal erscheinen, aber die Zeitbedingtheit wird erst mit größerem Abstand deutlich. Gerade beim Sachuniversum bestand die Tendenz, es mit dem Ende der DDR völlig auszutauschen. So

<sup>5</sup> Silbermann (1993): Das Wohnerlebnis in Ostdeutschland.

<sup>6</sup> Noch stärker ist dies in den östlichen sozialistischen Ländern, die weniger industrialisiert und wohlhabend waren. Siehe dazu Dörhöfer (Hrsg.) (1994): Wohnkultur und Plattenbau. Beispiele aus Berlin und Budapest.

finden sich auch - je nach finanziellen Möglichkeiten der Bewohner - in allen Küchen der Untersuchungsgruppe Veränderungen und Neuanschaffungen.

*Das Schema der Küchenausstattung:* Der zentrale Einrichtungsgegenstand der Küche ist der Herd. Alle Küchen haben einen Kochherd<sup>7</sup>. In einigen der Altbauküchen (Beispiel: Abb. 23f) stehen zwei Herde nebeneinander. Ein älterer Holz- und Kohleherd dient wohl vor allem zum Heizen und zur Warmwasserbereitung, während ein neuerer Elektro- oder Gasherd mehr zur Speisenerbeitung genutzt wird. Auch erneuerte Küchen in der Reichenbacher Altstadt haben vielfach Gasherde, während im „Neubaugebiet West“ Elektroherde überwiegen. Die Herde mit Cerankochfeldern (Beispiele Abb.23b, 24h) sind Neuanschaffungen nach der Wende. Ebenso sind die Dunstabzugshauben über den Herden meistens Neuanschaffungen. Auch ein Kühlschrank findet sich in allen Küchen. Vielfach sind es Kühl-Gefrierkombinationen. Ebenso fehlt eine Spüle nirgends. Die Küchenmöbel bestehen in der Regel aus Unterschränken und dazugehörigen Hängeschränken. Sie stammen bei den meisten Interviewpartnern, soweit sie die gleiche Wohnung beibehalten haben, noch aus DDR-Zeiten. Küchenmöbel zählten zu den Gegenständen, die - wie Möbel insgesamt - oft nur schwer zu erhalten und im Verhältnis zum Gesamteinkommen sehr teuer waren. Sie stehen auf der Liste der Neuanschaffungswünsche nicht ganz oben. Viel eher erneuerten die Interviewpartner die elektrischen Kleingeräte ihrer Küchen. Auf fast allen Fotos von Küchen sind Kaffeemaschinen zu sehen, die durchweg recht neu aussehen. Einige Küchen verfügen auch über Mikrowellenherde, die auch zu den Neuanschaffungen zählen. Weitere Kleingeräte wie elektrische Wasserkocher, Toaster oder Aufschnittmaschinen finden sich bei einigen Interviewpartnern zum Dauergebrauch aufgestellt. Nur in zwei der untersuchten Küchen war bisher ein Spülmaschine eingebaut worden. Noch keiner der Gesprächspartner hatte zum Zeitpunkt des Interviews den Trendartikel Wok in Gebrauch. Dieses asiatische Kochgerät war den meisten noch unbekannt. In vielen Küchen befand sich - über die Arbeitsgeräte hinaus - noch ein Radio. Insgesamt erscheinen die Küchen der Interviewpartner im Schema ihrer Ausstattung sehr einheitlich. In allen Interviewtexten - auch auf die Frage nach Neuanschaffungs- und Renovierungsvorhaben oder Kritikpunkten hin - war die Küchenausstattung kein Thema. Alle sind nach den Maßstäben ihrer Benutzer durchweg gut ausgestattet.

Oft wird sogar die gute Ausstattung der Küche betont. Ganz ähnlich klingen die Aussagen zweier Damen:

„Da habe ich natürlich alles drinne, Waschmaschine und Trockner und Geschirrspüler und halt alles.“ (15) oder

„Und eine Küche, die an und für sich für eine Küche auch ausreicht. Dass alles, was man

---

<sup>7</sup> Silbermann (1993): Das Wohnerlebnis in Ostdeutschland, S. 49: Herde im Ost-West-Vergleich: Gaskochherd 51% der Osthaushalte versus 12% der Westhaushalte, Elektrokochherd 39% der Osthaushalte versus 87% der Westhaushalte, Kohlekochherd 25% der Osthaushalte versus keine Angaben bei Westhaushalten, und noch Mikrowellenherd 5% der Osthaushalte versus 27% der Westhaushalte.

in einer Küche braucht auch drin ist an Geräten. Und ein Tisch noch dazu und vier Stühle drumrum, dass wir auch dort essen können.“ (5)

Beide Sprecherinnen haben eine Vorstellung von einer kompletten Ausstattung einer Küche. Die Elektrogeräte spielen dabei eine wichtige Rolle. Noch stärker betonte dies Frau Müller, die mir auf die Bitte um weiteres Material zum „Wohnen in der DDR“ die Gebrauchsanleitung ihrer Küchenmaschine anbot. Sie betonte, welche große Erleichterung ihr die elektrischen Geräte bei der Hausarbeit geboten hätten. Das sei ein Fortschritt in der Versorgung der breiten Bevölkerung gewesen, eine Errungenschaft der DDR-Zeit. Alle drei Damen und besonders Frau Müller liegen damit in ihren Aussagen auf der Linie der offiziellen Haushaltsphilosophie des DDR-Staates, welche die Technisierung der Hausarbeit als Notwendigkeit und Fortschritt pries. Die Perspektive dabei war immer die Reduzierung der Hausarbeit. Dass Hausarbeit auch einen Eigenwert und wichtigen Beitrag zur Lebensqualität darstellen könnte, war kein Thema und wurde auch von den Gesprächspartnern an keiner Stelle im umfangreichen Interviewmaterial angesprochen.

Entsprechend funktional ist auch der *Stil der Küchenmöbel*: Sowohl einige ältere Küchen (Beispiele Abb. 23c, 23f, 24g), die mit zusammengestellten Einzelmöbeln ausgestattet sind, als auch die Einbauküchen aus DDR-Zeiten (Beispiele Abb.23a, 23g, 23h, 24a) und auch die Neuanschaffungen der Neunzigerjahre (Beispiele Abb. 23b, 24b, 24e, 24h) haben glatte Oberflächen und meist eine ‘hygienisch’ wirkende helle Farbigkeit. Die Oberflächen sind überwiegend mit Kunststoff beschichtet, auch wenn einige der neueren Küchen von der ‘Hygienefarbigkeit’ abweichen und (Beispiel Abb. 24e) Holzoberflächen imitieren.

Im Kontrast zur eher technisch wirkenden Ästhetik der meisten Küchenmöbel steht die weitere Ausgestaltung der Küchen durch ihre Benutzer. In keiner Küche fehlten dekorative Elemente.<sup>8</sup> Sie entsprechen einem *küchenspezifischen Dekorationscode*. Repräsentative Dekorationsobjekte finden sich kaum in Küchen; sie sind eher den Wohnzimmern zugeordnet. Kristallgläser oder teures Porzellan beispielsweise wäre demnach in einer Küche fehl am Platz. In den Küchen dagegen dominierten Objekte, die eine frühere heile Küchen-Welt zitieren (Beispiele Abb. 23b, 23g, 23h, 24h) wie verschiedene alte oder imitierte Geschirrtile. Beispiele dafür sind die handbetriebenen Kaffeemühlen oder die beliebten Salzglasurimitate<sup>9</sup>. Häufig fanden sich auch Gegenstände, die für Natürlichkeit stehen. Hier sind zuerst Zimmerpflanzen - echte oder auch künstliche (Beispiele Abb. 23b, 23e, 24e) und die Stillleben der Obstteller (Beispiele Abb. 23a, 23f) zu nennen, aber auch abgebildete Natur wie z.B. die leuchtend roten Kirschen auf einem Marmeladengefäß (Abb. 24b). Die ebenfalls in vielen Küchen aufgestellten Keramikge-

<sup>8</sup> Auch die Gestaltung der meisten Küchen entspricht einer populären Ästhetik, siehe dazu Abschnitt im Kapitel zu den Vorräumen.

<sup>9</sup> Imitate von historischem Steinzeug in grauem Ton mit blauen Mustern

fäße - häufig aus Balkanländern - vereinen beide Momente in sich: Sie stehen für Natürlichkeit und eine bäuerlich heile Urlaubswelt (Beispiele Abb. 23g, 24b, 23h, 24c). Insgesamt sind die meisten in den Küchen der untersuchten Gruppe aufgestellten Dekorationsobjekte Gegenstände, die mit Nahrungszubereitung und -aufbewahrung zu tun haben, sich also thematisch auf den Küchenraum beziehen.

Einen weiteren Kontrast zu den funktionalen Küchenmöbeln stellen die *textilen Elemente* in den Küchen dar. Fast keiner der Küchenbenutzer verzichtete darauf. Die notwendigen Putzlappen oder Geschirrtücher werden eher verborgen. Deutlich sichtbar hervorgehoben dagegen sind Gardinen oder Polster für Stühle und Bänke. Frau Maier etwa hat ihre Küchenstühle mit der abwischbaren Kunststoffoberfläche doch noch mit textilen Polstern versehen (Abb. 23g, auch 23c). Ins Auge stechen bei der Betrachtung der Fotos in einigen der Küchen aufwändig gestaltete Stores (Beispiele Abb. 23e, 24c, 24e). Bei den Tischdecken reichen die Varianten von einer ganzen Stofftischdecke, über Mitteldecken und Tischläufer, die den Tisch nur teilweise bedecken (Beispiel Abb. 23a), bis zu abwischbaren Wachstüchern (Beispiel Abb. 23c, 23g, 24c, 24e), die den textilen Charakter nur noch zitieren. Besonders viel textiler Oberflächenschmuck findet sich bei Frau Moll (Abb. 24g), die auch auf Arbeitsflächen noch Deckchen ausgebreitet hat, auf denen dann die Kaffeemaschine und das Gewürzbord stehen. So scheinen die textilen Elemente, die allgemein für Wohnlichkeit stehen, den funktionalen Charakter der Küchenmöblierung aufzuheben. Etwas davon formuliert Frau Schön, wenn sie begründet, warum ihr die Küche der zweitwichtigste Raum nach dem Wohnzimmer ist:

„...allerdings weil die Küche auch so günstig liegt und so licht ist und auch nicht mehr so den absoluten Küchencharakter trägt, bin ich auch in der Küche gern.“ Weiterhin vergleicht sie mit den geerbten antiken Möbel des Wohnzimmers:  
„das Küchenmöbel ist halt jetzt schon der Gegenwart entsprechend. Aber ich denke, man kann dann da auch ein bisschen so kleine Ergänzungen auch noch reinbringen. Dass man nicht nur das Möbel sieht, sondern wie alles andere gestaltet ist.“ (24)

Die eigene Gestaltung macht für Frau Schön ihre Küche erst zum wohnlichen Raum.

Was Frau Schön hier die „kleinen Ergänzungen“ nannte, ist auch in den anderen Küchen zu beobachten. Bei der *Anordnung der Dekor- und Gebrauchsgegenstände in den Küchen* fallen drei Momente auf. Die spricht auch Frau Neuber an, während sie ihre Küche bei einer Wohnungsführung für mich kommentierte:

„Das ist nun meine Arbeitsküche. Hier das Küchenbüffet: Da meinen meine Kinder auch immer wieder: „Tu das doch weg!“ Aber weil das altmodisch ist, tu ich es nicht weg. Ich bin es einfach schon so gewohnt. Wenn wir nun doch mal umziehen, dann wird es wohl wegkommen. Obendrauf steht der Korb, den ich immer brauche, um die Sachen aus dem Keller hochzutragen. Und die Waage: Die ist auch schon ganz alt. Die habe ich da aufgestellt.“ Zu den Steingutimitaten auf der Küchenzeile: „Da war mal ... drin - zu DDR-

Zeiten. Die haben mir gefallen, deshalb habe ich sie da aufgestellt.“ (Gedächtnisprotokoll der Aussagen während der Wohnungsführung 28)

Frau Neuber hat sich ihre Küche (Abb. 23c-d) nach ihren Vorstellungen schön gestaltet: Sie umgibt sich mit Gegenständen, die ihr gefallen. Auch ihre Aufstellung folgt ästhetischen Regeln. Eine davon ist Symmetrie: Die Küchenwaage steht in der Mitte auf dem Küchenbüffet. Jeweils am Rand ist ein Korb angeordnet. Gleichzeitig haben einige der Dinge auch eine praktische Funktion. So dient der Korb beispielsweise zum Transport, den Frau Neuber „immer dafür braucht“. Da er nicht ständig verwendet wird, ist er oben auf dem Schrank etwas aus dem Weg geräumt und doch in Reichweite gut aufbewahrt. Ebenso haben die Papiere hinter dem Radio einen praktischen Ort, weil sie hier in der Nähe sind und doch im Trockenen. „Die Küche muss praktisch sein.“, das betonten etliche der Gesprächspartner. Dabei sind viele dieser Küchen nach absoluten Maßstäben gar nicht durchgängig funktional eingerichtet, werden aber trotzdem als praktisch empfunden. Hier spielt auch die Gewohnheit mit, Frau Neuber ist ihr Küchenbüffet gewohnt, auch deshalb ist es gut für sie. So gehört zur Routine der täglichen Abläufe auch, dass die benötigten Dinge am immer gleichen Ort stehen. Daraus ergibt sich auch so etwas wie eine optische Routine, die bestimmt, wie eine richtige Anordnung aussehen muss. Ein drittes Moment bei der Anordnung der Dinge hängt mit dem Empfinden von Praktikabilität zusammen. Es ist die eigene, individuelle Gewohnheit der Benutzer. Frau Neuber will ihren Küchenkasten auch gegen den Rat ihrer Kinder behalten, weil sie es „einfach schon so gewohnt ist“. Sie hat nach ihrem Geschmack ausgewählt und angeordnet; und ihre Gewohnheiten haben sich im Laufe der Zeit im Umgang mit den Dingen geprägt; sie hat eine Bindung dazu aufgebaut - sich ihre Küche durch die entsprechende Anordnung der Dinge angeeignet. So kann sie sagen: „Das ist meine Arbeitsküche.“

Insgesamt ist damit die Gestaltung der Küchen in der Untersuchungsgruppe mehr milieu- und zeittypisch als DDR-spezifisch. Im Vergleich mit meiner westlichen lebensweltlichen Erfahrung fällt die geringere stilistische Band-Breite in den Ausstattungsgegenständen und eine langsamere Modernisierung auf. Ebenso fallen auf den Fotos, die sechs Jahre nach der Wende entstanden, noch einige charakteristische Objekte wie gewisse Armaturen (Abb. 23a, 23f), eine Häufung von balkanischer Keramik oder Geschirre aus DDR-Produktion auf. Aus dem Material der Eigenaussagen der Benutzer und der Fotos ihrer Küchen lässt sich ableiten, dass für sie ihre Küchen, entgegen den Konzepten der Funktionsküche, nicht nur Arbeitsorte waren, sondern Räume, die sie sich - auch bei noch so begrenztem Raum - zu Wohnräumen gestalteten und nutzten. Entgegen dem Konzept von der Vergesellschaftung der Hausarbeit - und auch des Eigentums - betonten die Interviewpartner gerade diese persönliche Aneignung ihrer Küchen.



## - Essen

Für Frau Ludwig ist die Küche sogar der wichtigste Raum ihrer Wohnung. Denn, „da ist das Essen und das Trinken. (lacht)“ (14) Und Frau Schmidt zählt den Kühlschrank zu den drei Lieblingsgegenständen, mit der Begründung: „Weil was zu essen drinne steht.“ (20) Für beide gehören Küche und Essen zusammen. Auch für die anderen Gesprächspartner war das Thema Essen von zentraler Bedeutung, so dass alle ungefragt und ausführlich davon erzählten.<sup>10</sup> Essen war so etwas wie ein Da-capo-Thema, das in vielen Gesprächen an mehreren Stellen immer wieder vorkam. Das Thema „Wohnen“ schloss für die Interviewpartner offensichtlich das Thema „Essen“ mit ein, so dass an dieser Stelle darauf eingegangen werden soll. Unter der Überschrift „Wohnen“ sprachen die Interviewpartner dabei weniger von den konkreten Speisen<sup>11</sup> oder Ernährungsgewohnheiten, vielmehr stand bei ihnen „Essen“ als Handlung und „Essen“ als Träger von Veränderungserfahrungen<sup>12</sup> im Vordergrund ihres Erzählens.

### (1.) Essen als elementare Wohnhandlung in DDR-spezifischen Ausprägungen

Gemeinsames Essen ist eine Familienzeit und ein Familienritual. - Ein Großteil der Ernährungsversorgung fand in der DDR in öffentlichen Kantinen statt. - Die Gesprächspartner erbrachten großes Engagement für die Besorgung von schwer erhältlichen Lebensmitteln. - „Rostern“ als Ritual nachbarschaftlichen Zusammenlebens.

(1.) Die *Handlung des Essens* ist für die meisten Gesprächspartner zuerst eine wichtige Wohnhandlung. Und gerade die Küche ist damit verbunden. Herr und Frau Bauer formulierten dies, als ich sie nach ihrem Tagesablauf fragte:

„Sie: Wenn wir von der Arbeit kommen, gehen wir in die Küche, da wird Kaffee getrunken. Er: Dann bleiben wir ein paar Stunden in der Küche ... Sie: Dann wird in der Küche gearbeitet und das andere gemacht. Dann geht es raus und dann abends zum Hersetzen ins Wohnzimmer...

M: Und was sind die wichtigsten Dinge und Einrichtungsgegenstände?

Er: Na in der Küche ist es die Eckbank- Sie: und auch der Herd, da kann ich das Essen kochen.“ (22/63)

Wie Bauers meinten auch andere, dass für sie das Nachhausekommen immer damit verbunden ist zu essen; um richtig anzukommen, nehmen sie einen Happen zu sich. Für Familie Bauer ist das gemeinsame Kaffeetrinken auch ein Familienritual, dabei erzählen sich beide Ehepartner ihren Tag. Gemeinsam zu essen heißt für sie auch, mit der Familie zusammen zu sein. Vom

<sup>10</sup> 32 Seiten Transkripte beziehen sich auf das Thema Essen.

<sup>11</sup> Bei „ostalgieischen“ Ausdrucksformen spielen Ost-Lebensmittel eine wichtige Rolle. Siehe Scheffler (Hrsg.) (2000): Alles Soljanka oder wie? Das ultimative DDR-Kochbuch 1949 - 1989. Ulbrich (1996): Kleines Lexikon grosser Ostprodukte. Tweder / Stregel / Kurz (1999): Vita-Cola & Timms Sauer. Getränkezeitung in der DDR. Das Versandhaus OssiVersand.de AG in Landsberg/Halle hat sich auf den Versand von Ost-Lebensmitteln spezialisiert.

<sup>12</sup> Brinckmann, Charlotte (1992): Bananen mit Ketchup. Eßkultur: Beobachtungen in einer markt- und einer planwirtschaftlichen Gesellschaft. In: Kaschuba / Mohrmann: Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland, S. 80 - 115.

*Essen als Familienzeit und -ritual, das zum sozialen Ereignis wird*, erzählten auch andere. Wiederholt war die gemeinsame Zeit das nachmittägliche Kaffeetrinken. So durfte auch in fast keiner der Küchen eine Kaffeemaschine fehlen. Die meisten der berufstätigen Befragten aßen mittags nicht zu Hause, sondern in einer Kantine, so dass das Kaffeetrinken die erste Mahlzeit nach dem Nachhausekommen darstellte. In der eigenen Wohnung nahmen sie dann noch eine kalte Mahlzeit, das sogenannte „Abendbrot“, zu sich. Es können auch beide Mahlzeiten zusammenfallen. Warme Mahlzeiten kochten sich die meisten der Berufstätigen nur an den Wochenenden in ihren Wohnungen selbst.

Für diese Gewohnheiten lieferten sie auch gleich die Erklärung: Die meisten Betriebe boten zu DDR-Zeiten ihren Mitarbeitern *Kantinenessen* an. Auch die Schulkinder wurden mit einer Schulspeisung versorgt und weitgehend auch nachmittags betreut. Nahezu alle erwerbsfähigen Männer und auch Frauen waren in der Planwirtschaft mit ihrem Recht auf Arbeit beruflich tätig. Da die Wirtschaft weitgehend in großen VEBs (= volkseigener Betrieb) organisiert war, hatte auch fast die ganze Bevölkerung Anteil an der staatlich geförderten Kantinenversorgung. Damit war die in der sozialistischen Theorie angestrebte Vergesellschaftung der privaten Hauswirtschaft ein Stück weit verwirklicht. Die Großbetriebe waren darüber hinaus die zentralen Einheiten der materiellen Versorgung und des sozialen Lebens: Sie boten ihren Mitarbeitern etwa eigene Lebensmittelverkaufsstellen oder unterhielten eigene Ferienstätten. Auch Freizeitkreise waren häufig über die Betriebe organisiert. Betriebsfeiern oder Freizeitveranstaltungen mit den Arbeitsgruppen, den sogenannten Kollektiven, waren für viele Menschen die wichtigsten Möglichkeiten zur Geselligkeit. Außerhalb gab es kaum ein öffentliches Leben. Gerade in Reichenbach, wo es mit den Textilfabriken und Maschinenbauunternehmen viel produzierendes Gewerbe gab, arbeiteten viele Menschen im Schichtbetrieb. Allgemeines wirtschaftliches Ziel war es, dass möglichst viel im Dreischichtbetrieb gearbeitet wurde. Zur Förderung der Schichtarbeitenden sollten in den Betriebskantinen täglich zwei warme Mahlzeiten bereit gehalten werden.<sup>13</sup> So konnte oft die gesamte Ernährung über die betriebliche Versorgung laufen. Verschiedene Gesprächspartner erzählten auch, dass sie im Betrieb gefrühstückt hätten. Durch die Dominanz der staatlichen Großbetriebe mit ihrer Schichtarbeit und dem allgemeinen früheren morgendlichen Arbeitsbeginn begann und endete das Leben in Reichenbach zu DDR-Zeiten im Allgemeinen früher als heute. Noch einige Jahre nach der Wende meinte Herr Bauer, dass die Geschäftspartner aus dem Westen alle durchweg eine Stunde später zu arbeiten begännen. Hier begannen viele morgens zwischen 5 und 7 Uhr zu arbeiten. Zu meiner großen Verwunderung bestellte mich ein Behördenvertreter um 7.30 Uhr zu sich ins Amt, wo alle Mitarbeiter schon

---

<sup>13</sup> Lothar Mertens in einem Vortrag: Nacht- und Schichtarbeiteralltag in der DDR. Bei der Tagung „Unter dem Deckel der Diktatur. Soziale und kulturelle Aspekte des DDR-Alltags.“ In Tutzing 9. bis 12. April 2001. (nicht im Druck erschienen)

längst anwesend waren. So bestimmte das Wirtschaftssystem den zeitlichen Rhythmus der Einzelnen und der ganzen Stadt. Die allgemeine nachmittägliche familiäre Kaffeerunde ergab sich aus diesen Vorgaben.

Trotz oder vielleicht gerade wegen der häufigen Nach-außen-Verlagerung der Ernährung blieb für die Interviewpartner das häusliche gemeinsame Essen ein wichtiges Thema. Dabei sprachen sie von der Handlung als solcher aber fast nicht; sie ist zu selbstverständlich. Die Bedeutung erschließt sich eher indirekt aus dem *großen Engagement, mit dem sie schwer zu bekommende Lebensmittel* für Feiern, oft mühsam und von langer Hand vorbereitet, *organisierten*. Frau Ludwig beispielsweise erzählte von solchem Einsatz:

„Wenn man jetzt eine Feierlichkeit hatte, so Geburtstag oder irgendwas, da musste man wirklich tatsächlich ein Vierteljahr vorher losrennen und dann alles in den Keller, deswegen die ganzen Vorratslager. Die brauchte man nachher nicht mehr nach der Wende.“  
(14)

Auch Feste wie Weihnachten mussten, nach wiederholten Aussagen der Interviewpartner, derart langwierig vorbereitet werden. Die Besorgung von Lebensmitteln war für fast alle Gesprächspartner ein Gesprächsanliegen. Innerhalb der Interviews sind die Erwerbungs geschichten eine eigene häufige Geschichtengattung (siehe C.III.). Das mag auch daran liegen, dass Essen eine der wenigen Konsummöglichkeiten im DDR-Alltag war, mit dem der Staat auch eine bewusste Kaufkraftabschöpfung der Sparguthaben seiner Bürger betrieb, für die es sonst wenig Investitionsmöglichkeiten gab.

Offenbar ein Sonderritual - und deshalb erwähnt - war *das gemeinsame Grillen*. Ähnlich wie die Aussagen von Frau Langer über das Verhältnis zu früheren Mitbewohnern und jetzigen Nachbarn klingen mehrere Gesprächssequenzen:

„... Wir hatten so eine ganz kleine Ecke Garten am Haus, sie [= die Nachbarn] eine und ich eine, und wenn man Abend immer unten war und hat den Grill aufgebaut, dann hat der andere schon gerufen: ‚Lass das Feuer an, ich komme auch gleich!‘ Und es war wirklich ein tolles Verhältnis, ...“ (23)

„Wir haben auch zu zwei Nachbarn hier ... ein sehr enges Verhältnis: Also im Sommer grillen wir fast jedes Wochenende gemeinsam. ...Dann sind die Männer ja auch sehr kontaktfreudig, also vielleicht noch mehr als wir Frauen: „Und komm her, wir trinken ein Bier zusammen!“ Und dann ergibt sich das eben so.“ (23)

Auch bei den anderen, die vom gemeinsamen Grillen erzählten, steht es für gute Nachbarschaft. Es wird auch „Rostern“ genannt, nach den lokaltypischen Thüringer Rostbratwürsten. Für die Interviewpartner gehörte es als wesentlicher Bestandteil zu ihrer (Klein-)Gartenkultur.<sup>14</sup> Als Freizeitvergnügen, das schnell eine Gemeinschaft herstellte, passte es auch zum sozialistischen

<sup>14</sup> Dazu enthalten die Interviews nur wenige Aussagen, weil sie alle im Frühling, vor Beginn der Gartensaison stattfanden. Zu den Kleingartenanlagen in Reichenbach siehe A.III.2..

Stil allgemeiner Verbrüderung. Grillen ist in den untersuchten Texten das deutlichste Beispiel für die große Bedeutung, die die Sprecher dem Essen zumessen: Essen ist eine elementare Wohnhandlung und soziales Ritual im häuslichen Rahmen des Wohnbereichs. DDR-spezifisch sind die Ausprägungen, etwa das allgemeine nachmittägliche Kaffeetrinken als Familienzeit oder das besonders häufige „Rostern“ im Garten.



Abbildung 25: Werbung für 'westliches' und 'östliches' Cola

## (2.) Essen als Zeichen der Zeit: Alles Banane!?

(1.) Die neue Verfügbarkeit der westlichen Lebensmittel wurde als deutlichstes Merkmal der veränderten Lage erlebt. - (2.) Frühere Versorgungsmängel wirken in Geschmacksvorlieben nach. - (3.) Neue Konsummöglichkeiten führten zu einem schlagartigen Absinken von Kulturgütern / es ergaben sich Verschiebungen im sozialen Zeichensystem des Essens: Schwank vom Kaviar-Geschenk und 'Leichte Kost' als Diät Empfehlung für das Schoßhündchen. - (4.) Essen als Träger von neuen Bewertungen: Essen als Zeichen von Verlufterfahrungen und Selbstbehauptung machten die Gesprächspartner in ihrem Erzählen zum Zeichen für Verluste / Verlufterfahrungen, aber auch zu einem Zeichen der Selbstbehauptung.

Das Essen und die politischen Veränderungen, - diese beiden Punkte brachten alle Interviewpartner miteinander in Verbindung. An den Lebensmitteln und ihrer Verfügbarkeit waren die politischen Umbrüche am schnellsten erkennbar und ganz wörtlich zu schmecken. Diese Erfahrung bewegte alle zum Erzählen. In ihren Erzählungen wurde den Gesprächspartner dabei „Essen“ und das Sprechen darüber zum Zeichen. In der Vielfalt dieser Aussagen möchte ich hier vier verschiedene Stufen der Bewertung, Umwertung und zeichenhaften Aufladung unterscheiden. Sie entsprechen in etwa Stufen einer zeitlichen Entwicklung des Vereinigungsprozesses.

(1.) Schon zu DDR-Zeiten waren für die meisten die Lebensmittel in den Westpaketen die wichtigste Möglichkeit, etwas vom Westen direkt, sinnlich zu erleben (siehe C.I.). Und vom Begrüßungsgeld kauften viele solche lang vermissten Lebensmittel, wie beispielsweise Herr Greipl:

„Was haben wir uns gekauft? Fünf Bananen.“ (31)

Frau Schüssler schilderte ihre Eindrücke beim ersten Westbesuch: „Was ja allerhöchste Priorität hatte, das war Obst und Gemüse und Hautmittel. Ich werde nie vergessen, als wir nach der Wende in Nürnberg auf dem Christkindlmarkt waren, mich hat ja fast der Schlag getroffen: die Bananen, die Apfelsinen, die Nüsse, also wunderschön!“ (15)

Und Frau Ludwig berichtete, wie ihre Landsleute nach der Grenzöffnung mit Kisten voller Weintrauben in Hof herumgelaufen seien. Sie meinte zur neuen Situation:

„Es hat sich an meinem ganzen Leben nicht viel geändert. Und dass ich mir jetzt jeden Tag Bananen kaufen kann, und damals konnte ich das nicht, das ist eine Randerscheinung.“ (14/11)

Die ständige Verfügbarkeit aller vorher nicht erhältlichen Lebensmittel ist für Frau Ludwig nicht zentral, sie wertete dies zwar ab, trotzdem ist sie Kennzeichen der neuen Lebensumstände. *Die neue Verfügbarkeit der westlichen Lebensmittel war für viele das deutlichste Merkmal der veränderten Lage.*

(2.) Trotz der neuen nun scheinbar unbegrenzten Auswahl und Verfügbarkeit an Lebensmitteln *wirkte doch die frühere Situation noch weiter.* Wie die obigen Beispiele zeigen, waren die zu DDR-Zeiten knappen Artikel dann nach der Wende anfangs besonders begehrt. Aber auch fünf Jahre danach erzählte Frau Schüssler noch von ihren Kindern:

„Ich muss sagen, meine Kinder sind sozialismusgeschädigt: Bananen, die muss ich ja heute noch mitbringen, so schnell können sie gar nicht kucken, wie die immer weg sind. Genauso Schokolade, die muss ich verstecken, sonst ist die gleich weg.“ (15)

Bei den Kindern von Frau Schüssler ist das früher Seltene auch heute noch begehrt, obwohl es inzwischen alltäglich geworden ist. Die alte Bewertung wirkt auch unter veränderten Voraussetzungen noch weiter.

(3.) Wie zu DDR-Zeiten hochgeschätzte Lebensmittel weiterhin sehr positiv bewertet werden, aber in der veränderten Versorgungssituation sich ihr sozialer Ort verändert, dafür stehen die nächsten Beispiele. Auch frühere Luxusartikel wurden mit der Wende für breitere Schichten verfügbar. Die beiden besonders karriere- und aufstiegsorientierten Damen in der Gruppe der Gesprächspartner berichteten von ihrer Vorliebe für *Kaviar*. Bei Frau Schüssler klingt dies wie der Nachweis, dass sie sich die von ihr gelobte westliche Lebensweise nun angeeignet hat:

„Russischer Kaviar? Ein Gedicht! Schön getoastetes Brot dazu. Der Umsatz ist ja sprunghaft gestiegen seit der Grenzöffnung. Soviel habt ihr ja noch nie in eurem Leben gegessen wie wir jetzt.“ (15)

Weiter erzählte sie noch, wie sie erst gelernt habe, wie man Kaviar richtig essen müsse, und so den rechten Geschmack daran entwickelt habe. Diese Unterscheidungsgabe als Zeichen verfeinerten Geschmacks pflegte Frau Hess nach ihren Aussagen schon länger. Sie erzählte dazu ei-

nen durchgeformten Schwank, der hier ganz zitiert werden soll, weil er gleichzeitig ein Beispiel ist für die Erzählhaltung, sich über das DDR-System lustig zu machen (siehe C.IV.4.):

„Und wenn ich in Berlin war, dann hab ich mir immer in den Delikatläden schon damals Lachs gekauft und Kaviar und Muscheln und Schnecken, wo sie alle: "Uhi, ihh!" schrien. In meinem Betrieb, die wussten das alles noch gar nicht, konnten das noch gar nicht auf ihrem Gaumen, die konnten damit nicht umgehen, die können heute noch nicht damit umgehen, aber ich habe damals schon auf meinem Schreibtisch Oliven stehen gehabt, weil ich so verrückt war.

Und ich war lange Zeit krank und da gab es über die Gewerkschaft, in unserem Betrieb, wenn einer krank war, vierzehn Tage, gab es 25 Mark im Geschenkbeutel. Da ist dann ein Krankenbesuch gemacht worden und da ist der Beutel obligatorisch. Da war immer eine Gebäckschachtel drinne, fünfzig Gramm Kaffee und eine Flasche Wein und all das ordinäre Zeug, das ich gar nicht gegessen habe. Und meine Frauen, die haben das gewußt, dass ich immer so ein bissl was extra mag. Und da sind sie in die Gewerkschaft gegangen - Das müssen Sie sich vorstellen! - und haben gesagt zu dem Gewerkschaftsvorsitzenden: ‚Wir können der Frau Hess nicht so einen Beutel bringen! Wir wollen die 25 Mark haben und wollen a Bix [= Büchse] Kaviar kaufen!‘ Da haben die sich aufgeregt. Die ganze Blase von der Gewerkschaft und alle, die waren außer sich. ‚Das ist doch nicht zu fassen, die kriegt den Beutel wie jeder!‘ Und da haben sie gesagt: ‚Wir könne zu der Frau Hess net gehn. Die hat mal zu uns gesagt: ‚Wenn ich mal krank werde und es kommt jemand mit so einem Beutel, wo diese billigen Kekse drinne sind und der Kaffee und der billige Wein, den hau ich zum Fenster runter!‘ So aus Spaß.‘ Und die haben gesagt: ‚Wenn wir da hingehen, da müssen wir a Bix Kaviar mitbringen.‘ Ich hab immer gesagt, das einzige, das größte ist, wenn ich früh aufstehe, ich komm mir dann vor wie im Denver Clan, die hat auch ihre große Kaviarschüssel dort gehabt. Und da haben die mir dann für die 25 Mark so eine kleine Büchse Kaviar gekauft. So kamen sie dann mit der Bix Kaviar und ich hab mich so gefreut, ich sag: ‚Eine größere Freude hättet ihr mir gar nicht machen können.‘ ‚Das haben wir doch gewußt!‘ Dann haben sie mir die Story erzählt, was da im Betrieb los war. Weil sie gesagt haben, sie wollen mir eine Büchse Kaviar kaufen. Jedenfalls war das natürlich ganz schlimm. ... Das war so lustig.“ (18)

Dieser Schwank ist eine Beleggeschichte, wie Frau Hess dem gleichmacherischen sozialistischen System widerstand und dessen Widerstand überwand. Sie bestand auf ihrem individuellen Geschmack und damit schon damals auch auf dem Anspruch sozialer Unterscheidung. Im Vorspann zur eigentlichen Geschichte grenzte sie sich deutlich von ihren Kollegen ab, die sie „schon damals“ und „heute noch“ übertroffen hätte mit ihrem verfeinerten Gaumen. Lebensmittel und der Geschmack daran dienten ihr schon zu DDR-Zeiten, entgegen offizieller Bekundungen von der Gesellschaft der Gleichen, als Zeichen sozialer Unterscheidung. Beide Frauen bezogen sich auf den Westen: Frau Schüssler in einer „ihr“-Anrede und Frau Hess deutlicher auf den „Denver Clan“ aus dem (West-)Fernsehen. Mit dem ostspezifischen Luxusartikel russischer Kaviar ahmten sie westliche Lebensweise nach. Gleichzeitig verhielten sie sich damit ostspezifisch, wie Frau Schüssler berichtete, weil gerade die Ostdeutschen mehr Kaviar als die Westdeutschen aßen. Auch hier wirkten also die alten Bewertungen weiter und werden nun neu aktualisiert und umgedeutet zur sozialen Unterscheidung im westlichen System. Die Verschie-

bung läuft hier von oben nach unten als „sinkendes Kulturgut“<sup>15</sup>: Das sozial früher sehr hoch eingestufte absolute Luxusgut Kaviar, das Staatsmännern vorbehalten war, und anderen nur höchst eingeschränkt zur Verfügung stand, wird nun für breitere Schichten zum größeren Konsum verfügbar.

Ein weiteres Beispiel für soziales Absinken möchte ich hier anführen. Noch einmal geht es um Bananen, das in den Interviewtexten am häufigsten genannte Lebensmittel. Frühere Festtagsspeisen wurden seit der Wende alltäglich. Frau Hess, die sich selbst als Feinschmeckerin rühmte, im Gespräch mit ihrem Hund:

„Und für dich muss ich auch immer feine Sachen machen, da muss ich immer Reis kochen und Gemüse machen, frisches, na Moses. Du bist so ein Feinschmecker, ... Abend gibt es nicht mehr so viel, Moses. ... Du hast heute schon dein Futter weg hier. Und vor allen Dingen haben wir die Banane vergessen im Geschäft. Sonst hätte ich dir noch eine halbe Banane gemacht.“ (18)

Dieses Ernährungsprogramm, das Frau Hess hier für ihren Hund aufstellte, könnte so auch in einer Frauenzeitschrift als Diätempfehlung ‘leichte Kost für die figurbewusste Frau’ stehen. Das Schoßhündchen einer Feinschmeckerin erhält damit lauter Speisen, die bis vor kurzem rar waren und noch zum Sprechzeitpunkt bei den meisten ostdeutschen Mitbürgern besonders hoch bewertet waren. Man könnte dies klassisch als ein soziales Absinken bewerten. Die früher als Mangelartikel zeichenhaft aufgeladene Speise ist nun an anderem sozialen Ort gerade deshalb ein Zeichen für die neue Zeit mit ihren großen Konsummöglichkeiten geworden. Hier kann sie erneut für den Erhalt des sozialen Status der Sprecherin stehen. So wirken die alten Defiziterfahrungen unter verändertem Vorzeichen weiter. Durch die neuen Konsummöglichkeiten seit der Wende kam es zu einer *schlagartigen Verschiebung im Zeichensystem*: Zu DDR-Zeiten hochbewertete und seltene Güter wurden nun allgemein verfügbar, damit können sie an einem anderen sozialen Ort konsumiert werden. Damit aber sinken sie auch in ihrer sozialen Bewertung.

(4.) *Am Bereich Essen machten die Interviewpartner aber auch neue Bewertungen fest.* Für die Auseinandersetzung mit „dem Westen“ (siehe auch C.I.), wie die Reichenbacher ihn in ihrem Umfeld erlebten, war der Nahrungsbereich ein häufiges Beispiel und Projektionsfeld. Zu einer ganzen Reihe von ‘Westerfahrungen’, die Frau Müller erzählte, gehört auch die Geschichte vom „Bananenschorsch“:

„Dann war der Bananenschorsch bei uns, da gab es immer so ein paar Storys. Der hat versprochen, das war unmittelbar nach der Grenzöffnung, da hatten wir aber noch kein Westgeld gehabt, da war das so schwierig mit den Bananen. Wir wollten ja nun erst einmal Bananen haben, das war das Wichtigste. Und da hat sich einer bereit erklärt, überall in Reichenbach und Arlbach, überall wollte der Bananen verkaufen. Und der kommt mit

<sup>15</sup> vergleiche Wiegmann (1986): Innovationen in Speisen und Mahlzeiten.

fünfzig LKWs. Und die haben alle gewartet und der kam nicht, da haben wir nur gelacht (lacht).

Da hat keiner Schaden davongetragen, aber es gab auch andere Sachen, die dann nicht so lustig ausgegangen sind. (lacht)“ (13)

Gleich im Anschluss an diese Geschichte berichtete Frau Müller von ihren Waschmitteltests (siehe Abb. 8). Dabei probierte sie systematisch die neuen Waschmittel durch und stellte fest, dass das frühere doch das billigste und ergiebigste sei. Die Erfahrung mit dem Bananenschorsch ist dabei nur ein Baustein für die Grundaussage, dass ‘der Westen’ in vielem nicht gehalten habe, was er versprochen hat. Ganz ähnlich äußerten sich viele der Interviewpartner. Bei Frau Müller klingt das stellenweise sogar wie ein Verrat gegebener Versprechen.

Lebensmittel sind auch ein beliebter Punkt, um Ost mit West zu vergleichen. Beispielsweise erzählte Frau Hirmer vom Tortenguss, als ich sie nach ihren Erfahrungen von Veränderungen seit der Wende fragte:

„Und so ganz bestimmte Sachen oft, da muss ich sagen, das war doch nicht schlecht. Was mich immer aufregt, der Tortenguss, den es jetzt gibt, der ist ja furchtbar, den kann man ja zum Fensterkitten nehmen, das Zeug. Mit dem komme ich nicht klar. Der war gut bei uns früher. Den gibt es aber nicht mehr. Und der hat auch noch gut geschmeckt. Der neue, der ist nichts. ...“ (17)

Frau Hirmer hat hier mit dem früheren Produkt, das es nicht mehr gibt, auch ihre Sicherheit im Gebrauch, die Sicherheit einer alten Gewohnheit eingebüßt. Mit der ‘Verwestlichung’ stimmt für sie die Qualität des Produktes nicht mehr. Der Tortenguss ist ihr ein positives Beispiel für „bestimmte Sachen“, die ihrer Meinung nach dagegen sprechen, dass DDR-Produkte pauschal abzulehnen seien. Noch deutlicher formulierte Frau Huber, dass sie nach der Kontrasterfahrung der westlichen Produkte frühere DDR-Produkte wieder neu schätzen lernte:

„Veränderungen mit der Wende? Esssachen, ..., die ich immer nur so von meinen Paketen kannte und ... plötzlich hatte man das immer. Bei manchem hat es sich bestätigt, das ist immer noch gut, bei manchem hat sich herausgestellt, dass das gar nichts Besonderes ist, dass man das gar nicht mehr nimmt. Was könnte ich denn da als Beispiel sagen? Das ganze Suppenzeug und die ganzen Küchensachen, da hat sich herausgestellt, dass unsere einfachen Sachen, die zwar nicht schön verpackt waren, aber manche Sachen waren besser. Das ist alles so viel Chemie, das war bei uns eben mehr natürlich. Das sah nicht so schön aus, aber da waren die Grundstoffe, das, was es sein sollte.

Ganz einfaches Beispiel, Mayonnaise, hier bei uns in Reichenbach ist die Mayonnaisenfabrik. ... Die Mayonnaise, die war wunderbar und da gab es einen bestimmten Fleischsalat. Und dann hat man ja mal nach der Wende die andern Sachen probiert und des hat komisch geschmeckt. Zuerst hat es gut geschmeckt, wenn man dann richtig merkt, bewusst, hat man gemerkt, das schmeckt aber sehr komisch. Und jetzt hab ich mich einmal mit dem Fleischer unterhalten. Hab ich gesagt: "Ihr Fleischsalat, der schmeckt nimmer! Der ist einfach nimmer der Fleischsalat." Hat er gesagt: „Das ist ganz klar, die ganzen Rohstoffe, alles, was dazu genommen wird, vom Pfeffer angefangen, von Eiern, das ist alles nicht mehr das. Das ist alles nur noch, wo viel Farbstoff drinne ist und alles verfälscht. Und dann kommt ja des Produkt auch nicht mehr so raus. Der sagt, er nimmt die



gleiche Menge, aber nicht mehr die gleichen Sachen, weil es das alles jetzt nicht mehr gibt. Also schmeckt das am Ende auch anders. Es muss alles länger haltbar sein, also müssen mehr Konservierungsstoffe hinein.“ (21)

Frau Huber äußerte hier am Beispiel eines Nahrungsmittels ihre Ernüchterung über die Veränderungen, die die Wende mit sich brachte. Sie stellte die verlorengegangene Ursprünglichkeit des DDR-Produkts, das „bei uns eben mehr natürlich“ war, der „Chemie“ des neuen Produkts mit „viel Farbstoff“ und „mehr Konservierungsstoffen“ gegenüber. Der Vergleich der beiden Mayonnaisen-Produkte mit den Eigenschaften „sah nicht so schön aus, [war] aber ... das, was es sein sollte“ für die Zubereitung zu DDR-Zeiten und „alles verfälscht“ für die neue Zubereitung, klingt wie ein moralisches Urteil über die neue versus die gute alte Zeit. Und diese Veränderungen sind auch noch erzwungen; der Metzger unterliegt dem „Muss“ der neuen Vorschriften. Vor dem Kontrast der alten Produkte aus DDR-Zeiten setzten sich die Interviewpartner in den Westprodukten mit dem Neuen auseinander. Vielfach stufen sie diese *Veränderungen als Verlustserfahrungen* ein: Verlust des guten Glaubens an Versprechungen einer ‘bessern Welt des Westen’, Verlust der Sicherheit gewohnten Umgangs oder Verlust der Natürlichkeit.

Die Veränderungserfahrung ließ neu auf die Produkte aus DDR-Zeiten blicken. Meistens trennten die Gesprächspartner ihre Bewertungen ‘des Ostens’ und ‘des Westens’ dabei aber nicht klar, weil sie fast immer abwogen. Die einfachste Auseinandersetzung mit ‘dem Osten’ ist ein *Lob der Ost-Produkte*. Auf die Frage nach DDR-Typischem geriet Herr L. ins Schwärmen:

„Es gibt da ganz typische DDR-Produkte. Die sind super, Senf zum Beispiel. Der westdeutsche Senf, den können Sie allen wegschmeißen, wenn Sie unseren Acksa Senf essen, den alten aus der DDR, der nimmer produziert wird. Ein Senf, Spitzenklasse! Der beste Senf, den es gibt. Nur als Beispiel. Oder kleine grüne Gürkchen, Gewürzgürkchen. Aus der Lausitz kommen die. Oder hier irgendwo bei uns im Nachbardorf zwei Firmen. Die besten Firmen, die auf dem deutschen Markt sind, können Sie alle wegschmeißen. ... Ja, haben wir doch schon probiert. ... Lebensmittel auch, die waren gar nicht so schlecht, wie immer behauptet wurde. Nur die Versorgung passte nicht. Das Produkt war gut, war echt gut. ... Aber es war erst mal alles, was DDR war, war schlecht, nach der Wende.“ (32)

Mit diesem Lob der früheren Produkte ist gleichzeitig eine Selbstbehauptung verbunden. Sie wehrt sich gegen die allgemeine Unterstellung, „wie immer behauptet wurde“ daß alles in der DDR schlecht gewesen sei. Das gute Essen beweist, dass nicht alles in der DDR schlecht war - und damit wohl auch das eigene Leben in der DDR nicht.

Die abwägende Bewertung von Früherem fiel aber auch in einigen Fällen negativ aus, wie beispielsweise durch Frau Schüssler:

„Joghurt gab es. Die Milchflaschen, die haben sie ja jetzt ganz abgeschafft, die früher waren. Das war ja alles gar nicht so schlecht. Und dann gab es solche halbe Flaschen, da war Trinkjoghurt drin. Da konnte aber kein Mensch, nur wenn ich abnehmen wollte, habe ich dann mal so eine Kur gemacht. Aber den Joghurt, den gibt es nirgendwo, weil es so einen tristen Joghurt gar nicht geben kann. Die tristen Farben und überhaupt. ... Was natürlich

DDR-typisch war, das ist die Abfallsache. Also jetzt hat man den Joghurt schon wieder in Gläsern, die man wieder zurückschaffen kann.“ (15/32)

Im Gegensatz zu den meisten anderen Gesprächspartnern gibt Frau Schüssler ein ausführliches *Negativbeispiel*. Sonst werden negative Einschätzungen meist nur genannt, nicht ausschmückend erzählt. Frau Schüsslers Form des Neuanfangs nach der Wende war, das Frühere erst einmal abzulehnen, obwohl auch sie abwägt. Wieder ist ein Beispiel aus dem erfahrungsnahen Nahrungsbereich gewählt. (ev. dieses Beispiel kürzen)

Wieder positiv fiel die Bewertung von Frau Müller aus. Besonders ausführlich sprach sie über die vogtländische *Spezialität der Grünen Klöße*. Es war ihr ganz wichtig, dass ich diese Spezialität auch kannte. Als sie von der gemeinsamen Zubereitung der Grünen Klöße zusammen mit ihrem Mann erzählte, war dies auch eine Schilderung vom früheren heilen familiären Zusammenleben, das offenbar seit den politischen Umbrüchen problembelastet war. Schließlich endete der Abschnitt von den Grünen Klößen darin, dass sie mir das Kochrezept dafür gab. Soll mit dem Kochrezept auch der frühere Zustand festgeschrieben werden? So kann das Essen in den Erzählungen zu einem Zeichen des Verlusts von Lebensqualität werden, gleichzeitig aber auch zu einem Zeichen der Selbstbehauptung. Gerade Essen, als etwas primär menschliches und kulturelle stark geformtes, wurde so zum Träger von neuen Bewertungen. Seine bisherige zeichenhafte Aufladung setzte sich in Umwertungen und Neubewertungen fort. So wurde gerade das Essen im Wendeprozess zum Zeichen der Zeit.

Mit der Rede vom Essen erzählten die Gesprächspartner vom Geschmack der Zeit. Besonders im Bereich der Nahrungsmittel, wo jeder über konkrete Erfahrungen verfügt, machten sie die Bewertungen der alten und der neuen Zeit fest. Alle Sprecher beschrieben eine individuelle Geschmackserfahrung und vergewisserten sich damit ihrer selbst, gleichzeitig ordneten sie sich damit auch ein in die Gruppe ihrer Mitbürger, die die gleichen Nahrungsmittel schätzen oder ablehnen. Im Wohnen und der elementaren Wohnhandlung des Essens erfuhren alle mit der Wende einhergehende Veränderungen und notwendig werdende Neuorientierungen am eigenen Leib. Deshalb war es allen Gesprächspartnern ein wichtiges Thema unter der Überschrift „Wohnen“ von solchen Erfahrungen zu sprechen. Im abwägenden Vergleich der Geschmackserlebnisse vergewissern sie sich ihrer Vergangenheit und verorten sich in der Gegenwart.

### - Häusliche Arbeiten

Die Gewichtungen der häuslichen Arbeiten sind DDR-spezifisch: Heizen, Zubereitung warmer Mahlzeiten, Einkaufen, Subsistenzwirtschaft mit Heimwerken, Gartenbau, Vorratswirtschaft und Hausschneiderei - Geringe Veränderungen der Hausarbeit seit der Wende - Zeitrahmen für die Hausarbeit - geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: Modifizierung des klassischen Modells - Bewertung der Hausarbeit: in der öffentlichen Diskussion und von staatlicher Seite - Eigenbewertung der Hausarbeit durch die Frauen

Die Küche ist für viele Interviewpartner der hauptsächliche Arbeitsort innerhalb ihrer Wohnung. Deshalb soll hier kurz auf häusliche Arbeiten eingegangen werden. Innerhalb der narrativen Interviews waren sie den Gesprächspartnern in der Regel aber kein Erzählanliegen, meist kamen sie nur in beiläufigen Bemerkungen vor.

Genannt wurden an häuslichen Arbeiten: Waschen, Bügeln, Nähen, Putzen, Kochen und Backen, Geschirrspülen, Heizen und verschiedene Reparaturarbeiten samt Heimwerken. Dieses Spektrum unterscheidet sich nicht grundsätzlich von den häuslichen Arbeiten in westlichen Haushalten. Nur manche Gewichtungen sind andere. Die wichtigsten seien hier genannt. Beispielsweise erzählte Herr Greipl von seiner täglichen Routine:

„Also jetzt haben wir ja die Wintermonate. Da ist das erste[, wenn ich nach der Arbeit nach Hause komme,] dann immer Feuer machen, dass es erst mal warm wird. Dann die häuslichen Dinge: Staubsaugen, Kochen, zwischendurch Einkaufen. Und in den Wintermonaten gibt es dann schon mehr Arbeit. Diese alten Öfen, da hast hier immer Asche in der Wohnung, ... Man wird dauernd schwarz, da kann man sich in Acht nehmen wie man will.“ (31)

Auch Frau Hirmer berichtete, dass es für sie eine tägliche anstrengende Arbeit sei, die Kohlen für ihren Kachelofen in den vierten Stock hinaufzutragen. Bei einem Anteil von rund 38%<sup>16</sup> der Wohnungen in Reichenbach, die 1995 mit Ofenheizung beheizt wurden, bildete für die Bewohner dieser Wohnungen das Heizen im Winterhalbjahr einen Teil der täglichen Hausarbeit. In sanierten Wohnungen mit Zentralheizung fällt *das Heizen als Hausarbeit* weg, aber auch die dazugehörige Fertigkeit.

Die *tägliche Zubereitung warmer Mahlzeiten* in der häuslichen Küche spielte dagegen zu DDR-Zeiten eine geringere Rolle (siehe oben). Mit der fast vollständigen Integration aller arbeitsfähigen Männer und Frauen ins Erwerbsleben und der nahezu durchgängigen Kantinenversorgung aller Altersstufen war Kochen in der überwiegenden Zahl der Haushalte arbeitender DDR-Bürger nur am Wochenende eine häusliche Arbeit.<sup>17</sup> Mit der Änderung des Wirtschaftssystems und dem damit verbundenen Ausschluss vieler Frauen aus dem Arbeitsprozess, stieg die Zahl der Hausfrauen wieder an. Einige der Gesprächspartnerinnen, die

<sup>16</sup> Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen (1996): Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1995. Gemeindeblatt Reichenbach im Vogtland. (ohne Seitenzählung)

<sup>17</sup> Die Zeitbudgetforschung führt einen Rückgang des Zeitaufwandes für „klassische“ Hausarbeiten wie Kochen, Waschen, Putzen und Einkaufen von im Jahr 1966 mit 3:52 Stunden pro Durchschnittstag im Vergleich zu 2 Stunden im Jahr 1990 auf die Vermehrung der öffentlichen Verköstigungen zurück. Siehe Fiebiger (1992): Von der zeitaufwendigen Hausarbeit zu mehr Freizeit - Zeitstrukturen im Alltagsleben. S. 296.

die Zahl der Hausfrauen wieder an. Einige der Gesprächspartnerinnen, die mit dem Wechsel des Wirtschaftssystems arbeitslos wurden, berichteten dann auch vom täglichen Kochen als einem neuen, strukturierenden Element ihres Tagesablaufs.

Als weitere häusliche Arbeit neben dem Heizen nannten mehrere Frauen den täglichen Einkauf. Beispielsweise Frau Müller erzählte von dieser täglichen Übung:

„Ich bin dann meistens so um drei heimgegangen, Viertel vier, ... Und dann haben wir noch schnell ein bisschen was eingekauft. Je eher man raus war, um so größer waren die Chancen, dass man noch was gekriegt hat. ... Man hat schon jeden Tag mal geguckt, es hätte ja etwas geben können, was man brauchen kann. (lacht)“ (25)

Es gab nämlich nicht jeden Tag alles zu kaufen. Die Waren wurden in der Planwirtschaft nicht nach den Absatzmöglichkeiten, sondern nach der im Plan festgelegten Menge produziert, so dass manche Artikel zu Mangelgütern wurden und bald nach Lieferung ausverkauft waren. *Einkaufen* konnte sich so nicht nur als regelmäßige, sondern auch als zeitaufwändige Arbeit mit langem Anstehen gestalten. Außerdem gehörte dazu der Aufbau und die Pflege eines Netzes von Beziehungen etwa zu Verkäuferinnen oder dem „eigenen Fleischer“ (siehe Erwerbungs geschichten C.III.).

Die Mängel der planwirtschaftlichen Versorgung machten auch eine gewisse *häusliche Subsistenzwirtschaft* notwendig. Dazu gehörte die Instandhaltung und Reparatur der Dinge, die schwer zu bekommen oder besonders teuer waren. Am wichtigsten war hier die Autoreparatur. Private Kraftfahrzeuge wurden fast ausschließlich auch von Privatleuten instand gehalten, nicht von Werkstätten. Nach übereinstimmenden Aussagen der Interviewpartner beiderlei Geschlechts war dies eine männliche Domäne. Auch *Heimwerken* war eine Arbeit im häuslichen Bereich, die meist in den Zuständigkeitsbereich der Männer fiel. Damit glichen die Privatleute die Defizite der Planwirtschaft aus. Im Rahmen der Verstaatlichung der Wirtschaft drängte der SED-Staat das Handwerk immer mehr zurück, so dass Handwerksleistungen für Normalbürger sehr teuer und schwer zu bekommen waren. Notgedrungen entwickelten viele DDR-Bürger deshalb besondere Geschicklichkeiten in solchen Bereichen.<sup>18</sup> Auch eine ausgeprägte *Vorrats-haltung* von Dingen, die man vielleicht einmal noch gebrauchen konnte, und von solchen, die es gerade zu erwerben gab und deshalb auf Vorrat gekauft wurden, gehörte dazu. Teil der Subsistenzwirtschaft, um die Mängel der planwirtschaftlichen Versorgung auszugleichen, war auch oft *Obst- und Gemüseanbau* im eigenen Garten. Und dementsprechend betrieben viele DDR-Bürger eine ausgeklügelte häusliche Vorratswirtschaft mit *Einkochen und Einfrieren* des selbst Angebauten. Einige Damen erzählten auch von ihrer *Hausschneiderei*, nämlich dass sie sich einen großen Teil ihrer Garderobe selbst genäht hätten, weil passende und modische Kleidung

---

<sup>18</sup> Ausstellung zu diesem Thema in Berlin 1999 u.a., erstellt vom Beruflichen Bildungs- und Förderzentrum in Chemnitz: „Marke Eigenbau - Kreatives findiger Sachsen“ zum Basteln.

oft nicht erhältlich war. Übereinstimmend berichteten die Interviewpartner, dass die meisten dieser Tätigkeiten nun seit der Wende nicht mehr nötig seien. Damit sind allerdings auch die entsprechenden oft mühsam erworbenen Fertigkeiten nicht mehr gefragt. Die Entrümpelungsaktionen, die seit der Wende die häufigen Sperrmüllsammlungen notwendig machten, sind ein sichtbarer Ausdruck dafür, dass sich die häusliche Vorratswirtschaft geändert hat. Frau Schüssler fasst dies zusammen und gibt ein anschauliches Beispiel. Deshalb soll sie zum Abschluss dieses Absatzes zu Wort kommen:

„Wir waren eine Aufhebegesellschaft, jetzt sind wir eine Wegwerfgesellschaft. Ich habe alles aufgehoben. Den Keller habe ich zweimal ausgeräumt, den räume ich demnächst noch einmal aus. Es tut einem noch leid, das haut man noch nicht weg. Kommt künftig alles weg. Es gibt ja nun alles. Was soll es? Was man nicht braucht, was man zwei, drei Jahre nicht angeguckt hat, das guckt man nächstes Jahr auch nicht an. Also weg.

M: Was haben Sie dann alles so aufbewahrt?

G: Zum Beispiel haufenweise Tapeten und alles mögliche halt. ... Rollenweise ... Das war noch zu sozialistischen Zeiten, da musste man anstehen. Ich glaube das war ein Limit, dass man bloß zwei Rollen bekommen hat, Raufaser. Das langte nie, also mussten wir ja horten. „Wenn wir mal vorrichten-“, hieß es dann immer. Gibt's Raufaser, angestanden, wieder zwei, wieder zweie. Und dadurch. Und jetzt haben wir noch drei oder vier Rollen.“ (15)

Bei den häuslichen Arbeiten, die mit der Wende weggefallen sind, ist klar, dass sie spezifisch für das häusliche Leben in der DDR waren. Umgekehrt stellt sich die Frage: Welche neuen häuslichen Arbeiten sind mit den Veränderungen seit der Wende dazugekommen? Da ich für diese Arbeit vor allem solche Menschen befragt habe, die seit DDR-Zeiten in der gleichen Wohnung wohnen, ergaben sich für meine Gesprächspartner nur kleine Veränderungen. So finden sich in den Küchen der meisten Interviewpartner neue Elektrogeräte, etwa Geschirrspülmaschinen, die eine Arbeitserleichterung bringen dürften. Wenn es zu DDR-Zeiten um Haushalt ging, wurde immer wieder proklamiert, wie die Haushaltsarbeit durch den Einsatz technischer Geräte zu rationalisieren sei. Gleichzeitig waren technische Geräte immer wieder knapp und teurer als heute. Die vermehrte Neuanschaffung von Haushaltstechnik nach der Wende ist deshalb eine direkte Folge der DDR-Zeit: Sie prägte den Wunsch und schuf das Versorgungsdefizit. Eine Zunahme der Hausarbeit etwa durch eine größere Wohnung oder eine wohlstandsbedingte starke Vermehrung der Gegenstände war für die Gruppe der Befragten noch nicht relevant.

So wie das Wirtschaftssystem der Planwirtschaft die oben genannten Hausarbeiten notwendig machte, bestimmte es auch den Tageslauf fast aller DDR-Bürger und damit den *Zeitraumen für die Hausarbeit*. Frau Müller beispielsweise schilderte ihre Tageszeiten:

„M: Wenn Sie mal so einen normalen Tag überlegen, sie und ihr Mann?

G: Wir haben um halb sieben angefangen zu arbeiten. Das war allgemeiner Arbeitsbeginn, manche haben auch noch eher angefangen. ... in der Produktion, die haben angefan-

gen so um sechs oder noch eher, halb sechs manchmal schon. ... Die Arbeitszeit ging ja sehr lang. Wir haben ja länger gearbeitet. Bis zur Wende war die normale Arbeitszeit 43 3/4 Stunden. Bis um vier. Dann ging das Einkaufen los jeden Tag. ...

M: Und wann sind Sie dann ins Bett gegangen?

G: Je nachdem. Sagen wir mal so um halb elf.“ (25)

Frau Müller erledigte ihren täglichen Einkauf ganz pflichtbewusst nach der Arbeit. In manchen Sparten aber war es gängige Praxis, während der Arbeitszeit persönliche Einkäufe zu erledigen. Einen ähnlichen Zeitrahmen wie die Erwachsenen hatten die Kinder, die vielfach vom Säuglingsalter an in öffentlichen Einrichtungen betreut und versorgt wurden. Das reichte von der Krippe, der KITA (= Kindertagesstätte), der Ganztageschule bis zu Lehrlings- und Studentenwohnheimen. Da auch nahezu alle Erwachsenen im erwerbsfähigen Alter in den Arbeitsprozess eingebunden waren, verbrachten fast alle DDR-Bürger nur den Spätnachmittag, Abend und die Nacht in ihren Wohnungen. Hauptberufliche Hausfrauen waren die Ausnahme, da ja die Kinder in öffentlichen Einrichtungen versorgt waren. Hausarbeit war in der Regel etwas, das nebenbei, abends und am Wochenende erledigt werden musste.

Frau Bauer, die Mutter einer Tochter und berufstätig ist, spricht in diesem Zusammenhang auch vom Zeitsparen:

„wenn man als Frau voll mit äh, da muss auch alles passen. Man hat ja auch den ganzen Haushalt und die Wäsche und das Kind. Das muss ja alles eingetaktet werden. Und der Tag hat für jeden 24 Stunden, nicht mehr und nicht weniger. Um die Zeit zu sparen, mag ich auch die Einkaufsgebiete gleich rundrum. Dass alles schneller erledigt ist. Früher, na- ja: mal mitten im Tag einkaufen gehen, mal bummeln gehen.“ (22)

Wie ihre Arbeit plant Frau Bauer auch die Hausarbeit. Das Verb ‘eintakten’, mit dem sie das formuliert, kommt aus der Beschreibung von Fließbandarbeit. Sie organisiert ihre Hausarbeit nach der Zeitvorgabe der Arbeitszeit. Zu DDR-Zeiten war dies allerdings für sie leichter möglich, weil sie auch während der Arbeitszeit persönliche Gänge erledigen konnte. Mit vielen anderen Interviewpartnern ist sich Frau Bauer in der Bewertung dieser Arbeitszeiten einig: Sie sieht den zeitigen Arbeitsbeginn und das damit verbundene Nachhausekommen schon am Nachmittag als einen Zeitgewinn an, der ihr half, Beruf und Familie zu vereinbaren. Der Nachmittag war ihre Familienzeit.

„Haushalt, Wäsche und Kind“ rechnet Frau Bauer im obigen Zitat „als Frau“ zu ihrem Aufgabenbereich. Das klingt wie die klassisch *geschlechtsspezifische Arbeitsteilung*, dass Frauen für die Hausarbeit und die Kinderbetreuung zuständig sind und Männer für die berufliche Tätigkeit, obwohl Frau Bauer ebenfalls voll berufstätig ist. An anderer Stelle im Gespräch kam heraus, dass ihr Mann sich vorwiegend für die Renovierung ihres Hauses zuständig fühlt. Damit haben sie die klassische Arbeitsteilung etwas modifiziert. Bei den meisten anderen Paaren, in denen beide Partner arbeiten, herrscht eine ähnliche Arbeitsteilung: Die Frauen sind nach wie

vor mehr für die hauswirtschaftlichen Aufgaben zuständig und die Männer mehr für die handwerklichen am Haus. Beide Teile übernehmen nach den jeweiligen Möglichkeiten auch die gesellschaftlich niedriger bewerteten Reproduktionsarbeiten wie Putzen, Kochen und Waschen, die immer wieder verrichtet werden müssen ohne ein länger bleibendes Ergebnis zu liefern. Allerdings scheint nicht allein die berufliche Arbeitszeit „die Möglichkeiten“ zu bestimmen, denn die Verantwortung war letztlich doch bei den Frauen geblieben.<sup>19</sup> Eine - sicher unbewusst - sehr bezeichnende Formulierung verwendete Frau Langer:

„Die Hausarbeit teile ich eigentlich so auf, wie mir das in den Kopf kommt. Also es gibt keine festen Normen. Es gibt keine Zuständigkeiten. Ich mache den größten Teil. Und es wird so aufgeteilt, wie eben gerade Bedarf ist. Also wenn ich nicht einkaufen möchte oder es gibt andere Dinge zu tun, dann macht das mein Freund. ... Ich komme eben in der Regel zwischen halb und um sechs nach Hause. Und mein Freund, durch die Schichten, einmal nachmittags schon um zwei und des andere Mal geht er erst Mittag und kommt die Nacht heim. Und wenn er um zwei zu Hause ist, dann übernimmt er eben automatisch Pflichten. Da wischt er die Wohnung, Wäscheaufhängen ist nicht seine Masche, aber zumindestens die Waschmaschine füllen und anwerfen, das macht er dann schon. Je nachdem, wer wann Zeit hat.“ (23)

Frau Langer will hauptsächlich die Flexibilität ihrer Arbeitsteilung betonen, und sagt doch, dass sie die Einteilung und Verantwortung behält. In zwei Fällen aber war es anders: Da waren meine Gesprächspartner bezeichnenderweise auch die Männer. Sie waren beide im Rentenalter und auch zu DDR-Zeiten als Selbständige tätig. Die beiden Herren meinten, dass bei ihnen allein die Frau als Vollzeit-Hausfrau für die Hausarbeit zuständig sei. Herr L. sagte beispielsweise: „Meine Frau ist hauptsächlich für alles zuständig.“ (32) Schon von ihrem äußeren Lebensrahmen her mit eigenen Geschäften und Häusern zählen diese patriarchalischen Familien aber im Reichenbacher Umfeld eher zu den Ausnahmen.

Die häusliche Arbeitsteilung war ein in den letzten Jahrzehnten der DDR allgemein viel diskutiertes Thema. Propagiert wurde, dass sich Ehepaare die Arbeit gleichmäßig teilten. De facto aber blieben doch überwiegend die Frauen für die sogenannten Reproduktionsarbeiten zuständig, auch wenn das patriarchalische Männerbild ins Wanken geraten war.<sup>20</sup> Im Jahr 1990 wendeten Ehefrauen durchschnittlich 2,3 mal mehr Zeit für Hausarbeit auf als ihre Ehemänner.<sup>21</sup> Die Arbeitsteilung der oben angeführten Paare ist damit durchaus DDR-typisch: Die Ehepartner teilen sich - auch gezwungen durch die Berufstätigkeit beider - die Hausarbeiten. Da-

---

<sup>19</sup> In repräsentativen Studien nachgewiesen siehe Schröder (1994): Haushalt und Familie in den neuen Bundesländern. Trappe (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik.

<sup>20</sup> siehe Schröder (1994): Haushalt und Familie in den neuen Bundesländern. Trappe (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik.

<sup>21</sup> Fiebiger (1992): Von der zeitaufwendigen Hausarbeit zu mehr Freizeit - Zeitstrukturen im Alltagsleben. In: Hölder, S. 293 - 306, hier S. 298.

bei behielten sie die alte Geschlechtsspezifität bei, kamen aber wohl zu einer gleichmäßigeren Aufteilung der Arbeitsbelastung.

Zusammenfassend lässt sich sagen: In der öffentlichen Diskussion wurde die Belastung durch die Hausarbeit schöneredet: Die Männer sollten ihren Frauen verständnisvoll bei der Arbeit helfen. Die Arbeit sollte stark rationalisiert werden durch geschickte Zeiteinteilung und elektrische Geräte oder auch durch Auslagerung von Funktionen wie Kinderbetreuung, Bereitung warmer Mahlzeiten oder Abgabe der Wäsche an Großwäschereien. All diese Ideen griffen in der Praxis, wie am Beispiel der Interviewpartner zu ersehen ist, nur halb. Die Gesprächspartner bewerteten ihren Haushalt alle als ernst zu nehmende Arbeit.

Deshalb hatte 30 Jahre vorher 1961 der Staat im Rahmen der sozialpolitischen Maßnahmen des VI. Parteitag den 'Haushaltstag' zunächst für alleinstehende und vollbeschäftigte Mütter eingeführt. Mit dem X. Parteitag 1981 gestand er allen berufstätigen Müttern, Ehefrauen und alleinstehenden Frauen über 40 Jahren den sogenannten 'Haushaltstag' zu. Sie konnten sich so einmal im Monat diesen offiziell als 'Hausarbeitstag' bezeichneten Tag frei nehmen. Damit kam der Staat den Frauen entgegen, die nach wie vor die Hauptlast der Verantwortung für die Hausarbeit trugen. Sie waren sonst in der Masse nicht zu dem von ihnen geforderten beruflichen Einsatz bereit. Als ein Teil verschiedener sozialpolitischer Maßnahmen sollte damit auch die Gebärfreudigkeit beeinflusst werden. Insgesamt hatte die Hausarbeit in der DDR einen untergeordneten Stellenwert. Mit der Missachtung der Rolle der Hausfrau scheint auch die Achtung für einen Eigenwert von Hausarbeit weggefallen zu sein.

Meine Gesprächspartnerinnen selbst bewerteten ihre Hausarbeit nie ausdrücklich. Sie scheint ihnen kein Problemthema zu sein, sonst hätten sie sie in den Wohninterviews wohl ausführlicher angesprochen. Vielmehr erwähnten sie Hausarbeit in Nebenbemerkungen, wie sie auch ihre Hausarbeit nebenbei erledigten. Dabei nahmen sie die hohe Arbeitsbelastung einer Doppelverantwortung für Familie samt Haushalt und gleichzeitig im Beruf weitgehend als gegeben hin. Eher formulierten sie Regeln dafür, wie die Hausarbeit zu gestalten sei, etwa Frau Hirmer über ihr Putzen:

„Ich mache jede Woche einmal gründlich sauber, Staubwischen oder Also übertreiben will ich es auch nicht mehr. ... Meistens das Wochenende mache ich dann richtig gründlich sauber. Höchstens es ist schönes Wetter im Sommer, dann wird eine Kurzkur gemacht.“ (17)

Frau Hirmer stellt sich hier klare Regeln auf, bleibt aber die Herrin ihrer Regeln und erlaubt sich auch Ausnahmen. Eine andere Gesprächspartnerin berichtete davon, dass Kochen und Putzen ein tägliches und intensives Gesprächsthema ihrer Kolleginnen war.

Aus allen Aussagen spricht ein Selbstbewusstsein der berufstätigen Frauen, „ihre Frau“ gestanden zu haben in Beruf und Familie; diese Lebensbereiche koordiniert zu haben. Die Vor-



aussetzung dafür boten ihnen die gesellschaftlich gesicherten Rahmenbedingungen: Arbeit und damit Einkommen waren staatlich garantiert. Und auch die Kinderbetreuung übernahmen in weiten Teilen staatliche Einrichtungen. Mit dem Wegfall dieses äußeren Rahmens und der hohen Frauenarbeitslosigkeit geriet das Selbstbewusstsein vieler arbeitsloser Frauen in besonderer Weise ins Wanken.

#### **d) Das Wohnzimmer: Wohnen rund um den Fernseher**

Die Wohnungen aller Gesprächspartner haben ein Wohnzimmer. Die Gesprächspartner bezeichnen es als 'Wohnzimmer' oder auch dialektal eingefärbt als 'Wohnstube'<sup>1</sup>. Schon diese Benennung weist darauf hin, dass das eigentliche Wohnen vor allem dem Wohnzimmer zugeordnet ist. Die Interviewpartner grenzten die Küche vom Wohnzimmer ab: Die Küche galt ihnen primär als Arbeitsraum, wohingegen sie das Wohnzimmer vor allem mit Erholung verbanden. Das Wohnzimmer ist der wichtigste Raum im Programm einer kompletten Wohnung. Einige Grundaspekte seiner Bedeutung für das Wohnen seien vorangestellt.

#### **- Zur Bedeutung des Wohnzimmers**

Nahezu alle Gesprächspartner zeigten sich von den Räumen ihrer Wohnung am meisten mit dem Wohnzimmer zufrieden. In diesem Raum fallen die Erwartungen und der Ist-Zustand am ehesten zusammen. Das mag schon an den Grundrissvorgaben liegen, aufgrund derer das Wohnzimmer in der Regel der größte und bestbelichtete Raum ist. In der untersuchten Gruppe waren allerdings auch keine Bewohner von Appartements oder Untermieter. Im Raumprogramm mit dem Wohnzimmer als größtem Zimmer ist es vor allem als Ort zur Erholung gedacht. Fast alle Gesprächspartner konnten sich in der Nutzung ihres Wohnzimmers – wie vorgesehen - auf Spielarten von Erholen beschränken. Es waren keine auffälligen Mehrfachnutzungen, wie sie etwa in Ungarn<sup>2</sup> üblich sind, zu beobachten. Dort wurden vielfach abends die Sofas der Wohnzimmer zu Betten umgebauten. Eher war in Reichenbach die Küche der multifunktional genutzte Raum. Dementsprechend befand sich bei den meisten Interviewpartnern ihr Lieblingsplatz im Wohnzimmer. Sehr oft war dies der Platz vor dem Fernseher. Auch die Präferenzobjekte finden sich überwiegend in den Wohnzimmern.

Bei den Wohnzimmern war nicht nur die Vorgabe meist besonders günstig, auch die Bewohner bemühten sich in der Regel zuerst und besonders um die Gestaltung ihrer Wohnzimmer. Gebrauchte Möbel wanderten immer vom Wohnzimmer in andere Räume - nie in anderer Richtung. Häufig wurden die Vorsäle mit der höherwertigen wohnzimmerspezifischen Dekora-

---

<sup>1</sup> 'Stube' meint hier nur Zimmer. Es gibt auch die 'Schlafstube', es ist also keine traditionelle Stubeneinrichtung damit gemeint.

<sup>2</sup> Dörhöfer (Hrsg.) (1994): Wohnkultur und Plattenbau. Beispiele aus Berlin und Budapest.

tion aufgewertet. Kinderzimmer wurden oft als Wohnzimmer in klein eingerichtet. Das Wohnzimmer ist der ranghöchste und repräsentativste Raum, bei dem am meisten auf eine Wirkung nach außen geachtet wurde. Bis auf die Ausnahme einer Behelfswohnung zeigen die Fotos aller Wohnzimmer umfangreiche Dekorationsbemühungen - im Gegensatz zu den Schlafzimmern. So präsentierten sich die meisten Wohnzimmer angefüllt mit sehr vielen Gegenständen. In ihren Wohnzimmern verwirklichten die Interviewpartner ihre Wohnwünsche bevorzugt. Darüber bekundeten sie dann auch ausdrücklich ihrer Zufriedenheit. So gingen die Gesprächspartner auch bei allgemeinen Aussagen zu ihrem „Wohnen“ meist vom Wohnzimmer aus. Ihre Wohnzimmer waren den Interviewpartnern der Maßstab für ihr „Wohnen“.

Entsprechend umfangreich ist auch das mir vorliegende Material zu den Wohnzimmern der Reichenbacher Gesprächspartner. Hier empfangen sie Besucher; es ist der am wenigsten private Raum, deshalb fanden die meisten Interviews dort statt. Von Wohnzimmern konnte ich auch die meisten Fotos machen, allerdings warten explizite Äußerungen seltener, es sei denn zu den Neuanschaffungsthemen Polstermöbel, Unterhaltungsmedien und Schrankwände. Die Interviewpartner sprachen viel ausführlicher über die Räume, mit denen besondere Probleme verbunden sind wie Bad und Toiletten. Vom Wohnzimmer ausgehend kommentierten die Interviewpartner aber ihre Wohnung im Allgemeinen, etwa den Stil und die Atmosphäre.

#### **- Ein Fallbeispiel: die persönliche Aneignung der Wohnungsausstattung der Neubers**

Konsens der Gesprächspartner: Wohnen als Verwirklichung persönlicher Vorlieben - kommentierte Wohnungsführung des Ehepaar Neuber - Interpretation dieser Wohnungsführung - persönliche Aneignung der Gegenstände im kulturell vorgeprägten Rahmen

Die Verwirklichung der persönlichen Wertvorstellungen im Wohnen war ein wesentlicher Punkt für die Zufriedenheit der Gesprächspartner mit ihrer Wohnung; die Verwirklichung von persönlichen Vorlieben ist auch ein Punkt, der den Privatbereich des Wohnens definiert. Nicht umsonst sprach die oben schon zitierte Frau Maier wie von einem persönlichen Besitz von „meinem schönen Wohnen, das ich nun hab“. Auf den Punkt brachte es Frau Winter:

„Welchen Stil, welche Atmosphäre? Naja, Polstermöbel, Schrankwand, Ehebetten, (lacht) wie es halt so ist. Normale Küche mit Esstisch. Halt so, wie es mir gefällt. Also schon so, dass ich drin wohnen kann. ... so wie es eben sein muss zu Hause, dass man sich wohlfühlt, dass man denkt, ja das ist meines und - Ganz einfach, dass es sauber ist, dass Ordnung ist.“ (19)

Frau Winter nannte hier das standardisierte Möblierungsschema, das der „Norm“, „wie es eben sein muss“, entspricht, gleichzeitig aber betonte sie, wie wichtig ihr das Persönliche ist, „wie es mir gefällt“ und „das ist meines“. Dieser persönlichen Seite als Gegenpol zu den allgemeinen Normen soll nun noch nachgegangen werden. Zwar betonten alle Interviewpartner in ähnlichen allgemeinen Aussagen, wie wichtig ihnen Persönliches in ihrem Wohnen ist, doch mehr als

kurze Hinweise auf ihre Vorlieben boten sie nicht. Einzig Frau Neuber gab mir während des Fotografierens eine Art Führung zu ihrer „Wohnstube“, die aus Kommentaren zu ihren Dingen bestand. Deshalb soll hier das nachträglich notierte Gedächtnisprotokoll dieser „Wohnungsführung“ als Fallbeispiel zitiert sein:

- „ **Sofa**: Das haben wir uns nun nach der Wende gekauft. Das ist schön und der Preis ging auch. Da hat nun die ganze Familie Platz.
- **Stuhl** am Fenster im Erker: „Und der hat auch mit dem neuen Sofa noch Platz gehabt, da kann man schön so im Licht Zeitung lesen.
- Mit Katze bemaltes **Kissen** auf dem Sofa: Das hat unsere Tochter gemalt. Die hat früher schon gern solche Sachen gemacht, aber jetzt, da sie arbeitslos ist, hat sie Zeit.
- **Fotos** an der Wand: Die sind von Österreich. Da war wir nun schon mehrmals. Das ist schon schön, dass wir da nun hinfahren können. Die habe ich selber gemacht (Herr Neuber). Und man bedenke aus dem fahrenden Bus heraus. Früher hab ich auch selber entwickelt. Da gab es auch Fotoclubs mit tollem Labor. Z.B. in der Renak (= Reichenbacher Kupplungs- und Nabenwerk), da war mein Schwiegersohn ganz aktiv, aber jetzt macht er gar nichts mehr.
- **Sofaecke**: Globus (Herr Neuber): Da ist die Welt. Und wenn da was im Fernsehen kommt, kann man gleich nachschauen, wo das ist. Nicht zum angeben, sondern es ist doch großartig, wie groß die Welt ist, und wie klein wir selber.
  - Fotos von allen Enkeln in kleinen Rahmen.
  - gedrechseltes Figürchen: Das hat mein Mann selbst gemacht, gedrechselt - in der Volkskunstgruppe (?).
  - Teller aus Ungarn (?)
  - Figürchen: Ich fragte: Und was ist das für eine Kutsche? - Da lachten die Neubers. Genau so soll es aussehen. Das ist nur so zusammengestellt aus der Sowjetunion(?). Damals haben wir schon auch schöne Reisen gemacht.
- **Wohnzimmerschrank**: Den haben wir uns da halt in der Anfangszeit hier gekauft. Mit dem Handwagen haben wir ihn hergebracht, das weiß ich noch. Es war schon schwierig damals etwas zu bekommen. Das ist halt so der Stil der Zeit, aber wir haben ihn nicht weggetan. Warum sollten wir auch? Ist ja noch gut.
- **farbige Kelchgläser mit goldenem Rand im Schrank**: Auf die Frage, worauf sie stolz seien, verwies Frau Neuber auf diese Gläser. Die haben wir mal von einer Ausfahrt in die Tschechoslowakei mitgebracht. Es hat dann für gar nichts mehr gereicht, für kein Eis mehr und nichts. Wir haben all unser tschechisches Geld zusammengekratzt. Die andern von der Reisegruppe haben schon gemeint: „Warum esst ihr kein Eis?“ Aber im Bus dann schon auf der Rückfahrt haben sie uns beneidet um die schönen Gläser.
- **Schnapsgläser mit Ortsaufdrucken im Schrank**: Die sammle ich (Herr Neuber) - halt überall, wo wir so waren.
- **Azalee** vor dem Glasschrank: Die ist vom Frauentag. Die hat mir mein Schwiegersohn gebracht. Und wie schön die noch ist. Das war schon eine schöne Sache der Frauentag, da hat man den Frauen gedankt, allen Frauen - nicht nur den Müttern, das war auch gut so.
- **Wandschrank**: Das hat mein Mann auch selber gebaut. Lexikon darin. (Das holten sie extra heraus.) Das ist zwar noch vom Hitler, aber der Inhalt stimmt noch. Wir haben zwar jetzt eine neueres, aber das tun wir deshalb nicht weg. Das hab ich mal von meinem Vater bekommen. Damals war das schon was. “ (28)

Was erzählten Frau und Herr Neuber mit dieser Führung von sich und ihrem Wohnen? Vor dem Hintergrund des gesamten Interviews und der Gespräche mit ihrer Tochter will ich ihre Kom-

mentare nun interpretieren und einordnen in den Rahmen der Untersuchungen zum Wohnen in Reichenbach (Abb. dazu: 26a, 28e-f, 30a-c).

Wie viele andere Interviewpartner erwarben die Neubers nach der Wende ein neues **Sofa**. Dank der Billigmöbelmärkte, die sich seitdem in Reichenbach angesiedelt hatten, konnten sie vor Ort die für sie neuen, billigen Möbelpreise ausnutzen. Sie verbinden das neue Möbelstück mit Familie, die dort „Platz hat“.

Für Frau Neuber ist seit langem der **Stuhl im Erker** ein wichtiger Platz. Hier macht sie, wenn sie die Zeitung liebt, Pause von ihrer Hausarbeit. Sonst ist die Wohnstube mehr der Ort ihres Mannes. Er sprach, wenn es um die Medien ging. Er sitzt am Sofa nächst dem Fernseher. Der Stuhl im Erker dagegen ist Frau Neubers Platz, den sie sich im Gefüge der Raumbelagung gesucht hat. Wenn sie davon spricht, erzählte sie auch von den Raumverteilungsarrangements zwischen ihr und ihrem Mann, die sich über die Jahre ergeben haben. Für sie sind sonst die Küche als ihr Arbeitsraum und das ehemalige Kinderzimmer, in dem sie näht, die mehr von ihr besetzten Räume innerhalb der Wohnung.

Mit den **Kissen** auf dem Sofa spricht Frau Neuber auch von ihrer Tochter. Sie achtet ihre Kunstfertigkeiten, die in der Familienlinie liegen. Ihr Mann war ein begabter Heimwerker und sie war Schneiderin und hat viel genäht und diese Fähigkeiten auch ihrer Tochter vermittelt. Gleichzeitig erzählte sie damit von den mit der Arbeitslosigkeit aktuellen schwierigen Lebensumständen ihrer Tochter.

Wenn sie von den **Fotos** reden, erzählen Neubers von sich und der neuen Zeit. Erst seit der Wende können sie in die Alpen fahren. Der erstmalige Anblick der Alpen war für die alten Herrschaften ein bewegender Moment, von dem sie ganz gerührt erzählten. Die Fotos stehen für die neuen Reisemöglichkeiten, für die sie sehr dankbar sind. Zugleich aber verbindet Herr Neuber damit auch Kontinuität. Er hat sich schon früher ambitioniert mit Fotografie beschäftigt. Stolz erzählt er zu den Bildern, die über dem Sofa aufgehängt sind, wie schwierig es war, aus dem fahrenden Bus heraus zu fotografieren. Während er so vom früheren Fotografieren im Betrieb der Renak erzählte, kam er wieder in die Gegenwart. Er erzählte von seinem Schwiegersohn, der dort früher auch aktiv war, aber inzwischen dieses gemeinsame Hobby nicht mehr fortführt. Hier schwingt wieder die Verbitterung Herrn Neubers mit, die das ganze Interview durchzog, dass so viel Gutes aus DDR-Zeiten, das er mit aufgebaut hat, nun zerstört ist.

Ein Grundhaltung, die ihn dabei trug, war Interesse für die Welt, für Neues, das ihn zu steter Lernbereitschaft und Begeisterungsfähigkeit führte. Sie klingt an, wenn Herr Neuber von seinem Globus spricht. Aktiv eignet er sich damit die im Fernsehen gezeigte Welt an. Auch andere Zeugnisse ihrer Welterkundungen stellten die Neubers in der **Sofaecke** auf. Das sind Souvenirs von Reisen nach Ungarn und in die Sowjetunion. Das Sprechen davon klingt auch

wie eine Bekräftigung in dem Sinne: 'Das Damalige war schon auch etwas wert.' Mit schelmischer Freude lies mich Herr Neuber erraten, wie geschickt er einige verschiedene Souvenirs zu einem Ganzen zusammengestellt hatte. Auch die im Volkskunstzirkel selbst gebastelten Figürchen beweisen seine Geschicklichkeit. Sie reihen sich stilistisch ein in die Reihe der von Reisen nach Osteuropa mitgebrachten Dinge.

Der **Wohnzimmerschrank** erinnerte die Neubers an ihren gemeinsamen Anfang und die Schwierigkeiten, die sie für seinen Erwerb zu überwinden hatten. Damit bekunden sie auch ihre wertkonservative Haltung, indem sie ihn beibehalten, obwohl er nicht mehr modern ist.

Dieser Schrank ist ihnen inzwischen zur Vitrine geworden für Dinge, die sie schätzen. Ausführlich erzählten sie vom Erwerb der **Kelchgläser**. Dank ihrer gemeinsamen Zielstrebigkeit und ihres Verzichts zugunsten der größeren Anschaffung konnten sie die Gläser erwerben. Die Anerkennung der Mitreisenden scheint während des Erzählens ihre Haltung wieder neu zu bestätigen.

Die **Schnapsglassammlung** im Wohnzimmerschrank ist ein weiterer Beweis für ihre Reisen. Sie passen wie die Mineraliensammlung im Wandschrank zu einer Grundhaltung des Bewahrens.

Mit der **Azalee** kommt Frau Neuber wieder mehr zu Wort. Ganz klassisch scheint sie als Frau für Dekor zuständig zu sein. Nun spricht auch sie von der früheren DDR-Zeit. Sie und alle Frauen wurden damals am Frauentag<sup>3</sup> im Betrieb öffentlich anerkannt und geehrt. Ihr Schwiegersohn setzte diese Tradition im familiären Kreis fort. Anders als ihrem Mann ist es ihr damit auf dem weiblichen Weg über Familienbindungen gelungen diese fortzusetzen.

Und schließlich gab es mit dem selbstgebauten **Wandschrank** noch einen weiteren Beweis für die Kunstfertigkeit Herrn Neubers. Dort ist ein Lexikon als ein Geschenk des Vaters von Frau Neuber verwahrt. So gibt es im Wohnzimmer nicht nur Bezugsobjekte zu gegenwärtigen Familienbeziehungen mit Fotos von den Enkelkindern, Bastelarbeiten der Tochter, Geschenk des Schwiegersohns, sondern auch Bezugsobjekte zur verstorbenen Elterngeneration mit einem Geschenk des Vaters. Das Lexikon passt auch gut zum Bildungseifer der Neubers; Herr Neuber und seine Tochter waren im Lehrberuf tätig.

So erzählten Herr und Frau Neuber mir also nicht nur von ihren Gegenständen, sondern mit den Gegenständen vielmehr auch von ihrer Geschichte, ihren Bindungen und ihrer Auseinandersetzung mit der Veränderung der Zeit - sie erzählten von sich selbst. Besonders mit den vielen kleinen Ausstattungstücken im Wohnzimmer verbanden sie ihre persönliche Geschichte.

---

<sup>3</sup> Internationaler Frauentag am 8. März: Am 8.3.1947 wurde der Demokratische Frauenbund Deutschlands gegründet. Fortan wurden an diesem Tag die Frauen in der DDR vor allem öffentlich und in den Betrieben geehrt. Gegenstück zum westlichen Muttertag.

Auch bei den anderen Interviewpartnern prägte die Summe der vielen kleineren Ausstattungsgegenstände und ihr Gebrauch mehr das persönliche Bild als die großen Möbelstücke.

Doch so persönlich alle Gegenstände der Neubers mit dem Wissen um ihre Geschichte wirken, bleiben sie trotzdem im Rahmen des kulturell vorgegebenen. Auch die individuellen Sammlungen und Bastelarbeiten bewegten sich im Rahmen des Üblichen und finden sich in zahlreichen zeitgleichen Wohnungen so oder so ähnlich. *Individuell ist vielmehr der Zusammenhang, die Gewichtungen und der Prozess der persönlichen Aneignung.* Darin spiegelt sich auch wieder ein Leben in der DDR etwa mit den typischen Schwierigkeiten des Erwerbs, den Werthaltungen der Neubers und ihren typischen Neuanschaffungsvorlieben. Mit dieser allgemeinen Aussage ist auch die genaue Betrachtung eines Fallbeispiels gerechtfertigt. Wollte man noch genauer beschreiben, was bei aller Zeitbezogenheit das jeweils Individuelle des Bewohners ausmacht, das in allen Fotos doch aufscheint, müsste man stärker in Richtung der Persönlichkeiten ihrer Charaktere und Beziehungen interpretieren.<sup>4</sup> Solche psychologische Feindeutung ist aber nicht Anliegen dieser Arbeit.

---

<sup>4</sup> Einige mögliche Kategorien dazu wären etwa: Ort von Wärme und Beziehung oder Nicht-Kommunikation, Haltungen zu formaler Ordnung bzw. Chaos, Beziehungen zu den Dingen.



Abbildung 26: Wohnzimmer in Altbauten: a „Wohnstube“ in einem Haus um 1900 - nicht für Polstergarnitur gebaut (28), b „Wohnstube“ einer Behelfswohnung (31), c-d komplette Wohnzimmereinrichtung aus DDR-Zeiten (17), e-f Wohnzimmer einer älteren Dame (7), g-h F. Maiers Sofaecke mit Sammlungen



Abbildung 27: Wohnzimmer: a-b nach der Wende komplett neu eingerichtetes Wohnzimmer in Plattenbau (20), c-e überwiegend mit Erbstücken möbliertes Wohnzimmer (24), f „altdeutsch“ eingerichtetes Wohnzimmer einer jungen Familie (22)



### - Wohnen im Bild

Zwei Möblierungstypen - das komplette Möblierungsschema als Eigenwert - Anordnung der Möbelstücke im Raum - - komplette Einheit der Couchgarnitur

Zum Fototermin präsentierten alle Bewohner ihre Wohnzimmer in bestaufgeräumtem Zustand. So zeigen sie auf den Fotos ihr Außengesicht. Diese Aufnahmen sind die Hauptquelle zu den Wohnzimmern, deshalb sollen die Wohnräume erst einmal im Bild vorgestellt werden.

Zwei *Möblierungstypen* herrschen vor: Die etwas größeren Wohnzimmer sind meist mit einem Esstisch samt Stühlen und einer Couchgarnitur möbliert (4, 5, 6G1, 9 früher, 11, 13, 17, 18, 20, 24, 27, 32S). Die Couchgarnitur besteht in der Regel aus einer Couch, den dazugehörigen Sesseln und einem niedrigen Couchtisch. Sofa oder Sessel sind normalerweise die Sitzgelegenheiten vor dem Fernseher. Im anderen Typus, in den kleineren Räumen oder Wohnungen mit einem separaten Esszimmer (6G2, 15, 29, 32V), findet sich nur die Couchgarnitur als Sitzgruppe im Wohnzimmer (7, 9 neu, 14, 21, 22, 23, 28, 30, 31). Alle Wohnzimmer sind mit einem größeren Schrank ausgestattet. Er hat in der Regel die Form einer Schrankwand. Zu den Grundtypen kommen bei einigen Gesprächspartnern noch Varianten, etwa ein Schreibtisch als Arbeitsplatz für Erwachsene (7, 24, 32S) oder Kinder (14) oder bei einer ganz neu eingerichteten Wohnung noch eine Bar mit Barhockern (20).

Ohne Polstermöbel - und zwar stets in der Form einer vollständigen Garnitur - ist das Einrichtungsprogramm eines Wohnzimmers nicht komplett. In keiner der Wohnungen, die ich besichtigen konnte, fand sich ein einzelnes Sofa oder auch nur ein einzelner Sessel. Frau Maier geht so weit, dass sie sagt, das Sofa „hatten wir hier zwangsweise stehen gehabt, ... aber das wird nicht ausgelastet,“ - weil es nicht auf den Fernseher hin ausgerichtet ist. Doch für eine vollständige Wohnzimmereinrichtung ist das Sofa unverzichtbar.

Die *Anordnung der Möbelstücke im Raum* richtet sich nach den Grundrissen. In den Plattenbauwohnungen mit den längsrechteckigen Wohnräumen und dem einen Fenster an der äußeren Schmalseite ist die Positionierung der Schrankwand an der langen Innenwand fast zwangsläufig vorgegeben (Beispiel Schrankwand Abb. 30e-f). Meistens haben diese Wohnungen kein Esszimmer. Deshalb folgt oft auf den Essplatz mit Tisch und Stühlen nach einem Raumteiler, etwa einer Blumenwand, eine Couchgarnitur mit kleinen Polstermöbeln. In den Wohnzimmern der Altbauwohnungen ist die Variationsbreite größer. Da gibt es die kleineren „Wohnstuben“ (Beispiele 14, 28), die für die Möblierung etwa mit Bank, Tisch und Stühlen und noch einer Anrichte bemessen waren und von der heutigen Möblierung mit großen Polstermöbeln und Wohnzimmerschrank optisch schier gesprengt werden. Aber auch ursprünglich oder durch Umbauten entstandene großzügige Wohnzimmer finden sich in den Altbauwohnungen (beispielsweise 7, 11 oder 17).

Die größere Variabilität von Altbaugrundrissen, die mehr Gestaltungsraum ließen, war einer der Hauptgründe, warum in alternativen Milieus der DDR, etwa bei Künstlern und Intellektuellen, Altbauwohnungen beliebt waren.<sup>5</sup> Einige der Gesprächspartner erzählten aber auch von ihren Schwierigkeiten mit der Einrichtung der Altbauwohnungen. Frau Maier (11) (Abb. 29g-h) überlegte, ob sie nicht eines der alten Fenster vermauern und dafür ein größeres ohne Sprossen einbauen lassen solle, das besser zu putzen sei. Außerdem entstünde so eine bessere Aufstellmöglichkeit für den Fernseher. Frau Huber beklagte sich auf die Frage nach ihrem Lieblingsplatz über ihr Wohnzimmer, bei dem zwei Seiten durchfenster sind:

„... Ich sag manchmal, ich hab ja hier herinnen nicht einmal einen richtigen Platz, dass ich richtig Fernsehen angucken kann. Hier sehen Sie von keinem [Platz], dort wenn Sie sitzen, müssen Sie den Sessel wegtun. Wenn ich hier sitze, muss ich mich so rumdrehen, auch unbequem. Der einzige bequeme Platz wäre der Sessel und den kann man nirgends anders hinstellen.“ (21)

Die mangelnde Bequemlichkeit beim Fernsehen und das Fehlen eines Essplatzes stören Frau Huber so, dass sie sich im Gegensatz zu ihrer gelobten früheren Wohnung in der jetzigen Wohnung noch nicht richtig zu Hause fühlt. Die von der vorigen Wohnung übernommene Schrankwand und die neuerworbene Couchgarnitur ergeben keine für sie stimmige Sitzanordnung (Abb. 28b). Die beiden zitierten Damen haben Schwierigkeiten, das komplette Möblierungsschema in ihren Altbauwohnzimmern so zu realisieren, dass auch die Funktion erfüllt ist.

In nahezu allen Wohnungen, die ich ansehen konnte, auch in solchen außerhalb der Gruppe der Gesprächspartner, bestimmte ein höchst eingeschränktes *Programm an Ausstattungsstücken die Wohnzimmer*. Es gehörten unbedingt drei Bestandteile dazu: eine Couchgarnitur (1.), ausgerichtet auf den Fernseher (2.), und eine Schrankwand (3.). Die Möbelstücke scheinen auch jenseits der reinen Funktion eine Bedeutung für die Benutzer zu haben. Der will ich nun, den Aussagen der Interviewpartner folgend, nachgehen.

---

<sup>5</sup> In der Wohnzeitschrift „kultur im heim“ finden sich unter der Rubrik „Wie Leser wohnen“ bevorzugt solche Beispiele. Unter den Gesprächspartnern könnte man den Schreiner Herr L. (32V), der sich seine Wohnung in einem alten Haus ausgebaut hat, dazu rechnen.



Abbildung 28: neu angeschaffte Polstermöbel und Fernseher: a 1996 neu angeschaffte Couchgarnitur in Plattenbauwohnzimmer (9), b von der Bewohnerin als nicht stimmig empfundene Anordnung der neuen Couchgarnitur vor dem Fernseher (21), c-d „Wohnlandschaft“ vor dem Fernseher (20), e-f Wohnzimmer eines Seniorenpaars (28)



Abbildung 29: neu angeschaffte Polstermöbel und Fernseher: a-b Fernsehbereich des Hausherrn und Ess-tisch (28), c-d „Wohnstube“ mit Couchgarnitur und Arbeitsplatz des Sohnes (14), e-f Frau Maiers Sofaecke und Sessel vor dem Fernseher, g-h Medienaufstellung und Sofaecke eines Innenarchitekten (32S)

## - Die Kernbestandteile der Wohnzimmer und ihre Funktion

### (1.) Die Couchgarnitur: Raum für Erholung

Fallbeispiel: Neue Polstermöbel: Verwirklichung der zu DDR-Zeiten aufgebauten Norm einer schönen Wohnzimmereinrichtung. - Neuanschaffungsstrategie - Aussehen der Polstermöbel zu DDR-Zeiten - Geschichte von der „Sesselbesetzung“: Probleme beim Erwerb - Erwerbungsstrategie - Tätigkeiten in Verbindung mit den Polstermöbeln: Erholen - Bequemlichkeit als (Sitz-)Haltung in den Polstermöbeln - Historie - Sitzordnungen im Wohnzimmer und Bewertung der Polstermöbel - Zusammenfassung

Am Esstisch im Wohnzimmer bei Kaffee und Kuchen fand das Interview mit Frau Hansen (9) statt. Die Einrichtung entsprach prototypisch dem Schema eines Plattenbauwohnzimmers, wie es in Einrichtungsratgebern immer wieder empfohlen wurde: ein Esstisch mit den dazugehörigen optisch leichten Stühlen, einem Blumenständer als Raumteiler, im Eck zum Balkon eine Couchgarnitur mit relativ kleinformatigen Polstermöbeln, eine Schrankwand mit Fernseher, die die ganze lange Wand einnahm. Frau Hansen erzählte, dass sie sich, abgestimmt auf den Neubau, bei ihrem Umzug Mitte der Achtzigerjahre damit ganz neu eingerichtet hatte. Als sie ein Jahr später einen Fototermin zusagte, freute ich mich, solch ein typisches Wohnzimmer dokumentieren zu können. Doch die Überraschung war groß, als sie mir dann voller Stolz ihre neue Polstergarnitur präsentierte (Abb.28a Die Lampen sind noch passend zur vorigen Möblierung zweigeteilt, 30e-f). Groß und wuchtig nahm sie die ganze Längsseite ein, so dass der Esstisch mit den Stühlen und die alten Polstermöbel weggefallen waren. Frau Hansen berichtete auch ganz erfreut, wie günstig sie die neue Couchgarnitur bei einem der Möbeldiscounter, die nach der Wende in Reichenbach eröffnet hatten, erworben hätte.

Bei meinem ersten Besuch hatten Frau Hansen (=G) und ihre Freundin (=G2), die bei dem Interview dabei war, bereits diskutiert:

„G: Was ich hier habe, ist noch aus DDR-Zeiten.

G2: bis auf das Polstermöbel.

G: Meines ist noch aus DDR-Zeiten.

G2: Man hat ja damals auch schon versucht, etwas Schönes zu kriegen und musste lange danach gehen und sich oft sehr bemühen, dass man mal was Schönes erwischt hat. (9)

M: Was gehört für Sie zu einer guten Einrichtung?

G: Das, wie wir es hier bei uns auch haben, normale Einrichtung. Ich mein Polstermöbel, was dazugehört.

G2: Die meisten [unserer Bekannten], die haben schon neues Polstermöbel.

G: Es gibt da auch ausgefallene Sachen, antike Möbel und so weiter, aber unsere Bekannten haben das nicht.“ (9)

Frau Hansen überlegte sich die Neuanschaffung von Polstermöbeln offenbar schon zum Zeitpunkt des Interviews. *Polstermöbel bestimmten für sie eine „normale“ und „gute Einrichtung“, die dem Standard entsprach, der sozialen Norm* - verkörpert in ihren Bekannten und negativ

bestimmt durch die Abgrenzung, was diese nicht haben. Zur sozialen Norm gehörte offensichtlich auch die Anschaffung von neuen Polstermöbeln nach der Wende. Im Gegensatz zur DDR-Zeit, in der es mit besonderen Mühen verbunden war, dieses „Schöne“ zu bekommen, konnte es mit der Wende nun relativ leicht verwirklicht werden. So ist es die Erfüllung der zu DDR-Zeiten aufgebauten Norm, sich nun die leicht erhältlichen neuen Polstermöbel zu kaufen. Für die neue „schöne“ Polstergarnitur verzichtete Frau Hansen auch auf einen Tisch in normaler Esstischhöhe in ihrem Wohnbereich.

Auch *fast alle anderen Interviewpartner*, deren Wohnung ich fotografieren durfte, *hatten sich bereits neue Polstermöbel angeschafft*. Sicher aus DDR-Zeiten stammen nur noch die selbstangefertigten Polstersessel des Schreiners, Herrn L., und die wuchtige Garnitur von Frau Hirmer (Abb. 26c-d), aber sie plante - wie auch noch einige andere - beim bevorstehenden Umzug sich ebenfalls mit neuen Polstermöbeln einzurichten. Die Begründungen für eine Neuanschaffung wiederholten sich: Die zu ersetzenden seien schon alt und neue seien nun schön und preiswert zu erhalten.

Die kleinen und bis in die Achtzigerjahren weit verbreiteten Polstermöbel in der eckigen Formensprache der Sechzigerjahre erlebte ich nur noch bei der Sperrmüllsammlung. Deshalb soll hier Frau Hess etwas ausführlicher zitiert sein, die als Möbelhändlerin besonders viele Reichenbacher Wohnungen und die Wohnwünsche vieler Reichenbacher kennt:

„auch von den Polstermöbeln kommen Leute herein, die sagen: "Wir suchen eigentlich sowas, wie es früher gab." ... Wir müssen sehr viele kleine Polstermöbel anbieten, die kleinsten, die es nur gibt. Weil es sehr viele kleine Wohnungen gibt. Die Leute kaufen sehr viel ein Sofa und zwei Sessel. So Riesen-Sitzgarnituren verkaufen wir schon auch. Es gibt ja auch Leute, die sich jetzt neue Häuser bauen oder renovieren, ausbauen und umbauen, neue Ärzte und so. Das merken wir schon an unserem Kundenkreis, aber es gibt auch viele, viele Leute, die greifen genau zu diesem ganz einfachen, schlichten Sofa und Sessel, wie es früher war. Da haben wir viel, viel verkauft. Und heute noch. ... DDR-typisch ist die Form, dieses ganz einfache, schlichte. Eckig und naja, es sieht nach nichts aus. Das muss ich ehrlich sagen. Die Sessel sind zwar niedlich und alles, aber junge Leute würden sich das nie kaufen.“ (18)

Auch in der *stilistischen Präferenz*<sup>6</sup> scheinen frühere Gewohnheiten und Ideale weiterzuwirken.

Einen Hinweis darauf, was die „Schönheit“ der Polstermöbel für die Benutzer ausmachte, gibt Frau S. mit ihrer *Geschichte von der „Sesselbesetzung“*:

„Wir haben ... 1980 unsere ersten Sessel gekauft und die haben wir heute noch. Und die sind sehr gut noch und ich sehe des gar nicht ein, das ist eine gute Qualität, dieses ist Federkern oder Sitzkern oder wie man da sagt. Und es ist auch so mit Holz an der Seite, die man eigentlich sogar heute im Kaufhaus noch zu kaufen bekommt.“

<sup>6</sup> Zur Stilistik der zu DDR-Zeiten gebräuchlichen Polstermöbel sei auf die vielen Einrichtungs- und Haushaltsratgeber verwiesen. Abbildungen realer Wohnungen finden sich beispielsweise in: Hüber (1981): *Wohnen mit Ideen*. Leipzig (Verlag für die Frau). Auseinandersetzungen mit dem in der DDR verwendeten Massendesign fehlen noch weitgehend.

Es gab keine Polstermöbel. Also ich bin damals wirklich rumgefahren, habe eben keine Sessel bekommen Und ich war gerade zu Hause, weil ich schwanger war. Und dann, mir wollten ja nun mal auf irgendwas sitzen. Und dann kam mal eine Lieferung. ... Und ich musste mich regelrecht, als die Polstersessel abgeladen wurden, auf den Sessel setzen da und habe gesagt: „Den kaufe ich, so.“... Das war dann so lustig, die habe ich halt auch bekommen.

Und dann kamen zwei solche äh Ecken. Es sind also auch zwei Tische dazu, ich hab also einen Couchtisch und noch einen Beistelltisch. Und den haben wir eben sehr schön gestellt. Wir haben vier Sessel und eine Couch, es geht leider nicht auszuziehen, das sind also direkt Sitzelemente. Und auch groß, mit vier Sesseln, wuchtige Sessel, also wirklich, wo man gut sitzt. Ich meine, das ist heute lächerlich, also wenn man sich daran erinnert, so war das damals. Und ich sehe jetzt nicht ein, warum ich die auf die Straße stell.“ (6) Die Sprecherin betont die Qualität ihrer Polstermöbel, das Material, auf dem man gut sitze, aber auch die „große“ und „wuchtige“ Form. Noch viel stärker in Erinnerung ist ihr aber ihr eigener Clou, wie sie dank ihrer Raffinesse die Schwierigkeit überwand, doch noch an die Mangelware Polstermöbel zu kommen (siehe auch Erwerbungs geschichten C.III.). Mit dieser Geschichte beweist sie sich an einem charakteristischen Beispiel als „gelernte DDR-Bürgerin“, die die entsprechenden Fähigkeiten hat, ihre Wohnwelt trotz Hindernissen nach eigenen Vorstellungen zu gestalten und sich damit ihren Alltag zu konstruieren.

Wie schon Frau Hansen und andere Gesprächspartner betonte sie die Mühe, die damit verbunden war, Polstermöbel zu erwerben. Polstermöbel gehörten zu den teuren und seltenen Produkten der planwirtschaftlichen Versorgung in der DDR. Frau Kurz beispielsweise rechnete mir dies vor:

„Eine Couchgarnitur für tausend Mark, wie es jetzt manchmal drinnen ist. Da hätten wir sechs- siebentausend Mark hingelegt. Hätten wir uns nie kaufen können.“ (30)

Gerade ihr hoher Preis und besonders ihre Stellung als Mangelware machte Polstermöbel offenbar besonders beliebt und statu strächtigt. Sowohl vom absoluten Preis her als auch relativ waren sie mit der Wende billiger geworden: Vergleichbare Polstermöbel kosteten weniger D-Mark als Ostmark. Und insgesamt waren die Einkommen gestiegen. Dementsprechend war es folgerichtig, dass fast alle Interviewpartner ihre Sofas und Sessel durch neue Couchgarnituren ersetzten. Auf ganz Ostdeutschland bezogen, hatten sich ein Jahr nach der Wende bereits 7% der in der Silbermann-Umfrage befragten eine neue Sitzgarnitur angeschafft und 34% antworteten, sie würden gerne eine neue Sitzgarnitur erwerben.<sup>7</sup> Diese *Erwerbungsstrategie* begründeten die Gesprächspartner damit, dass Möbel nun gut und kostengünstig zu bekommen seien.

„... wo man gut sitzt“ - wie Frau S. im obigen Zitat von ihren Sesseln sagte - für diese *Tätigkeit* oder Position erwähnten die meisten Gesprächspartner in den Wohninterviews ihre Polstermöbel. Sie bieten in den Wohnzimmern den Raum „zum Ausruhen“ (5 Mutter) und „zum

<sup>7</sup> Silbermann (1993), S. 97.

Entspannen“ (5 Tochter, auch 14). Frau Maier formulierte auf die Frage nach den für sie wichtigsten Objekten:

„Was ich nicht missen möchte, ist der Fernsehapparat und der Sessel. (lacht)

M: Ach so, die zwei gehören zusammen?

G: Fast (lacht) Da sitzt mein Mann drinne, da hier. Ich sitz in der Ecke. Das ist irgendwie, jetzt geht der Feierabend los, würde ich sagen. Jetzt kommt der gemütliche Teil.“ (11)

Die beiden Objekte, Sessel und Fernseher, verkörpern für Frau Maier den Feierabend. Frau Hirmer formuliert das - auf die gleiche Frage - gar als Norm:

„Wenn ich zu Hause bin und mache es mir gemütlich, dann bin ich auf dem Sofa. Abends sowieso, wenn ich Fernseh' schau zum Abendbrot. Und dann gemütlich mal eine rauchen oder sowas. Da mache ich es mir schon bequem.“ (17)

„M: Und was sind denn für Sie die fünf wichtigsten Einrichtungsgegenstände?

G: Mein Sofa (lacht), der Fernseher, der Sessel. Ja, abends braucht man das schon. Noch mehr, das Bett für's Schlafen.“ (lacht) (17)

„Gemütlich“, „bequem“ oder „entspannt“ - das sind die Vokabeln, die mit den Polstermöbeln verbunden werden. Alle diese Aussagen sind Varianten davon, dass sie zum *Erholen* dienen. Dabei gehören für nahezu alle Gesprächspartner der Fernseher und die Sitzgelegenheit davor untrennbar zusammen. Fernsehen scheint die wichtigste erholende Tätigkeit innerhalb des Wohnens zu sein. Mit dem Fernsehen ist auch der soziale Aspekt verbunden, es zusammen zu tun. Nur gelegentlich erwähnten die Interviewpartner noch andere Tätigkeiten im Wohnzimmer: War ein Esstisch vorhanden, wurde natürlich auch gegessen und gesprochen. Außerdem erwähnten manche, dass sie am Sofa lesen oder leichte Schreibarbeiten dort erledigen. Aber *alle Tätigkeiten, die die Gesprächspartner mit ihren Polstermöbeln verbanden, lassen sich einordnen unter die Überschrift 'Erholen'*.

Zum Erholen in ihren Polstermöbeln gehört für die Gesprächspartner auch eine bestimmte Haltung. Die meisten sprachen zwar von „sitzen“, typisch sind aber auch solche Aussagen wie beispielsweise von Frau Langer:

„Am liebsten sitze ich hier am Sofa. Da kann man auch mal umfallen, dann abends beim Fernsehen falle ich auch mal um.“ (23)

Oder Frau Schüssler sagte:

„Ich komme kaum vor zehn heim. Dann die Beine hoch, Fernseher an und die Zeitung in die Hand. Das ist total entspannend für mich.“ (15)

Bei Familie Schäfer gibt es ein so großes neues Ecksofa, damit Herr und Frau Schäfer - beide gleichzeitig - dort liegen können. Herr Greipl beschrieb unverblümt, wie er sich selbst in seinem Traumhaus ein Sofa wünscht, in das er sich „neiflatschen kann und nicht so aufpassen muss“. Mit sozialem Abstand und der Formulierung des Profis nannte der Innenarchitekt den



„Sitzkomfort“, der ihm am wichtigsten sei. Alle Interviewpartner betonten gleichermaßen die *Bequemlichkeit der Haltung*, wenn sie sich in oder auf ihren Polstermöbeln entspannen.

Sich-gehen-lassen ist die Haltung am Feierabend. Sie ist die Entspannung im Gegensatz zur Anspannung während der Arbeit, wo es gilt, ‘Haltung zu bewahren’. Im eigenen Heim unterliegt man keinen äußeren Vorschriften.

*Historisch* zogen die Polstermöbel mit der Trennung von Küche bzw. Ess- und Wohnraum in die (klein)bürgerlichen Wohnungen ein. Auf der Bank in der Wohnküche der Arbeiterwohnung konnte nur der Familienvater liegen.<sup>8</sup> In den raumfüllenden Polstermöbeln der Wohnzimmer der Interviewpartner ist quasi der Anspruch auf bequemes Sitzen oder auch Liegen demokratisiert für alle Familienmitglieder.<sup>9</sup>

Trotzdem betonten die Interviewpartner, dass gerade bei ihren Polstermöbeln im Wohnzimmer feste *Sitzordnungen* eingehalten würden. Meist ist festgelegt, wer den Platz, von dem aus der Fernsehapparat am besten zu sehen ist, belegen darf. Mit besonders hoher Intensität erzählte beispielsweise Frau Maier von den Stammplätzen in ihrem Wohnzimmer:

„Zwangsläufig sitz ich da dort in der Ecke [des Sofas]. (lacht) Der Sessel ist mir lieber, aber weil der Mann, wenn er kommt, ja auch seine Gemütlichkeit haben soll, wenn er die ganze Woche in fremden Zimmern verbringt. Dann würde ich schon sagen, das gönne ich ihm doch, den Sessel am Wochenende. (lacht)“ (11)

Zu ihren bevorzugten Einrichtungsobjekten zählte Frau Maier den Sessel. Nur er steht so, dass man von ihm aus den Bildschirm des Fernseher auch gut sehen kann (Abb. 29e-f, 31b), auf dem Sofa sitzend sieht man nur schräg seitlich. So ist die Distanzierung erklärbar, mit der sie formuliert, dass sie den Sesselplatz ihrem Ehemann überlässt: Nur „zwangsläufig“ tut sie dies, nicht etwa für ‚meinen Mann‘, sondern für „den Mann“. Sie stellt sich als „Gönnerin“ dar. Da stellt sich die Frage, ob die Aufstellung und Sitzordnung etwa die Beziehungsordnung der beiden spiegelt.<sup>10</sup> Explizit als Patriarch formulierte Herr L. dies, wenn er auf die Frage nach Stammplätzen antwortete:

„Da gibt es nichts Konkretes. Gut okay, ich habe meinen Sessel, wo ich eben drinne sitz. Da ist eine Hierarchie, meine Frau sitzt da auf der Couch, ich sitz hier im Sessel. Die wichtigsten Einrichtungsgegenstände vom Wohnzimmer: Mein Sessel, wo ich drinnen sitz.“ (32)

<sup>8</sup> Günter (1995): Schonen - Schützen - Scheuern. Zum Wohnalltag von Arbeiterfamilien im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre.

<sup>9</sup> siehe zur Geschichte der Sitzecke und ihrer Funktion: Warnke (1979): Zur Situation der Couchecke Zum Wandel der Sitzhaltungen siehe: Giedion (1982): Die Herrschaft der Mechanisierung.

<sup>10</sup> Wie Einrichtungsschemata Familiensysteme spiegeln können, dazu gibt Hinweise: Bradshaw (1997): Familiengeheimnisse. Der Psychologe arbeitet mit Erinnerungsspaziergängen durch die Wohnung der Herkunftsfamilie, um deren Beziehungsgefüge rekonstruieren zu können.

Zuerst möchte der Sprecher hier nicht zugeben, dass es so etwas gibt wie eine Sitzordnung, aber schließlich nennt er seine häusliche Sitzordnung ganz klar eine „Hierarchie“. Nur für ihre Esstische formulierten die Interviewpartner noch solche Sitzordnungen, aber bei den Polstermöbeln im Wohnzimmer schien dies im Allgemeinen wichtiger zu sein. Die meisten Gesprächspartner sahen hier auch in Verbindung mit dem Fernseher ihren persönlichen *Lieblingsplatz* innerhalb der Wohnung. So zählten sie auch die *Polstermöbel zu ihren Präferenzobjekten*. Die Grundfunktionen des Wohnens wie Essen und Schlafen waren irgendwie selbstverständlich für die Interviewpartner, besonders der Rede wert war ihnen aber das Erholen. Sie bewerteten es als die angenehmste Funktion ihres Wohnens. Ihren bevorzugten Ort findet es in den Polstermöbeln vor dem Fernseher.

So erfüllt die Couchgarnitur eine *Bequemlichkeits(Convenience)-Funktion nach innen*, indem sie den wichtigsten Ort für häusliche Erholung bietet, und eine mehr *repräsentative Funktion nach außen*, indem sie als Mangelartikel in der DDR-Gesellschaft besonders statusträchtig war.

## (2.) Der Fernseher und das Fernsehen

Der Fernseher als zweiter Kernbestandteil der Wohnzimmereinrichtung - ein Fernseher als Bestandteil der normalen Haushaltsgrundausstattung - Erwerbungsstrategie für Fernsehapparate - Gebrauch und Bedeutung des Fernsehers: zu DDR-Zeiten: Statusobjekt, „Fenster zum Westen“ - seit der Wende: Vermehrung der elektronischen Unterhaltungsmedien

*Der Fernseher ist der zweite Kernbestandteil der Wohnzimmereinrichtung.* Fast immer wird er als Präferenzobjekt zusammen mit den entsprechenden Polstermöbeln, in denen man vor dem Fernseher sitzt, genannt. Fernseher und Couchgarnitur lassen sich, wie die obigen Aussagen belegen, kaum voneinander trennen. Der Fernseher ist der am weitesten verbreiteste Wohnzimmereinrichtungsgegenstand. Er fand sich 1991 in 94% aller ostdeutschen Wohnzimmer.<sup>11</sup>

Alle Gesprächspartner – mit einer einzigen Ausnahme (24) - besitzen einen Fernseher. Für Frau Hirmer etwa ist „eine Bekannte, die keinen Fernseher, aber ein Klavier und ganz viele Bücher hat“, jemand mit ganz anderen Gewohnheiten als den ihren, jemand der außerhalb der Regel lebt. Herr Tröger formuliert diese Norm anhand seiner eigenen Umstände:

„M: Was ist notwendig, dass es wohnlich ist, dass es Ihnen gefällt?

G: Erst einmal muss es schön hell sein, es darf auch nicht so eingeeengt sein, man muss sich bewegen können. Es muss eine schöne, wie soll ich mal sagen, eine Bequemlichkeit muss da sein. Und dann musst du zur Unterhaltung wirklich auch ein gutes Licht haben und du musst auch über das Fernsehen dich informieren können. Also das brauche ich auf alle Fälle, das Fernsehen. Wenn heute einer sagt, den Fernseher brauche ich nicht, der spinnt, der lügt. Es gibt noch einige, die ohne Fernsehen auskommen, aber das ist ein ganz kleiner Teil.“ (27)

<sup>11</sup> Silbermann (1993), S. 63. Zum Vergleich: Auch in westdeutschen Wohnzimmern steht er an oberster Stelle, aber mit 90% in etwas geringerer Verbreitung.

Ohne Fernsehapparat wäre es für Herrn Träger nicht wohnlich, er ist ein Muss für ihn. Alle, die etwas anderes meinen, hält er für Spinner. Ein Fernseher gehört zur allgemeinen Haushalts- bzw. Wohnzimmergrundausrüstung: Es steht in fast jedem Wohnzimmer ein Fernsehgerät. Nur bei Familie Bauer (22) (Abb. 27f, 30g) befand er sich im Schlafzimmer. Das mag daran liegen, dass Bauers auch keine Schrankwand in ihrem Wohnzimmer haben. In manchen Wohnungen fanden sich auch zusätzliche Zweitgeräte, etwa im Schlafzimmer (Abb. 33b, 33f), Gästezimmer (5) oder Kinderzimmer (Abb. 31g). Das sind dann meist frühere Geräte, die wegen ihres ursprünglich hohen Anschaffungswerts noch nicht weggeworfen wurden.

Die *Erwerbungsstrategie für Fernseher* ähnelt der der Polstermöbel.<sup>12</sup> Zu DDR-Zeiten waren Fernsehgeräte künstlich verknappt und zugunsten der vom Staat subventionierten Güter wie Wohnungen und Grundnahrungsmittel als Luxuswaren auch künstlich verteuert. So mussten die meisten DDR-Bürger lange auf Fernsehgeräte sparen. Herr Bauer dazu:

„Man konnte wenig Geld ausgeben. Und hat dann halt auf solche Sachen gespart, die sehr kostenintensiv waren, wie zum Beispiel ein Farbfernseher oder ein Auto.“ (22)

Der Fernseher war eines der großen Sparziele durchschnittlicher DDR-Bürger. Deshalb konnten sich auch viele Interviewpartner sehr genau erinnern, dass sie Mitte der Achtzigerjahre ihre ersten Farbfernsehergeräte bekamen, beispielsweise Frau Kurz:

„Das war der erste Buntfernseher von der DDR. Die haben einmal sechseinhalbtausend Mark gekostet. Das war Ende der Siebzigerjahre, Anfang Achtzigerjahre. Die waren so teuer! Man musste einen Haufen Geld hinlegen. Und dann hatten sie vielleicht auch bloß zwei, drei im Geschäft. Dann waren wieder die Geschäftsleute, haben sich untereinander gekannt. Und wenn du Beziehungen gehabt hast, da hast du auch was gekriegt. Ein normal Sterbender hats ja gar nicht, da konnte ich das gar nicht erarbeiten.“ (30)

Bei tausend Mark Monatseinkommen bedeutete solch ein Preis eine Riesensumme. Noch dazu war der Erwerb - wie bei den anderen Mangelartikeln auch - mit besonderen Schwierigkeiten verbunden (siehe Erwerbungs geschichten C.III.). Trotzdem hatten alle Gesprächspartner in den Achtzigerjahren einen Fernseher, wenn auch einige wenige nur einen Schwarzweißfernseher.

Als nun Fernsehgeräte mit der Wende frei und im Vergleich zu DDR-Zeiten kostengünstig verfügbar wurden, kauften viele DDR-Bürger sofort neue Fernsehgeräte. Mit 25% der Haushalte, die sich nach der Währungsunion einen Fernseher angeschafft hatten, war der Fernseher das bevorzugteste Gerät unter den damals neu erworbenen Haushaltsgeräten und Medien.<sup>13</sup> Frau Kurz, die Preise besonders gut in Erinnerung behielt, erzählte davon:

„Das erste, was wir uns gekauft haben, war erst einmal ein Spiegel [= eine Satellitenschüssel] und ein Fernseher. ... Das war auch bei 5000 Mark. So eine Schüssel war ja da-

<sup>12</sup> siehe Tippach-Schneider (1998): Der Blick in die Ferne. Über das Fernsehgerät in der DDR in vergleichender Perspektive. In: Ruppert (Hrsg.): Um 1968. S. 95 - 123.

<sup>13</sup> Silbermann (1993), S. 52.

mals auch teuer. ... Die wussten ja, dass die Leute das jetzt alle kaufen, da haben die das alles so hochgeschraubt. ... Und nach drei Jahren, haben die Schüsseln 400 Mark gekostet, 300 Mark. Was nützt es. Hast es ja gebraucht.“ (30)

Auch die Etappenstrategie, bald darauf, in den ersten Jahren nach der Wende, ältere Fernsehgeräte durch neue zu ersetzen wie mehrere Gesprächspartner berichteten, ist eine Weiterführung des zu DDR-Zeiten eingeübten Kaufverhaltens. Damit reagierten sie auch auf die Umwertung, die die veränderte Situation mit sich brachte. Frau Schmidt formulierte dies:

„Der Farbfernseher ist neu, aber auch kurz vor der Wende, der hat nur 5600 Ost gekostet, jetzt ist er natürlich alt. Alle sagen, ich habe einen alten Fernseher. Den hab ich seit sieben Jahren.“ (20)

Der Fernseher, der vorher *statusträchtig* war, weil er selten und teuer war, muss nach der Wende durch ein neues Westgerät ersetzt werden, um weiterhin diesem Anspruch zu genügen.

Vom regelmäßigen *Gebrauch ihres Fernsehapparates und seiner Bedeutung* erzählten viele Gesprächspartner. Besonders ausführlich äußerte sich wieder Herr Tröger. Er beschrieb seinen Feierabend:

„Dann bin ich so viertel, halb sieben hier, dann macht meine Frau das Abendbrot. So, und dann so bis um sieben, halb acht sitzen wir erst mal hier, und dann wird ein bissl Fernsehen angeschaut. Und wenn das Wetter jetzt so ist, gehe ich dann runter in den Garten.“ (27)

Das Fernsehprogramm scheint hier *den Tagesablauf zu gliedern*. Ähnlich äußerten andere Interviewpartner, dass sie abends regelmäßig fernsehen, etwa auch Frau Hansen:

„Und dann abends bissl ins Fernsehen kucken, das gehört dazu. Unterhaltung, wenn ma allein ist und bissl Musik.“ (9)

Für sie als alleinstehende Rentnerin ist der Fernseher eine *wichtiges Unterhaltungsmedium*, aber auch die berufstätigen Interviewpartner berichteten vom täglichen Fernsehabend. In manchen Haushalten läuft der Fernseher als ständiger *Background*. Bei einem Interview musste ich zuerst bitten, ihn doch auszuschalten. Frau Ludwig wunderte sich über ihren eigenen Gebrauch des Fernsehgerätes, als sie überlegte, was ihre Präferenzobjekte sind:

„Obwohl, bei dem Fernseher ist es manchmal merkwürdig, da hab ich so gemischte Gefühle. Mich interessiert kaum etwas in dem Fernsehen, aber oft läuft er trotzdem. Das geht aber vielen so. Ich habe jetzt mal rumgefragt, ich dachte immer, ich bin da so eine Ausnahme. Das ist überhaupt nicht so. Der läuft und dann ist es gut. Dann rennt man raus, dann fällt einem wieder was anderes ein, dann kommt man wieder rein. Ganz selten mal, dass ich mal etwas anguck, was ich. - Na, Sport kuck ich eigentlich recht gut und gern an. Oder auch Musiksendungen, zum Beispiel auch so Talkrunden, des kommt immer aufs Thema drauf an, das ist immer sehr interessant.“ (14)

Die Funktion des Fernsehers hat sich hier gewandelt: Er ist nicht mehr ein Gerät, das die Benutzer aktiv gebrauchen, sondern nur noch ein unbewusster Background, der mehr den Stellenwert eines akustischen Möbelstücks hat. Überwiegend erzählten die Interviewpartner, gerade auch in Zusammenhang mit ihren Polstermöbeln, wie ihnen der Fernseher zur abendlichen Unterhaltung diene. Meist an anderer Stelle im Interview betonten viele aber auch, dass ihnen der Fernseher als *Informationsquelle* wichtig sei. Zeitbudget-Untersuchungen zu den Gewohnheiten der DDR-Bürger ergaben für 1990, dass Fernsehen „die beliebteste Freizeitbeschäftigung“ und „ein integrierter Bestandteil des Alltagslebens“ war. An Wochenenden sahen Männer durchschnittlich 2:18 Stunden und Frauen 1:48 Stunden pro Tag fern. Allgemein ist das Fernsehen bei der Mehrheit der Befragten eine tägliche und positiv bewertete Wohnhandlung, meist ein wichtiger Teil der abendlichen Erholung.<sup>14</sup>

Damit ist auch schon einiges zur *Bedeutung des Fernsehers zu DDR-Zeiten* ausgesagt. Dazu kommt noch, dass gerade in der DDR der Fernseher eine besondere Bedeutung hatte, weil er ein „Fenster zum Westen“ bildete. In Reichenbach im Vogtland waren Westsender gut zu empfangen. Die Grenznähe war hier ein Vorteil, etwa im Gegensatz zur Gegend um Dresden, die deshalb „Tal der Ahnungslosen“ genannt wurde, weil es dort keinen Westempfang gab. Frau Schüssler, die aus Bautzen kam, wo ebenfalls kein Westfernsehen zu empfangen war, erzählte, dass ihre dortigen Verwandten vom Fernseher nicht mehr wegzubringen waren, wenn sie einmal zu Besuch kamen.

In den ersten Jahrzehnten der DDR versuchte die Staatsführung, Westfernsehen zu verbieten. Das wurde dann auch kontrolliert. So erzählten manche, dass etwa, wenn der Lehrer zum Lehrerbesuch<sup>15</sup> nach Hause kam, schnell das Westfernsehen abgedreht werden musste. In den Siebzigerjahren spielt die Geschichte, die Frau Ludwig zum besten gab:

„Im Ledigenwohnheim hatten wir uns damals mal einen Fernseher besorgt. Schwarzweiß, denn Farbe gab es ja da gar nicht. Und dann hatten wir uns so eine Zimmerantenne selber zusammengebaut, damit wir einen Westsender empfangen konnten. Den hatten wir dann bei uns im Zimmer stehen. ... Mit dem Ergebnis, dass dann immer abends alle heimlich zu uns kucken gekommen sind. (lacht) Im Fernsehraum, da gab es ja nur DDR-Fernsehen - nichts anderes. ... Da haben wir so ein langes Brett genommen und da so eine Antenne rauf. Irgendso ein Schlauer hat da mal rausgekriegt, wie weit die Drähte auseinander sein müssen und das kann man dann als Antenne nehmen. Und dann sind wir mit der langen Leiste rumgelaufen in dem Zimmer, bis wir endlich die richtige Lage hatten, damit wir den Empfang hatten. Wenn das mitten im Zimmer war, dann wurde die Leiste eben halt an den Tisch gelehnt. Das ging auch ganz prima. Auf die Dauer war das nichts, aber abenteuerlich war es schon.

M: Das ist auch so ein bissl der Reiz des Verbotenen?

---

<sup>14</sup> zum Medienverhalten siehe etwa Kuhlmann (1997): Fernsehen in der DDR.

<sup>15</sup> Lehrer in der DDR mussten in regelmäßigen Abständen ins Elternhaus ihrer Schüler gehen und dort mit den Eltern sprechen.

G: Ja, das stimmt. Vor allen Dingen hat das auch immer gut geklappt. Jeder hat immer ein bissl was gewußt. (lacht)“ (14)

Durch solche Basteleien und verschiedene Tricks umgingen viele DDR-Bürger das Verbot des Westfernsehens.<sup>16</sup> Schließlich wurde Westfernsehen, da sowieso alle heimlich Westprogramme sahen, zur allgemeinen Bürgerberuhigung unter Honecker in den Siebziger- und Achtzigerjahren stillschweigend toleriert. Am 5.12.1977 wurden die ersten Zwei-System-Farbfernsehgeräte aus DDR-Produktion verkauft. Damit konnten die DDR-Bürger das bundesdeutsche Fernsehen nun auch in Farbe empfangen. Hinter diesem Schritt „verbarg sich eine Art historischer Kapitulation“, wie es Stefan Wolle formulierte. Die resignierte SED-Führung räumte damit offiziell - allerdings zu immens hohen Preisen - die Möglichkeit ein, Fernsehgeräte zu erwerben, mit denen Westempfang in Farbe möglich war.<sup>17</sup> In dieser Zeit schaffte sich auch die Mehrheit der Gesprächspartner ihre Farbfernsehgeräte an. Alle Interviewpartner - unabhängig von ihrer politischen Einstellung - erwähnten das Westfernsehen. Es war ihnen die wichtigste Informationsquelle für ihr Bild von ‘dem Westen’ (siehe alltäglicher Ost-West-Vergleich C.I.).

Mit der politischen Wende und der allgemeinen Pressefreiheit fiel diese besondere Bedeutung des Fernsehens für die Ostbürger weg. Der Unterhaltungswert des Fernsehens scheint für die Interviewpartner nun noch stärker in den Vordergrund gerückt zu sein. Er wurde noch zusätzlich potenziert durch die Vermehrung der elektronischen Unterhaltungsmedien. Neu hinzugekommen sind in vielen Wohnzimmern seit der Wende CD-Spieler und Videorekorder. Dafür bietet der Möbelmarkt inzwischen Wohnzimmermöbel an, die die häuslichen Medien wirkungsträchtig inszenieren. In den meisten Wohnungen der Interviewpartner jedoch sind die neuen Medien hinzustellen, etwa auf kleinere Schränkchen, und der Fernseher steht nach wie vor in der Schrankwand.

---

<sup>16</sup> Diese Geschichte ist auch ein Beispiel für eine schwankhafte Episode, mit der sich DDR-Bürger erzählerisch ihre Souveränität gegenüber dem kontrollierenden Staat aufbauten (siehe C.IV.4.).

<sup>17</sup> Wolle (1999): Die heile Welt der Diktatur, Zitat S. 70, zum Westfernsehen S. 69 - 71.



**Abbildung 30: Wohnzimmer und ihre Schränke: a-c Wohnzimmer der Familie Neuber mit Wohnzimmer-schrank aus der Nachkriegszeit, d vom Schreiner gefertigte Schrankwand der Familie Schäfer 1. Hälfte 1970er (5), e-f Schrankwand im Plattenbau, deren Standort und Größe der Grundriss vorgab (9), g-h antiker Schrank, um sich von Standardschrankwand abzusetzen, im Kinderzimmer weitergenutzte Schrankwand (4)**



Abbildung 31: Wohnzimmer und ihre Schränke: a (27), b Schrankwand, eingesetzt als repräsentativer Vitrinenschrank (11), c-d Präsentation des Bildes der verstorbenen Tochter wie in einem Ahnenaltar (21), e- f Schrankwand mit einem Schaufenster für das FKK-Hobby (17), g-h alte Schrankwand im Kinderzimmer und neu nach der Wende erworbener Stufenschrank im Wohnzimmer (20)





Abbildung 32: Schränke: a-d Schrankwand im Wohnzimmer mit Ausstellung zur Russlandreise, Leseck und weitere Schrankwand im Arbeitszimmer (7), e Wiederholung des Wohnzimmerschemas im ehemaligen Kinderzimmer (28), f (14)

### (3.) Die Schrankwand

Die Schrankwand als der dritte Kernbestandteil der Wohnzimmereinrichtung - Schrankwände als Repräsentationsobjekte - Etappenstrategie der Anschaffung und Erneuerung - Verbreitungsgeschichte der Schrankwand - Reduzierung der Möbeltypen und Gestaltungsvielfalt - die Schrankwand als Symbol der DDR-Wohnkultur

*Die Schrankwand vervollständigt als dritter Kernbestandteil das Schema einer kompletten Wohnzimmereinrichtung.* Frau Winter in ihrem lakonischen Stil bringt das Schema auf den Punkt:

„Welchen Stil, welche Atmosphäre? Naja, Polstermöbel, Schrankwand, Ehebetten, (lacht) wie es halt so ist.“ (19)

Wie die Bilder zeigen, entspricht das Dreierschema aus Polstermöbelgarnitur, Fernseher und Schrankwand der verwirklichten Norm. Nahezu alle Wohnzimmer sind mit einer Schrankwand ausgestattet. Das ältere Ehepaar Tröger hat Wintergarten und Wohnzimmer wie zwei gleichwertige Wohnzimmer gestaltet, indem sie jeden der Räume mit allen drei Bestandteilen ausstattete, das Schema damit einfach duplizierte. Die Fernseher dürften der Ausgangspunkt dieser Verdoppelung sein, denn Herr Tröger betont besonders, wie komfortabel es sei, dass er auf diese Weise „den Fußball“ und seine Frau gleichzeitig ein anderes Programm sehen könne.

Ebenso wie Polstermöbel und Fernseher waren die Schrankwände zu DDR-Zeiten als schwer zu besorgende und teure Mangelartikel statuärträchtig. Einige der wenigen Umfragen zu Werthaltungen im Wohnen, die zu DDR-Zeiten entstanden, ergab, dass *gerade den Schrankwänden besonderer repräsentativer Wert zugemessen wurde*.<sup>18</sup> In den offenen Fächern und besonders in den Vitrinenfächern mit Glastüren stellten die Interviewpartner dementsprechend Gegenstände aus, die für sie kostbar waren. Das waren vor allem Gläser, Porzellan, dekorative Keramiken und persönliche Erinnerungsgegenstände. Bei einigen Familien fanden sich auch „abgelegte“ Schrankwände und frühere Wohnzimmerschränke, die in anderen Räumen wie Kinderzimmern oder Gästezimmern weiter genutzt werden (Beispiele: Abb. 15h, 30h, 31g).

Herr Bauer begründete dies:

„Die anderen Räume [außer dem Wohnzimmer], etwa das Kinderzimmer - soll auch fürs Kind da sein. Bloß da mussten wir halt auch Kompromisse eingehen: Die Schrankwand, die da rumsteht, die haben wir von meiner Schwester. Das ist alles eine finanzielle Frage.“ (22)

Vorrangig statteten Bauers ihr Wohnzimmer aus. Es ist beim Umbau als erster Raum fertiggestellt worden und hier verwirklichten sie, wie sie im Laufe des Interviews erzählten, ihre Einrichtungsvorstellungen am weitgehendsten. Die anderen Räume sind nachgeordnet. So möblierten sie aus Kostengründen das Kinderzimmer erst einmal mit der gebrauchten, geerbten

<sup>18</sup> Pohl: Wohnzimmer - Wünsche im Test. In: Kultur im Heim, 29. Jg. (1984), S. 16 - 19.

Schrankwand. Der Weg der gebrauchten Möbelstücke war dabei in allen Fällen, die ich beobachten konnte, vom Wohnzimmer in andere Räume - nie in anderer Richtung. Diese Richtung entspricht auch der Wertigkeit der einzelnen Räume und ihrer Möbel.

Ihre hohe Wertschätzung mag einer der Gründe sein, warum die Schrankwände aus DDR-Zeiten im Gegensatz zu den Polstermöbeln und Fernsehern in den meisten Wohnzimmern weiterhin stehen und noch nicht ersetzt wurden. Die Möbelhändlerin Frau Hess erzählte, dass nach wie vor, obwohl sich das Angebot an Bewahrmöbeln erweitert habe, viele Schrankwände nachgefragt würden. Ein weiterer Grund sind wohl auch die von Herrn Bauer schon erwähnten Kosten. Einige Gesprächspartner äußerten aber auch den Wunsch nach Veränderung, beispielsweise Frau Hirmer:

„So eine Anbauwand würde mir nicht mehr gefallen, tät ich mir auch nicht mehr kaufen sowas. Aber das war nun vor ein paar Jahren mal so. Und da waren wir froh, dass wir sie gekriegt haben. Mir tät schon eher bissl was Rustikales gefallen, ... aber ich kann nicht alles auf einmal machen.“ (17)

Die Planungen zur Umgestaltung laufen im Kopf also bereits. Auch hier zeigt sich in der Gruppe der Interviewpartner eine *Etappenstrategie der Anschaffung und Erneuerung*: Frau Schüssler etwa baute einen Teil der dunklen Schrankwand ab, weil sie ihr Wohnzimmer insgesamt heller gestalten wollte. Einige andere, bei denen im Rahmen eines Umzuges eine Neugestaltung noch anstand oder schon geschah, ersetzten auch ihre Schrankwände (18, 20, 31). Bei so einem großen Stück wie dem Wohnzimmerschrank scheint es eines besonderen Anlasses zur Neuanschaffung zu bedürfen. Insgesamt gehörte die Schrankwand nicht zu den vorrangig verwirklichten Neuanschaffungswünschen, eine Abwertung der Schrankwände aus DDR-Zeiten war jedoch bereits im Gange.

Es dürfte auch in den wenigsten Wohnungen, wie es bei Frau Schüssler geschah, möglich sein, einfach einen Teil der Schrankwand abzubauen. Wohnzimmerschränke wurden zwar auch als ‘Anbauwände’ angeboten,<sup>19</sup> die aus einzelnen Modulen zusammengesetzt wurden und so auch wieder abgebaut hätten werden können, meistens waren sie dann aber das größte und deshalb unverzichtbare Bewahrmöbel. Die Schrankwand löste seit den Sechzigerjahren freistehende Wohnzimmerschränke, wie sie etwa noch das Ehepaar Neuber (Abb. 26a, 30a-c) stehen hat, ab.<sup>20</sup> *Mit dem Einsetzen des massenhaften industrialisierten Neubaus setzte sich die Schrankwand allgemein durch.* Die Plattenbauten mit ihren vereinheitlichten Grundrissen boten oft nur eine lange Wand, an der Schränke aufgestellt werden konnten.<sup>21</sup> Um nun in den kleinen Woh-

<sup>19</sup> Schweska und Witte (1996): Revolution aus Tradition? Das Möbelprogramm Deutsche Werkstätten (MDW). In: Wunderwirtschaft. S. 80 - 89.

<sup>20</sup> Godau (1994): Die Innenraumgestaltung in der DDR. In: Wohnkultur und Plattenbau. S. 105 - 119.

<sup>21</sup> Claus (1998): Möbelstandard und Typenbau. Ein Beitrag zur Geschichte von Normen in der DDR. In: archithese 28, S. 56 - 59.

nungen genügend Stauraum für die sich stetig vermehrende Menge der alltäglichen Gegenstände zu finden, waren die Bewohner fast gezwungen, sich die dafür passenden Schrankwände anzuschaffen. In diesem Sinne äußerten sich Frau Hansen und Frau S.:

„Die Einrichtung, die habe ich mir nach dieser Wohnung im Plattenbau gekauft. Damit ich alles gut unterbringen kann. Gerade diese Schrankwand. (9)

„Und dann haben wir alte [Möbel], was für mich wichtig war, ich wollte möglichst keine Anbauwand, ich habe zwar eine kleine, weil es nicht anders ging, weil ich ja etwas unterbringen muss, aber ich liebe eben auch alte Möbel.“(6)

Beide Sprecherinnen betonten, wie wichtig ihnen ihre Schrankwände als Bewahrmöbel sind.

Gleichzeitig aber lieferten sie auch ein wichtiges Beispiel, wenn die beiden Damen von ihrem Stil sprachen. So müssen für Frau Hansen die Möbel auch „dem Stil angepasst sein, das ist ja alles Neubau“. Auch von daher griff sie - für sie fast zwangsläufig - zu einer „langen Wand“. Genau davon möchte sich Frau S. absetzen. Und setzt dem ihre Vorliebe für alte Möbel entgegen. Auf alte Möbel zurückzugreifen war für DDR-Bürger eine der wenigen Möglichkeiten, sich vom allgemeinen Stil abzusetzen, wie beispielsweise das Ehepaar Bauer:

„Er: Wir sind halt nicht ganz so für neue Möbel. ... In unser Wohnzimmer haben wir uns eigentlich vorgestellt, dass wir keine so eine Schrankwand diese, da gibt es ja diese Einheitsmaße 3,70 x 1,80, das wollten wir nicht. Sondern wir haben uns was Älteres gesucht.

...

Sie: Und das ist mir wichtig, ich mag bissl individuell, nicht Einheit.“ (22)

Auch Frau Schön setzte sich mit ihren geerbten Möbeln vom üblichen Geschmack ihrer Mitbürger ab:

„Aber es ist noch so viel geblieben, dass sogar ich jetzt noch im Wohnzimmer das Möbel von damals stehen habe. Und meine Mutti hat auch noch die Möbel von damals. Und deshalb können wir uns nie jetzt, mochten wir uns auch nie mit dem DDR-Geschmack da irgendwie anfreunden. Der halt na, so den Einheits..., die Einheits-schrankwand und was da halt so alles angeboten wurde damals und was es nur zu kaufen gab.“ (24)

In beiden Zitaten dient der Begriff der „Einheit-“ zur Charakterisierung des allgemeinen Einrichtungsangebots und Stils. Dieses Urteil bestätigt sich beim Durchsehen der Abbildungen der Wohnzimmerschränke der Gesprächspartner. Ausnahmen bilden nur die Interviewpartner mit alten Möbeln (6, 22, 24) (Abb. 27e, 30g) und die mit vom Schreiner gefertigten Schrankwänden (5, 32V) (Abb. 30d, 32e-f).

Die Gesprächspartner boten für dieses vereinheitlichte Bild die Erklärung an, dass es nichts anderes zu kaufen gegeben habe und Wohnzimmerschränke sowieso nur schwer zu bekommen gewesen seien. So zeigten sich für sie vor Ort in der Kleinstadt Reichenbach die Ergebnisse der planwirtschaftlichen Möbelindustrie. Sie war auf Forderungen der Politik hin seit den Fünfziger-/ Sechzigerjahren zu einer durchgehenden Industrialisierung und Typisierung der Möbel-

produktion gelangt. Für die Zeit des massenhaften Neubaus seit den Siebzigerjahren mit der entsprechend großen Nachfrage nach Möbeln für Neubauwohnungen schreibt Marion Godau in ihrem Überblick zur Innenraumgestaltung in der DDR:

„Die Möbelprogramme, die in dieser Zeit entstanden, sahen auf den ersten Blick alle gleich aus, weil die Kastenform - für die rationelle Fertigung optimal - strikt angewendet worden war. Die einzelnen Modelle waren oft nur noch durch unterschiedliche Oberflächendekore und Beschläge voneinander zu unterscheiden.“<sup>22</sup>

Selbst im Montagemöbelprogramm der Deutschen Werkstätten in Hellerau, die in der Tradition des Bauhauses standen, wo Variabilität und Typenvielfalt zum Programm gehörten, kam es zu einer *Vereinheitlichung*. Von der ursprünglich geplanten Typenvielfalt konnte wegen Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung nur ein Teil in Serie produziert werden.<sup>23</sup>

Solche Vereinheitlichung herrschte nicht nur innerhalb des Angebots an Schrankwänden. Es kam auch insgesamt zu einer *Reduzierung der Möbeltypen für Wohnzimmer*. Heinz Hirdina sprach in seiner Designgeschichte schon zu DDR-Zeiten davon, dass „die raumfüllende Schrankwand zum beherrschenden Leitbild“ wurde.<sup>24</sup> So finden sich etwa kaum Bücherschränke, Sideboards oder Regale. Die zeitgleich im Westen so beliebten Regale<sup>25</sup>, deren Billigausführung im Modell Billy von IKEA inzwischen Kultstatus erhalten hat, fanden sich in DDR-Wohnungen nur selten. In den Wohnungen, die in der Wohnzeitschrift „kultur im heim“ vorgestellt wurden, tauchten zwar in den Beispielen der Achtzigerjahre gelegentlich Regale auf, aber auf sie wurde besonders hingewiesen und sie waren offensichtlich auch nur schwer zu bekommen. In der Gruppe der Interviewpartner hatte niemand eine solche Lösung. Bezeichnend scheint mir hier eher das Beispiel von Frau Moll (7) (Abb. 32a-c), die nicht nur eine Schrankwand für das Wohnzimmer hatte, sondern in ihrem Arbeitszimmer eine weitere Schrankwand als Bücherschrank nutzte. Noch mehr Schrankwände erwähnte Frau Müller:

„Wir haben ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, ein Kinderzimmer, ... Das Kinderzimmer haben wir so eingeteilt, dass wir vorne einen Wohnbereich haben ..., hinten eine Art Schlafzimmer, geteilt durch eine Schrankwand. Dann haben wir das Wohnzimmer mit einer Eckgarnitur, wo wir essen und uns aufhalten können und mit einer Polstergarnitur [und einer Schrankwand]. Eine ziemlich kleine Küche, wo man hauptsächlich nur kochen kann, aber wo wir auch frühstücken, ein Tisch passt rein. Und ein Schlafzimmer, was eben grad auch so groß ist, dass ma eine Schrankwand und zwei Betten reinbringt. Das wäre eigentlich so das Wesentliche.“ (13)

<sup>22</sup> Godau (1994): Die Innenraumgestaltung in der DDR. In: Wohnkultur und Plattenbau. S. 111.

<sup>23</sup> Schweska und Witte (1996): Revolution aus Tradition? Das Möbelprogramm Deutsche Werkstätten (MDW). In: Wunderwirtschaft. S. 82f.

<sup>24</sup> Hirdina (1988): Gestalten für die Serie DESIGN der DDR 1949 - 1980. Dresden, S. 217 ff.

<sup>25</sup> Silbermann (1993), S. 60. 35% der Westhaushalte hatten Bücherregale und 21% sonstige Regale in ihren Wohnzimmern. Für die Osthaushalte passten sich dagegen die Statistiker der unterschiedlichen Situation an indem sie die beiden Regaltypen zusammenfassten: Es gab so in 39% der ostdeutschen Wohnzimmer Bücher- oder sonstige Regale.

In jedem Raum steht hier eine Schrankwand. Es bestand zwar vermutlich ein gewisser stilistischer Unterschied zwischen den großen Wohnzimmermöbeln und denen für Schlafräume, aber in der Sprechweise von Frau Müller ist 'die Schrankwand' der Möbeltypus, der die Räume ihrer Wohnung im „Wesentlichen“ ausmacht.

Abschließend lässt sich sagen, dass die gleichen und ähnliche Schrankwände, wie sie sich in den Wohnzimmern der Reichenbacher Interviewpartner fanden, zeitgleich auch in westlichen Wohnzimmern standen.<sup>26</sup> Aber die Reduzierung allein auf die Schrankwand als einzigen Möbeltyp und die Beschränkung auf wenige Ausführungsvarianten erzeugte eine DDR-typische Monokultur der Schrankwand. Natürlich gab es auch DDR-Bürger, die sich alternativ dazu einrichteten, aber sie blieben gegenüber der großen Mehrheit Ausnahmeerscheinungen. Der allgemeinen Verbreitung der Schrankwand entspricht auf der Ebene der Werte ihr hoher Rang als dritter unverzichtbarer Kernbestandteil der Wohnzimmereinrichtung neben Couchgarnitur und Fernseher. So gilt 'die Schrankwand' neben 'der Platte' zu Recht als Symbol der Wohnkultur in der DDR.

### - Die „wohnliche“ Ausgestaltung der Wohnzimmer

Wohnzimmer als Raum mit den meisten zusätzlichen Ausstattungsgegenständen neben den Möbeln - das wohnzimmerspezifische Repertoire an Ausstattungsgegenständen: die wärmende Raumhülle aus Wohnzimmerteppich, Vorhängen, textilem Schmuck, Licht und Tapeten - in den Schrankwänden: Fotos und Zierrat: Glas, Porzellan, Keramik, Nippes, Bücher und Stereoanlagen - Sammlungen - Pflanzen - Regeln und Ordnungsvorstellungen bei der Wohnungsgestaltung

Nahezu alle Wohnzimmer waren, dem Schema entsprechend, vollständig eingerichtet mit Couchgarnitur, Fernseher und Schrankwand. Und doch kam immer noch eine Vielzahl von Ausstattungsgegenständen vom Teppich bis zu den Nippes in der Schrankwand hinzu. In den Wohnzimmern gab es unter den verschiedenen Räumen der Wohnungen die meisten zusätzlichen Ausstattungsgegenstände und die meisten dekorativen Objekte. Dominiert im Bad am ehesten die reine Funktion, ist das Wohnzimmer dazu das Gegenstück mit der meisten Dekoration als Selbstzweck. *Offenbar gehört zur vollständigen Einrichtung ein Mehr an Ausstattung.* Allerdings verbalisierte nur die Einrichtungsspezialistin Frau Hess dies auch im Rahmen des Wohninterviews:

M: Und erstreben Sie einen bestimmten Stil oder eine bestimmte Atmosphäre?

G: Stil kann man nicht grad sagen, aber ich lieb' es immer ein bissl gemütlich, ... Das mache ich alles selber und dann muss ich das mit meinen eigenen Kunstwerken bissl schmücken. ... Ich muss immer viel Pflanzen haben, ... Wenn ich heimkomm, das erste sind die Blumen. Da muss erstmal alles gecheckt werden. (18)

<sup>26</sup> Silbermann (1993), S. 60. Auch statistisch ist die Dominanz der großen Wandschränke für ostdeutsche Wohnzimmer nachgewiesen: Nur 18% der Westhaushalte nennen für ihr Wohnzimmer einen Einbauschränk, dagegen 58% der Osthaushalte einen Einbauschränk/Wandschränk, - hingegen freistehende Schränke in Westhaushalten überwogen: 74% versus 39% in Osthaushalten.

Und das kostet ja alles so viel Geld, ob das bloß die Lampen sind oder die Auslegware, ... Im Juli werden es jetzt zwei Jahre und da habe ich ganz schön gewürgt. ... Ich will das erstmal ordentlich haben und dann möchte ich mir gern wieder die Welt angucken. (18) Ich versuche halt immer, es bissl gemütlich zu haben. Dieses ganz Kalte, Spartanische, so wie ma's jetzt im Fernsehen sieht. Die kahlen, weißen Wände - ... ja labormäßig, das ist mir zu kalt, das mag ich überhaupt nicht. ... da fehlt die Wärme. Ich finde, eine Wohnung muss eine Gemütlichkeit ausstrahlen und das kann man auch mit wenig Geld machen. Das muss nicht unbedingt dann teuer sein. Das sind wenige Details oft, die eine Wohnung gemütlich machen. (18)

Frau Hess benennt hier mit eigenen „Kunstwerken“, Pflanzen, Lampen, also Dingen, die „Wärme“ schaffen, - eben den „wenigen Details, die eine Wohnung gemütlich machen“ schon viel vom spezifischen Repertoire der Wohnzimmerausgestaltung und mit der „Gemütlichkeit“ auch das Ziel solcher Bemühungen. Weil sie darauf besonderen Wert legt, spricht sie auch recht ausführlich darüber.

Die anderen Gesprächspartner beschrieben diese vielen, offenbar wichtigen „Details“ kaum, so bleiben nur die *Fotos als Quellen*, um daraus deren Bedeutung zu erschließen. Zuerst einmal soll das *wohnzimmerspezifische Repertoire an Ausstattungsgegenständen*, wie es auf den Fotos der Reichenbacher Wohnzimmer zu sehen ist, kurz benannt werden.

Meistens fühlte man schon beim Eintritt in das Wohnzimmer am weichen und warmen Auftritt auf den Teppich unter den Füßen, dass dieser Raum besonders ausgestattet ist. Der *‘Wohnzimmerteppich’* in den Reichenbacher Wohnzimmern bestand dabei aus einzelnen Teppichen und / oder aus Auslegware. Vom weichen und wärmenden Teppich bis zur Anmutung einer „warmen Atmosphäre“ ist es dann nicht mehr weit. Auch die Fenster erhielten vielfach einen besonderen Schmuck. Auffallend sind in einigen Wohnzimmern die aufwändigen *Stores* aus Spitze (Abb. 15a, 15e, 29c, 30e, 31c, 31e). Auf Nachfrage erklärten mir einige Gesprächspartner, dass dies Plauener Spitze sei, die im Vogtland hergestellt werde, aber erst seit der Wende für Ostbürger zu kaufen sei. Die besonders aufwändigen Stores dürften damit zu den Verschönerungen zählen, die seit der Wende mit dem freien Markt möglich wurden. Zu DDR-Zeiten gehegte Wünsche wurden damit erfüllt. Oft bestimmten die *Vorhänge* an den Fensterseiten die optische Wirkung der jeweiligen Wandseite (beispielsweise Abb. 27g oder 29f). Damit erhielt nicht nur der Boden, sondern auch die Wand eine textile Raumhülle. Die Auszeichnung mit *textilem Schmuck* setzte sich meist fort in den diversen Tischdecken und Spitzendeckchen. Sie fanden sich zwar auch schon in der Gestaltung der Vorsäle, aber in den Wohnzimmern noch viel ausgeprägter. Auch dürfen auf dem Sofa nicht die dazugehörigen Sofakissen fehlen (Abb. 26a, 26g, 27g, 28b, 28c, 29d). Ob die Parade der Sofakissen mehr dem Zweck guten Sitzens dient oder mehr dekorative Funktion hat, ist nach den Fotos nicht zu entscheiden. Die Raumhülle gestalten auch noch *Tapeten*, farbige Wandanstriche und diverser Wandschmuck, der eben-

falls nie fehlend darf. Raumbildend wirkt insbesondere das *Licht*: Zum Wohnzimmer gehört der aufwändige Lüster, der aus mehreren Glühbirnen oder Leuchtkörpern besteht, in klassischen (Abb. 28c) oder moderneren Ausführungen, - meist für den Gesamtraum, Lampenglocken, die oft über Esstischen hängen, und auch die Tisch- und Stehlampen. Diese Lampenformen lassen abends mit ihrem Lichtkegel im Bereich ihrer Reichweite einen Lichtraum aus warmem Licht entstehen. *Mit allen diesen Ausstattungselementen gestalten die Bewohner in ihren Wohnzimmern eine wärmende Raumhülle.*

Darin befand sich oft eine *Fülle von Zierrat*, besonders in den offenen Fächern und hinter den Glastüren der Schrankwände. Der *Bestand der in den Schrankwänden ausgestellten Gegenstände* ähnelte sich in den meisten der untersuchten Wohnzimmer. Überall gab es Gläser oder Kristallglas. *Glas* gehörte nach Aussage von Herrn Lang, dessen Frau mit Kunstgewerbe handelte, zu den begehrtesten Sammelobjekten zu DDR-Zeiten. In den Reportagen in der Wohnzeitschrift „kultur im heim“ finden sich unter der Rubrik „Wie Leser wohnen“ in den Achtzigerjahren immer wieder Glassammlungen. Eine solche, dem Modegeschmack dieser Jahre in der DDR entsprechende kleine Sammlung besitzt beispielsweise Frau Hirmer (17) (Abb. 31e). Glas galt offenbar per se schon als schön und kostbar. Besonders augenfällig erscheint dies in der Schrankwand von Frau Huber. Sie hat dort die Bilder ihrer verstorbenen Tochter und ihrer Mutter aufgestellt (Abb. 31c-d). Gerahmt sind sie links von zwei Gläsern und rechts einem Glaseschenbecher; in der Mitte befindet sich ein Glasväschen mit künstlichen Blumen. Auch in vielen anderen Wohnzimmern waren Familienbilder von Vorfahren, Kindern oder Enkeln zu finden, aber Frau Huber hat sie wie einen „Ahnenaltar“ inszeniert. Auf meine Nachfrage sagte sie, dass sie darüber nicht sprechen könne. In der hervorgehobenen Aufstellung der *Fotografien* hat die traurige Erfahrung doch ihren Platz bekommen - wenn auch nicht aussprechbar, so doch in den Dingen. Ähnlich wie Glas stellten die Interviewpartner auch *Porzellan* in ihren Schrankwandvitrinen aus (etwa Abb. 31a oder 31b). Einige Male bekam ich auf die Frage nach Stil und Atmosphäre ihrer Wohnung von den Gesprächspartnern Aussagen wie folgende zu hören: „Na ja, ich habe keinen besonderen Stil, so ganz normal, kein Porzellan oder ähnliches.“ Besonders „Meißen“, das Porzellan aus der Meißener Porzellanmanufaktur, aus DDR-eigener Produktion, galt in der DDR als Inbegriff teurerer und kostbarer Wohnkultur. Zum Bestand an Zierrat gehören auch noch Vasen, Schalen, Nippes, manchmal Uhren, Erinnerungs- und Sammelstücke wie Bierkrüge, Gedenkteller oder Keramik. DDR-typisch ist dabei - wie schon in den Küchen - die *Keramik aus Osteuropa*, beliebt im vollständigen Set als Krug mit Bechern (etwa Abb. 31c oder 31e). Sie war Reisesouvenir aus den Ländern Osteuropas, in die DDR-Bürger reisen durften, und wurde auch in den sogenannten „Volkskunst-Geschäften“ der staatlichen Handelskette verkauft. Frau Kurz berichtete beispielsweise, wie stolz sie gewesen sei, in solch



einem Geschäft einmal eine Schnapsflasche mit dazugehörigen Schnapsbechern erstanden zu haben, die nun in ihrer Schrankwand stünden. Komplettiert wird die Aufstellung des Zierrates meist noch mit der Präsentation einiger größerer Teller, Vasen und Krüge und Lautsprecherboxen, die in der Schrankwand nicht Platz hatten. Sie standen wie Giebelfiguren, meist symmetrisch oben auf der Schrankwand (Beispiele Abb. 31a, 31b). Wie schon für die Dekoration der Vorsäle und Küchen besprochen, folgt die Aufstellung des Wohnzimmer-Zierrates Regeln populärer Ästhetik und in fast allen Fällen dem Notwendigkeitsgeschmack. Kostbare Dinge werden in die Wohnzimmer und ihre Schrankwände hinzu- und hineingestellt. Schönheit und Wohnlichkeit wird durch vollständige Realisierung des Einrichtungs- und Ausstattungsprogrammes erreicht und kann dann noch durch additive Verschönerungen gesteigert werden.

Diesen Regeln folgte meistens auch die Integration von *Medien im Wohnzimmer*. So bewahrten die Gesprächspartner auch *Bücher* in ihren Schrankwänden auf. Nur bei wenigen allerdings erscheint ihre Aufstellung so bunt, wie sie sich aus einer Ordnung nach inhaltlichen Kriterien oder aus Platzgründen ergibt. Öfter dagegen fanden sich in der repräsentativen Schrankwand die Bücher der Größe nach aufgestellt (etwa Abb. 29d oder 31f) oder es werden mit Vorliebe Reihen oder Bücher mit prächtig wirkender Goldprägung gezeigt (etwa Abb. 31b). Spiegelt sich hier etwa in der Aufstellung der Bücher der Unterschied zwischen regelmäßigen Büchnernutzern und sporadischen Lesern? Der hohe Stellenwert, den Bücher im 'Leseland DDR' inne hatten, spiegelte sich in der untersuchten Gruppe jedenfalls nicht in einer bevorzugten Aufbewahrung, obwohl sich einige unter den Interviewpartnern als sehr lesebegeistert bezeichneten. Das dürfte am eingeschränkten Möbelangebot und an der sozialen Schichtung der Interviewgruppe liegen. Etwa gleichwertig mit den Büchern erscheinen in den meisten Wohnzimmern Teile von *Stereoanlagen*. Öfter sind einzelne Geräte verteilt in den offenen Fächern der Schrankwände zu finden (beispielsweise Abb. 30d oder 30f). Nur auf einem Foto (Abb. 27c) in einer erst nach der Wende eingerichteten Wohnung konnte ich einen Stereoturm entdecken. In einer westdeutschen Vergleichsgruppe ist er häufiger anzutreffen.<sup>27</sup> In den Schrankwänden aus DDR-Zeiten war dafür kein Platz vorgesehen. Die neueren Wohnzimmermöbel, die um die verschiedenen elektronischen Medien herumgebaut sind und sie statuträchtig inszenieren, finden sich in der untersuchten Gruppe noch nicht (siehe Schrankwand). Dagegen sind gerade bei einigen älteren Gesprächspartnern noch Plattenspieler in Gebrauch. An hervorgehobener Stelle aufgestellt und am häufigsten erwähnt ist aber der Fernseher. Er war das wichtigste Medium in den Wohnzimmern. Insgesamt reihen sich die verschiedenen Medien in den Schrankwänden

---

<sup>27</sup> Silbermann (1993), S. 49: Im Jahr 1991 verfügten 29% der ostdeutschen Befragten über eine Hifi-Anlage im Vergleich zu 59% der Westdeutschen, wovon bereits 22% mit CD-Playern ausgestattet waren.

und die Art ihrer Aufstellung in die Gruppe der anderen kostbar oder wichtig eingeschätzten Gegenstände ein, die in Schrankwänden und Wohnzimmern aufgestellt waren. Ihre optische Präsenz und ihr Gebrauch prägen den Charakter des Wohnzimmers entscheidend mit.

Neben den üblichen Dekorationsgegenständen stellten einige Interviewpartner in den Wohnzimmern auch ihre speziellen *Sammlungen* aus. Das Ehepaar Neuber etwa erzählte, dass im Vitrinenteil seines Wohnzimmerschranks die gesammelten Schnapsgläser stünden, die es sich von all seinen Reisen und Ausflügen mitgebracht hatte. Das seien dann schöne Erinnerungen. Auch die reiselustige Frau Moll hat ihr Wohnzimmer mit den Souvenirs ihrer zahlreichen Reisen ausgeschmückt (Abb. 26f und 32b). Bei Familie Tröger fand die Parade der Bierkrüge auf der Schrankwand statt (Abb. 31a). Als besonders sammelbegeistert zeigte sich Ehepaar Maier, wo Frau Maier nicht nur viel Porzellan in der Schrankwand, sondern auch noch die Uhrensammlung und den Setzkasten an der Wand hatte (Abb. 26g-h). Und Herr Maier, der ehemalige Volkspolizist, war stolz auf seine Gewehre über dem Sofa (Abb. 96g). Hier spiegelt sich das Interesse für die Vergangenheit und eigenes Darstellungsbedürfnis. Kerstin Dörhöfer und Ulla Terlinden sprechen in diesem Zusammenhang von „‘Altären’ der lieb gewordenen Erinnerungsstücke“<sup>28</sup>. Mit ihnen sind persönliche Erlebnisse und Erinnerungen ins Wohnen hineingenommen; sie sind Ausdruck individueller Vorlieben. Gleichzeitig aber sind die Formen dieses Ausdrucks kulturell vorgegeben, etwa die DDR-typische Glassammlung oder die schon zum Sammeln produzierten Schnapsgläser und Bierkrüge. Auffällig ist dabei auch eine Umkehrung: In keinem der besuchten Wohnzimmer waren die so DDR-typischen Auszeichnungen wie Orden und Urkunden, obwohl sie in großen Mengen vergeben wurden, zu sehen. In der Sammlung zur Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt sind sie die am häufigsten von der Bevölkerung gestifteten Objekte, weil sie offensichtlich als besonders kennzeichnend für den DDR-Alltag empfunden wurden.<sup>29</sup> Sie gehören aber in der privaten Wohnung einige Jahre nach der Wende offensichtlich zu den Erinnerungsstücken, an die man sich nicht mehr erinnern will und die man auch nicht zeigen will.

Ein weiteres wichtiges Element in der Ausgestaltung der Wohnzimmer sind *Zimmerpflanzen und Blumen*. Fast alle Wohnräume sind mit Pflanzen ‘begrünt’ (Beispiele Abb.: 26c, 27b, 27g, 29a, 30g). Einige Gesprächspartner berichteten, dass sie, wenn sie von einer Reise zurückkehren, als erstes nach ihren Pflanzen sehen. Die oben schon zitierte Frau Hess meinte: „Ich muss immer was wachsen sehen. Ich muss immer viel Pflanzen haben.“ (18) Pflanzen als etwas Lebendiges stehen für Natur in der Wohnung. So wie die Obstschale galten Pflanzen und be-

---

<sup>28</sup> Dörhöfer (Hrsg.) (1994): Wohnkultur und Plattenbau. Beispiele aus Berlin und Budapest, S. 227.

<sup>29</sup> siehe Ludwig (Hrsg.) (1996): Alltagskultur der DDR. Begleitbuch zur Ausstellung "Tempolinsen und P2".

sonders blühende Blumen auch in der populären Ästhetik zu DDR-Zeiten per se als schön.<sup>30</sup> Diese Bewertung wurde dann oft auch auf künstliche Blumen übertragen, die sich immer wieder in den Wohnzimmern fanden (Beispiele Abb.: 28d, 31d) (siehe auch Vorsaal B.II.2.a). Zu der Zeit, als ich die Wohnungen fotografisch dokumentierte, waren in vielen Wohnungen, der Jahreszeit gemäß, auch noch österliche Zweige aufgestellt. Blumen sind fester Bestandteil einer bürgerlichen Wohnkultur.<sup>31</sup> Alle untersuchten Reichenbacher Wohnungen folgen diesen Einrichtungsidealen. Es gäbe auch Alternativen für Zimmerpflanzen, die etwa in der Bauhaus-Moderne im „Neuen Wohnen“ auch propagiert wurden, aber sie sind weit entfernt von den in Reichenbach gelebten Wohnvorstellungen.

Ein bevorzugter Platz für solch ein Blumenarrangement war der Couchtisch. Auf ihm stand in fast allen Wohnungen etwas. Das konnte eine Vase, Blumen, Kerzenleuchter oder eine Dekorschale sein - zumindest ein Deckchen. Eine Regel, die aber nie ausdrücklich formuliert wurde, scheint zu sein, dass auf einem niedrigen Tisch etwas als schön Geltendes stehen muss, damit das Arrangement komplett ist. Zu diesen Regeln zählt auch, dass ein Sofa Kissen braucht oder die Gegenstände in der Schrankwand mit Vorliebe symmetrisch aufgestellt werden. In diesen Bereich gehören auch Vorgaben für das Verhalten, etwa wie man zu Besuch bei Fremden oder bei alten Freunden eine unterschiedliche Sitzhaltung auf dem Sofa einnimmt, die wohl nur Kindern gegenüber je ausgesprochen werden. Hier konnten vor allem solche Regelmäßigkeiten, die optisch ablesbar, ausdrücklich formuliert oder indirekt als Kritik an der Regelübertretung formuliert waren, herausgearbeitet werden. Dabei lassen sich aber niemals alle Regeln fassen, da sich viele im vorsprachlichen Bereich etwa nur in körperbezogener Erinnerung befinden und sich so mit den hier zur Verfügung stehenden Methoden nicht greifen ließen.

Solche *Regeln oder Ordnungsvorstellungen bei der Wohngestaltung* sind allgemein, da sie sich bei den meisten Interviewpartnern fanden; sie sind aber nicht verpflichtend, da sie nicht alle Gesprächspartner realisierten. Oft genügte ihnen, einen Teil der allgemeinen Regeln zu verwirklichen. Die Wohnenden setzen diese Regeln um und halten sie damit aufrecht, aber sie sind nicht im diskursiven Bewusstsein und damit ausgesprochen. Sie sind schichtspezifisch und an die jeweiligen Moden und Möglichkeiten gebunden, so etwa, dass gerade Meißner Porzellan zu DDR-Zeiten für die meisten nicht direkt progressiven Gruppen als besonders prestigeträchtig galt.<sup>32</sup> Ein Beleg für den Wandel solcher Normen mit Zeit und Gesellschaft ist es, wenn sich einige Jahre nach der Wende manche Gesprächspartner wie etwa Frau Schüssler von ihren früheren Vorlieben für „dunkle und vollgestellte Wohnzimmer“ abgrenzen.

---

<sup>30</sup> Letsch und Ackermann: So ein Tisch mit Obst beispielsweise. Zur Ästhetik des Wohnens. In: Sonntag 41 (1988), S. 7.

<sup>31</sup> Köhle-Hezinger (1998): Wie kam das Grün ins Haus? Anmerkungen zum Verhältnis Mensch - Haus - Pflanze.

<sup>32</sup> zur Reproduktion von Distinktionsregeln siehe Bourdieu (1982): Die feinen Unterschiede, S. 728 ff.

Ich fasse zusammen: Für das Wohnzimmer ist die wichtigste Norm das Möblierungsschema, zu dem noch das Schema der vorgestellten Ausstattungselemente aus wärmender Raumhülle, Dekor und dem lebenden Element der Pflanzen hinzukommt. Davon müssen die meisten Elemente realisiert sein, damit eine Wohnzimmerausstattung als „schön“ gilt. Frau Maier etwa spricht von „ihrem schönen Wohnen“ und meint damit genau diese Gesamtheit. Aus diesem Repertoire können die einzelnen Elemente sowohl insgesamt als auch die Einzelteile in der Schrankwandvitrine additiv, einer Ökonomie der Mittel folgend, zusammengestellt werden, etwa im Gegensatz zu einem in sich abgeschlossenen und ein für alle Mal festgelegten Gesamtentwurf eines Innenarchitekten. Zu den Regeln gehört allerdings auch die Idee von einem Gesamtarrangement, dass „alles zusammenpassen muss“, wie mehrere Gesprächspartner es formulierten. Indem die Interviewpartner sich in dieser Ordnung verhielten und sie wohnend als ihre eigene reproduzierten und erneuerten, konstruierten sie sich ihre alltägliche Wohnwelt.

### **- Wohnmotive interpretiert: Die Wohnung als Gegenwelt**

These von der „aufrechten Schlichtheit“ - Beschreibung der Wohnungen: Schlichtheit als Vorgabe von Architektur und Möbelangebot - Motive in der Wohnungsgestaltung der Probanden: ‘Naturmotiv’, ‘Heile-Welt- oder Harmoniemotiv’, ‘Romantik’, exotische und folkloristische Motive. - Interpretation - Sprechweise: die Adjektive ‘gemütlich’ und ‘modern’ - Beschreibung der Wohnung als in sich geschlossener Welt von ihren Grenzen Tür und Fenster her. - Interpretation der Wohnung als Gegenwelt: Betonung der Privatheit als Flucht oder auch als Transzendierung

Verschiedene gestalterische Motive wiederholten sich in diesem Repertoire der wohnlichen Ausgestaltung in den Wohnzimmern und auch in anderen Räumen der Interviewpartner immer wieder. Auf sie will ich nun noch kurz hinweisen. Es stellt sich die Frage: Welche Wohnhaltungen stehen dahinter? Mögliche Interpretationen sollen diskutiert werden.

Im Forschungsbericht zu der Marktstudie „Wohnwelten in Ostdeutschland“ des Burda-Verlages und des Sinus Institutes stellen die Autoren im Abschnitt „Einfachheit und Sparsamkeit“, die sie als ein besonders wichtiges Thema für das Wohnen in Ostdeutschland hervorheben, die These auf:

„im Osten [hat sich] auf dem Boden einer ideologisch gefärbten Funktionalismuskritik das sogenannte Programm der „aufrechten Schlichtheit“ - letzten Endes nichts anderes als die Unterdrückung sinnlicher Entfaltungsansprüche - flächendeckend durchgesetzt.“<sup>33</sup>

Trifft diese These auf das Wohnen und die Wohnungen der untersuchten Probanden zu? Zuerst einmal zu den sichtbaren Fakten: Für die architektonische Sprache der Plattenbauten passt die Beschreibung „schlicht“ gewiss. Im Vordergrund stand dabei nicht ein ästhetischer Anspruch, sondern die Vorgabe möglichst kostengünstig möglichst viele Wohnungen in kurzer Zeit zu produzieren. Wenige Typen wurden mit geringen Varianten republikweit gebaut, so dass die

<sup>33</sup> Flaig und Niesel (1993): Wohnwelten und Gärten in Ostdeutschland. Alltagsästhetik, Wohnmotive, Wohnstile, Gartenwerte und Gartenstile in den neuen Bundesländern, S.55.

Neubaugebiete alle mehr oder weniger einheitlich erscheinen. Auch bei den Anbaumöbeln, wie oben bei den Schrankwänden besprochen, kam es aus Kostengründen zu Vereinheitlichung und Reduzierung auf wenige kubisch, eckig, massig und glatt gestaltete Typen - fast möchte man sagen „quadratisch, praktisch, gut“. Das waren für die meisten der Gesprächspartner Vorgaben, auf die sie an irgendeiner Stelle zurückgriffen oder mit denen sie sich arrangieren mussten. In immer wieder auftauchenden Notwendigkeitsformulierungen wie etwa „Man musste ja das nehmen, was es gab.“ (beispielsweise 17) betonten sie, dass Wahlmöglichkeiten fehlten. Im Reichenbacher Lebensbereich der Interviewpartner ging es weniger um ideologische Vorgaben, als um versorgungstechnische und ökonomische Einschränkungen.

Auf der anderen Seite stehen der vorgegebenen Schlichtheit die Ausgestaltungen der wohnenden Menschen gegenüber. Ein besonders verbreitetes Motiv ist etwa die *‘Natur in der Wohnung’*. *‘Zimmerbegrünung’*, bestehend aus Topfpflanzen und Blumenarrangements, fehlte in keiner Wohnung (beispielsweise Abb. 26c, 27b, 30g). Besonders wichtig waren den Gesprächspartnern auch Balkone. Sie sind ihnen zweite grüne Wohnzimmer. Beispielsweise die beiden Seniorinnen Frau Hansen und ihre Freundin (9), die die Qualitäten ihrer Neubauwohnungen verglichen, betonten dies. Sah Frau Hansen ihren Balkon und die schöne Aussicht von ihm aus als eine Hauptqualität ihrer Neubauwohnung, so war es für ihre Freundin der gravierendste Nachteil, dass sie in ihrer Wohnung über keinen Balkon verfügt. Der Frei- und Grünraum Balkon war um so wichtiger, als im Neubaugebiet erst vor kurzem Grünanlagen angelegt worden sind. Zur Natur in der Wohnung gehören aber auch die Abbildungen von Natur, etwa in Form einer Fototapete bei Frau Maier, des Blumenstraußes als Stickbild bei Frau Hansen (Abb. 28a) oder auch der Blümchentapete beim Ehepaar Tröger (Abb. 26a).

Mit den Pflanzen holten sich die Gesprächspartner ein Stück Natur in die Wohnung. Besonders in Häusern ohne Grünanlagen im Umfeld wie im Neubaugebiet ersetzten sie ein Stück weit Gärten. Noch mehr waren die Kleingärten Gegenwelten der Erholung nach der Arbeit, Gegenwelten des ungezwungenen Verhaltens versus der Arbeitsdisziplin im Betrieb und der Aufenthalt unter freiem Himmel Ausgleich zu betonierter Enge der dichtbesiedelten Neubaugebiete oder dunkler Altbauten. Das gesellige Zusammensein im Garten war auch eine der Gelegenheiten, sich politische Witze zu erzählen und das befreiende Lachen in der Nische zu genießen<sup>34</sup>, und damit Gegenort der Freiheit. Offenbar genügten auch schon die Darstellungen von Natur, um etwas von diesen Qualitäten in die Wohnung zu bringen. Wie oben etwa beim Vorraum oder Wohnzimmer bereits besprochen, verbanden die Interviewpartner mit solcher *‘Natur’* auch grundsätzlich die Qualität der Schönheit, damit verschönerten sie ihre Wohnungen.

---

<sup>34</sup> siehe Gaus (1983).

Ein weiteres häufig wiederkehrendes Motiv, das *'Heile-Welt- oder Harmoniemotiv'*, erscheint oft als eine Spielart von 'Natur in der Wohnung'. Ausdruck davon sind etwa niedliche Stofftiere - besonders die sich umarmenden Kuschelbären auf dem Sofa (Abb. 28a, 29d). Sie stehen nicht nur für die heile Welt im Kindchenschema, sondern auch noch für harmonische Beziehungen. Vielleicht könnte man auch manche der ausgestellten Familienfotos dazuzählen, wenn sie als bildliche Stellvertreter für abwesende Mitglieder die Familienharmonie vervollständigen (beispielsweise Abb. 30f oder 31d). Auch das Poster mit Bibelspruch (Abb. 27e), das für den Wunsch nach einer ersehnten, geistlich heilen Welt stehen kann, könnte dazu zählen, oder auch das Sexposter als Ausdruck für den Wunsch nach der perfekten Befriedigung sexueller Wünsche. Auch die vielfach vorherrschende sanfte beige-braune Farbigkeit der Wohnzimmer wirkt harmonisierend. Die Darstellung einer heilen oder vollkommenen Welt, sei es in Partner- oder Familienbeziehungen, im spirituellen Leben oder im sexuellen Bereich, steht oft für den Wunsch danach oder ergänzt in der Abbildung symbolisch das, was als fehlend erlebt wird.

Eine Variante zum Heile-Welt-Motiv ist das *'Romantik-Motiv'*. Die Blümchentapete könnte ebenso hier eingeordnet werden. Auch der Kerzenleuchter auf dem Tisch (Abb. 26c, 28a, 28b), die Spitzendeckchen (Abb. 27c, 28c, 28f), die einzelne Rose (Abb. 29g), nach einer Mode der Nachwendezeit die Duftlampe (Abb. 31e) oder auch das Poster vom sehnsüchtig-melancholischen Pierrot (Abb. 32d) werden schon im alltäglichen Sprachgebrauch mit dem Adjektiv romantisch bezeichnet. Der Duden erklärt 'romantisch' mit „gefühlsschwärmerisch und die Wirklichkeit idealisierend“. Es geht also wieder um einen Gefühlswert und sinnliches Erleben. Mit dem warmen Licht der Kerze, wie in Zeiten vor Einführung der Elektrizität, oder den Spitzendeckchen greifen die Bewohner sentimental auf eine als 'gut' verklärte alte Zeit zurück und verleihen auch der Gegenwart etwas von dieser Qualität. Die Rose wiederum steht als Natursymbol für eine Beziehung. Und ganz direkt ist die Emotion ins Gesicht des Pierrot eingeschrieben. In kaum einer Wohnung wird auf derartige Versatzstücke verzichtet; selbst in der Wohnung des Innenarchitekten (Abb. 27g-h, 29g-h), der sonst klassische Funktionalität in der Bauhaus-Tradition verwirklicht, findet die einzelne Rose einen Platz.

Ähnliche Aspekte können auch bei *nostalgischen Elementen* wie den alten Möbeln bei Frau Schön und Familie Bauer, den Waffen und Uhren bei Maiers oder auch dem Sammelporzellan in den Schrankwandvitrinen mitspielen. Auf ein anderes verweisen auch *exotische oder folkloristische Motive*. Bei einer Gesprächspartnerin stach die Exotik besonders ins Auge (Abb. 27a, 28c-d, 31h). Sie hatte sich erst vor kurzem völlig neu eingerichtet und wählte Möbel und Stoffe in kräftigen Farben mit heftigen Mustern und Farbkontrasten: Auf der Sofalandschaft in gemustertem Stoff, finden sich etwa Kissen mit Tigerfellmuster, an der Wand darüber ein großer asia-

tischer Fächer, ein Poster mit Tarzan und Jane im Urwald und an der Decke ein großer Zweig. Zieht sich Frau Schmidt hier auf dem häuslichen Sofa in die ferne Welt eines inszenierten Urwalds zurück? Sie selbst nennt ihren Stil „modern“. Auch Frau Hess, die sich ebenfalls nach einer Trennung nach der Wende neu eingerichtet hat, wählte kräftige Farben. Sie sagte:

„Meine Wohnung ist vielleicht jetzt ein bissl modern eingerichtet, ich habe meinen Stil total geändert, in der alten Wohnung hatte ich alles auf rustikal und so ein bissl alt-deutsch, wie es so war. Und jetzt ... wollte ich eben alles mal ganz anders haben.“ (18)

Mit ihrem neuen Stil setzte sich Frau Hess bewusst von dem ab, was zu DDR-Zeiten üblich war. Weniger fremd wirken folkloristische Elemente, obwohl auch sie auf ein anderes verweisen: Das kann eine ferne Welt oder eine vermeintlich heile Welt in lokaler Tradition sein. Beispiele dafür sind etwa die schon oben angesprochene Balkankeramik oder Textilien von dort - überhaupt handwerklich hergestellte Keramik - und auch die erzgebirgischen Holzfigürchen, die sich zur Oster- und Weihnachtszeit in so vielen Wohnungen der Gesprächspartner fanden. Reichenbacher Freunde kommentierten die Gemälde eines örtlichen Künstlers in ihrem Wohnzimmer mit balkanischen Szenen mit: „Na ja, das war halt auch die Sehnsucht nach der Ferne von uns DDR-Bürgern.“ So konnten folkloristische Motive Ausdruck von Fernweh und Freiheitssehnsucht sein. DDR-spezifisch ist die Ausrichtung auf östliche Länder des Balkans und die Sowjetunion. Dorthin durften DDR-Bürger reisen, während ihnen Reisen in das westliche Ausland nur in Ausnahmefällen erlaubt waren.

Bei den vorgestellten Wohnmotiven handelt es sich überwiegend um dekorative Elemente, die dem funktional notwendigen Mobiliar zusätzlich noch hinzugefügt sind. Genügen diese einzelnen Elemente, um ein Gegengewicht zur sonstigen funktionalen Orientierung in den meisten Wohnungen auf das, „was praktisch ist“, herzustellen? Als Wohnmotiv ganz gegensätzlicher Art könnte noch die Stilisierung der Schlichtheit, wie sie etwa die beiden Einrichtungsprofis Vater und Sohn Lang (Abb. 27g-h, 29g-h) propagierten, genannt werden. In eine ähnliche Richtung tendiert, wie Frau Schüssler erzählte, dass sie ihr Wohnzimmer erst kürzlich renoviert habe und dabei von dem „Vollgestopften“ wegkommen wollte. Doch war der bewusste Verzicht eher die Ausnahme in der Gruppe der Gesprächspartner. Die Mehrheit dagegen präsentierte ihre Wohnung rund um mit einer Vielzahl von Gegenständen ausgestattet. Die Ausgestaltung folgte dem Horror vacui der populären Ästhetik, der alles bedeckt. Ein Grund dafür ist auch in den zu DDR-Zeiten häufig sehr kleinen Wohnungen zu suchen, wo vielerlei Funktionen auf kleiner Grundfläche untergebracht werden mussten. Die Mehrheit der Interviewpartner musste sich deshalb nach funktionalen Notwendigkeiten und der vorgegebenen Schlichtheit richten. In ihrer selbstbestimmten Ausgestaltung im Wohnungsinnen aber widersprach sie dem darin zugrunde liegenden modernistischen Gestaltungsideal. Sie realisierte damit vielmehr ihre sinnlichen Ansprüche und konstruierte sich

ihre sinnlichen Ansprüche und konstruierte sich so in ihrer Wohnung eine gefühlsmäßig aufgeladene Umgebung.

Genau dieser Doppelaspekt zwischen den sachlichen und den affektiven Qualitäten spiegelte sich auch in der *Sprechweise der Interviewpartner, wenn sie ihren Einrichtungsstil und die Qualitäten ihrer Wohnung beschrieben*. Hier sollen die Formulierungen für positiv bewertete Wohnungsgestaltung betrachtet werden. Natürlich sind sie meist auf den Einzelfall einer individuell eingerichteten Wohnung bezogen, aber in der Zusammenstellung aller wertenden Formulierungen in der Wohnungsbeschreibung - besonders der Adjektive - ergeben sich Häufungen, die Tendenzen in den Werthaltungen widerspiegeln. Gefühlsmäßig positive Aspekte drückten die Gesprächspartner vor allem im Adjektiv „gemütlich“ (5, 13, 18, 19, 27, 30, 31) aus. Auch das Nomen „die Gemütlichkeit“ als feste Qualität tauchte häufig auf. Diesen Begriff erklärten die Interviewpartner nie genau, vielmehr verbanden sie ihn mit verschiedenen Qualitäten wie etwa „eine Bequemlichkeit“ (27), „man muss sich bewegen können, nicht so eingengt“ (13), „spielerisch eingeräumt“ (6) und „persönlich“ (14). *Im Begriff der „Gemütlichkeit“ sind die affektiv positiv bewerteten Aspekte gebündelt.*<sup>35</sup> Nostalgische, folkloristische und Heile-Welt-Motive klingen in folgenden Formulierungen an: „alte Möbel“ (6), „a weng ins Alte nei“ (30), „net für ganz neue Möbel“ (22), „nicht so modern“ (15), „nicht so ganz modern mit diesen schwarzen Möbeln“ (22), „natürlich, rustikal“ (17, 22, 23) und, präzise benannt, „im Landhausstil“ (18). Oft grenzten sich die Sprecher hier bewusst vom ‘modernen Stil’ ab. Die Möbelhändlerin Frau Hess stellte für sich eine ganz klare Opposition auf zwischen „kalt, spartanisch, nur mit kahlen weißen Wänden“ und „Gemütlichkeit ausstrahlend“ (18). Die Schreiner und Innengestalter Vater und Sohn Lang berichteten, dass zu DDR-Zeiten Rustikales sehr gefragt, aber nicht zu bekommen gewesen sei. (32, 18) So haben wohl manche der Betroffenen, obwohl sie sich vom „Modernen“ abgrenzten, trotzdem solche Möbel gekauft, weil es keine stilistische Auswahl gab. Dementsprechend tauchen in den Wertungen der Gesprächspartner neben der hervorgehobenen gefühlsmäßigen Seite, die sich im Begriff der ‘Gemütlichkeit’ ausdrückt, auch sachliche Aspekte auf.

Zur *sachlichen Seite*: Die Gesprächspartner verwendeten etwa folgende Adjektive: „modern“ (5, 13, 15, 18, 23, 32), auch „bissl modern“ (18), „funktionell“ (22), „zweckmäßig“ (5, 13), „pflegeleicht“ (5), „nicht verschnörkelt“ (5), „zeitgemäß“ (24), „einfach“ (18, 21, 23) oder auch „klare Linien“ (17). Die Einrichtungsprofis Vater und Sohn Lang kombinieren in ihrer Gestaltungsphilosophie „zeitlos-modern“ mit einem fast moralischen Anspruch, wenn sie West und Ost in der Formulierung „Mehr Schein als Sein gegenüberstellen. Also vorne glitzernde

---

<sup>35</sup> zur philosophischen Dimension des Begriffs siehe: Schmidt-Lauber, Brigitta: Orte der Gemütlichkeit. Zur Machbarkeit einer Befindlichkeit. In: Komplexe Welt.



Fassaden, und wenn ich dahinter gehe, fällt es zusammen.“, und demgegenüber sagen, „die Ostdeutschen haben sehr viel mehr Wert auf Solidität und Langlebigkeit gelegt“ (32). Ähnliches schwingt in der Rede von der sogenannten „aufrechten Schlichtheit“ mit. Besonders das „Top“-Adjektiv „modern“ lässt zweifeln, wie die Beobachtungen und die Aussagen der Bewohner zusammenstimmen können: Liegt hier nicht ein Widerspruch vor zwischen den durchgängigen dekorativen Ausgestaltungen, die auf den Fotos den Eindruck von den Wohnungen doch wesentlich bestimmen, und dieser beschriebenen Qualität von „modern“? Nimmt man die Bedeutungen, die die Adjektive ‘modern’ und ‘funktional’ im ästhetischen Diskurs haben, und vergleicht sie mit dem Gesamteindruck der Mehrheit der untersuchten Wohnungen, stimmt das nicht zusammen. Die Wohnungen der meisten Interviewpartner richten sich eher an einer „bürgerlichen Wohnkultur“ aus als an einer „modernen Wohnkultur“<sup>36</sup>, einer, die auf eine Ästhetik der Funktionalität ausgerichtet ist. Es scheint so, als ob die Gesprächspartner diese Vorgabe, die sie bei den Neubauten im Äußeren vorfanden und bei den Möbeln oft auch für die Inneneinrichtung übernehmen mussten, mit ihrer Ausgestaltung übertönen wollten. So meint die Eigenbeschreibung wohl auch diese ‘moderne’ Vorgabe und ganz konkret auch, dass die Probanden neue Möbel erworben hatten. Aber die Sprecher haben dieses gängige und positiv bewertete Vokabular auch in ihre Sprechweise übernommen und beziehen es auf ihre gesamte Innengestaltung. Damit verselbständigten sich die Begriffe: ‘Modern’ meint in der Sprechweise der Interviewpartner so viel wie in ihrer Gegenwart entstanden und deshalb zeittypisch. Und ‘funktional’ meint mehr den eigenen Bedürfnissen entsprechend als so etwas wie materialgerecht oder etwa ergonomisch. Der französische Philosoph Jean Baudrillard formulierte 1968 in einer Interpretation von Wohnzeitschriften solch einen unabhängigen Begriff von Funktion:

„Funktionalität heißt das Vermögen, sich in ein zusammenhängendes Ganzes zu integrieren. Für den Gegenstand bedeutet dies die Möglichkeit, über seine „Funktion“ hinauszuwachsen und eine zweite zu übernehmen, zu einem Element des Spiels im Rahmen des universellen Systems der Zeichen, der Kombination und des Kalküls zu werden.“<sup>37</sup>

Damit ist der Prozess angedeutet, dass sich in der Postmoderne Gegenstände von ihrer instrumentellen Funktion und der damit verbundenen zeichenhaften Bedeutung lösen und unabhängig davon zu Zeichen werden können. Für das Wohnen in der DDR finden sich dazu, meiner Meinung nach, dazu Ansätze wie der oben beschriebene, aber sie sind nicht durchgängig oder nur auf ein kleines soziales Milieu beschränkt. Das diktatorische politische System mit seiner in-

<sup>36</sup> Dörhöfer und Terlinden, In: Dörhöfer (Hrsg.) (1994): Wohnkultur und Plattenbau, S. 225 - 226.

Zur Gestaltung der bürgerlichen und der modernen Wohnkultur schreiben die Autorinnen:

„Gediegenes Material (Eiche, Samt) und dunkle, warme Farben beherrschen das bürgerliche Ambiente, das durch vielerlei Zierrat und Dekor ausgeschmückt wird.“ „Die moderne Wohnkultur setzt sich davon vor allem durch folgende Merkmale ab: ... - Die Materialien sind leicht und kühl (Bugholz, Stahlrohr), die Farben licht, weiß oder kräftig. Dekoration und Ornamentik werden verbannt.“ (S. 226)

<sup>37</sup> Baudrillard (1991), S. 83.

dustriellen Planwirtschaft schuf eine verknappte und in der Variabilität eingeschränkte Güterproduktion, die dies weitergehend verhinderte. Eingeordnet in diesen Begriff von 'Funktion' lösen sich die angedeuteten Widersprüche auf; 'Gemütlichkeit' und 'Modernität' lassen sich in ihm vereinen. Der Eigenwert, dem die Gesprächspartner so etwas wie ‚Stimmung‘ oder ‚Atmosphäre‘ in ihren Wohnungen beimaßen, und die sachlichen Notwendigkeiten gehören gleichwertig zusammen. 'Funktional' im Sinne der Interviewpartner heißt auch stimmig in der Konstruktion der eigenen (Wohn-)Welt.

In einem weiteren Interpretationsschritt stellt sich mir die Frage: Bauten sich die Gesprächspartner damit *in ihrem Wohnbereich eine Gegenwelt* zur sonstigen Realität auf? Schauen wir dazu zuerst noch einmal auf die beschreibbaren Gegenstände. Den Widerspruch zwischen einem überwiegend „bürgerlichen Stil“ im Inneren und „moderner“ Industrieformgebung im Außenbereich habe ich oben schon festgestellt. Auffällig ist auch, dass in fast allen untersuchten Wohnungen *die Grenzen zwischen Innen und Außen besonders betont werden*: Im Kapitel von den Vorsälen habe ich herausgearbeitet, wie die Probanden die *Türe* und den Vorsaal als Schwellen- und Übergangsraum inszenierten. In Altbauten war immer wieder der von allen Parteien genutzte Flur stark heruntergekommen, während hinter der Wohnungstür alles überaus gepflegt war. Durch die Türe wechselt die ganze Person vom Außenraum in den Innenraum der Wohnung. Ein halber Übertritt ist nur der gefürchtete „Fuß in der Tür“, „zwischen Tür und Angel“. Die *Fenster* dagegen sind nur durchlässig für Licht und Blicke. Durch die Fenster strahlt Licht von außen in die Wohnung und die Bewohner können von innen nach draußen blicken, andererseits aber können durch sie auch die Blicke von Außenstehenden in die Wohnung gelangen. Fast alle Probanden verminderten diese Durchlässigkeit der Fenster durch Vorhänge. Damit schmückten sie ihre Fenster aber durchaus auch für eine Außenwirkung.<sup>38</sup> Mit besonderem Fensterschmuck wie Dekorationsobjekten und Blumen auf der Fensterbank oder sogenannten Fensterbildern werden die Fenster zu Schaufenstern nach außen. Silbermann nennt die Gardine das „aussagekräftigste Einrichtungssymbol“, die in Ost- und Westdeutschland die höchste Verbreitung der erhobenen Einrichtungsgegenstände aufwies, weil sie einen Ausgleich schaffe zwischen Funktionalität und Repräsentativität und Privatheit und Öffentlichkeit.<sup>39</sup> Diese Ge-

<sup>38</sup> Im ihrem Roman „Ausharren im Paradies.“ (geschrieben und erschienen in der DDR, mir aber nur in der Westauflage von 1995 vorliegend) formulierte Renate Fayl diesen Punkt in der zeitgenössischen Sprache: Unangemeldet statten zwei Mitarbeiterinnen der Abteilung Wohnraumlenkung der Heldin einen Besuch ab, um sich zu vergewissern, ob ihre Wohnung auch bewohnt sei. „Es wurde damit begründet, daß sie keine Gardinen an den Fenstern haben, ... Wenn sie Künstlerin wären, ..., könnten wir eine solche Haltung verstehen, ... Aber in ihrem Fall müssten wir sie bitten, sich an die allgemeinen Wohngepflogenheiten zu halten und sich Gardinen anzuschaffen, um den Eindruck des Unbewohnten und damit in gewisser Weise des Assozialen zu vermeiden. ... Gardinen gehören nun einmal zu einem kulturvollen Wohnen, alles andere sieht kahl und leer aus und stört das Aussehen der gesamten Fassade, die doch ansprechend für das Auge sein soll und an deren niveauvoller Gestaltung der Mieter mitzuwirken hat.“ S. 389.

<sup>39</sup> Silbermann (1993): 86% aller West-Wohnzimmer und 91% aller Ost-Wohnzimmer verfügten über Gardinen, S. 60, Zitat S. 141.

gensatzpaare stehen für unterschiedlich bewertete Bereiche, zwischen denen die Fenster und Gardinen die Grenze markieren. So sprechen die Dinge eine eindeutige Sprache: Mit ihnen inszenierten die Interviewpartner eigene Welten; hinter jeder Wohnungstüre fand sich ein in sich abgeschlossenes kleines Reich. In der Sprechweise wird dies ebenfalls deutlich: Die Interviewpartner betonten, dass die Wohnung der Bereich sei, wo sie sich frei bewegen könnten, entspannen und selbst bestimmen dürften. Das impliziert oft unausgesprochen, dass die Wohnung die Gegenwelt zum 'öffentlichen Leben' in Betrieb und Gesellschaft war - Arbeit versus Wohnen (siehe A.I.3.b) alltägliche Wohnvorstellungen). Diese Trennung zwischen privatem Wohnbereich und öffentlichem Arbeitsleben kennzeichnet eine Industriegesellschaft und ist auch in ihrem dinglichen Ausdruck nicht DDR-spezifisch. Charakteristisch ist vielmehr, was sich nicht an den Dingen ablesen lässt, wie beispielsweise fast alle Gesprächspartner direkt oder indirekt berichteten, dass sie in ihren Äußerungen über politische Themen deutlich unterschieden hätten, wo sie was gesagt hätten: In ihrem Wohnbereich und Garten fühlten sie sich überwiegend unabhängig - sicher in der „Nische“, wohingegen sie in Betrieb und Öffentlichkeit meist vorsichtiger waren in ihren Äußerungen zu politischen Themen. - Soweit der Befund: Wohnen und Arbeiten waren zwei von den Leuten und auch durch das politische System getrennte Welten.

War deshalb die Wohnung in der DDR auch eine Gegenwelt, in die die Bewohner vor der Realität flohen? Welche Bedeutung hatte diese Gegenwelt für die, die sie sich aufbauten? Die „Gegenwelt- und Kompensationsthese“, wie sie in der Literatur häufig vertreten wird, besagt:

„Die Privatheit, die Wohnung wird zum Ort des Ausgleichs zur funktionalen, rationalisierten und fragmentierten gesellschaftlichen Wirklichkeit, deshalb wird sie als eine Gegenwelt ausgestattet.

Emotionalität, Gemütlichkeit, Sehnsüchte und Hoffnungen bilden nach dieser These die Werte zur Gestaltung privater Wohnräume.“<sup>40</sup>

In den oben beschriebenen Wohnmotiven und in den Aussagen der Interviewpartner finden sich diese Werte immer wieder bestätigt, obwohl doch diese These gerade von Theoretikern vorgebracht wurde, die sich damit auf kommunistische Theorie der Entfremdung des Menschen in der modernen Industriegesellschaft bezogen. Der DDR-Staat war mit dem Anspruch angetreten, dazu eine Alternative zu schaffen: eine wahrhaft „sozialistische Gesellschaft“, in der die Produktionsmittel vergesellschaftetes Eigentum aller waren und die politische Herrschaft bei den Arbeitern und Bauern liegen sollte. Es sollte keine Trennung mehr geben zwischen Herrschenden und Beherrschten; Politik als ureigenstes Anliegen sollte alle Lebensbereiche durchziehen und die Entfremdung aufheben.

---

<sup>40</sup> hier die zusammenfassende Formulierung von Dörhöfer/ Terlinden, In: Dörhöfer (Hrsg.) (1994), S. 228. Siehe dazu etwa Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit; Baudrillard (1991), Tränkle (1999), S. 698 - 704, 796 - 803.

In den ersten Jahrzehnten versuchte die SED-Regierung noch, diesen Anspruch auf eine totale Durchdringung des Lebens mit Propaganda durchzusetzen. So sollten beispielsweise die Hausgemeinschaften die kleinsten Zellen der Partei in den Wohnhäusern der Menschen sein.<sup>41</sup> In der Spätzeit der DDR akzeptierte der SED-Staat die Verweigerung vieler seiner Bürger durch Rückzug in eine passive Haltung immer mehr und zog sich selbst nach außen hin weitgehend aus den privaten Nischen zurück.<sup>42</sup> Der empirische Befund der Gegenwelten im Privaten unterscheidet sich für die DDR nicht grundsätzlich von anderen westlichen Industriegesellschaften. Meiner Meinung nach trifft die in der Kompensationsthese enthaltene Kritik so auch auf das Wohnen in der DDR zu, obwohl der DDR-Staat ja gerade mit dem Anspruch angetreten war, dies zu ändern. Ist diese Kritik an der Entfremdung nicht gar in besonderem Maß für das Wohnen in der DDR angebracht? Führte nicht die allgemeine, allzeit präsenste Politisierung zu einer Entfremdung von Politik als eigenem Anliegen und auf der anderen Seite zu einer um so stärkeren Betonung der reinen Privatheit im Wohnbereich, die durchaus auch eine Flucht ins Privatleben sein konnte? Sie ist auch das übereinstimmende Merkmal der Wohnmotive und -gestaltungen in den untersuchten Wohnungen. Eine eigene „Nischengestaltung“, die etwa eine oppositionelle Haltung ausdrückt, konnte ich nicht beobachten. Die Vermeidung alles offenkundig Politischen scheint mir eher bezeichnend. In Wohnungen von Bürger, die in der politischen Opposition engagiert waren, fanden sich auch politische Symbole, etwa Plakate von Kirchentagen oder Abzeichen der Friedensbewegung, aber dies ist keine durchgängige „Nischengestaltung“. Eine auch optisch präsentierte alltägliche Widerständigkeit findet sich am ehesten noch im Umgang mit westlichen Produkten, die oft wie Ikonen aufgestellt wurden.

Auf der anderen Seite konnte die Gestaltung einer privaten Welt einen Eigenwert haben, ohne dass die Bewohner sich damit automatisch ihrer gesellschaftlichen Verantwortung entzogen. Wenn die Menschen beispielsweise in ihren Wohnungen mit echten und künstlichen Pflanzen Nähe und Kontakt zu ‘Natur’ herstellten, der ihnen in den Plattenbausiedlungen ohne Außenanlagen und in den Arbeitsstätten der Fabriken verwehrt war, oder sich in Fotografien ersehnte familiäre Harmonie inszenierten, dann konnten solche Gestaltungen Wertvorstellungen darstellen und damit wie Affirmationen wirken. Sie können sowohl Flucht in die inszenierte künstliche Welt sein, genauso aber auch ein symbolischer Ausgleich oder Wegzeichen auf dem Weg dahin. Dieser Unterschied in der Funktion lässt sich aber weniger an den Dingen ablesen als vielmehr an ihrem sozialen Gebrauch. In diesem Sinn können die Gestaltungen in der *Gegenwelt der Wohnung* über sich und die gegenwärtige Situation hinaus weisen und so *eine*

---

<sup>41</sup> Tippach-Schneider (1999): „Blumen für die Hausgemeinschaft“. Kollektivformen in der DDR - ein Überblick. In: „Fortschritt, Norm und Eigensinn“. S. 242 - 255.

<sup>42</sup> siehe etwa Koch (1989): Alltagswissen versus Ideologie? In: Rytlewski (Hrsg.): Politik und Gesellschaft in sozialistischen Ländern. S. 99 - 120.

*transzendierende Funktion erhalten.* Die Gesprächspartner selbst sahen ihre „heilige Privatheit“ in ihren Wohnungen nicht als Entgegensetzung. So möchte ich interpretieren, dass die Gegenwelten in den Wohnungen der Interviewpartner weniger eine bewusste Opposition zum Außen darstellen, als vielmehr Ausdruck der Konstruktion einer eigenen Welt sind. Dieses intensive Bemühen in der Wohnung ein eigene Welt zu errichten, hing allerdings wieder mit dem sozialistischen System zusammen, das die Gleichheit aller so betonte und das außerhalb des Privatbereiches kaum einen Raum ließ, der nicht politisch durchdrungen gewesen wäre.



**Abbildung 33: Schlafzimmer: a** Schlafzimmer mit geerbtem Mobiliar, hervorgehobenem Schminktisch (11), **b** Schlafzimmer eines jungen Ehepaares mit künstlicher Palme und Fernseher (10), **c-d** Schlafzimmer eines älteren Ehepaares: in kühler Ästhetik (27), **e-f** nach der Wende erworbenes Schlafzimmer, multifunktional genutzt mit Zweitfernseher, Kühlschränken, Bügelwäsche und Haushaltsgeräten (21), **g-h** nach der Wende neu eingerichtetes Schlafzimmer in Plattenbauwohnung mit Heimarbeitsplatz (20)



Abbildung 34: Schlafzimmer: a-b Schlafzimmer im Plattenbau mit „Arbeitsplatz“ für Hausarbeit und Vorräten (9), c-d selbstentworfenes Schlafzimmer eines Schreiners (32V), e Realisierung des vollständigen Schlafzimmereinrichtungsschemas einer Witwe in engem Altbau (17), f modernisierter Damenschminktisch mit dekorativer Aufstellung von Toilettenartikeln (5)

**e) Das Schlafzimmer: Erholung hinter verschlossenen Türen**

Stellenwert des Schlafzimmers - Quellen zum Schlafzimmer - Einrichtungsschema - Abweichungen vom Schema: Defizite und Zusatznutzungen - Die Funktion dominiert die Gestaltung.

Zur Komplettierung des Schemas einer „kompletten Wohnung“ soll nun noch das Schlafzimmer besprochen werden. Schlafen ist eine der wichtigsten Funktionen des Wohnens, wenn nicht gar die wichtigste. Es ist jedenfalls der wichtigste Teil der Regeneration im Wohnen, auf den niemand verzichten kann. ‘Eine eigene Wohnung haben mit einem eigenen Bett’ grenzten einige Interviewpartner ab vom ‘Schlafen unter der Brücke’. Kein eigenes Bett zu haben, bedeutet für sie im sozialen Abseits zu stehen. Dem Schlafen war in allen untersuchten Wohnungen ein eigener Raum gewidmet. Die Gesprächspartner nannten ihn meistens „Schlafzimmer“, in manchen Fällen auch dialektal „Schlafstube“. Bei Wohnungen für Familien ist das Raumschema dann meistens noch um Schlaf- und Aufenthaltsräume für die Kinder erweitert. Vorhandensein und Ausgestaltung von Kinderzimmern können ein wichtiges Indiz sein für den Umgang einer Gesellschaft mit Kindern. Diese Arbeit konzentriert sich aber auf das Grundschema der Wohnung und kann daher nicht eigens auf Kinderzimmer eingehen.

Trotz der elementaren Bedeutung des Schlafzimmers bieten die Wohninterviews dazu *kaum Material*. In der Aufzählung ihrer Wohnräume nannten die Interviewpartner auch ihre Schlafzimmer, aber niemandem war es ein Anliegen, von seinem Schlafräum ausführlicher zu erzählen. Nur Defizite oder Abweichungen von der Norm erwähnten die Interviewpartner gelegentlich. Da aber in fast allen Fällen das vollständige Schema eines Schlafzimmers realisiert war und fast alle Interviewpartner mit ihren Schlafzimmern zufrieden waren, gab es für sie wenig Grund, darüber zu sprechen. Außerdem war das Schlafzimmer generell der Raum - im Gegensatz zum Wohnzimmer, das man vorführte, wohin Besucher gebeten wurden -, der am wenigsten öffentlich war. Das ältere Ehepaar Neuber erlaubte mir zwar, ihre Wohnung zu fotografieren, und gab ausführliche Erläuterungen dazu, aber beim Schlafzimmer ließen sie mich nur ein bisschen durch den Türspalt schauen und meinten: „Das fotografieren sie lieber nicht.“ Bei diesem Paar war das Schlafzimmer noch ein tabuisierter Ort, der wie früher zusammen mit der Sexualität auch oft ein verbotener Bereich war. Bei allen anderen Gesprächspartnern dagegen durfte ich beim Fototermin auch das Schlafzimmer anschauen und fotografieren. Frau Langer formulierte eine solche Haltung. Sie antwortete auf meine Frage, ob es einen Raum gebe, wo sie Besucher lieber nicht hineinführen wolle oder den sie lieber verstecke:

„Also in das Schlafzimmer muss Besuch nicht unbedingt geführt werden. Aber nicht verstecken, sondern weil ich einfach finde, das ist mein persönlicher Bereich.“ (23)



Die Erholung im Schlafzimmer findet hinter verschlossenen Türen statt. Das Schlafzimmer war den Gesprächspartnern nicht mehr ein tabuisierter Bereich wie dem zitierten älteren Ehepaar, aber doch ein persönlicher Rückzugsraum. So bleiben die Fotos die wichtigste Quelle.

Auf den Abbildungen zeigt sich ein recht einheitliches Bild. Fast alle Schlafzimmer sind mit dem vollen *Einrichtungsschema* ausgestattet: ein Doppelbett mit der Stirnseite zu einer Wand, frei im Raum aufgestellt, rechts und links von den Betten ein Nachtkästchen mit Leselampe oder eine integrierte Ablagemöglichkeit, an einer Wandseite zwei zusammengehörige Kleiderschränke und in einigen Fällen noch ein Schminktisch mit Spiegel (siehe Abb. 33a, 33b, 33c, 33e, 34d, 34e). Auch die Innenarchitekten und Ingenieure, die im Standard-Haushaltsratgeber, dem „Handbuch für das Haus“ das Kapitel zu den Schlafräumen verfassten, beschrieben dieses Schema:

„Während die Einrichtung von Wohnräumen auf Grund der großen Nutzfläche gewisse Veränderungsmöglichkeiten zulässt, ist das bei Schlafräumen meist nur begrenzt der Fall. Sie sind häufig kleiner als Wohnräume; Türen und Fenster engen die Aufstellmöglichkeiten der sperrigen Liege- und Schrankmöbel stark ein. Für Schlafräume werden meist die herkömmlichen kompletten Schlafzimmerngarnituren mit Doppelbetten, Nachtschränken, Frisierkommode und Ankleideschrank angeboten, doch gibt es Möglichkeiten, von diesem Schema abzuweichen.“<sup>1</sup>

Allerdings - wie in zahlreichen anderen Wohnzeitschriften, Haushalts- und Einrichtungsratgebern - wurde hier das Schema nur kurz erwähnt. Viel ausführlicher wurden Variationsmöglichkeiten diskutiert, etwa kombinierte Wohn-Schlaf-Räume oder Zusatznutzungen des Schlafraumes. Die meisten Interviewpartner dagegen orientierten sich in ihrer Einrichtungspraxis eindeutig am Schema. Es geht so weit, dass sie in ihrer Sprechweise immer wieder den Schlafraum und die dem Einrichtungsschema entsprechenden Möbel gleichsetzten, wie beispielsweise Frau Kurz:

„Das Schlafzimmer haben wir uns auch neu gekauft, bloß den Schrank haben wir noch nicht aufgestellt, ...“ (30)

Raum und Möbel heißen hier gleichermaßen ‘Schlafzimmer’. Ebenso formuliert Frau S.:

„Und ich habe auch kein Schlafzimmer, sondern wir haben eben zwei alte Schränke in dem Schlafzimmer und Liegen und noch Platz für eine Computerecke.“ (6)

Mit der Formulierung von dem „Schlafzimmer“ ist hier das Schema gemeint, von dem sich die Sprecherin absetzte. Sie betont ihre Variation und die Zusatznutzung.

Meist erwähnten die Gesprächspartner ihre Schlafzimmer im Rahmen der Wohninterviews auch nur, wenn es solche *Abweichungen vom Schema* gab. Das waren zum einen Umstände, die

<sup>1</sup> Curth und Tabbert (Hrsg.) (1981<sup>5</sup>): Handbuch für das Haus. Leipzig, S. 436, wörtlich gleich in der 3. Auflage 1975, S. 434.

die Gesprächspartner als *Defizite* empfanden, wie wenn sich Frau Ludwig mit ihrer Tochter „das Schlafzimmer teilt“, weil es kein Kinderzimmer in der Wohnung gibt, oder wenn Frau Hirmer beklagte, dass ihre „Schlafstube“ auf der Nordseite nicht heizbar sei und sie im Winter im Bett furchtbar friere. Wie schon im obigen Zitat aus dem Einrichtungsratgeber angedeutet, war auch die Größe ein Thema:

„Und dann haben wir ein Schlafzimmer, das eben gerade auch so groß ist, dass man eine Schrankwand und zwei Betten rein bringt.“ (13)

Das Schlafzimmer in der Neubauwohnung von Familie Müller ist gerade so groß, dass sich das Schema noch erfüllen lässt. Vor allem die Neubauwohnungen mit ihren minimierten Grundrissen brachten einige der Interviewpartner dazu, ihren Schlafraum weiter gehend zu nutzen. Frau Hansen beispielsweise sagte:

„Das Schlafzimmer nehme ich sozusagen als Arbeitszimmer mit. Ich habe nur ein Bett aufgestellt und dadurch habe ich bissl mehr Platz wie die anderen Leute. Und dann nehme ich das sozusagen als Arbeitszimmer. Da wird genäht und gebügelt.“ (9)

Frau Hansen scheint ihren Gebrauch, abweichend von der Norm, „wie [es] die anderen Leute“ machen, extra begründen zu müssen (siehe Abb. 34a-b). *Zusatznutzungen* wie etwa der Computerarbeitsplatz für Heimarbeit im Schlafzimmer von Frau Schmidt (Abb. 33g-h) erscheinen den Gesprächspartnern eher als Notlösungen aus Platzgründen. Weitere Nutzungen lassen sich auf den Fotos beobachten: Mehrere Gesprächspartnern hatten im Schlafzimmer einen zweiten Fernseher, der so aufgestellt ist, dass man im Bett liegend Fernsehen kann. (beispielsweise Abb. 33b, 33f). Das Schlafzimmer war bei manchen auch der Ort zum Bügeln (Abb. 33b) und zur Aufbewahrung von Hauhaltsgeräten (Abb. 33f). Wie in den traditionell unbeheizten Schlafräumen, wo Einmachgläser und andere Lebensmittelvorräte im Kühlen, aber auch im gesicherten Raum abgeschlossener Privatheit aufbewahrt wurden, finden sich in den Schlafzimmern der Interviewpartner Vorräte (beispielsweise Abb. 34b) und auch ein Kühlschrank (Abb. 33f). Solche *Zusatznutzungen* begegnen einem in der untersuchten Gruppe in mindestens neun Wohnungen. Damit dürfte eine Zusatznutzung der Schlafzimmer über die engen Funktionen des Schemas hinaus der Normalfall gewesen sein.

Waren die Funktionen „Schlafen“ und „Aufbewahren der Kleidung“ erfüllt und Zusatznutzungen integriert, war das Schlafzimmer für die Interviewpartner kein weiteres Gesprächsthema. Die *Funktionalität stand bei ihnen im Vordergrund*. Frau Langer formulierte die Wertigkeit der einzelnen Räume in ihrem neu gebauten Eigenheim:

„Das Wohnzimmer ist dieser große, offene Raum und das Schlafzimmer, das natürlich nur zweckmäßig ist, weil es relativ klein ist, nur mit dem eingerichtet, was man braucht, Bett und Schrank halt. Ein kleines Kinderzimmer, das durch so eine kleine Ecke ganz

gemütlich gestaltet werden könnte ..., Und ein relativ großes, also für meine Begriffe, ein relativ großes Bad, das sind über 10 Quadratmeter.“ (23)

Ganz klar grenzte die Sprecherin hier das Schlafzimmer vom Wohnzimmer ab. Vom Wohnbereich und seiner Gestaltung hatte sie zuvor ausführlich erzählt, beim Schlafzimmer beließ sie es bei dieser kurzen Erwähnung. Das Kinderzimmer soll eine bestimmte „gemütliche“ Atmosphäre aufweisen; das Bad ist der große „Traum“, wie sie es selbst nennt, aber das Schlafzimmer ist dafür nur „klein“ und „zweckmäßig“. Ähnlich lagen die Gewichtungen auch insgesamt den Gesprächspartnern. Abzulesen ist der Vorrang der Funktionalität auch an der *Gestaltung* der Schlafzimmer. Sie ist im Vergleich zu den Wohnräumen meistens viel zurückhaltender: Für ihre Schlafzimmer betrieben die Interviewpartner bei weitem nicht so einen Gestaltungsaufwand mit vielen Einzelelementen wie Blumen, Bildern oder Textilien wie für die Wohnzimmer. In den Schlafräumen wirkten vor allem die Möbel. Meistens waren die Schlafräume in einer hellen und kühlen Farbigkeit gehalten (Beispiele Abb. 33a, 33c-f, 34a-f) mit viel Weiß und auch Blau im Gegensatz zur warmen Tonigkeit der Wohnbereiche, etwa mit hellen Tapeten und weißen Möbeln. Ein so buntes Schlafzimmer wie das von Frau Schmidt (Abb. 33g-h) mit starken Farbkontrasten sticht heraus, so etwas war erst nach der Wende zu erhalten. Im Gegensatz zu den Wohnzimmern erweckten die Schlafzimmer oft auch einen eher statischen Eindruck: Das mag daran liegen, dass sie meist mit der Gründung des Hausstandes oder beim Bezug der Wohnung angeschafft und dann nicht mehr verändert wurden - im Gegensatz zu den Wohnräumen, wo viele Gesprächspartner immer wieder einzelne Ausstattungsstücke und Möbel auswechselten. Die komplette Schlafzimmerngarnitur aber war meist von Anfang an festgelegt. Das allgemeine Leitbild, das die Interviewpartner offenbar in ihren Schlafzimmern verwirklicht haben, formulierte Herr Lang junior: „Ein schöner Schlafräum, der soll luftig und lichtdurchflutet sein.“ (32S). Dahinter stehen vermutlich Ideen der Reform- und Hygienebewegung aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>2</sup> Sie propagierte hygienisch saubere und gut durchlüftete Schlafräume. Einzig sinnlich hervorgehobenes Element der älteren Schlafzimmernmöblierungen in der untersuchten Gruppe war der Schminktisch (Abb. 33a, 33d, 34c, bedingt 34f): Er stand meist frei; Spiegel und Extrabeleuchtung heben ihn durch Licht und Glanz hervor. Ihm haftet mit der sich davor sorgfältig pflegenden Frau ein Hauch von Luxus an. Diese Möbel hießen auch dementsprechend „Damentoiletten“. Bei den neueren Schlafzimmernmöblierungen in Wohnungen mit gut ausgebauten Bädern finden sich allerdings keine frei stehenden Schminktische mehr. Insgesamt wandten die Interviewpartner für ihre Schlafzimmer viel weniger Gestaltungsenergie auf als für die Wohnzimmer. Nur die Ausnahmen in den Einrichtungszeitschriften

---

<sup>2</sup> siehe etwa Saldern von (1994): „Wie säubere ich einen Linoleumboden?“ Ein Beitrag zu Alltags- und Gesellschaftsgeschichte der Zwanziger Jahre.

variieren in den Gestaltungen stärker. Die Schlafräume der Gesprächspartner sollten primär die Basisfunktionen von Ruhen, Aufbewahren und Sich-Zurückziehen erfüllen. Der optische Eindruck der Schlafzimmer wird vor allem durch die einheitliche Möblierung mit Schlafzimmernaturen bestimmt.

Zum Abschluss stellt sich die Frage, welche Wertigkeiten sind noch mit den Schlafzimmern verbunden, jenseits der unbedingten Erfüllung der Funktionen Ruhen und Aufbewahren: Welchen Stellenwert geben die Interviewpartner ihren Körpern, die sie im Schlafzimmer ausruhen? Lässt sich anhand des Materials zu den Schlafzimmern etwas aussagen über Sexualität? Der Befund ist hier höchstens ein indirekter: Sie war kein Thema, wurde aber auch nicht speziell tabuisiert. Es fielen mir auch bis auf ein Aktposter keine erotischen Inszenierungen auf. Das würde dafür sprechen, dass Sexualität selbstverständlich integriert war. Die Realisierung einer kompletten Schlafzimmereinrichtung und der dazugehörigen verschlossenen Türe schufen einen geschützten Raum dafür.

### 3. Wohnwerte: Die Ordnung der Dinge

#### - Die Norm für die Dinge: Das Raumschema einer „kompletten“ Wohnung

Raumschema der fünf Haupträume - Mehrfachnutzungen von Räumen - Defizite

„Welchen Stil, welche Atmosphäre? Naja, Polstermöbel, Schrankwand, Ehebetten, (lacht) wie es halt so ist. Normale Küche mit Esstisch. Halt so, wie es mir gefällt. Also schon so, dass ich drin wohnen kann. Es ist keine piekfeine Wohnung, dass man sich nicht drin bewegen kann, also schon, naja, so wie es eben sein muss zu Hause, dass man sich wohlfühlt, dass man denkt, ja das ist meines und - Ganz einfach, dass es sauber ist, dass Ordnung ist.“ (19)

Ihre Wohnung im Ganzen erfasste Frau Winter in dieser Aussage. Sie nannte die wichtigsten Möbelstücke des Einrichtungsprogrammes und, wie im vorangegangenen Kapitel herausgearbeitet, geht auch sie von einem festen Raumprogramm aus, das aus den fünf Räumen Vorsaal, Bad mit WC, Küche - hier Wohnküche, davon getrenntem Wohnzimmer und Schlafzimmer besteht. Zusammenfassend sei noch einmal festgestellt: Erst wenn dieses Raumprogramm erfüllt war, galt den Interviewpartner eine Wohnung als „komplett“. Übereinstimmend bewerteten alle Gesprächspartner nach diesem Ideal ihre Wohnungen.

Aber nur in sieben (5, 13, 18, 23, 24, 28, 32) der neunzehn Wohnungen, die ich selbst vollständig gezeigt bekam, war dieses Raumprogramm auch vollständig verwirklicht. Bei einigen waren *auffällige Mehrfachnutzungen* zu beobachten: Bei Familie Schäfer (5) diente die Küche nicht nur zum Kochen und Essen, sondern zeitweise auch als Raum zum Heimwerken. Frau Ludwig (14) und ihre Kinder kochten und aßen in der Küche. Der Küchentisch war der einzige

Tisch in der Wohnung in normaler Tischhöhe, so dass an ihm die Kinder auch ihre Hausaufgaben und die Mutter anfallende Schreibarbeiten erledigten. Außerdem befanden sich in der Küche auch noch eine Dusche, die Waschmaschine und der Waschplatz für die Körperpflege, weil die Wohnung über kein Bad verfügte. Frau Hansen (9) nutzte das Schlafzimmer gleichzeitig als Näh- und Bügelzimmer. Bei vielen anderen dürften diese Arbeiten der Wäschepflege wohl im Wohnzimmer erledigt worden sein, das im Allgemeinen multifunktionaler genutzt wurde als die anderen Räume.<sup>1</sup> Frau Schüssler (15) hatte den Familienessplatz im Flur eingerichtet. Bei Frau Huber (21) fand sich dort ein Arbeitsplatz. Herr Neuber (28) führte mir vor, wie geschickt er verborgen hat, dass er seine Werkzeuge im Badezimmer aufbewahrt. Und das Schlafzimmer ihrer Plattenbau-Zweizimmerwohnung nutzte Frau Schmidt (20, ähnlich 6) mit einem Computer-Heimarbeitsplatz zusätzlich als Büro. In zeitgenössischen Ratgebern waren solche Mehrfachnutzungen die Standardempfehlung kreativer Wohnideen (siehe B.II.2.e). In den vorliegenden Fällen waren sie die naheliegenden aus der (Raum-)not geborenen Ideen, sich mit der vorhandenen, oft als zu klein empfundenen Wohnung zu arrangieren. Mit einer gewissen Zufriedenheit erzählten die Interviewpartner von ihren Arrangements: Ihr Grundtenor lässt sich in der Maxime 'Man muss sich nur zu helfen wissen.' zusammenfassen.

Eindeutig negativ bewerteten die Interviewpartner dagegen, *wenn ihre Wohnungen stark vom Raumschema abwichen*. Von solchen als Manko empfundenen Wohnsituationen erzählten sie ausführlich. Das war in acht von neunzehn Wohnungen der Fall. Die Defizite lagen dabei ausnahmslos im Sanitärbereich, beispielsweise teilten sich im Haus der Familie Tröger (27) zwei Parteien ein Badezimmer (siehe B.II.2.b). In der Qualität der Sanitärausstattung unterschieden sich Wohnungen in Ost- und Westdeutschland deutlich. Außerdem war wegen des Wohlstandsunterschiedes die Tendenz zur Ausdifferenzierung von spezialisierten Funktionsräumen in Ostdeutschland 1991 weniger weit fortgeschritten; Mehrfachnutzungen waren dort stärker verbreitet.<sup>2</sup> Vor dem Hintergrund dieser Situation ist die starke Betonung eines kompletten Raumschemas verständlich. Sie erscheint wie eine Bekräftigung des Wunsches nach Veränderung.

### **- Gefühlswert im Wohnen: Das 'Wohlfühlen'**

Frage nach der größten Intensität - Fallbeispiel Frau Winter - vier Wohnschwerpunkte: in materiellen Rahmenbedingungen des Wohnens, im Wohnen als Raum für soziales Leben, im Stolz auf das eigene Wohnen und im Ausdruck individueller Werte - das Wohlfühlen als übergeordneter Gefühlswert im Wohnen - Vergleich der Wohnschwerpunkte in den Interviewtexten mit den Kategorien des Sinusmodells

<sup>1</sup> siehe Silbermann (1993), Zahlen S. 68 - 69. In Ost und West waren die Wohnzimmer die am stärksten multifunktional genutzten Räume der Wohnung.

<sup>2</sup> auch belegt durch die Statistiken in Silbermann (1993), etwa S. 56 oder „Die durchschnittlich größere Raumknappheit und die weniger bindend ausgeprägten Wohn- und Lebensstile lassen ein gewisses Maß an höherer Multifunktionalität für alle Räume der ostdeutschen Durchschnittswohnung feststellen.“ (S. 78).

Im Blick auf die Wohnung als Ganzes will ich in der Zusammenschau noch einmal die Interviewtexte befragen: Was war den Gesprächspartnern an ihrer Wohnung bzw. ihrem Wohnen das Wichtigste? Welche *Stellen in den Texten haben die größte Intensität*? Und auch welcher Eindruck bleibt nach der intensiven Beschäftigung mit den Bewohnern, ihren Interviews und den Fotos ihrer Wohnungen von den Einzelnen und ihrem Wohnen?

Noch einmal sei die oben schon zitierte Aussage von Frau Winter angeführt. In ihrer lakonischen Art kam sie ohne Umschweife auf den Punkt.

„Welchen Stil, welche Atmosphäre? Naja, Polstermöbel, Schrankwand, Ehebetten, (lacht) wie es halt so ist. Normale Küche mit Esstisch. Halt so, wie es mir gefällt. Also schon so, dass ich drin wohnen kann. Es ist keine piekfeine Wohnung, dass man sich nicht drin bewegen kann, also schon, naja, so wie es eben sein muss zu Hause, dass man sich wohlfühlt, dass man denkt, ja das ist meines und - Ganz einfach, dass es sauber ist, dass Ordnung ist.“ (19)

Frau Winter betonte, dass ihre Wohnung ihren Vorstellungen entspricht: „Halt so, wie es mir gefällt“, „dass ich drin wohnen kann“. Wenn ihre Wohnung ihren individuellen Werten entspricht, dann identifiziert sie sich damit: „dass man denkt, ja das ist meines“. Ihre Wohnung soll einen materiellen Rahmen für ihre Bedürfnisse schaffen, ihr Komfort und Bequemlichkeit bieten: „Also schon so, dass ich drin wohnen kann. Es ist keine piekfeine Wohnung, dass man sich nicht drin bewegen kann“. Es soll insgesamt so sein, dass ihr Gefühl stimmt: „dass man sich wohlfühlt“. Mit den zahlreichen Man-Formulierungen klingen diese Aussagen gar wie allgemeingültige Regeln.

Was den Gesprächspartnern insgesamt jeweils am wichtigsten war, ihre Wohnschwerpunkte, das lässt sich in vier Punkten zusammenfassen. Die *materiellen Rahmenbedingungen ihres Wohnens* spielten wie für Frau Winter auch für die meisten anderen Interviewpartner (7, 9, 11, 13, 14, 15, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 27, 30, 31) eine wichtige Rolle. Mit großer Intensität sprachen sie etwa vom Komfort eines neuen Bades (7), der schönen Aussicht vom Balkon im Neubaugebiet (9), aber auch der Mühsal, die Kohlen für die Ofenheizung in den vierten Stock zu tragen (17). Die Praktikabilität einer mit Haushaltsgeräten gut ausgestatteten Wohnung (13) oder zwei Fernsehanlagen (27), die Umstände, die es ermöglichen, dass Alltag reibungslos funktionieren kann und so Sicherheit gewährt, waren immer wieder wichtige Themen. Wie bei Frau Winter, die keine „zu feine Wohnung“ mochte, spielte auch für viele andere die Bequemlichkeit eine große Rolle, wenn sie erzählten, wie viel Wert sie darauf legen, etwa abends nach der Arbeit im Sessel vor dem Fernsehgerät die Füße hochzulegen (15) oder die Wohnung so zu gestalten, dass ihre Kinder spielen können (23). In diesem Zusammenhang benutzten viele den Begriff der „Gemütlichkeit“.

Der nächste Punkt, der sehr häufig genannt wurde (5, 6, 13, 18, 21, 23, 24, 28, 30, 31, 32V), ist das *Wohnen als Raum für soziales Leben*. Miteinander in der Familie (5) und Geselligkeit im Zusammentreffen mit Freunden (23) vermitteln vielen soziale Geborgenheit im Wohnen. Auch die soziale Sicherheit, etwa mit Menschen ähnlicher Weltanschauung im eigenen häuslichen Umfeld zusammen zu sein (24), oder auch umgekehrt die Möglichkeit, die Tür hinter sich zu schließen und Nachbarn auszuschließen (13), kam in den Erzählungen als wichtiger Aspekt zur Sprache. Auch die Möglichkeit, dass die Wohnung ein Rückzugsort sein kann in Zeiten sozialer Verunsicherung, etwa bei Arbeitslosigkeit (6), gehört hierher.

An dritter Stelle, etwas weniger häufig (6, 9, 11, 15, 17, 22, 23, 27), sprachen die Interviewpartner mit besonderem *Stolz* von ihrem Wohnen. Das kann der Stolz auf die eigene Leistung sein, etwa die Küche ganz alleine renoviert zu haben (17), Stolz auf den mühsamen Erwerb von Mangelgütern (6) oder auch auf sein „schönes Wohnen“ mit Erbstücken (11) oder die geliebten Nippes in der Vitrine (9). Meist führten diese Gesprächspartner mir bereitwillig und gerne ihre Wohnungen vor. In den Wohnung spiegelt sich etwas von der Leistung des eigenen Lebens.

Schließlich stellten einige Gesprächspartner (3, 6, 7, 9, 18, 20, 24, 32S, 32V) in den Vordergrund, wie sie in ihrem Wohnen *individuelle Werte* ausdrücken, beispielsweise mit selbstgemalten Bildern an der Wand (18), mit geerbten Möbeln, die die Familientradition verkörpern (24), mit Andenken der Reisen der vergangenen Jahre (7), durch intellektuellen Nonkonformismus in 'alternativen' Einrichtungsformen (6) und individuelle ästhetische Vorstellungen in der Inneneinrichtung der Wohnung (32) oder auch die bewusste Pflege christlicher Werte in einer atheistischen Umgebung (3). Die Wohnung war hier wichtig als Raum zur Verwirklichung individueller Werte.

In all diesen vier Punkten beschrieben die Interviewpartner letztlich ihre Erfahrungen, wie sie sich im Wohnen fühlen. Auf den ersten Blick erscheint es aber so, als würde es in den Interviewtexten eher weniger um Gefühle gehen. Die Gesprächspartner beschrieben nicht dezidiert Gefühle, in dem sie etwa in Wörtern wie 'romantisch', 'behaglich' oder 'gemütlich' schwelgten. Ihr Erzählen erreichte vielmehr genau dann die größte affektive Intensität, wenn es an die persönliche Erfahrung rückgebunden war. Dabei konnten durchaus die handfesten materiellen Bedingungen des Wohnens mit großer gefühlsmäßiger Intensität erzählt werden. Frau Winter drückte dies aus, indem sie formulierte, „wie es eben sein muss zu Hause, dass man sich wohlfühlt“. Mit dem Begriff des *Wohlfühlens* sind auch die Empfindungen der anderen Gesprächspartner zusammengefasst. *Es ist der wichtigste Gefühlswert im Wohnen.*

Zu jedem der vier herausgearbeiteten Punkte hätten sich westdeutsche Gesprächspartner zur gleichen Zeit wohl ebenso geäußert. Dafür spricht, dass die aus dem Reichenbacher Interview-

material herausgearbeiteten Kategorien fast ganz denen des am „westdeutschen Wohnen“ erarbeiteten Sinusmodells<sup>3</sup> entsprechen. In der nachfolgenden Vergleichsstudie des Sinusinstitutes zu den Wohnverhältnissen in Ostdeutschland<sup>4</sup> ordneten die Autoren ostdeutsche und westdeutsche Wohnmotive in den gleichen Motivkreisen. Diese Motivkreise im Sinusmodell sind folgende: „Gemütlich / Konventionalismus“, „Bequem / Convenience“, „Repräsentativ / Außenorientierung“ und „Alternativ / Zivilisationskritik“. Damit ist über die Gewichtung der Motivkreise ein Vergleich von Ost und West möglich. Dabei ist zu beachten, dass die Wohnmotive der Sinusstudien aus abstrakten Statements zu Wohneinstellungen abgeleitet sind. Die oben beschriebenen Wohnschwerpunkte der Gesprächspartner meiner Untersuchung leitete ich zwar auch aus deren abstrakten Aussagen ab, aber genauso aus ihren Erfahrungserzählungen. Trotzdem entsprechen sich die Motivkreise der Sinusstudien und die unabhängig davon beschriebenen vier Wohnschwerpunkte der Gesprächspartner.

Dem ‘Nachdruck auf die materiellen Rahmenbedingungen’, den die Reichenbacher Interviewpartner an den Tag legten, entspricht in vielen Teilen im Sinusmodell der Motivkreis „Gemütlich / Konventionalismus“. Hierzu rechnen die Autoren die Betonung von „Privatheit, Harmonie“, „Sauberkeit und Ordnung“ und „Normalität, Anpassung“. Bei den Reichenbacher Interviewpartnern waren das konkret etwa die abgeschlossene Wohnung, die erst die Privatheit ermöglicht, oder eine „ordentliche“ und damit vollständige Wohnung, auch mit einem Bad, oder „einfach ganz normal zu sein“ Themen, die sie mit hoher gefühlsmäßiger Intensität erzählten.

Zum ‘Wohnen als Raum für soziales Leben’, wie es ein Wohnschwerpunkt der Reichenbacher Gesprächspartner ist, passen einige Aussagen aus dem Motivkreis „Bequem / Convenience“ im Sinusmodell. Er ist mit den Stichworten „Individualität, Lebensgenuss“, „Bequemlichkeit, Entspannung“, „Zweckmäßigkeit, Funktionalität“ und „Einfachheit, Sparsamkeit“ umschrieben. Etwa die bei vielen Gesprächspartnern hoch gehaltene Erholung bei einem gemeinsamen Fernsehabend oder die angenehm vertraute Bequemlichkeit der eigenen Wohnung, wo Verhaltenssicherheit in der Krise der Arbeitslosigkeit besteht, könnten auch hier eingeordnet werden.

Eindeutiger ist die Entsprechung des Motivkreises „Repräsentativ / Außenorientierung“ zum Stolz, mit dem die Reichenbacher Interviewpartner von ihrem Wohnen erzählten. Die Stichworte im Sinusmodell lauten: „Status-Demonstration, Abgrenzung“, „Mithalten, Prestige“, „Modernität, Trendorientierung“ und „Biografischer Expressionismus“. Der Stolz der Gesprächspartner auf ihr mühsam Erworbenes, das unter DDR-Bedingungen „schon was war“

---

<sup>3</sup> Becker / Flaig (1991): Wohnwelten in Deutschland 2, darin 13 westdeutsche Wohnmotive S. 43 - 54.

<sup>4</sup> Flaig / Niesel (1993): Wohnwelten und Gärten in Ostdeutschland, darin 15 ostdeutsche Wohnmotive S. 48 - 58.



oder etwa der Stolz auf das eigene Leben, das sich in der Wohnung ausdrückt, entsprechen dem.

Auch der vierte Punkt - 'Verwirklichung individueller Werte' - bei den Reichenbacher Gesprächspartnern hat eine direkte Entsprechung im Motivkreis „Alternativ / Zivilisationskritik“ im Sinusmodell. In ihm sind vier Bereiche gebündelt: „Natürlichkeit, Idyllisierung“, „Askese, Reduktion“, „Starke Reize, Negation“ und „Kommunikation, Spontaneität“. Die Verwirklichung individueller Werte formulierten die Interviewpartner oft auch als Entgegensetzung, etwa die alten Möbel als Hochhalten der bürgerlichen Familientradition entgegen der Vereinfachung im allgemeinen Wohnstil der Mitbürger oder dem Nonkonformismus der Intellektuellen.

Der Vergleich der Motivkreise im Sinusmodell und der Wohnschwerpunkte der Reichenbacher Interviewpartner ergibt eine weitgehende<sup>5</sup> Entsprechung. Selbst die Reihenfolge der Bedeutung von Motivkreisen und Wohnschwerpunkten entspricht sich - trotz der kleinen Reichenbacher Bezugsgruppe - weitgehend. Die Sinusstudie ordnet: Ost: 1. Bequem, 2. Gemütlich, 3. Repräsentativ, 4. Alternativ und im Vergleich dazu West: 1. Gemütlich, 2. Repräsentativ, 3. Bequem, 4. Alternativ. Dieser Befund spricht für eine gewisse Verallgemeinerbarkeit der Reichenbacher Ergebnisse auf Wohnen in Ostdeutschland insgesamt. Im Ost-West-Vergleich zeigt sich im vorliegenden und im Material der Sinusstudie eine Entsprechung in den groben Kategorien. In beiden Teilen Deutschlands handelte es sich um bürgerliches Wohnen einer Industriegesellschaft. Die unterschiedlichen Gewichtungen liegen mehr in den einzelnen Wohnmotiven. Gerade hier kann meine Studie mit ihren erlebensnahen, qualitativen Einzelanalysen und -interpretationen mehr verdeutlichen als die stark typisierende Zusammensicht der Sinusstudie.

So stellt sich hier im Blick auf die Erfahrungs- und Gefühlswerte insgesamt die Frage, ob nicht vielleicht gerade eine gewisse Sprödigkeit, Nüchternheit der Wohninterviews bezeichnend ist für Wohnen im Osten bei einer mittleren Sozialschicht, weil hier die Bemühungen um eine materielle Grundversorgung noch so viel Energie banden. Gefühle muss man sich erst leisten können. Die gegenwärtige Rede vom Cokooning etwa scheint auch ein Ausdruck von Wohlstand zu sein. Trotz aller Gemeinsamkeiten bürgerlichen Wohnens beschrieben die Reichenbacher Interviewpartner doch in jedem Punkt ihre Alltagskonstruktion unter den spezifischen historischen Bedingungen der DDR.

---

<sup>5</sup> Die beiden ersten Punkte sind vertauscht: Bei Sinus kommt 1. Bequem und 2. Gemütlich. In der Reichenbacher Gruppe steht an 1. Stelle die Entsprechung zu Gemütlich und an 2. Stelle die zu Bequem. Da aber diese beiden Punkte in der Gruppe der Interviewpartner fast gleich häufig genannt sind, fällt dies kaum ins Gewicht. Eine zu genaue Hierarchisierung lässt sich bei der kleinen Fallzahl sowieso nicht vornehmen.

### Der zentrale Wohnwert: Die Kategorie ‘Ordnung’

Wann tauchen abstrakte Wertformulierungen auf? - Zusammenfassung der wichtigsten Wertbegriffe der Wohninterviews - ‘Ordnung’ als zentrale Kategorie: für Bauliches / den ‘Komfort’, für die Einrichtung / Schema erfüllt, in der Abgrenzung gegen Schmutz / Erfüllung sozialer Normen; als Metakategorie, die Grenze der Normen markiert

Von den Mängeln, Wünschen, bereits gelösten und noch bestehenden Problemen erzählten die Interviewpartner meistens sehr konkret und anschaulich. Allgemeine Aussagen und zusammenfassende Wertungen dagegen formulierten sie häufiger abstrakt. Dabei gingen sie oft von der Beschreibung des Wohnzimmers aus.<sup>6</sup> Um solche abstrakt formulierten Werte soll es im folgenden Abschnitt gehen.

Bei der Zusammenstellung positiver und negativer Wertaussagen und Formulierungen von Normen kommt auf der Positivseite das Adjektiv ‘schön’ am häufigsten vor. Die Gesprächspartner nutzten es zu jeglicher Art von positiver Charakterisierung, beispielsweise „eine eigentlich sehr schöne Wohnung“, „die Wohnung, groß, schön, zentralgeheizt“ (23), „eine schöne, moderne Küche“ (19) oder auch „schön geräumig“ (27). Das Wort ‘schön’ kann eine Entsprechung zu ‘gut’ sein, Ästhetisches meinen oder einfach eine positive Verstärkung bewirken. Meist gewinnt es erst zusammen mit näheren Bestimmungen Aussagekraft. Weitere positive Adjektiva sind etwa: „groß“ (15, häufiger), „komfortabel“ (9), „relativ ruhig im Haus“ (9) oder „geräumig“ (6, 27). Nennt man das komplette Raumprogramm der fünf Räume in seinen positiven Formulierungen und den jeweiligen Negativentsprechungen, sind damit auch die *wichtigsten Wertbegriffe der Wohninterviews* zusammengefasst: Ein separater Vorsaal kennzeichnet eine abgeschlossene Wohnung und ist dementsprechend die Verneinung einer zu engen Wohnung ohne Vorsaal, die nicht richtig abgeschlossen ist. Einem modernen, renovierten Bad mit WC steht ein altes Bad - kein richtiges - ohne Toilette, gegenüber. Der Gegenpol zu einer funktionsfähigen Küche, so geräumig, dass ein Esstisch Platz findet, könnte eine kleine Küche sein, die so vollgestellt ist, dass man sich dort nicht aufhalten kann. Ein großes und gemütliches Wohnzimmer mit bequemen Sitzgelegenheiten könnte kontrastiert sein von einem unordentlichen Raum oder einem, der so piekfein ist, dass man sich nicht bequem zu setzen traut. Und das abgeschlossene, intime Schlafzimmer schließlich war nur manchmal ein bisschen klein. Zu den wichtigen Begriffen gehörte neben den oben bereits herausgearbeiteten Begriffen ‘Komfort’, ‘modern’ / ‘praktisch’ versus ‘gemütlich’ / ‘rustikal’, auch noch die ‘Ordnung’.

Der Begriff ‘Ordnung’ mit seinem Wortfeld war *eine zentrale Kategorie in der Ausdrucksweise der Interviewpartner*. Sie verwenden ihn für alle zentralen Aspekte ihres Wohnens:

- Er kann *Bauliches* meinen, wie etwa in der schon zitierten Aussage von Herrn Schäfer:

<sup>6</sup> In B.II.2. und besonders dort in d) habe ich schon einige Wertbegriffe erarbeitet. Sie bespreche ich jetzt nicht mehr.

„Zu einer kompletten Wohnung gehört, ... dass eine Küche dabei ist, dass ein Bad dabei ist. ... dass ordentliche Fenster drin sind. Eigentlich sind das normale Dinge, aber hier im Osten nicht unbedingt.“

Oder bei einer Führung durch seine Hausbaustelle sagte der Hausherr: „Es soll halt alles mal ordentlich werden.“ (22)

Er meinte damit die bauliche Fertigstellung. Beide Herrn sprachen von einem Zustand, der ihnen „normal“ oder erstrebenswert ist, aber noch nicht erreicht war. Im weitesten Sinn steht ‘ordentlich’ hier für den *Komfort* einer Wohnung.

- Auch auf die Einrichtung bezog sich Frau Hess: Sie war mit der Neueinrichtung ihrer Wohnung zufrieden und resümierte dann:

„Ich will es erstmal ordentlich haben und dann möchte ich mir gerne wieder die Welt anschauen. Ich möchte lieber da draufhin sparen.“ (18)

‘Es ordentlich haben’ meint hier, vollständig eingerichtet zu sein, das *Einrichtungsprogramm erfüllt* zu haben.

- Die gleiche Dame *grenzte sich* mit dem Begriff ‘Ordnung’ aber auch *gegen Schmutz ab*:

„In anderen Wohnungen stört mich Schmutz, schlimm, ja in erster Linie Schmutz. (lacht) Ich bin ein ästhetischer Mensch, ich kann keinen Schmutz leiden. Eine gewisse Ordnung. Das geht schon beim Geschirr los oder bei Gläsern, wenn ich irgendwo hinkomme und ich sehe schmutzige Gläser, würde ich lieber aus der Flasche trinken.“ (18)

Ähnlich klingt folgende Aussage von Frau Müller:

„Ich will kein Museum als Wohnung. Und es muss auch alles a wengl ordentlich sein, also nicht, dass ich mir jetzt die Möbel vom Sperrmüll hole, solche Leute gibt es ja auch. (lacht) ... Die dann die Füße draufham mitsamt den Schuhen. ... Aber so eine gezwungen bürgerliche Atmosphäre würde mir auch nicht liegen.“ (13)

Die beiden Damen meinen mit der Ordnung soziale Normen, die für einen bestimmten Lebensstil stehen. Ihr steht der Schmutz gegenüber, der für schlechtere soziale Lebensumstände steht. Noch deutlicher ist das in der Formulierung, mit der sich eine arbeitslose Dame von einer Nachbarin abgrenzt, die jenen sozialen Abstieg gerade erlebt, den sie für sich selbst auch befürchten muss:

„Ich mag es nicht, wenn es dreckig ist. ... Ich will nichts gegen Regina sagen, die kann ja machen, was sie will, es ist ja ihre Wohnung. Aber Regina ist nicht für Sauberkeit oder irgendwas. Die ist lieber den ganzen Tag auf der Straß’.“ (30)

So steht die Ordnung hier für die erfüllte soziale Norm. Sauberkeit und Ordnung scheinen dabei schillernde Begriffe zu sein, die beide die Erfüllung der Norm bezeichnen. Keines der Zitate sagt etwas darüber aus, wie sauber oder schmutzig die Wohnungen der Sprecherinnen de facto sind, dies ist eine andere Realitätsebene. Die Ablehnung des Schmutzes steht vielmehr für sozi-

ale Abgrenzung und wohl auch für die Gefahr des eigenen Abstiegs. Bannt frau mit dem Schmutz, den sie wegputzt, auch solche Ängste aus ihrer Wohnung?

Frau Schön hielt das eifrige Putzen ihrer Kolleginnen für DDR-typisch:

„... Ich meine, ich mache schon mal sauber, aber nicht dass ich jetzt immer. Ich kenne auch Kolleginnen, die waren halt so ganz DDR-typisch. Da waren Sauberputzen, Saubermachen, - Putzen das Lebenselixier. Beispielsweise war das so: Vor ihrem Wohnzimmer hatten die extra Hausschuhe nur für das Wohnzimmer. In der Küche wurde nicht gekehrt, da wurde dann immer gleich gewischt. Und da bin ich sehr großzügig. ... Auch die Gespräche unter Kolleginnen: Und da war die Leiterin und die ältere Kollegin, da ging es nur um Gesprächsthemen um Putzen. Jede Früh hat die zu Hause staubgesaugt und dann wurde wie Rechenschaft abgelegt zum Frühstück, was sie schon alles gemacht hat. Und das war stark vertreten in der DDR, so ein Drang perfekt zu sein, so in seiner Ordnung.“ (24)

Diese Aussage steht im Kontext mehrerer Gespräche. Darin betonte die Sprecherin immer wieder ihre eigene innere Freiheit und setzte sich damit vom einschränkenden ideologischen System der DDR und vielen ihrer „angepassten“ DDR-Mitbürger ab. Mit der Wahl ihres Beispiels griff sie zurück auf stereotype Beschimpfungen zur Ordnung, die sich zwischen „Dreckspatz“ und „Putzteufel“ bewegen. Solche Stereotypen zur Ordnung sind häufig enthalten in Beschimpfungen des Anderen und Fremden, etwa anderer Nationalität, anderer Sozialschicht oder WertEinstellung.<sup>7</sup> Höchst emotionale Reaktionen ostdeutscher Zuhörer auf dieses Zitat nach einem mündlichen Vortrag weisen darauf hin, dass dieses allgemeine Stereotyp zum alltäglichen Verhalten in der eigenen Wohnung auch im aktuellen Ost-West-Diskurs eine Rolle spielt.

- Schließlich sei noch einmal Frau Winter zitiert. Sie setzte die Kategorie ‘Ordnung’ ganz allgemein ein:

„Halt so wie es mir gefällt. Also schon so, dass ich drin wohnen kann. Ist keine piekfeine Wohnung, dass man sich nicht drin bewegen kann, also schon wie es eben sein muss zu Hause. Ja, dass man sich wohlfühlt, dass man denkt, ja, das ist meines und ganz einfach, dass es sauber ist, dass Ordnung ist.“ (19)

Im Begriff ‘Ordnung’ ist hier zusammengefasst, dass sie mit dem Wohnen zufrieden ist, dass damit eine gelungenen Identifikation und Aneignung gelebt wird. ‘Ordnung’ hat dabei die Funktion einer *Metakategorie*.

In allen Zitaten entspricht der Begriff ‘Ordnung’ zentralen Wertvorstellungen vom Wohnen. Dahinter stehen die DDR-typischen Probleme - und damit auch Grenzen des Systems - etwa der als mangelhaft empfundene Wohnkomfort vieler Wohnungen, das spezifische Gegenstandsrepertoire zur Erfüllung des dazugehörigen Einrichtungsprogrammes oder die mit dem

<sup>7</sup> siehe allgemein Gerndt (Hrsg.) (1988): Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Zu Putzstereotypen Horsfield (1999): Der letzte Dreck. Zum Sauberkeitsdiskurs siehe Saldern von (1994): „Wie säubere ich eine Linoleumboden?“

Systemwechsel verbundenen Ängste vor dem Verlust gewohnter Sicherheit und Ordnung der Wohnung. All die damit verbundenen Wertvorstellungen sind gebündelt unter der allgemeinen, übergeordneten Metakategorie 'Ordnung'. Die Interviewpartner markierten mit der Kategorie der 'Ordnung' eine Grenze, die der Norm und der Normenübertretung. Mary Douglas schreibt in ihrem Werk „Reinheit und Gefährdung“ zum Schmutz:

„die alte Definition von Schmutz ist etwas, das fehl am Platz ist. ... Schmutz ist das Nebenprodukt eines systematischen Ordnen und Klassifizierens von Sachen, und zwar deshalb, weil Ordnen das Verwerfen ungeeigneter Elemente einschließt.“<sup>8</sup>

Die modernen Sprecher liegen nahe an dieser alten Definition. Unter dem Begriff 'Ordnung' subsumieren sie die positiven Wertvorstellungen, wie ihr Wohnen sein soll. Mit dem Begriff 'Schmutz' dagegen grenzen sie sich ab von dem, was in der positiven Wertordnung einer „ordentlichen Wohnung“ keinen Platz hat oder sie gefährdet, wie etwa die schmutzige Wohnung, die für die Angst vor dem sozialen Abstieg steht. Sie brauchen diese Abgrenzung auch, um die Sicherheit ihrer Wertordnung aufrechtzuerhalten. Die Begriffe 'Ordnung' versus 'Schmutz' können symbolische Marken bezeichnen zur Orientierung im sozialen Raum des Wohnens bezeichnen. Es stellt sich allerdings auch die Frage, ob die Betonung der Kategorie 'Ordnung' nicht auch eine gesellschafts- und zeittypische Ausdrucksform von Bürgern des hierarchischen DDR-Staates ist,<sup>9</sup> der eine starke Ein-Ordnung verlangt hat.

<sup>8</sup> Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. (Original: Purity and Danger. An analysis of concepts of pollution and taboo. London 1966), Frankfurt am Main 1988, S. 52 - 53.

<sup>9</sup> vergleiche hierzu: Alf Lüdtkke stellte die These auf, dass drei Alltagstranskripte, die über alle hierarchischen und geschlechtsspezifischen Grenzen hinweg von Obrigkeit und Bürgern geteilt wurden, die Stabilität der Nischengesellschaft der DDR erklären. Dies sind: „deutsche Qualitätsarbeit“, „Sauberkeit“ und „Ordnung und Disziplin“. „Sauberkeit“ wurde im Zusammenhang mit dem geforderten „Internationalismus“ und oft als Kehrseite der Ablehnung von Ausländern zum Thema. Zum dritten Punkt schreibt Lüdtkke: „Ordnung verband die eigene „Datsche“ unversehens mit jener Parteidisziplin, die weltanschauliche Härte und militärisch geprägte Entschlossenheit gegenüber allen „Klassenfeinden“ im Inneren wie nach außen betonte.“ Lüdtkke (1998): Die DDR als Geschichte, S. 15. Die Befunde zu Normvorstellungen im Wohnen passen genau in dieses Bild. Darüber, wo die Ursprünge dieser Wertvorstellungen liegen, soll in diesem Zusammenhang allerdings nichts ausgesagt sein.

## C Reden vom Wohnen

Reden vom Wohnen - das ist der zweite Zugang dieser Arbeit zur Wirklichkeit des DDR-Alltags. Standen im vorigen Großkapitel B die Sachaussagen zum Wohnen im Vordergrund, die in den Interviewerzählungen enthalten sind, so nähert sich das folgende Großkapitel C von der anderen Seite. Wie erzählten die Interviewpartner vom Wohnen? Dazu gehört aber als untrennbarer Doppelaspekt auch wieder die Frage nach der Sache: Was erzählten sie? Die erzählerische Formung ist ein wesentliches Mittel, mit dem die Menschen ihre Werthaltungen ausdrücken. Indem sie ihre Erfahrungen erzählen, gestalten sie sich ein Bild ihrer Wirklichkeit. Im Erzählen ordnen und verarbeiten sie die Vergangenheit. Dieses Bewusstsein wirkt wieder weiter, so dass sie sich im Erzählen ihre Wirklichkeit immer neu konstruieren.

In den Interviewtexten fallen dabei drei Erzählschwerpunkte besonders auf, die sich bei allen Gesprächspartnern finden. Das ist zuerst der von mir so genannte 'alltägliche Ost-West-Vergleich' (C.I.), der die Hintergrundfolie fast aller Aussagen meiner Wohninterviews bildet. Da sie in Gesprächen zwischen einer westdeutschen Studentin und ostdeutschen Bürgern entstanden sind, sind sie Teil des großen Ost-West-Diskurses. Einen geschlossenen Textteil in allen Gesprächen stellte die Wohnbiographie dar (C.II.), in der die Interviewpartner alle ihre Wohnungsstationen und damit ihr Leben erzählten. Am stärksten erzählerisch durchgeformt sind die Erwerbungs geschichten. Geschichten vom Erwerb schwierig zu erhaltender Dinge zu erzählen, waren die Gesprächspartner gewohnt und taten es gerne und häufig. Mit den Erwerbungs geschichten (C.III.) tut sich ein Einblick in die Erzählpraxis im DDR-Alltag auf. Schließlich betrachte ich übergeordnete Erzählstrategien (C.IV.). Sie wurden besonders deutlich, wenn die Gesprächspartner ihre eigene Position im Verhältnis zum DDR-Staat definierten.

### I. Die Wohninterviews als Teil des Ost-West-Diskurses

Die Reichenbacher Bürger sprachen vom Wohnen im Rahmen von Interviews. Mit dieser Gesprächsform ist vieles vorgegeben. Sie setzt einen diskursiven Rahmen mit spezifischen Aussagemöglichkeiten und -grenzen: Zum einen ist der inhaltlich-thematische Rahmen des Themas

„Wohnen“ die wichtigste Vorgabe; zum anderen ergab sich aus der Gesprächssituation, in der eine Interviewerin aus dem Westen Ostdeutsche nach ihren DDR-Erfahrungen befragte, ein deutsch-deutscher Gesprächsrahmen. Der allgemeine Ost-West-Diskurs hatte immer wieder Einfluss auf die Wohninterviews: zum Teil ganz ausdrücklich zum Teil aber auch nur indirekt. Manchmal entwickelte er sich auch zum Hautthema.

## 1. Ein Fallbeispiel: Der erste Westbesuch mit Begrüßungsgeld

Der erste Besuch im Westen nach der Öffnung der Grenze bildete für die meisten Gesprächspartner aus der DDR einen wichtigen Tag in der persönlichen Wende-Erfahrung. Dabei konnten sie sich bei den westdeutschen Kommunen das sogenannte Begrüßungsgeld abholen. Für viele DDR-Bürger waren diese vierzig bis hundert D-Mark das erste westliche Geld, über das sie verfügen konnten. So sammelten mit dem Begrüßungsgeld viele ehemalige DDR-Bürger ihre ersten Erfahrungen mit der neuen Rolle als Konsumenten im marktwirtschaftlichen System. Der Erhalt des Begrüßungsgeldes markierte, ähnlich wie das Kopfgeld der ersten vierzig Mark nach der Währungsreform in Westdeutschland im Jahre 1948, eine neue Form auch des privaten Wirtschaftens.

Die Frage nach dem Begrüßungsgeld bot innerhalb der Wohninterviews einen guten Ansatzpunkt, um zum Erzählen privater Wendeerfahrungen anzuregen. Alle Befragten konnten dazu etwas erzählen und erinnerten sich oft sehr genau, was sie bei diesem ersten Westbesuch erlebten, und wie sie mit dem erhaltenen Westgeld umgingen. Sie hatten sich alle das Begrüßungsgeld geben lassen. Seine Verwendung war ihnen neben den menschlichen Begegnungen und den damit verbundenen großen Emotionen durchgängig ein Erzählanliegen. Deshalb soll als Einstieg in die Ost-West-Thematik innerhalb der Wohninterviews Frau Langer zu Wort kommen, wie sie von ihrem ersten Westbesuch und dem Begrüßungsgeld erzählte:

„M: Waren Sie dann auch drüben und haben sich Begrüßungsgeld geben lassen?

G: Ja, ja, logisch.

M: Was haben Sie dann vom Begrüßungsgeld gekauft?

G: Da habe ich mir das Radio dort hinten gekauft, so ein Philips-Kassettenradio mit zwei Kassettendecks. Also Philips, das war überhaupt kein Problem, dass es das sein muss, aber das war halt grade das, was günstig war. Dann hat mein Sohn sich seinen größten Wunsch erfüllt: Ein funkferngesteuertes Auto. Da gab es Tränen damals, wir waren in Weiden das erste Mal und wir sind dann durch die Stadt und er hatte das vorher im Katalog gesehn und da kostete das wohl 39,95 .- Und wir sind in viele Spielzeuggeschäfte gegangen und dann waren die eben äußerst teuer. Dann hab ich gesagt: „Nein, Thomas, ich kauf dir das nicht so teuer.“ Das konnte er natürlich nicht verstehen, dass man aus dem Geschäft wieder rausgehen kann und dort das, was man gerne haben möchte, liegenlassen kann. Dass es das im nächsten Geschäft auch noch gibt. Also er war da noch, er war eben ein DDR-Kind. Also wenn es etwas Schönes gibt, was ich haben möchte, das muss ich jetzt sofort kaufen. Er hat dann eben auch geweint. Und dann habe ich mit ihm geschimpft, das hat mir damals dann hinterher ganz leid getan. Ich habe mit ihm geschimpft,

dass er doch kein Theater machen soll, ich habe ihm das versprochen, dann hat er gesagt: "Ich wein ja gar nicht, aber ich weiß, ich krieg das heute nicht mehr." Das war dann so, das hat mir so leid getan, ich wusste, er kriegt das noch. Wir waren vorher ... an einem Kaufhaus vorbeigekommen und da waren auch Spielsachen ausgestellt, da war ich mir ziemlich sicher, dass es solche Autos gibt. Deshalb war ich auch sicher, er bekommt das Auto noch, aber für ihn war das eben ein Problem.

Ja, was hab ich denn noch gekauft? Mensch, das ist schon wieder so lange her. Einen Radiowecker.

M: Sie haben gleich alles ausgegeben?

G: Ne, ne. Wir hatten noch Geld, als wir nach Haus sind. Ich hatte von meiner Oma lange vorher schon immer mal ein paar Mark gekriegt, die habe ich mir immer aufgehoben, damit wollte ich mal in den Intershop gehen und wusste aber nie, was ich mir dafür kaufen sollte. Und das habe ich dann noch mit dazugenommen. Also wir haben nicht alles ausgegeben, das war bei weitem nicht alle, das Geld.“ (23)

Wie alle Befragten hat sich auch Frau Langer Begrüßungsgeld geben lassen. Sie sagte dies ganz grad heraus: „Ja, ja, logisch“. Manche der Gesprächspartner äußerten gewisse Skrupel, so etwas „wie ein Almosen“ anzunehmen. Ausführlich erzählte Frau Langer als nächstes von ihren Erwerbungen und dem Einkaufen. Sie kaufte lauter Elektrogeräte. Damit liegt sie auf einer Linie mit ihren Landsleuten. Immer wieder erzählten die Gesprächspartner, dass sie zuerst einige kleinere Einkäufe machten wie lange ersehnte Südfrüchte, Mangelnahrungsmittel oder Süßigkeiten für die Kinder und dann oft Elektrogeräte, die die ersten größeren Anschaffungen waren. Bei Frau Langer fällt ihr Markenbewusstsein auf, gerade weil sie die Bedeutung der Marke des Kassettenrekorders herunterspielte. Am intensivsten jedoch erzählte sie vom Einkauf des Elektroautos für den Sohn. Sie zeigt dabei schon das neue Verhalten einer „mündigen Kundin“: Sie hatte sich vorher „im Katalog“ informiert, betrachtete Schaufenster und stellte intensive Preis- und Warenvergleiche in verschiedenen Geschäften an. Ihr Sohn dagegen war tief enttäuscht, als seine Mutter das versprochene Auto nicht bei der ersten sich bietenden Gelegenheit erwarb. Das erklärte Frau Langer damit, dass er „eben noch ein DDR-Kind“ war. Sie formuliert es sogar als Regel: „Also wenn es etwas Schönes gibt, was ich haben möchte, das muss ich [jetzt] sofort kaufen.“ Der Sohn zeigte noch das alte in der DDR-Wirtschaft nötige Verhalten, jede Gelegenheit zum Kauf nutzen zu müssen. Für den Sohn war das Aufeinandertreffen dieser beiden Verhaltensweisen zuerst etwas schmerzlich. Ihr direkter Vergleich in der Erzählung von Frau Langer macht aber die Veränderung um so deutlicher. Ihr Schlussresümee klingt ähnlich wie die Aussagen anderer Gesprächspartner, die berichteten, dass sie die kostbaren Westmark schon zu DDR-Zeiten für besondere Gelegenheiten gesammelt hatten. Das Begrüßungsgeld war dann für sie eine der wenigen Gelegenheiten, an Westdevisen zu gelangen wie etwa schon vorher durch Geschenke von Verwandten. Nicht wissend, wie die politische Entwicklung in der Zeit nach der Grenzöffnung und vor der Währungsunion weitergehen sollte, erzählten dann einige Interviewpartner, dass sie einen guten Teil des Begrüßungsgeldes in der Fortsetzung



bisherigen Verhaltens für einen besonderen Bedarf aufbewahrten. So drehten sich die Erzählungen zum Begrüßungsgeld vor allem um Versorgung bzw. Konsum und die dazugehörigen Erwerbungs- und Konsumgewohnheiten im Spannungsfeld zwischen Ost und West.

## 2. Der ‚alltägliche Ost-West-Vergleich‘

### a) Einführung des Begriffs ‚alltäglicher Ost-West-Vergleich‘

Begriffe ‚Osten‘ und ‚Westen‘ - Im alltäglichen Ost-West-Vergleich verglichen die Gesprächspartner DDR mit BRD und Vorwendezeit mit Nachwendezeit. - Ost-West-Konstellation im Interview

Zahlreiche Vergleiche durchziehen das gesamte Interviewtextcorpus. Sie haben fast immer die Unterschiede zwischen Ost und West zum Thema, wie sie die Interviewpartner in ihrem Alltag erlebten. Vergleichend erzählten die Gesprächspartner von ihrem Wohnalltag. Auch im alltäglichen Gespräch erscheint das Vergleichen als eine gängige Darstellungsform. Diese Vergleiche<sup>1</sup> sollen hier unter der Sammelbezeichnung ‚Alltäglicher Ost-West-Vergleich‘ zusammengefasst werden.

Die Begriffe ‚Ost‘ und ‚West‘ können bei vielen Gesprächspartnern sowohl für die geographischen Teile Deutschlands als auch für die unterschiedlichen politischen und wirtschaftlichen Systeme stehen. Ein Handwerker formulierte beispielsweise in abgekürzter Sprechweise mit diesen Begriffen, wie sich seit der Wende die Anspruchshaltung seiner Kunden verändert hat:

„... also heute ist es ja so, wir haben jetzt Marktwirtschaft, jetzt ist Westen. Und wenn Westen ist, muss alles da sein.“ (32)

Die Interviewpartner stellten das Leben in der DDR dem Leben zur gleichen Zeit in der BRD gegenüber. Auch für die Zeit nach der Wende verglichen sie „den Osten“, die neuen Bundesländer, mit „dem Westen“, den alten Bundesländern. Oft vermischten die Sprecher mit diesem Ost-West-Vergleich die Erzählungen von den Veränderungen, die die Wende in ihrem Leben mit sich brachte. Diese Vorher-Nachher-Erzählungen sind meistens ebenfalls Vergleiche: Die Erfahrungen vor der Wende, als die Gesprächspartner noch „Osten waren“, stehen den Erfahrungen der Veränderung seit der Wende gegenüber, als „der Westen zu ihnen gekommen war“ - als sie auch „Westen geworden waren“. Frau Kurz vermischte beispielsweise die *verschiedenen Vergleichsebenen*:

„Und wo wir dann einmal drüben [= im Westen] waren, 88 - wo die [= ihr Cousin] geheiratet haben, haben sie mich mal mit eingeladen, durfte ich sogar überfahren. Des war a

<sup>1</sup> vergleiche Lehmann (1991): Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. Albrecht Lehmann nennt den Vergleich hier gar ein „eigenes Genre der Folkloristik“ (S. 197).

wie ein kleines Dorf. Aber da haben sie noch zusammengehalten, aber dann außerhalb ... ich sag, und es ist jetzt schon so, in den Neubauten und so. Da kennt keiner mehr an anderen.

M: Aber hier auch, in Reichenbach?

G: Ja, da geht es schon hier jetzt los. Und ich finde das nicht schön. Ich meine, früher haben sie sich untereinander geholfen.“ (30)

Während Frau Kurz von einem aktuellen Problem, dem Verlust der Sicherheit im sozialen Netz, sprach, vermengte sie einen geographischen Ost-West-Vergleich mit einem Vorher-Nachher-Vergleich.

Solche Vergleiche sind oft auch nur implizit: Wenn die Gesprächspartner beispielsweise von ‚jetzt‘ sprachen, bedeutete das fast immer einen Vergleich zu einem ‚früher‘. Viele komparative Formen wie ‚mehr‘, ‚eher‘ oder ‚besser‘ sind unvollständige Vergleiche, bei denen das Vergleichsobjekt nicht benannt wird.

Vergleichen zieht sich damit als eine Grundhaltung des Sprechens durch alle Interviews und ist die bevorzugte Darstellungsform für das Thema ‚Westen‘.

Die vielen Ost-West-Vergleiche innerhalb des vorliegenden Textcorpus sind vordergründig auch ein Ergebnis der *Interviewsituation*. Eine Studentin aus dem Westen fragte nach den Eigenarten des Alltags in der DDR. Hinter vielen meiner Fragen stand eine vergleichende Grundhaltung. Ich erkläre auch oft mein Forschungsanliegen damit, dass für Bürger der alten Bundesrepublik das Leben im Realsozialismus unbekannt und ganz anders als ihr eigenes Alltagsleben gewesen sei. Ich wolle es mit ihrer Hilfe im Gespräch kennenlernen und verstehen. Als Reaktion darauf finden sich in wenigen Gesprächen zu Beginn erklärende Abschnitte, in denen mir die Gesprächspartner beispielsweise das Recht auf Wohnen in Abgrenzung zur westlichen Praxis verdeutlichten (5). Aber nur in Ausnahmefällen war es den Gesprächspartnern ein Anliegen, durch ihre Vergleiche etwas zu erklären, ihnen war es vielmehr wichtig, im Vergleich eigene Erfahrungen zu verarbeiten. In der Interviewpraxis ergab es sich sehr schnell, dass nicht primär meine Fragen nach ‚dem Anderen‘ die Gespräche bestimmten, sondern die Interviewpartner nur zu dem sprechen konnten, was sie selbst bewegte.

Den Anlass zu vergleichen boten ihnen fast immer eigene Erlebnisse. Doch ihre eigenen Erfahrungen verknüpften sie mit dem Ost-West-Vergleich, wie er in den Medien erscheint. Als westdeutsche Wissenschaftlerin machten mich viele Gesprächspartner von vornherein zu einer Repräsentantin des westlichen Systems. Besonders ausgeprägt ist dies allerdings nur bei sechs Gesprächspartnern (3, 6, 9, 10, 13, 15), die die Ost-West-Problematik in den Mittelpunkt der Gespräche stellten. Vier davon hatten auf meinen Zeitungsaufruf reagiert und suchten das Interviewgespräch auch aus einem eigenen Anliegen heraus. Unter diesen sechs Interviewpart-

nen finden sich auch die extremsten Positionen: die Idealisierung oder die Verdammung „des Westens“.

Wie aber beeinflusste die Interviewsituation, dass eine westdeutsche Forscherin ostdeutsche Bürger befragte, die Aussagen der Mehrheit der Gesprächspartner? Sie bezog sich zwar auch gelegentlich auf die *Ost-West-Konstellation im Interview*, lieferte aber auch ungefragt Vergleiche. Die Themen der Vergleiche waren dabei die gleichen wie bei den Reichenbachern, die sich auf den Zeitungsaufruf bei mir gemeldet hatten. Außerdem standen hinter den meisten Vergleichsthemen für die Gesprächspartner sehr wichtige Anliegen, die emotional aufgeladen waren. Deshalb liegt es nahe, dass die Gesprächspartner in der Interviewsituation zwischen ‘Ost’ und ‘West’ die in ihrer kommunikativen Praxis ohnehin gepflegten Vergleiche besonders häufig verwendeten. Die Interviewsituation verstärkte die Neigung zu vergleichen, veränderte aber deren Wertung nicht grundsätzlich.

Nun ist zu *fragen*: (b) Welche Bereiche ihres Alltagslebens stellten die Interviewpartner in Vergleichen dar? (c) Woher nahmen die Gesprächspartner ihr Vergleichsmaterial: Welche eigenen und medialen Erfahrungen verarbeiteten sie in ihren Vergleichen? Wie machten sich die Interviewpartner übernommene Bilder zu eigen und wie integrierten sie ihre persönlichen Erfahrungen? Welche Funktion hat das für sie? (d) Schließlich möchte ich interpretieren, wie sie mit ihrer (Sprech-)Haltung werteten.

### **b) Vergleichsthemen: Wirtschaftliche Absicherung, soziale Kontakte und Güterversorgung**

4 Hauptthemen: 1. Mieten; 2. wirtschaftliche Absicherung im Wohnen; 3. soziale Kontakte zu Freunden, Familie und Nachbarschaft; 4. Versorgung mit Gütern

Auch wenn die Interviewpartner ihre individuellen Erfahrungen vergleichend erzählten, so waren es doch immer wieder ähnliche Bereiche aus dem Wohnalltag, die zu Vergleichsthemen wurden. Bei der Analyse der Interviews kristallisierten sich vier Hauptthemen heraus, die sich häufig wiederholten. Diese sollen im Folgenden vor allem in Zitaten ausgebreitet werden, ergänzt mit einigen sachlichen Hintergrundinformationen und kritischen Nachfragen zur Stimmigkeit der Aussagen der Interviewpartner.

(1) Die *Erhöhung ihrer Mieten* beschäftigte mehrere Gesprächspartner (18, 19, 30, 34) in den Wohninterviews. Frau Winter beispielsweise bewertete ihre Lebensumstände vor der Wende im Vergleich zu ihren aktuellen. Zuerst sprach sie von verschiedenen Lebensmitteln und schließlich von der Miete, die ihr besonders wichtig war:

„Eine Büchse Ananas hat zwölf Mark gekostet. Das waren dann schon Preise, um eine Torte mal zu machen. Und jetzt zahlst du 99 Pfennig. ... Ich weiß nicht, ob man das als

Maßstab nehmen kann. Das Schlimmste ist jetzt, dass die Mieten so teuer sind, der Strom, die Energie, das Gas, das hat ja alles dermaßen angezogen.“ (19)

Auch die anderen Gesprächspartner stellten die zu DDR-Zeiten staatlich subventionierten, niedrigen Mieten den seit der Wende gestiegenen Mieten gegenüber. Wie Frau Winter wägen sie die verschiedenen seit der Wende veränderten Kosten gegeneinander ab: Die Mieten sind im Verhältnis zum Gesamteinkommen gestiegen; die Preise für Lebensmittel und Autos dagegen gesunken.

Damit berichteten die Gesprächspartner sehr sachlich, von den absoluten Preisen ausgehend, wie sich die Schwerpunkte ihrer Ausgaben seit der Wende verschoben haben. Die gestiegenen Mieten sind dabei für den Alltag der Posten, der am meisten ins Gewicht fällt und so ausdrücklich betont wurde, dass er hier einen eigenen Punkt bildet. Der Rahmen der Wohninterviews, die sich vor allem auf der Ebene der Alltagskommunikation bewegten, war über das Abwägen der Preise hinaus nicht der Ort, die systemischen Ursachen dafür zu ergründen.

(2) In einem umfassenderen Sinn als die reine Mietpreissteigerung gab der *Wegfall wirtschaftlicher und sozialer Sicherheiten*, die der sozialistische Staat geboten hatte, den Interviewpartnern häufig Anlass, die Zeit vor der Wende mit der Zeit nach der Wende zu vergleichen (9, 14, 15, 18, 23, 30). Besonders eindrückliche Beispiele hängen wieder mit den Mietsteigerungen zusammen. Frau Kurz etwa erzählte von ihrer Nachbarin:

„... jetzt hier oben unsere Nachbarin: Konnte den Strom nicht mehr bezahlen. Strom abgeklemmt. Dann die Miete konnte sie nicht mehr bezahlen. Waren es drei oder vier Monate, dann musste sie raus. Konnte es halt nicht mehr bezahlen. Dann hab ich gesagt: Was willst du denn machen? Du hast keine Chance mehr jetzt. Früher bist du unterstützt worden vom Staat. Aber jetzt wird das nicht mehr. Du wirst für nichts mehr unterstützt. Du musst jetzt wirklich selber ... „(30)

Mit dem Beispiel ihrer Nachbarin verdeutlichte Frau Kurz, wie sich die Stellung der Einzelnen dem Staat gegenüber verändert hat. Sie stellte staatliche Unterstützung dem Zwang zur Eigenverantwortlichkeit gegenüber. Zu DDR-Zeiten waren gerade sozial schwache Mieter nahezu unkündbar. Mit dem veränderten Mietrecht müssen zahlungsunfähige Mieter ihre angestammten Wohnungen räumen. Sie sind dann im schlimmsten Fall auf städtische Notquartiere angewiesen. Frau Kurz steht mit dem Beispiel ihrer Nachbarin, die Trinklerin ist und nicht mit der Sozialhilfe haushalten konnte, der Wohnungsverlust als eine reale Gefahr vor Augen. Für mehrere andere Gesprächspartner aus mittleren Sozialschichten dagegen war der soziale Abstieg mit Wohnungsverlust und einem Leben als „Penner“ auf der Straße das Extrembeispiel für die veränderte soziale Situation. Auch in kurzen Alltagsgesprächen bekam ich dies wiederholt zu hören. Schon in den DDR-Medien hatten Bilder von wohnungslosen Bettlern in westdeutschen Städten als abschreckende Beispiele für das ‚unsoziale kapitalistische System‘ gedient. Seit

dem Systemwechsel erleben die Reichenbacher nun selbst Alkoholranke, die auf öffentlichen Plätzen ihrer Stadt herumlungern. Diese neue Erfahrung wirkte schockierend, auch wenn die meisten Gesprächspartner solch einen radikalen sozialen Abstieg in ihrem engeren sozialen Umfeld nicht erlebt hatten oder befürchten mussten.

In der Angst der sozial integrierten Gesprächspartner mischten sich Medienbilder und eigene Beobachtungen. Wahrscheinlich war ihnen nicht bekannt, dass die Stadt Reichenbach auf Grund des Sächsischen Polizeigesetzes verpflichtet ist, zu verhindern dass einer ihrer Bürger auf der Straße sitzt. Deshalb führt die Stadt Reichenbach, wie Frau Albert vom Reichenbacher Sozialamt erklärte,<sup>2</sup> seit 1991 ein Obdachlosenhaus. Wer etwas Eigeninitiative zeigt, dem wird geholfen. Allerdings ist diese Freiwilligkeit seit der Wende Voraussetzung zur Unterstützung. Zu DDR-Zeiten durfte es offiziell keine asozialen Bürger geben, deshalb wurden Mietschuldner nicht geräumt; so verblieben etwa randalierende Alkoholiker in ihren Wohnungen, auch wenn sich die Nachbarn noch so oft beschwerten. Das Problem trat damit öffentlich kaum in Erscheinung, war aber nach Aussagen von Frau Albert ebenso vorhanden. Seit die kommunalen Wohnungsunternehmen nach der Wende privatisiert wurden, kündigen sie Mietschuldner. Und jemand, der wegen seiner Mietschulden bei einem der vier genossenschaftlichen Wohnungsunternehmen Reichenbachs zwangsgeräumt wurde, erhält von diesen keine Wohnung mehr. Er ist dann auf die Unterstützung des Sozialamtes angewiesen. Sie greift aber mit Wohngeldzuschüssen durchaus auch für breitere Bevölkerungsschichten. Ein soziales Netz besteht weiterhin, nur hat es sich von der totalen Fürsorge in Unterstützung von Eigeninitiative gewandelt.

Die Folgen dieser Voraussetzungen beschrieben die Interviewpartner immer wieder. Eine gesicherte Wohnung zusammen mit gesicherter Arbeit bestimmten für die meisten Bürger das Grundgefühl ihres Lebens in der DDR. Beide Faktoren sind seit der Wende nicht mehr garantiert. Eine damit verbundene Änderung ihres Lebensgefühls spitzten einige Gesprächspartner schlagwortartig zu, wie beispielsweise Frau Langer:

„Eine große Sorglosigkeit, mit der man leben konnte, sehr gut leben konnte, weil man sich keine Sorgen machen brauchte. Es war halt eine soziale Sicherheit da, die mir heute auch einfach fehlt,... unter der ich heute leide.“ (23)

Andere Gesprächspartner formulierten nicht nur den Verlust sozialer Sicherheiten, sondern auch, was sie Neues erhielten. Sie stellten beispielsweise gegenüber:

„Wohlstand in einer Marktwirtschaft“ versus „soziale Absicherung“ und  
 „dass ich aus eigenem Antrieb aus meinem Leben etwas machen kann“ versus  
 „dass alles so abgesichert ist, dass nichts passieren kann“ (14) oder  
 „Selbständigkeit, dass man sich um sich selber kümmern muss, weil einem ja keiner hilft“  
 versus „Selbstlauf, weil wir ja früher an der Hand genommen worden sind“ (15)

<sup>2</sup> Interview mit Anja Albert, Leiterin des Sozialamtes der Stadt Reichenbach, am 6.4.1995.

Die materielle Grundversorgung im Wohnen und Arbeiten, die zu DDR-Zeiten gesetzlich im Recht auf Wohnen und im Recht auf Arbeit festgeschrieben waren, bestimmten das Lebensgefühl der DDR-Bürger wesentlich mit. Die Erfahrung der Veränderung in diesen Lebensbereichen betraf alle ehemaligen DDR-Bürger. Sowohl für Gesprächspartner, die diese Veränderungen ablehnten, als auch für solche, die sie befürworteten, bot sie häufig Anlass zu Vergleichen.

(3) Auch auf die *sozialen Kontakte* wirken sich die veränderten materiellen Rahmenbedingungen aus. Der Umgang mit Freunden, Familie und Nachbarschaft gab mehreren Gesprächspartnern (5, 6, 11, 13, 14, 22, 31) Anlass zu Vergleichen. Am deutlichsten waren die Veränderungen wohl im Arbeitsbereich, der im marktwirtschaftlichen System mehr Zeit und Engagement vom Einzelnen fordert, wie die Gesprächspartner häufig berichteten. Das Zusammensein mit Kollegen während der Arbeit und bei gemeinsamer Geselligkeit ist etwas, das die Interviewpartner immer wieder als „typisch“ für ihr Leben in der DDR bezeichneten. Es ist auch ein häufig genannter Punkt auf die Frage, woran sie sich von ihrem Leben in der DDR-Zeit besonders intensiv erinnerten. Da diese Arbeit den Wohnalltag behandelt, will ich diesen Punkt hier aber nicht vertiefen. Eine berufstätige Dame formulierte, wie sich die Lebensschwerpunkte verschoben haben:

„Das ganze Leben war eben ein bisschen anders. Jetzt ist die Arbeit dazu da, dass du das Leben meisterst, dass du überhaupt erhalten wirst als Mensch, dass du die Wohnung halten kannst, da ist ein anderer Druck da.“ (6)

Zu dieser Aussage ist als Hintergrund zu erklären, dass im DDR-Sozialismus ein großer Teil sozialen Lebens über die Betriebe organisiert gewesen war: Die Brigadeorganisation, die als fester Bestandteil zum betrieblichen Arbeitsleben gehörten<sup>3</sup>, kümmerte sich um gesellige Veranstaltungen. Mit dem Wechsel zu einem kapitalistischen Wirtschaftssystem werden an den einzelnen nun zudem höhere Leistungsanforderungen gestellt. Damit hat sich auch der Privatbereich im Wohnen verändert: Hier gilt es nun, Entlastung vom gewachsenen Druck im Arbeitsbereich zu schaffen, und zudem gibt es weniger vorgegebenes betriebliches Sozialleben. Das bleibt nun stärker dem Einzelnen in seinem Privatbereich und seiner Eigeninitiative überlassen.

Mehrere Interviewpartner (5, 6, 11) erzählten, dass sich mit der veränderten Arbeitssituation auch der *private Kontakt zu Freunden* verändert habe. Sie machten das daran fest, dass die Begegnungen nun nicht mehr spontan und auch nicht mehr so häufig stattfanden. Die Verbindung zu ihren Freunden mussten sie fast ganz auf telefonische Kontakte beschränken. Frau Maier beispielsweise erzählte von der Veränderung ihrer sozialen Beziehungen:

---

<sup>3</sup> Zum Brigadeleben und betrieblicher Geselligkeit siehe Schüle(2001): „Die Spinne“. Die Erfahrungsgeschichte weiblicher Industriearbeit im VEB Leipziger Baumwollspinnerei, besonders Kapitel 4. Lauber (2000): Zur Geschichte der gesellschaftlichen und privaten Fest- und Feiernkultur in der DDR - Eine Analyse ausgewählter Aspekte unter besonderer Berücksichtigung der Berufslehrentage.

„... was Kontakte, Freunde betrifft, dass man sich gegenseitig besucht und so. Das ist früher auch etwas häufiger gewesen, wir hatten viele Urlaubsbekannte, die standen halt einfach mal vor der Tür mit Mann und Maus und sind gekommen. Und da war auch dann immer Stimmung in der Bude. Und wir haben uns dann auch gegenseitig immer besucht, sind zu den' ihren Familienfeiern eingeladen gewesen. Und jetzt mit der Wende ist ein bisschen Sorge eingezogen überall, und die Probleme sind ganz andere geworden jetzt. Nicht mehr so das zwanglose Feiern und das Freuen: ‚Ich hab das erwischt!‘, wenn man irgendwas organisiert hatte, und ‚Kannst mir mal Bretter versorgen? Ich brauche Drahtglas, oder irgendwas‘ - Ja das ist weg. Die kommen jetzt auch noch, wir telefonieren ab und zu mal, aber oft heißt es ‚Wir haben keine Zeit.‘ "(11)

In dieser Aussage spiegeln sich sicher auch noch die besonderen Schwierigkeiten in der Zeit der Wende und der Jahre des größten Umbruchs. Vor allem aber schilderte Frau Maier hier eine Veränderung der Kommunikation: von überwiegend direkter hin zu stärker medial geprägter. Zu DDR-Zeiten hatten nur wenige Bürger einen Zugang zu einem Telefon. Persönliche Kontakte waren damit viel wichtiger. Eine gängige Praxis war es, einfach auf gut Glück bei jemandem vorbei zuschauen, und ihm, wenn man ihn nicht antraf, auf einem Zettel eine Nachricht zu hinterlassen. An die Stelle solcher Kontakte ist nun das Telefonieren getreten. Als „DDR-typisch“ bezeichneten viele auch die gegenseitige, freundschaftliche Unterstützung bei der Jagd nach Dingen, die in der Mangelwirtschaft nur schwer zu bekommen waren - erfolgte sie nun überwiegend aus freien Stücken oder zwangsweise. Zum Erwerb der notwendigen Dinge braucht man in der Marktwirtschaft nicht mehr unbedingt freundschaftliche Beziehungen.

Auch auf das *familiäre Zusammenleben* wirkten sich die veränderten materiellen Rahmenbedingungen aus. Zudem ist die außerfamiliäre Kinderbetreuung nicht mehr durchgängig staatlich geregelt. Familie Bauer bezog diese Umstände in ihre Familienplanung mit ein. Sie betrachtete ihre Situation im Vergleich zu den Möglichkeiten zu DDR-Zeiten und in den alten Bundesländern:

„Sie: Wir hätten gerne noch mehr [Kinder], aber das ist nicht drinne. Das ist das, was mich echt stört. Zu DDR-Zeiten wäre das kein Problem gewesen. Das wäre alles machbar gewesen. Auch mit zwei oder drei Kindern.

Er: Jetzt finanziell. Und auch von der Arbeit von der Frau her.

Sie: Man hatte sein Auskommen gehabt. Ich muss mich jetzt entscheiden: Beruf oder Familie. Und ich will mich nicht so zurückdrängen lassen. Ich muss jetzt wirklich dann eine knallharte Entscheidung treffen.

Er: Und das wird der Beruf werden müssen. Weil ich eine Familie mit zwei oder drei Kindern nicht ernähren könnte.

Sie: Nichts zu machen. Selbst mit allen Zuschüssen nicht.

Er: Drüben in den Altbundesländern mit meiner Qualifikation wäre das sicherlich ohne Probleme möglich.

Sie: Deine Schwester, die haben keine Probleme, die haben drei Kinder, der kann die Frau und die drei Kinder versorgen, problemlos. Als Arbeiter problemlos.“ (22)

Bei der Versorgung von Kindern erlebte es Familie Bauer „störend“, dass der Staat im vereinten Deutschland dafür nicht mehr durch ganztägige, kostengünstige Betreuung die Verantwortung übernimmt. Außerdem sind beide Ehepartner nun auf den unsicheren Arbeitsmarkt in Ostdeutschland und die niedrigeren Ostlöhne angewiesen. Besonders für Frau Bauer stellte sich damit die neue Entscheidung zwischen Beruf und Familie. Im Vergleich zur Situation zu DDR-Zeiten und auch im Vergleich zur wirtschaftlich sichereren Situation im Westen sahen sie sich benachteiligt.

Schließlich gab bei den sozialen Kontakten auch noch das *Zusammenleben mit ihren Nachbarn* den Gesprächspartnern Anlass zum Vergleich. Einige (6, 13, 31) beschwören die gute Nachbarschaft, die aber seit der Wende in Gefahr ist. Eine Dame, die bereits plante, aus ihrer Plattenbauwohnung auszuziehen, formulierte:

„Es ist so, dass wir uns auch grüßen, dass wir über die Balkonbrüstung schauen: "Guten Abend, was habt ihr heute gemacht?" oder so. Es ist eigentlich doch noch ein soziales Wohnen in diesem Haus konkret, wo ich wohne. In anderen Häusern läuft das etwas anders ab, sehr unpersönlich. Das geht eben auch schon los beim Hausaufgang, dass Tapeten heruntergerissen sind und so weiter. Unpersönlichkeit macht sich dort breit. Und vor allen Dingen auch laut, also keine Rücksichtnahme, sehr viele Autos in dem Gebiet, ...“  
(6)

Der gutnachbarschaftliche Kontakt mit informellen Gesprächen steht hier für das sich auflösende „soziale Wohnen“. Anonymität und Lärm dagegen, die vor allem aus der Zusammenballung vieler Menschen auf engem Raum in der Plattenbausiedlung herrühren, sind hier als die neuen Entwicklungen dargestellt. Dahinter steht nicht nur die menschliche Qualität der Nachbarn, sondern auch der Strukturwandel im Neubaugebiet. Die Mieter sind nun nicht mehr, wie zu DDR-Zeiten in den ‚Hausgemeinschaften‘<sup>4</sup>, für die laufende Instandhaltung ihrer Hausaufgänge selbst verantwortlich. Diese Aufgabe wurde an eine Hausmeisterfirma übertragen. Schon mit der Wende kauften sich sehr viele Bürger einen eigenen PKW. Solch eine vermehrte Zahl an Autos war aber in dem dicht bebauten Neubaugebiet nie vorgesehen. Außerdem ziehen viele Besserverdienende, wie auch die zitierte Gesprächspartnerin, seit der Ausweisung von Neubaugebieten und der Sanierung von Altbauten aus dem Plattenbaugebiet weg. *Enge nachbarschaftliche Kontakte*, die oft freiwillig, aber oft auch zwangsweise gepflegt wurden, weil man im Zusammenwohnen aufeinander angewiesen war, gelten den Gesprächspartnern hier als ein Spezifikum des DDR-Wohnens. Herr Greipl betrachtete dieses Thema allgemeiner, auch im Vergleich zwischen dem Westen und dem Osten überhaupt:

„Das Wohnen hier [im Osten], das ist ein ganz anderes Wohnen, als wo ich drüben [im Westen] gewohnt hab. Die Leute kapseln sich dort ab. Tu ich hier mal grillen, dann kommt der Nachbar her: "Was machst da?", oder der Nachbar tut grillen, ich komm mal

---

<sup>4</sup> siehe A.II.1.b)



mit nüber, trinken wir mal eine Flasche Bier, tun wir a weng erzählen. Drüben wurde ich abgehakt. Die kamen von der Arbeit oder wo sie herkommen, Tür zu, Feierabend. A weng eine Einöde ist das.“ (31/6)

Mit dem gemeinsamen ‘Rostern’<sup>5</sup>, dem Grillen von Rostbratwürsten, hat Herr Greipl ein Beispiel einer Praxis für informellen Kontakt in Ostdeutschland gewählt, die sehr gängig war. Es ist ein Herzstück ostdeutscher Geselligkeit im Kleingarten und bei jedem öffentlichen Fest.

Allen Vergleichen zum sozialen Kontakt mit Freunden, in der Familie und in der Nachbarschaft ist gemeinsam, dass die Gesprächspartner in der Vorwendezeit oder allgemein im ‘Osten’ dafür mehr Raum und in der Mehrzahl der Fälle auch eine größere Lockerheit sahen. Diese Unterschiede lassen sich aus strukturellen Momenten, also etwa Siedlungsdichte oder Verwaltungsorganisation, erklären, die selbst wohl auch mentalitätsprägend gewirkt haben. Ihre Wirkung hing letztendlich vom Einzelnen ab. Sie bewegte sich in der Gruppe der Gesprächspartner zwischen einem Gefühl sozialer Geborgenheit, das im Nachhinein verklärt wurde, und dem Gefühl sozialer Enge, dessen Ende als Befreiung interpretiert wurde.

(4) Der häufigste (5, 9, 14, 17, 19, 23, 25, 27, 30, 34) Vergleichspunkt im Interviewcorpus ist die *Versorgung mit Lebensmitteln und anderen Gütern*. Besonders die Dinge, die es seit der Wende nicht mehr gibt, bezeichneten die Interviewpartner auch als „DDR-typisch“: beispielsweise das frühere Waschmittel für Gardinen, die wenig aufwändigen und oft unpraktischen Verpackungen der Waren, das „Plastegeschirr“, die Dinge aus „dem Kunstgewerbe“ bis hin zum Trabant. Die Gesprächspartner erzählten, welche früheren Mangelwaren sie nun erhalten können. Das reicht von Bananen, Geräten, Konsumgütern und neuen Reisezielen und gilt schließlich auch für Kreditmöglichkeiten. Es gibt Vergleiche, die nur die Erwerbsmöglichkeit und die Preise im Verhältnis zu anderen Kosten gegenüberstellen. Frau Kurz beispielsweise vergleicht die Preise für Möbel:

„Sechseinhalbtausend Mark [für eine Exportküche], das war viel. Hast ja bloß 700 oder 800 Mark verdient. Da musstest du lange sparen, um auf das Geld zu kommen, dir was zu leisten. Oder wie eine Schrankwand - wie jetzt meine. Ich kauf mir eine schöne, rustikale für tausend Mark. Da hätten wir früher 2000 Mark hingelegt. Oder eine Couchgarnitur für tausend Mark jetzt, wie es manchmal drinne ist. Da hätten wir 6- bis 7000 Mark hingelegt. Hätten wir uns nie kaufen können.“ (30/10)

Der zitierten Stelle geht die Erzählung voraus, wie abenteuerlich es war, an die erwähnte Kücheneinrichtung zu gelangen. Möbel waren zu DDR-Zeiten oft nur nach langer Vormerkung zu kaufen und im Verhältnis zur allgemeinen Lebenshaltung sehr teuer. Sie haben sich seit der Wende radikal verbilligt.

<sup>5</sup> siehe zu dieser Form des ‚Essen als sozialer Praxis‘ B.II.2.c) Absatz zum Essen

Einige Gesprächspartner gehen über solche Preisvergleiche hinaus, indem sie auch den veränderten Stellenwert und Gebrauch der Dinge schildern. Frau Ludwig beispielsweise verglich ihre unterschiedlichen Eindrücke beim Weihnachtseinkauf:

„Jetzt würde ich das alles nicht mehr so empfinden. Aber damals so aus einem Kleckerort hier wie Netzschkau kommen und dann in die große Stadt München. Es war Weihnachten und da war das so richtig hell, alles geschmückt. So was kannte man ja gar nicht. Wir haben ja schon gestaunt, wenn wir mal in die Tschechei gefahren sind, so Karlsbad, und dann haben wir in den Schaufenstern hier das ganze Weihnachtszeug liegen sehen. Zu DDR-Zeiten war des alles sehr mager. Da ist man dann immer schon im Oktober losgerannt, der Rahmen, was des Weihnachtsfest ausmacht, das hat ma schon mal rangeschafft. Zum Beispiel saure Gurken. Und die Süßigkeiten, die gab es fast alle nur unter dem Ludentisch. ...

Aber irgendwie muss ich sagen, trotz all dem hat mir da das Weihnachtsfest besser gefallen. Wenn ich jetzt im September in' Laden gehe und sehe da schon die Weihnachtsmänner stehen die ersten. Bis Weihnachten hab ich überhaupt keine Lust mehr. ... Früher ein bunter Teller, der war was. Gut, die Schokolade hat nicht so gut geschmeckt. Jetzt ist es überhaupt nichts mehr. Aber es geht nicht bloß mir so. Das sehen viele so. Der ganze Konsum, so schön wie das alles ist, und man kann alles kaufen, aber ach, das erdrückt einen ja richtig. Wir haben auch schon vieles geändert. Zum Beispiel, wir haben nach wie vor jedes Jahr noch einen Weihnachtsbaum. Aber da kommen halt nicht mehr diese leuchtenden Kugeln ran, da kommen nur Strohsterne ran und so was.“ (14)

In verschiedenen Steigerungen erlebte Frau Ludwig weihnachtlichen Konsum: vom mühsam organisierten „Rahmen“ zu DDR-Zeiten mit dem Mangelartikel Saure Gurken und einem bunten Teller, organisiert über das besser versorgte sozialistische Nachbarland Tschechien, bis hin zum Glanz der Münchner Kaufhäuser. Doch als solche Konsummöglichkeiten für sie auch im Heimatort erreichbar sind, kehrt sich die Konsumfreude um in eine Gefühl der Übersättigung. Darauf reagiert sie mit einer neuen Selbstbescheidung.

Das Ehepaar Bauer erzählte in seinem Vergleich vom veränderten Umgang mit Kleidung:

„Sie: Es wird in den alten Bundesländern mehr Wert auf Kleidung gelegt, auf Äußeres wird sehr viel Wert gelegt. Und hier dadurch, dass man nicht alles kriegen konnte und alles sehr teuer war, im „Exquisit“ eine Hose 180 Mark, eine Kordhose. (lacht) Dann sind die Sachen geschont worden. Und wenn man die Anzihsachen anhatte, zu Hause der erste Weg war ausziehen.

Er: Man hat sich so ein bisschen rausgeputzt, wenn man mal weg ist. Aber so für den alltäglichen Gebrauch, da ist keiner von den Ingenieuren, da musste sich keiner irgendwie rausputzen. Ich bin genauso mit dem Hemd ohne Schlips, mit Hose auf Arbeit gegangen. Das war nicht so wie jetzt, da haste halt ein bisschen eine gehobenere Stellung, der möchte halt eine Krawatte dranhaben und ... schwarzer Anzug, so Hypobankuniform.“ (22)

Frau Bauer erzählte, wie sie zu DDR-Zeiten ihre Kleidung schonte. Im Interview - noch einige Jahre nach der Wende - lobte sie, selbst als junge Frau, die Vorzüge der vollsynthetischen Kittelschürzen, die fast alle Frauen zu Hause trugen. Mehrere Gesprächspartner (18, 22, 24) bezeichneten diese Schürzen als „DDR-typische“ Dinge. Frau Bauers Gatte sprach vom neuen

Umgang mit Gewand: Das Schonen wird nun abgelöst von der Repräsentation. Mit der günstigeren Verfügbarkeit modischer Kleidung greifen nun auch in Ostdeutschland ‚westliche‘ Distinktionsformen. Herr Bauer sieht sich gezwungen, das Spiel sozialer Unterscheidung über Kleidungszeichen mitzumachen. Er ist aufgewachsen mit sozialistischem Kollektivdenken, deshalb fällt ihm die neue kulturelle Praxis, Status und Hierarchie auch äußerlich derart zu demonstrieren, besonders deutlich und unangenehm auf.

Alle hier vorgestellten Vergleiche haben dies gemeinsam: Die Gegenüberstellung mit einer Veränderung oder westlichem Anderem lässt etwas DDR-Spezifisches deutlich werden. Dabei überwiegen die Vergleiche Vorwendezeit mit der Nachwendezeit, weil hier alle Gesprächspartner Veränderungen in ihrem eigenen Wohnalltag erlebten. Vier solcher kollektiver Erfahrungen sind auch die Hauptthemen der Vergleiche innerhalb der Wohninterviews: die Höhe der Mieten und die soziale Absicherung im Wohnen, das Zusammenleben mit Freunden, Familie und Nachbarschaft und als viertes die Versorgung mit Gütern. Sie betreffen Kernbereiche des Alltagslebens in der DDR. Aus der gleichen Haltung wie beim Vergleich, dem Abwägen der Unterschiede und deutlichen Veränderungen, nahmen die Gesprächspartner gleichsam in einen nächsten Schritt Zuschreibungen vor, was sie für „DDR-typisch“ hielten. Deshalb sind die Hauptthemen der Vergleiche und die als DDR-typisch bezeichneten Dinge und Umstände die gleichen.

### **c) Herkunft und Funktion der Vergleiche: Die Mischung von Eigenerfahrung und Medienbildern**

Herkunft der Vergleiche zu DDR-Zeiten: Ost-Medien vermittelten ein Feindbild vom kapitalistischen Westen. - Am Westfernsehen konnten die DDR-Bürger Maßstäbe für das eigene Regime entwickeln. - Direkte Erfahrungen mit Westprodukten hatten die meisten DDR-Bürger durch Westpakete. Sie waren eine reguläre Versorgungsquelle. - Herkunft der Vergleiche seit der Wende: Die Erfahrung der zahlreichen Veränderungen im Alltag werden in Vergleichen verarbeitet. - Viele Gesprächspartner ordneten ihre Vergleiche ein in das Bild vom „Aufbau Ost“. - Zusammenfassung

Den Stoff für ihre Vergleiche lieferten den Gesprächspartnern vor allem ihre eigenen direkten Erfahrungen. Sie griffen aber auch auf Stoff aus verschiedenen Medien wie Fernsehen und Zeitungen zurück. Nicht immer lassen sich in ihren Aussagen die Erfahrungsquellen auch noch nachvollziehen; eigene und durch Medien vermittelte Erfahrungen erschienen den Gesprächspartnern oft gleichermaßen real und vermischen sich in ihren Aussagen.<sup>6</sup>

Bei den alltäglichen Ost-West-Vergleichen stellten die Gesprächspartner fast ausschließlich die direkte Erfahrung eigenen Erlebens für den Ost-Part ihrer Vergleiche dar. Für den West-Part ihrer Vergleiche hatten die meisten DDR-Bürger zu DDR-Zeiten nur begrenzte Erfah-

<sup>6</sup> siehe auch Thomas (1997): Wahrnehmungsmuster in Ost- und Westdeutschland gestern und heute. Warneken (Leiter der Projektgruppe) (1995): Spiegelbilder. Was Ost- und Westdeutsche übereinander erzählen.

rungsmöglichkeiten. Westbesuche waren nur ausgewählten ‚Reisekadern‘ und nur zu besonderen Anlässen gestattet. Angesichts dieser Einschränkungen kam dem offiziellen Westbild, wie es in politischen Verlautbarungen, *DDR-Medien* oder etwa auf Schulungen propagiert wurde, ein besonderes Gewicht zu. Das negativ überzeichnete *Feindbild vom kapitalistischen Westen* diente hier oft als Folie, vor dem sich die Leistungen des Sozialismus im ‚Systemwettbewerb‘ abheben sollten. In den Anfangsjahren der DDR waren sogar einige Planziele in den Parteitagebeschlüssen der SED im Vergleich zum Westen formuliert: Im Jahr 1958 stellte sich etwa der V. Parteitag der SED die Hauptaufgabe, als Beweis der Systemüberlegenheit die Arbeitsproduktivität in der Volkswirtschaft im Siebenjahresplan 1959 - 1965 so weit zu steigern, dass die DDR den Pro-Kopf-Verbrauch der westdeutschen Bevölkerung mit allen wichtigen Lebensmitteln und Konsumgütern erreichen und übertreffen sollte.<sup>7</sup> Von ihren Erfahrungen mit Vergleichen solcher Art im betrieblichen Umfeld erzählte Frau Ludwig:

„Wir hatten auch immer zu DDR-Zeiten „Schule der sozialistischen Arbeit“. Ach, das war was Lustiges. Das fiel immer schön in die Arbeitszeit. Das war wie eine Versammlung. Und da war dann immer so ein Referent da und der hat uns dann aufgeklärt, wie gut das eben im Sozialismus ist. ... Da ist uns dann das Böse am- Der Klassenfeind war ja immer die BRD, ja das war ja schon klar. War so dicht dran hier. Und dann ging das immer los, die hohen Mieten und die Arbeitslosigkeit. Das waren ja immer die Schlachtworte. Ging das erst eine dreiviertel Stunde da drum, wie schlecht es doch in der BRD ist und die restliche Zeit ging es dann da drum, unser leuchtendes Land hier.“ (14)

Auch von offizieller Seite angeregt, waren es DDR-Bürger also gewohnt, ihr Leben im Vergleich zum Westen zu betrachten.

Gelegentlich benutzten die Interviewpartner Schlagworte, die an solch propagandistische Ost-West-Vergleiche anklingen. Die Begründung, warum sie und ihr Gatte nicht in die alten Bundesländer reisen wollten, lautete beispielsweise für Frau Winter:

„Das ist doch nur alles Glimmer, Fassade und wenn du dahinterguckst, ist doch Schuldenberge, Streitigkeiten in den Ehen. Ich finde es hier ruhiger, ehrlicher.“ (19)

Die Sprecherin war nur kurz in Hof gewesen, um sich das Begrüßungsgeld abzuholen, sonst verfügte sie über keine eigenen Westerfahrten. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass ihre Formulierungen auf Medienaussagen zurückgehen. Ein anderer Gesprächspartner verwendete den gleichen Ausdruck ‚Fassade‘. Er berichtete von seinen Äußerungen bei einem Besuch in Erlangen:

„Habe ich gesagt, die Worte werde ich auch nie vergessen, das hat sich auch bewahrheitet: "Mehr Schein als Sein." Also vorne glitzernde Fassade und wenn ich dahinter geh, fällt es zusammen, in Anführungsstrichen. Das klingt jetzt brutal, aber es ist wirklich so.

<sup>7</sup> Protokoll der Verhandlungen des V. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Berlin (Ost) 1959, S. 68.

Wobei hier in dieser Region, oder sagen wir mal die Ostdeutschen, die haben sehr viel Wert auf Qualität, Solidität und Langlebigkeit gelegt. Und das ist auch heute noch der Fall. Wenn die Leute ihre Häuser bauen, die legen sehr, sehr viel Wert, wie das Haus gebaut wird.“ (32)

Kann sich dieser Vergleich auf die Bauqualität im Eigenheimbau beziehen? Oder meint er nicht eher die Unterscheidung zwischen den Waren im westlichen Kapitalismus, die glänzen müssen, damit sie einen Kaufanreiz bieten, und den Gütern in der DDR, die primär der Versorgung dienten und deshalb mit spröden Verpackungen auskamen? Vor der negativen Folie des fast moralisch wertenden „Mehr Schein als Sein.“ erscheint die Trias von „Qualität, Solidität und Langlebigkeit“ um so positiver. Diese drei Qualitätsmerkmale waren dem Sprecher auch die Wertmaßstäbe für seine handwerkliche Arbeit als Schreiner zu DDR-Zeiten. Mit der besseren Versorgungslage seit der Wende ist sie aber weniger gefragt. Der Vergleich in den alten Begriffen, der an die alten Qualitäten anknüpft, bringt ihm für die Gegenwart eine Aufwertung seiner Arbeit. Ähnlich moralisch wertend klingt der Vergleich eines erheblich jüngeren Mannes:

„Das Kollektiv war so gut, dass es von den neunundzwanzig Mann nur einer nicht geschafft hat in den vier Jahren. Die Ausfallrate ist jetzt bei irgendwelchen Prüfungen, Durchfaller und so weiter, wesentlich höher. Die Ellbogengesellschaft hat im Studium schon arg zugeschlagen. Dass jeder sich selbst der Nächste ist ...“ (22)

Der Kontrast zwischen dem „guten Kollektiv“ und der „Ellbogengesellschaft“ erscheint, am biblischen Gebot der Nächstenliebe gemessen, besonders hart. Seinen eigenen Studienerfahrungen stellt der Sprecher hier Informationen aus zweiter Hand gegenüber. Darauf folgen ähnliche Aussagen über die hierarchischen Verhältnisse im momentanen Arbeitsleben. Mit dem Rückgriff auf die alten Schlagworte kann der junge Mann die eigene Arbeitssituation, die im neuen System schwieriger geworden ist, in ein übergeordnetes Bezugssystem einordnen. Der Gebrauch solcher Schlagworte scheint auch im Gespräch kommunikative Sicherheit zu geben, weil sie eine sichere Bewertung in der Unsicherheit der neuen Situation bieten.

Die von den offiziellen Medien gewohnte Praxis, die DDR im Vergleich zur BRD zu bewerten, kehrte sich auch gegen das SED-Regime. In der für das Interviewmaterial relevanten Spätzeit der Achtzigerjahre verfügten die meisten DDR-Haushalte über einen Fernseher, mit dem sie Westprogramme empfangen konnten und regelmäßig sahen. Das *Westfernsehen* war ihnen eine Quelle für die Zustände in der BRD. Daran konnten sie eine alternative Position gegenüber dem SED-Staat und seinem Alleingültigkeitsanspruch entwickeln. Das Westfernsehen lieferte ihnen die Maßstäbe für ihre Ansprüche an die DDR, besonders in puncto materielle Versorgung. Durch die geschönten Bilder in der Werbung und die alleinige Information durch Filme entstand bei vielen DDR-Bürgern allerdings ein unrealistisches Westbild, das nur die

glanzvollen Seiten enthielt, ohne dass sie die ganze soziale Realität, die auch Schattenseiten hat, wahrnahmen. Durch den Kontrast zum „Fernsehbild“ vom Westen waren die Ostdeutschen dann oft mit der eigenen realsozialistischen Lebenswelt unzufrieden.

Am direktesten erfahrbar war Westliches für DDR-Bürger in westlichen Produkten. Die meisten von ihnen bekamen in den sogenannten *Westpaketen*<sup>8</sup> solche Waren regelmäßig von westdeutschen Verwandten oder Bekannten geschickt. Die Westpakete sind die am häufigsten genannte Westerfahrung in den Interviews. Sie enthielten meistens Lebensmittel, bevorzugt Bohnenkaffee, Schokolade, Kakao, auch häufig Kosmetika, Feinstrumpfhosen oder abgelegte Kleidung. Die westlichen Produkte wurden in der DDR hoch geschätzt und wurden oft auch weitergetauscht. Frau Huber formulierte dies sogar als feste Regel:

„Das war ein Unterschied wie Tag und Nacht, wenn sie die Anzihsachen von hier und etwas von drüben hatten. ... Da hab ich dann auch manchmal was verkauft, das war ja sehr gut zu verkaufen, die Sachen - alles unter Bekannten. Es wollte doch lieber jeder etwas Gebrauchtes vom Westen wie etwas Neues hier aus dem Osten.“ (21)

In den Vitrinen vieler Wohnzimmerschränke fanden sich die Verpackungen westlicher Produkte wie Ikonen dekoriert.

Besonders beliebt waren Geldgeschenke mit D-Mark. Westgeld und seine besondere Kraft im Osten war ein fester Topos in Witzen und Geschichten, wie sie beispielsweise Frau Müller erzählte:

„Haben sie einen Parteisekretär nach'n Westen gelassen. Und dann haben sie gesagt: „Mensch, ausgerechnet den, was wird denn der erzählen, wenn der wiederkommt?“ Dann kam der wieder, dann sagen sie zu ihm: "Erzähl doch mal, wie war es denn?" "Och", hat der gesagt, "net anders als bei uns, für Westgeld kriegt man drüben alles." Und das war eigentlich ein ganz typischer Witz. So war es ja dann in den letzten Jahren hier. Das hat mich eigentlich auch so ein bissl angekotzt, weil man gesagt hat, also man kann arbeiten, ehrlich und fleißig, und es nützt einem im Grunde genommen nichts, und ein Dummer, der einen Haufen Verwandtschaft drüben hat und noch so faul ist, der hat die blauen Scheine, und die gibt er dann ab, und dann klappt die Sache. Und das ist das, was eigentlich schon immer ein tüchtiger Ärger war. Wo ich mich freue, dass das jetzt anders ist, ich kann mir jetzt auch das Zeug kaufen. Und ich muss es mir nicht erschwindeln oder mit riesen Trinkgeldern...“ (13)

Frau Müller beklagte sich hier, wie durch die Geldgeschenke unter den DDR-Bürgern eine Ungleichheit entstand. Westgeld hatte in der DDR zeitweise den Stellenwert einer zweiten Währung. Über die staatlichen Intershops, in denen man nur mit Westgeld einkaufen konnte, versuchte der Staat diese Devisen auch für sich abzuschöpfen. DDR-Mangelartikel wurden vielfach dort zu überhöhten Preisen angeboten. Mit Westgeld war so für DDR-Bürger beinahe alles, was sonst nur schwer zu bekommen war, leicht zu erhalten.

---

<sup>8</sup> siehe Härtel / Kabus (Hrsg.)(2000): Das Westpaket. Berlin.

Die Interviewpartner sprachen mit einer Haltung von Freude und auch Dankbarkeit über die Westpakete, die sie erhalten hatten. Aber insgesamt überwiegt eine Anspruchshaltung, die auch in Formulierungen wie etwa folgender anklingt:

„Weihnachten und Geburtstag hat man meistens ein Päckchen bekommen: Süßigkeiten und vielleicht auch mal ein Pulli mitdrinne, aber sonst Kaffee, Kakao und ein Stück Seife, gute und sowas. Das war es meistens gewesen, so große Dinge waren da nicht drinne.“ (17) oder

„Wir hatten eine Familie gehabt, die uns jahrelang gut unterstützt hat. ... Und dann hat meine Mutter die andere Verbindung noch gekriegt.“ (21)

Hauptthema waren den Gesprächspartnern die Produkte in den Paketen, nicht etwa die Beziehungen zu den Menschen. Die Westpakete waren ihnen eine wichtige, reguläre Versorgungsquelle.<sup>9</sup> Sie stand gleichwertig neben den Delikat-, Exquisit- und Intershop-Läden, in denen der staatliche Handel zu besonders hohen Preisen die Konsumgüter anbot, die sonst nicht zu erhalten waren. Mit Westwaren konnte man sich unterscheiden. Frau Schön etwa erzählte vom Neid ihrer Kollegen auf ihre westliche Kleidung. Wenn also die Interviewpartner als ehemalige DDR-Bürger von ihren Westkontakten erzählten, sagten sie damit oft auch etwas aus über ihren sozialen Status innerhalb der DDR-Gesellschaft.

Eine besonders eindrucksvolle Erfahrung mit dem ‚Westen‘ war ein Westbesuch, der hier aber als seltene Ausnahme vernachlässigt werden soll. Das Spektrum der Erfahrungen mit dem ‚Westen‘ zeigt sich in der Verwendung des Wortes. Beispielsweise finden sich im Interview mit Frau Hansen folgende Wortzusammensetzungen: „Westverwandte“, „Westtante“, „Westbesuch“, „Westauto“, „Westfernsehen“, „Westantenne“, „Westpaket“, „Westgeld“, „Westdeutsche“ und „Westdeutschland“. (9) Mit diesen Begriffen sind die gängigen Westerfahrungen umrissen. Der ‚Westen‘, von dem die Gesprächspartner sprachen, hat mehr mit dem DDR-Alltag zu tun als mit der faktischen Realität der alten Bundesrepublik. In diesem Sinne *war der ‚Westen‘ ein fester Bestandteil des ‚Ostens‘*.

Mit der politischen Wende wurden die direkten Erfahrungen des Westens für die Interviewpartner maßgeblich. Die meisten sahen die Veränderungen, die sie seitdem erlebten, als typisch westlich an. Westbesuche wurden nun selbstverständlich möglich. Immer wieder erzählten die Gesprächspartner von ihrem ersten Westbesuch nach der Maueröffnung. *In zahlreichen Vergleichen verarbeiteten sie ihre neuen West-Erfahrungen*. Eine Funktion solcher Vergleiche ist, dass sich die Interviewpartner dabei immer wieder ostdeutscher Eigenarten bewusst wurden. Durch die Pointierung verstärkten sich manche Unterschiede oder kamen gar erst zu Tage. Das kann bis zu „ostalgotischer“ Selbstbegründung gehen, dass Sprecher aus der positiven Bewer-

<sup>9</sup> siehe Merkel (1999): Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR. Zur Versorgung mit Mangelwaren besonders S. 277 - 297.

tung ostdeutscher Eigenarten Eigen- und Selbstbewusstsein schöpfen. Dabei kann es auch um kleine Unterschiede gehen, wie beispielsweise um nur fünf Grad Celsius, wenn Frau Müller ihre Wohnung im Vergleich mit Westerfahrungen bewertet:

„Es ist schön warm hier, es ist immer gut geheizt. Das würde mich stören - das habe ich erstmals im Westteil erlebt - dass die Leute immer nur in kalten Wohnungen sitzen, weil sie Heizung sparen müssen. (lacht) Das kenne ich von hier überhaupt nicht. Und das war auch nicht in Ordnung. Aber dadurch hat sich natürlich auch ein Lebensstil herausgebildet, es wollte jeder ein bisschen gemütlich warm in der Wohnung haben. Ich war mal in Nordhorn zum Praktikum, da ist mir das richtig aufgefallen, dass es in jedem Raum für mich zu kalt war. (lacht) Ich muss sagen für mich, weil ich es ja eben anders gewöhnt war. Wenn die 20 Grad drinne hatten, dann haben die die Heizung zurückgedreht. Und bei uns haben wir eben erst zurückgedreht, wenn es 25 Grad waren, dann war es uns zu warm.“ (13)

Dieser Vergleich gehört zu einer positiven Gesamtcharakterisierung ihrer Wohnung. Die Wohnung, in der sich Frau Müller wohlfühlt, ist ihr aber gleichzeitig ein Anzeichen für einen gemütlich-warmen Lebensstil. Im Verlauf der Gespräche betonte sie auch häufig das bessere soziale Klima - die größere Herzenswärme - in Ostdeutschland.

Zum Abschluss dieses Abschnittes muss noch auf die Ost-West-Vergleiche in den Medien hingewiesen werden, die seit der Wende ein Dauerthema sind. Der ‚Osten‘ ist seitdem zu einer neuen statistischen Kategorie geworden: Arbeitsmarktzahlen, Wirtschaftsentwicklung, Bevölkerungsentwicklung und Gesundheit - nahezu alles wird im Ost-West-Vergleich betrachtet. Solche Vergleiche, bei denen der Osten fast immer schlechter abschneidet, scheinen auch der Bestätigung westlicher Überlegenheit zu dienen. Sollen damit die Aufwendungen für den ‚Aufbau Ost‘ schmackhaft gemacht werden? Die Formulierung vom ‚Aufbau Ost‘ legt eine Gleichsetzung mit dem ‚Wiederaufbau‘ in der Bundesrepublik nahe: Der ‚Osten‘ werde seit der deutschen Wiedervereinigung ähnlich wie die alte Bundesrepublik (wieder-)aufgebaut. Das impliziert, dass der ‚Osten‘ zerstört sei - ähnlich wie die Ruinen westdeutscher Städte nach dem Zweiten Weltkrieg - und nun genauso wiederaufgebaut werden müsse, um an einer glücklicheren Zukunft teilzuhaben. Die Interviewpartner reagierten auf dieses Fortschrittsideologem vom „Aufbau Ost“. Frau Hansen beispielsweise begann das Gespräch mit folgender, offenbar schon vorüberlegter Aussage:

„Zum »Stichwort Wohnen«, da möchte ich sagen - als Spontanität - zu DDR-Zeiten haben wir billig gewohnt, aber natürlich mit großen Fragezeichen: nicht komfortabel. Es ist heute auch noch nicht komfortabel bei uns, aber jedenfalls, man sieht, dass es aufwärts geht. Und es wird was getan. ... (Erklärung zu Volkseigentum der Wohnungen) Es ist jetzt das Wohnen auf jeden Fall besser geworden. Es lässt natürlich noch zu wünschen übrig, aber man kann es sich ja vorstellen, das kann nicht von heute auf Morgen übers Knie gebrochen werden. Also jedenfalls fühle ich mich persönlich wohler. Hier in meiner Wohnung, als ich damals hier eingezogen bin. Das war vor acht Jahren. Das ist eine Neubauwohnung- Also die sogenannten Plattenbauten- Für Westdeutsche



mag das vielleicht erschreckend erst mal sein, die Plattenbauten. Für uns (betont) war das damals schon eine große, äh, also, etwas komfortabler geworden. Erstens mal durch die Heizung. Wir hatten Heizung, wir haben jederzeit Warmwasser und so weiter.“ (9)

Frau Hansen stellt eine positive Aussage über ihre Wohnsituation zu DDR-Zeiten an den Anfang, die sie aber sofort einschränkt. „Auch“ bis in die Gegenwart erscheint sie ihr „noch nicht komfortabel“. Mit diesem „noch nicht“ hat Frau Hansen aber schon die Verbesserung im Blick. Die ungenügende Ausgangssituation ist ihr der Kontrast, vor dem sie hervorhebt, dass es „aufwärts geht“ und „besser geworden“ ist. Sie bestätigt damit der westdeutschen Interviewerin gegenüber zu Beginn das Bild vom „Aufbau Ost“, obwohl sie im weiteren Verlauf des Gesprächs erzählt, wie zufrieden sie mit ihrer Wohnsituation zu DDR-Zeiten war und auch zum Zeitpunkt des Interviews ist. Offenbar stellt sie sich damit ein auf eine „Westdeutsche“ als Interviewerin; sie ordnet sich ihr gegenüber in das Medienbild ein.

In der Summe der Interviewaussagen scheinen neben der eigenen Erfahrung immer wieder verschiedene Quellen durch, aus denen die Sprecher Material für ihre Vergleiche geschöpft haben. Ich habe hier diskursanalytisch versucht, diese aufzuschlüsseln und von ihrer Funktion im Herkunftszusammenhang auf ihre wertende Tendenz zu schließen. Es ist zu unterscheiden zwischen dem Material, das vor - und jenem, das nach der Wende entstand. Zu DDR-Zeiten vermittelten die DDR-Medien ein negativ überzeichnetes Feindbild vom kapitalistischen Westen, um davor die Leistungen des Sozialismus um so positiver darstellen zu können. Umgekehrt bezogen viele DDR-Bürger ein glanzvoll unrealistisches Bild vom ‘Westen’ aus dem Westfernsehen und maßen daran ihr eigenes Regime. Direkte Erfahrungen mit dem Westen bestanden für viele meist nur aus den Westpaketen. Seit der Wende erlebten die Gesprächspartner zahlreiche Veränderungen in ihrem Alltag, die sie in Vergleichen verarbeiteten. Nun ordneten viele ihre Wertungen ein in das in den Medien allzeit präsente Bild vom stetigen Fortschritt im „Aufbau Ost“. Insgesamt kam es jedoch zu einer Mischung der verschiedenen Einflüsse, die sich in den meisten Fällen nicht mehr genau nachvollziehen lassen. Die Alltagserzählungen verselbstständigten sich. In den Wiederholungen innerhalb des Materials des Interviewcorpus lassen sich Ansätze erkennen, dass sich Deutungen zu Topoi verfestigten.

#### **d) Sprecherposition im Vergleich**

Gleichsetzungen - deutliche Bewertung durch Abgrenzung - Abwägung

Alle Vergleichsaussagen, ob sie nun auf direkte oder mehr auf mediale Erfahrungen zurückgehen, setzten die Gesprächspartner in alltäglichen Ost-West-Vergleichen ein, um ihre Erfahrungen der Verschiedenheit zu verarbeiten. Das Vergleichen ist ihnen dabei ein rhetorisches *Mittel*

der Bewertung. Das können auch scheinbar wertneutral formulierte *Gleichsetzungen* sein, wie beispielsweise:

„Da ist ein Wohnbezirksfest im Jahr gemacht worden. Da gab es mal Bockwurst und Bier und ein Kinderkarussell. Das waren genau solche Feste wie jetzt des Gewerbefest oder, wenn die Feuerwehr irgendwas macht oder so.“ (5)

Die Einrichtung von „Patenbrigaden“ erklärte Frau Huber mit folgendem Vergleich:

„Ich würde sagen, es wird jetzt auch wieder so gemacht. Es heißt, eben bloß alles bissl anders. ... Das ist nicht mehr so organisiert und vorgeschrieben. Kein Betriebsleiter würde privat sagen: "Ja kümmerts euch mal um die Schulklasse!" Da fehlen die ja in der Arbeit, das geht ja jetzt nicht mehr. Aber jetzt auf eine andere Art: Da haben die jetzt Projektstage, wo die a mal in den Betrieb a bissl einen Einblick kriegen, oder Praktikumzeiten.“ (21)

Beiden Sprechern ist es wichtig die Gemeinsamkeiten zu betonen mit dem Tenor, die gleiche Sache habe einen anderen Namen bekommen. Damit ist das Frühere auch nicht besser oder schlechter als die Veränderung. Solche Aussagen können eine Selbstbegründung in Zeiten der totalen Veränderung sein.

Mit den meisten Vergleichen formulierten die Gesprächspartner allerdings eine deutliche *Abgrenzung mit einer Positiv- oder Negativeinschätzung*. Eindeutig negativ werteten Interviewpartner etwa Folgendes: mangelnde soziale Sicherheit, den vermehrten Stress bei der Arbeit, die Notwendigkeit, sich zwischen Beruf und Kind zu entscheiden, den Verlust des ungezwungenen Kontakts zu Freunden und Kollegen, den geringeren nachbarschaftlichen Zusammenhalt, den Wegfall der Mietsubvention und die Reduzierung des kulturellen Angebots vor Ort. Positiv dagegen bewerteten die Gesprächspartner etwa das verbesserte Warenangebot, den Wegfall ideologischer Beeinflussung in der Kindergartenerziehung, die vermehrten Mitbestimmungsmöglichkeiten in der Schule, das preiswertere Möbelangebot und die Förderung von Wohneigentum. Insgesamt finden sich innerhalb des Textcorpus etwa ebenso viele positiv bewertete Punkte wie negativ bewertete. Nur einzelne Gesprächspartner bezogen Extrempositionen, die in der völligen Ablehnung des Westens unter gleichzeitiger Verklärung des Ostens - oder umgekehrt-, bestehen. Im Rahmen der Wohninterviews stellten die Gesprächspartnern nur solche Themen im Vergleich dar, die sie auch so intensiv bewegten, dass sie eindeutig bejaht oder abgelehnt waren.

Innerhalb des ganzen Interviews war es jedoch den meisten Gesprächspartnern ein Anliegen *abzuwägen* und entsprechend formulierten sie in einigen kombinierten Vergleichen. Wiederholt wogen Interviewpartner die im Vergleich zu DDR-Zeiten gestiegenen Mieten ab gegen die Kosten des Vermieters für Unterhalt und Renovierung. Ausgehend von ihrer veränderten Alltagserfahrung in der Gemüseversorgung stellte Frau Ludwig die politischen Systeme gegenüber:

„Damals da war man froh, dass man was gekriegt hatte. Möhren oder so oder Weißkohl, das sah aus, das würde doch heute keiner mehr angucken, aber man hat es eben noch genommen. Wir hatten hier im Betrieb in der Großküche manchmal so Lieferungen gekriegt. Das Kraut, was da drin war, das war schon so faulig, das musste man mit einem heißen Schlauch abspritzen, damit man erstmal zum Kern durchdrang, was noch gut war. Es war dann immer noch gut, heutzutage würde das kein Mensch angucken. Aber damals waren das eben ganz andere Gesetze. Und jetzt gewaschene Möhren kaufen ... Wenn man das eine haben will, muss man auch die negativen Eigenschaften, die Eigenheiten dazunehmen. Man kann nicht immer nur alles haben wollen, und ein Schlaraffenland gibt's nun mal nicht.

Erst wollten sie die Einheit haben, da ging das gar nicht laut genug. So, jetzt ist sie da, jetzt meckern sie rum, dass sie alle arbeitslos sind. Aber das hat man doch vorher gewusst, das war doch schon klar. Gut, vielleicht nicht in dem Maße. Zu einer Marktwirtschaft gehört nun mal auch, dass einige arbeitslos sind. Und ich kann nicht den Wohlstand haben, und auf der andern Seite das Soziale. Wohlstand und soziale Absicherung, das gibt es in dem Maße eigentlich nicht.“ (14)

Frau Ludwig bleibt hier zuerst bei ihrer Alltagserfahrung und verallgemeinert („ganz andere Gesetze“) dann die wesentlichsten Eigenschaften der politischen Systeme gegeneinander abwägend.

Es stellt sich die Frage: Wie einflussreich ist das Medienbild vom Aufbau Ost, das besagt „Im Osten wird alles besser“? Kann vor diesem Hintergrund ein Interviewpartner aus dem Osten einer Interviewerin aus dem Westen gegenüber seine jetzige Lebenssituation im Vergleich zur DDR-Zeit anders als positiv bewerten oder dürfte er überhaupt negativ bewerten? Eine abwägende Haltung kommt dem entgegen. Sie schließt auch die für alle Ostdeutschen wichtige Erfahrung ein, sich durch die politische Wende lang gehegte Konsumwünsche - von der Banane bis zum Auto - nun erfüllen zu können.

### **3. Zusammenfassung: Wirklichkeitskonstruktion zwischen Erfahrungsbericht und Stereotypisierung**

In den Wohninterviews als Teil des großen Ost-West-Diskurses lässt sich der Prozess der Vergangenheitskonstruktion zwischen Erfahrungsbericht und Stereotypisierung ablesen. - verschiedene Typisierungsebenen dieser Arbeit - Typisierung und Aggression im wissenschaftlichen Ost-West-Diskurs

Am vorliegenden Material zum alltäglichen Ost-West-Vergleich lässt sich der Weg von der Alltagserfahrung zur stereotypen Erzählung nachvollziehen. Viele der Erzählungen zur Ost-West-Thematik waren - weit über jede Fragestellung hinausgehend - sehr intensiv und emotional aufgeladen. Intensive eigene Erfahrungen im alltäglichen Leben der Einzelnen boten die Erzählauslöser. Dabei war den Gesprächspartnern allesamt eine Erfahrung der Verschiedenheit der Ansatzpunkt zur Charakterisierung der je eigenen Wirklichkeiten und Benennung von Unterschieden Ost und West. Erfahrungen von Verschiedenheiten im Raum des westlichen und östlichen Teils Deutschlands, aber vor allem Verschiedenheiten in der Zeit boten Anlass zu

vergleichen: das, was nicht mehr ist - das Vergangene, das, was sich verändert hat - der Wandel und das, was neu ist - die Innovation. Die wichtigste Form dies darzustellen war den Interviewpartnern die Gegenüberstellung des Verschiedenen in Vergleichen. Dabei gingen sie zwar meist von ihren eigenen Erfahrungen aus, vermischten sie aber mit den verschiedensten Medienbildern zu einem nicht mehr in seine Herkunftsbestandteile zu trennenden Gemisch. Viele der Interviewpartner bemühten sich um ein objektives Urteil, indem sie Unterschiede und Vor- und Nachteile gegeneinander abwogen. Aber mit der Auswahl und Beschränkung auf einzelne Beispiele nahmen sie diese exemplarisch und verallgemeinerten sie zur Allgemeingültigkeit. Schon dies ist eine Typisierung, nicht nur wenn sie etwas ausdrücklich als „DDR-typisch“ bezeichneten. So verwundert es nicht, dass sich die Themen der Vergleiche und die Zuschreibungen des Typischen entsprechen. Sie wiederholen sich selbst in der kleinen Gesamtheit der vorliegenden Wohninterviews häufig. Damit gewinnen die Bilder mit ihren feststehenden Wertungen als Topoi ein Eigenleben. Nur auf den ersten Blick erscheint es als ein Widerspruch, dass sich die Interviewpartner ausdrücklich bemühten, sachlich abzuwägen, sozusagen gerecht und objektiv zu argumentieren, und dabei doch Stereotype wie etwa das vom „Sozialen“, „dem guten Zusammenhalt im Kollektiv der Brigaden“ oder „den kapitalistischen Arbeitgebern aus dem Westen“, transportierten. Es ist nicht möglich, in der mündlichen Kommunikation auf die Vereinfachung durch vorgegebene Muster oder Stereotypen zu verzichten. Die Komplexität der Wirklichkeit erfordert die Vereinfachung. Schon in der Benennung der Welt mit Wörtern typisieren wir.<sup>1</sup> Indem die Sprecher Topoi wiederholten, verfestigen sich diese immer mehr und werden zu Stereotypen. Gerade in der stetigen Reproduktion der Stereotype entsteht ein ganz eigenes Bild der DDR-Vergangenheit. Mit rückblickenden Erzählen konstruieren die Interviewpartner so ihr Bild vom DDR-Alltag. Erst mit solchen Bildern des Rückblicks in einer ständigen Um- und Neubewertung ist „ostalgische“ Verklärung überhaupt erst möglich. Die Vergangenheit des DDR-Alltags entsteht so im Kopf und im Prozess des Erzählens in der Gegenwart immer neu. In den Wohninterviews als Teil des großen Ost-West-Diskurses lässt sich der Prozess der Vergangenheitskonstruktion zwischen Erfahrungsbericht und Stereotypisierung ablesen.

Dieser Prozess wirkt auch hinein in die wissenschaftliche Analyse und Interpretation. *In dieser Arbeit kommen Typisierungen auf verschiedenen Ebenen zusammen.* Zuvorderst sind das die in diesem Kapitel besprochenen Typisierungen der Gesprächspartner. Sie sind hier zu hinterfragendes Quellenmaterial. Aus den Aussagen der Interviewpartner und eigenen Beobachtungen leite ich dann immer wieder generalisierende Aussagen ab. Damit bilde auch ich Typen. Auf dieser Quellenbasis handelt es sich um Typen lokaler Reichweite, die sich auf Reichenbach

---

<sup>1</sup> siehe Luckmann (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen.

und die Gruppe der Gesprächspartner beziehen. Allerdings ist in sie mein westdeutscher Erfahrungshorizont eingeflossen. Erst in der Unterscheidung im impliziten Vergleich Ost-West, in der Häufung gleicher Aussagen oder Phänomene und in kausaler Ableitung aus systemischen Gegebenheiten kann sich ein Spezifikum zeigen. Dabei spiegelt diese Arbeit auch ihre Entstehungszeit: Das Jahrzehnt nach der Wende war eine Zeit des Übergangs - geprägt gleichermaßen von alten Einflüssen der DDR-Zeit und neuen des westlichen Systems. Aus all dem entstand wieder etwas Neues. Charakteristisch ist meiner Meinung nach die Gleichzeitigkeit von Altem, Neuem und die fließende Veränderung - ein Dazwischen. Verschiedene Wirklichkeiten bestanden so zur selben Zeit und am gleichen Ort. Jedes Fallbeispiel dieser Arbeit versucht so in jeweils unterschiedlichem Bezugsrahmen seine eigene Wirklichkeit als eine Ganzheit, die auch offen ist für andere Interpretationen, darzustellen. Daneben stehen auch immer wieder verallgemeinernde Zuspitzungen. Jede typisierende Aussage entfernt sich aber zwangsläufig in ihrer Zuspitzung von der Realität. Sie ist immer im jeweiligen Bezug gültig. Beide Darstellungsform des DDR-Alltags, Fallbeispiele und generalisierende Aussagen, können sich ergänzen, aber auch widersprechen und gehören gerade deshalb zusammen.

So ist es gut möglich, dass die Lebenserfahrung eines Menschen, der in der DDR gelebt hat und deshalb Spezialist für ihr Alltagsleben ist, meinen Ergebnissen widerspricht. Deshalb können beide Beobachtungen in ihrer jeweiligen Perspektive richtig sein. Oft ergab sich so während des Entstehungsprozess dieser Arbeit eine emotional hoch aufgeladene Diskussion mit ostdeutschen Fachkollegen. Mir schlug vielfach aggressive Abwehr gegen eine mögliche Einordnung des eigenen Lebens in einen Typus entgegen, als ob damit die Individualität des eigenen Lebens aufgehoben würde. Deutung ostdeutschen Lebens aus westdeutscher Sicht mag als Kolonialisierung des Ostens erscheinen. Typologisierung vom „Wesen des ‘Ossis’“ ist dazu ein beliebtes Mittel. Aber auch ostdeutsche Selbstcharakterisierungen typologisieren; als positive ‚ostalgtische‘ Selbstbilder werden solche Typologisierungen immer wieder zur Selbstbehauptung eingesetzt. Ich halte solche scharfe Typisierung auf beiden Seiten für ein Kennzeichen der Übergangs- und Anfangszeit des wiedervereinigten Deutschlands. Gerade ein wissenschaftlicher Ost-West-Diskurs, der sich immer wieder in den eigenen subjektiven und verschiedenartigen Erfahrungen verortet und darüber hinaus Bezugssysteme herstellt, kann zum wechselseitigen Verstehen beitragen. Genaues Beschreiben und bei allem Deuten immer wieder darauf rekurrieren halte ich für die Basis solcher wissenschaftlicher Verständigung. Sie kann aber nur unter Einbeziehung - als Achtung und auch als Kritik - des alltäglichen Ost-West-Diskurses gelingen.

## **II. Wohnbiographien: Reden vom eigene Leben zwischen staatlicher Wohnungsfürsorge und Eigengestaltung**

Ihr Leben war den Interviewpartnern in den Wohninterviews selbst-verständlicher Bezugsrahmen. Gleichzeitig geriet dabei alles Reden vom eigenen Wohnen auch zum Erzählen eigener Biographie. Besonders eng war diese Verknüpfung, wenn die Interviewpartner ihre Wohnstationen erzählten, also aufzählten, wo und wie sie im Laufe ihres Lebens gewohnt hatten. Ihre Darstellungen gerieten dabei zu formal in sich geschlossenen Darstellungen. Diese Textteile sollen im Folgenden in abgekürzter Sprechweise als 'Wohnbiographien' bezeichnet werden. Sie stechen in den meisten Wohninterviews als längere und in sich abgeschlossene Textteile hervor. Im Vergleich zu Abschnitten mit freien Assoziationen und dem Frage- und Antwortwechsel in den Interviewtexten ist die Wohnbiographie strenger geformt. Schon deshalb gilt es, sie besonders zu beachten. Es liegt nahe, bei den Wohnbiographien zu fragen: Wie hingen Wohnsituation und Lebensgeschichte zusammen? Wie bewerteten die Gesprächspartner ihr Leben unter den vom sozialistischen System vorgegebenen Wohnumständen? Wie erinnerten sie sich an ihr Leben und konstruierten sich damit im Erzählen ein Bild ihrer Person und Geschichte?

Am Ausgangspunkt steht die Erzählung von Frau Langer als Fallbeispiel für eine ganze Wohnbiographie. Viele Stationen ostdeutscher Baukastenbiographien lassen sich an diesem Beispiel vorstellen. Die Sprache gibt Hinweise auf die Sprechhaltung und damit auch die Bewertung der einzelnen Stationen. Am Fallbeispiel von Frau Langers Wohnbiographie lässt sich auch ein Zusammenhang von Alltagserfahrung und politischer Philosophie herstellen. In einem Exkurs ist dazu der theoretische Hintergrund aufgerollt. Im nächsten Schritt frage ich nach einer Verallgemeinerung der Ergebnisse aus dem Einzelfall in der Zusammensicht aller Wohnbiographien.

### **1. Ein Fallbeispiel einer Wohnbiographie: Frau Langer erzählt ihr „gewohntes“ Leben.**

„M: Können Sie Ihre Stationen aufzählen, wo Sie schon überall gewohnt haben?

G: Na, ganz schön kompliziert.“

Mit diesem leichten Stöhnen beginnt Frau Langer ihre Wohnbiographie. Viele Faktoren spielen hinein - letztlich ein ganzes Leben. Sein chronologisches Erzählen erfordert gedankliche Ordnungsarbeit. Gleich zu Beginn des Wohninterviews, nachdem die aktuelle Situation kurz angesprochen ist, beginnt die Neununddreißjährige spontan von verschiedenen Wohnstationen ihres Lebens zu sprechen. Auf meine Bitte hin erzählte sie dann von ihren Wohnungen in chro-

nologischer Reihenfolge. Zu DDR-Zeiten war sie in verschiedenen Bereichen der Sozialarbeit tätig gewesen und übernahm nach der Wende als Geschäftsführerin die Leitung eines Verbandes. Von Berufs wegen sprechgeübt und persönlich am Thema interessiert, gelang ihr eine besonders ausführliche und gleichzeitig aussagekräftige Wohnbiographie:

„(1.) Also geboren bin ich in Reichenbach und habe auch dort gewohnt. (2.) Wir sind dann, als ich sechs Jahre alt war, ungefähr, nach Mylau umgezogen, mit meinen Eltern.

(3.) Dann habe ich außerhalb gelernt, also mit sechzehn [Jahren] bin ich aus dem Haus gegangen, habe gelernt in Sachsen-Anhalt. Die Wohnung dort war eben im Lehrlingswohnheim. Da war eben alles geregelt. (4.) Und nach der Lehre habe ich dann eine Arbeitsstelle gesucht und habe eine gefunden in Mihla, das liegt bei Eisenach, also Thüringen. Dort habe ich dann auch ein Zimmer bekommen, also auch Betriebswohnung, Zimmer des Betriebes. Habe in diesem Zimmer circa 5 Jahre gewohnt, ja etwas mehr als fünf Jahre.

(5.) Dann habe ich geheiratet und bin zu meinem Mann gezogen. Der hat ein Haus besessen. Wir haben das nicht lange miteinander ausgehalten, nach zweieinhalb Jahren haben wir uns scheiden lassen, (6.) und ich bin dann, einfach wegen dem sozialen Umfeld, wieder hierher zurückgezogen, also in die Nähe meiner Eltern, weil auch der Sohn damals, der war drei Jahre alt. ... Dann bin ich nach Mylau gezogen, habe dort also eine Wohnung bekommen, eine sehr schlechte Wohnung. Aber ich habe halt eine bekommen und das war schon ein Glücksfall. Habe erst beim Rat der Stadt in Mylau gearbeitet, also in der Jugendherberge, das hat aber zum Rat der Stadt gezählt. Das war aber eine Arbeit, die nicht sehr gut bezahlt worden ist. Da ich eben alleinerziehend war, musste ich ja auch ein bisschen rechnen. Außerdem hat sie mir nicht so gefallen, wie mein Beruf als Erzieherin. Ich war Erzieherin für Lehrlingswohnheime ...

M: Ach, haben Sie mehrere Berufe gelernt?

G: Ja. Ich habe dann noch mal studiert, Fernstudium gemacht. ... Äh, habe dann, wollte dann eben auch zurück in diesen alten Beruf, weil er mir eben auch einfach mehr Spaß gemacht hat. Habe dann eine Arbeit in Neumark bekommen, ... und bin dann ständig hin und her gefahren. Schichtdienst, den Jungen, und das Hinundherfahren. War dann natürlich ein bisschen kompliziert, ich hatte ja auch noch kein Auto, bin also mit dem Moped gefahren. Im Winter mit dem Bus. Das war alles sehr stressig. Habe dann versucht, dort eine Wohnung zu bekommen. Mir sind auch drei Wohnungen angeboten worden. Aber die dritte habe ich mir gar nicht mehr angesehen, weil sich da schon entschieden hatte, dass ich dann dort aufhöre, weil ich in Limbach eine Arbeit mit Wohnung bekommen, angeboten bekommen habe. ... Und die zwei Wohnungen, die ich angeboten bekommen habe, also die eine war feucht, das war in einer Erdgeschosswohnung, die hätte man aber weitestgehend vorher noch saniert. War eben auch Betriebswohnung. Und die andere, die war einfach zu klein, also die, die äh hatte vielleicht, wenn ich das mal so schätzen soll äh fünfzig Quadratmeter, knapp fünfzig Quadratmeter, die waren aufgeteilt auf zwei Zimmer plus Küche und Flur. Also extrem kleine Räume und die kam deshalb nicht in Frage, also ich hätte meine gesamte, mein gesamtes Mobiliar auswechseln müssen. Und das konnte ich mir dann einfach nicht leisten.

(7.) Ja und dann habe ich diese Wohnung, oder in dieser Zeit, habe ich dann angeboten bekommen, in Limbach anzufangen mit einer Betriebswohnung, die sehr schön war, sehr groß war, zentralgeheizt, also für die Verhältnisse in der DDR eigentlich die Wohnung. Ich kam mir vor die ersten Tage wie in einem Schloss. Ja und dort hab ich dann, also ich hätte das dort auch ohne weiteres länger ausgehalten. Es war auch ganz schön, ich hatte die Arbeit im Haus, das war natürlich auch belastend, ne, dieser Zusammenhang Wohnung und Arbeit in einem.

M: Ach so, das ist dann immer sehr nah da, da kann man einen jederzeit rufen.

G: Genau. Und das war auch so. Lehrlinge sind ja da sehr spontan, ne. Und ich hätte das aber dort ohne weiteres länger ausgehalten, bloß mit den ah, mit der Wiedervereinigung ging natürlich dieser Betrieb oder wurde dieser Betrieb umgestaltet. Also alles, was nicht produktiv war, wurde abgeworfen und da gehörte eben das Lehrlingswohnheim mit dazu. Und dann, damit wurde das Lehrlingswohnheim erstmal geschlossen. Ich ging in Nullstundenkurzarbeit und das Haus wurde eben an das, dieses Unternehmen der Treuhand übergeben. Und dann kamen diese Zwistigkeiten, die allerdings immer nur in Briefform vonstatten gingen.

M: Weil die Leute von der Treuhand ja nicht wussten, wo der Ort liegt. (beide lachen) ...

(8.) G: Ja und dann kam mein jetziger Freund, wir hatten schon mal ja ein Verhältnis zu DDR-Zeiten und er kam dann einfach mal wieder. Ich hatte mir damals schon überlegt aufgrund dieser Streitigkeiten und aufgrund der gesamten Entwicklung, ob ich mir nicht irgendwo ein altes, kleines Haus kaufe. Um dann in dieser Hinsicht unabhängig zu sein. Und er kam dann wieder und hatte eben diesen Gedanken auch schon lange, ein Haus zu bauen. Ja und dann haben wir uns relativ schnell entschieden, gemeinsam ein Haus zu bauen.“ Und jetzt sind wir eben hier.“ (23)<sup>1</sup>

### a) Die einzelnen Wohnstationen und ihre Sprechhaltung:

#### Inhalt und Sprache im Wechselspiel

Die Wohnbiographie als Gegenstück zur mündlich erzählten Lebensgeschichte; Fragestellung - Wohnstationen 1. bis 3. - Leben im Wohnheim als häufige Station in den Baukastenbiographien vieler DDR-Bürger - Wohnstation 4. bis 6. - Scheidungen und Fernstudium als Bausteine von Frauenbiographien in der DDR - 7. Station - der Betrieb als Ordnungseinheit für das ganz Leben - Ende dieser Verflechtung mit Wende - 8. Station, Trend zum Neubau nach der Wende

Mit der Aufzählung ihrer Wohnstationen erzählte Frau Langer gleichzeitig ihr Leben. Die Wohnbiographie ist damit verwandt mit der mündlich erzählten Lebensgeschichte. Durch die thematische Festlegung auf das Wohnen und die geforderte Vollständigkeit bekommt die in der Wohnbiographie erzählte Lebensgeschichte aber von vornherein einen privateren Akzent. In mündlich erzählten Lebensgeschichten orientieren sich die Sprecher am Vorbild des schriftlichen Lebenslaufs<sup>2</sup> und klammern deshalb bestimmte private Alltagsstationen ihrer Biographien eher aus.<sup>3</sup> Damit bietet sich die Wohnbiographie als verdichtete Form an, um zu fragen: Welches Gewicht hat Privates und offiziell Vorgegebenes? In welcher Relation stehen autonomes Handeln des Einzelnen und Reagieren auf Beeinflussung von Außen? Wie verhalten sich aktive

<sup>1</sup> zur Zitierweise: Erklärungen für die Interviewerin, die in den Fortgang der Erzählung eingeschoben sind und Bestätigungsfloskeln sind hier weggelassen. Die Abschnitte entsprechen der Gliederung der Gesprächspartnerin, die Nummerierung der Wohnstationen sind jedoch hinzugefügt.

<sup>2</sup> nachgewiesen etwa bei Lehmann (1983): Erzählstruktur und Lebenslauf.

<sup>3</sup> Zusätzlich zurückhaltend mit Privatem gaben sich die Sprecher im noch unter DDR-Bedingungen mit staatlicher Kontrolle durchgeführten Oral History - Projekt von Niethammer, von Plato und Wierling: Niethammer, Lutz; Plato, Alexander von und Wierling, Dorothee: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR; 30 biographische Eröffnungen. Berlin (West) 1991.

Friederike Fraunberger unterzog einige dieser Interview-Autobiographien einer linguistischen Analyse der Zeitverwendung: Fraunberger, Friederike: Lebensgeschichtliches Erzählen - Zeit und Tempus in mündlichen Autobiographien. München [Magisterarbeit masch.] 1992. Dieser Arbeit verdankt obiger Absatz wesentliche Anregungen.



zu passiven Anteilen und schließlich zugespitzt: persönliche Autonomie versus staatliche Diktatur? Zu welchen DDR-typischen Stationen kommt es in diesem Spannungsfeld? Die im Ganzen vorliegende Wohnbiographie von Frau Langer soll dazu als Beispiel dienen. Die Betrachtung ihrer Wohnstationen und ihrer Bewertungen im Erzählen wechseln ab mit historischen Hintergrundinformationen zu systemischen Vorgaben dieser Wohnstationen.

Mit welcher Haltung spricht Frau Langer von den Tätigkeiten des Wohnens und Wohnung-Wechsels? Wie spiegelt sich ihre Einstellung in ihrer sprachlichen Ausdrucksweise? Die ersten beiden Wohnstationen erlebte sie als Kind (1. + 2.). Erst mit dem Auszug aus dem Elternhaus beginnt die eigenständige Wohnbiographie. Diesen Schritt (3.) formulierte Frau Langer aktivisch in der ersten Person: „mit sechzehn bin ich aus dem Haus gegangen“. Im nächsten Satz, „- habe gelernt in Sachsen-Anhalt.“, der ihren Eintritt ins Lehrlingswohnheim beschreibt, fehlt das „ich“ als handelndes Subjekt. Mit dem festen Rahmen der Lehre war auch das Wohnen vorgegeben. Mit dem zweimaligen „eben“ kommt auch noch ein Partikel hinzu, das eine sprachliche Distanzwirkung verstärkt: „Die Wohnung dort war eben im Lehrlingswohnheim. Das war eben alles geregelt.“

*Lehrlingswohnheime* waren ein DDR-Spezifikum<sup>4</sup>. Hier waren die Lehrlinge internatsmäßig in Mehrbettzimmern in betriebseigenen Häusern untergebracht. Meist lagen diese Wohnheime auf dem Betriebsgelände oder in nächster Nähe. Der Versuch einer weiteren erzieherischen Beeinflussung auch nach der Schulzeit und die enge Verbindung von Betrieb und außerbetrieblichem Leben war beabsichtigt. Dazu gab es auch den eigenen Beruf der „Erzieherin für Lehrlingswohnheime“, den Frau Langer selbst erlernt hatte. Ähnlich wie die Lehrlingswohnheime waren Studenten- und Arbeiterwohnheime angelegt. Längere Aufenthalte in solchen *Wohnheimen sind häufige Stationen in den „Baukasten-Biographien“* vieler DDR-Bürger: Der paternalistische Staat sorgte für den Einzelnen und gab viele Stationen vor: von der Kinderkrippe über die Lehrstelle bis zur Absolventenvermittlung an Universitäten. Für viele Akademiker bedeutet die „Absolventenvermittlung“ die Zuweisung eines Arbeitsplatzes entsprechend den gesellschaftlichen Anforderungen. Oft widersprach das den Bedürfnissen und Wünschen des Einzelnen. Die größte Schwierigkeit bei dieser erzwungenen Mobilität war das individuelle „Wohnungsproblem“. Einen Wohnungsantrag durften nur unbefristet Beschäftigte stellen, damit waren gerade Familien junger Akademiker oft bis über das 30. Lebensjahr hinaus auf die Unterbringung in Wohnheimen angewiesen.<sup>5</sup> Das bedeutete meist eine räumliche Beschränkung auf einzelne Zimmer und eine Einschränkung eigener Selbständigkeit in der Haushaltsführung.

<sup>4</sup> Ähnliche Einrichtungen gab es auch in den alten Bundesländern, jedoch nicht so häufig und in anderer Form.

<sup>5</sup> Udo Riege kommt zu diesen Ergebnissen in seiner Untersuchung über soziale Ungleichheiten in der DDR am Beispiel der wissenschaftlich-technischen Intelligenz: Riege, Udo (1992): *Potentiale des Umbruchs - Soziale Ungleichheiten in der DDR*, S. 294 und Anm. 25.

Frau Langers nächste Station (4.) nach der Lehre war dann auch solch eine Betriebswohnung, bzw. ein einzelnes Zimmer. Entsprechend formuliert sie die Zuteilung mit einem passivischen Verb: „habe ich dann auch ein Zimmer bekommen“. Erst bei den nächsten beiden Wohnungswechseln (5.+6.), bedingt durch Änderung ihres Lebensstandes, spricht sie wieder aktiver und deutlich in der ersten Person als Handelnde:

„Dann habe ich geheiratet und bin zu meinem Mann gezogen. ... nach zweieinhalb Jahren haben wir uns scheiden lassen, und ich bin dann einfach wegen dem sozialen Umfeld wieder hierher zurückgezogen, also in die Nähe meiner Eltern, ... Dann bin ich nach Mylau gezogen,“

Die persönlichen Schritte der Verheiratung und die bald darauf folgende Scheidung sind selbstgesteuert, und entsprechend wählt Frau Langer das aktivere Verb „ziehen“ für ihren Wohnungswechsel. Anschließend aber führt sie den Satz passivischer weiter:

habe dort also eine Wohnung bekommen, eine sehr schlechte Wohnung. Aber ich habe halt eine bekommen ...“.

Auch bei der nächsten Station wiederholt sie fünfmal diese passivere Formulierung „eine Wohnung bekommen“ bzw. „angeboten bekommen“. Sie steht für das Ergebnis staatlicher Versorgungspolitik. Im oben zitierten Schritt erfolgt dieser Umschlag von selbstgesteuertem Handeln auf Annehmen staatlicher Zuteilung in einem Satz: Der Ortswechsel nach Mylau ist gewollt, ausgedrückt mit dem Verb „ziehen“, und die Wohnung dort muss sie notgedrungen annehmen, ausgedrückt mit dem Verb „bekommen“. Diese Lebensstation in Mylau war für Frau Langer in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend: Zur schwierigen Situation als alleinerziehende Mutter mit einem Kleinkind kam noch die schlechte Wohnung und damit verbunden die für sie unbefriedigende Arbeitssituation. Wenn es um Problemlagen geht, häufen sich in der gesamten Wohnbiographie die zugestehenden Partikeln<sup>6</sup> und Konjunktionen „halt“, „schon“, „aber“, „eben“ und „auch“ als Ausdruck ihrer resignierenden Distanz zum schicksalhaften Geschehen.

Mit ihrer kurzen Ehe liegt Frau Langer auf der Linie der Entwicklung der DDR, deren *Ehescheidungsraten* im Vergleich zu anderen europäischen Staaten besonders hoch war.<sup>7</sup> Eine Voraussetzung, die Müttern relativ leicht eine Trennung vom Ehepartner ermöglichte, waren seit den Siebzigerjahren zunehmend fest institutionalisierte Kinderbetreuungseinrichtungen. Doch neben diesem staatlichen sozialen Netz war jeder Einzelne in der Mangelgesellschaft der DDR gleichzeitig auf private soziale Netze angewiesen, häufig auf die eigene Familie (siehe C.III.2.b). Deshalb zog Frau Langer mit ihrem dreijährigen Sohn in die Nähe ihrer Eltern. Auch ihre Aufbauqualifizierung über ein *Fernstudium* zur „Erzieherin für Lehrlingswohnheime“ ist

<sup>6</sup> siehe Helbig (1988): Lexikon deutscher Partikeln, „eben“ S. 120 - 124, „halt“ 158 - 159, „auch“ S. 88 - 94 und „schon“ S. 201 - 211.

<sup>7</sup> Huinink, Johannes und Wagner, Michael (1995): Partnerschaft, Ehe und Familie in der DDR, S. 179.

ein häufig zu findender Baustein gerade für Biographien von Frauen in der DDR.<sup>8</sup> Fernstudien wurden in der Nachkriegszeit eingerichtet, um den Fachkräftemangel zu beheben. Diese Qualifizierungsform diente auch dazu, gezielt Bürgern „proletarischer Herkunft“ einen sozialen Aufstieg zu ermöglichen. So sollten klassenbewusste Arbeiter als Führungskräfte ausgebildet werden.

Spielte schon in der eben interpretierten Mylauer Wohnungsstation der Zusammenhang von Wohnung und Arbeit eine große Rolle, so ist er in der folgenden Wohnungs- und Lebensstation (7.) noch enger. Über einen Stellenwechsel kann Frau Langer ihre Wohnungsmisere beheben:

„Mir sind auch drei Wohnungen angeboten worden. Aber die dritte habe ich mir gar nicht mehr angesehen, weil sich da schon entschieden hatte, dass ich dann dort aufhöre, weil ich in Limbach eine Arbeit mit Wohnung bekommen, angeboten bekommen habe. ... mit einer Betriebswohnung, die sehr schön war, sehr groß war, zentralgeheizt also für die Verhältnisse der DDR eigentlich die Wohnung.“ (23)

Wieder verwendet Frau Langer mehrmals das Verb „bekommen“. Wohnung und Arbeit sind Versorgungsleistungen des Staates, die sie passiv erhält. Sie kann wieder in ihrem erlernten Beruf als Erzieherin in einem Lehrlingswohnheim tätig sein, dem eine Dienstwohnung im gleichen Gebäude angeschlossen ist. Damit sind für sie Arbeiten und Wohnen auch räumlich eng verbunden.

Allgemein bildete der *Betrieb eine grundlegende Ordnungseinheit für das ganze Leben* im Arbeiter- und Bauernstaat - gerade für das Wohnen, nicht nur bei Wohnheimen: Schon die Wohnungszuteilung war an eine unbefristete Arbeitsstelle geknüpft. Die Betriebe verfügten über besondere Kontingente bei der Wohnungsvergabe. Oft errichteten sie eigene Betriebswohnungen oder beteiligten sich an „Arbeiterwohnungsbaugenossenschaften“. Sowohl formelle als auch informelle Beziehungen im Betrieb waren ganz allgemein für die Wohnungssuche hilfreich, in vielen Fällen erforderlich.

Die Entwicklung nach der *Wende löste diese enge Verflechtung wirtschaftlicher und sozialer Aufgaben* unter dem Dach der Betriebe. Die neuen Firmeneigentümer schlossen das Lehrlingswohnheim, als einen „unproduktiven“ Teil des Betriebs. Frau Langer traf dieser Prozess historischer Veränderungen sehr unmittelbar: Damit war sie arbeitslos. Auch ihre Wohnung war an die Treuhand übergegangen und ihr nicht mehr sicher.

Gleichzeitig mit den historischen Umwälzungen trat in Frau Langers Privatleben eine Veränderung ein: Sie ging eine neue Beziehung ein. Als sie dann durch überaus aktive Stellensuche wieder einen neuen Arbeitsplatz gefunden hatte, konnte sie mit ihrem Freund zusammen als Doppelverdienerpaar die neuen Möglichkeiten zur Eigentumbildung nutzen (8.). Auch mit

---

<sup>8</sup> zu weiblichen Berufsqualifizierungen siehe: Trappe, Heike (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik, u.a. S. 192.

ihrer Entscheidung, ein neues Haus zu bauen und nicht, wie ursprünglich von Frau Langer geplant, ein altes Haus zu kaufen, lag das Paar im Reichenbacher Trend. Dort setzte in den Jahren nach der Wende ein rege Eigenheimbautätigkeit ein, während immer mehr Altbauten leer standen. Mit ihrer neuen Tätigkeit als Verbandsfunktionärin hat Frau Langer einen Karrieresprung geschafft, der ihr zu DDR-Zeiten wohl nicht möglich gewesen wäre. Entsprechend aktiv formuliert sie auch den Schritt zur neuen Wohnungsstation: „Ja und dann haben wir uns relativ schnell entschieden, gemeinsam ein Haus zu bauen.“ Mit dieser Veränderung zum Eigenheim hin vollzieht Frau Langer in Folge der politischen Wende auch eine Wende in ihrer Wohnbiographie.

### **b) Exkurs zu Alltagserfahrung und politischer Philosophie:**

#### **Über den Zusammenhang von Wohnerfahrungen und sozialistischem Selbstverständnis**

Fallbeispiel: Nach ihren Wohnerfahrungen bewertete Frau Langer den Staat. -  
Thesen zum utopischen Gesellschaftsmodell des Sozialismus von Albrecht Göschel: Gemeinschaft als zentrale Identifikationsfigur; Utopieorientierung; Rolle der Politik; Tragik der alltäglichen Opfer -  
Interpretation des Fallbeispiels mit den Thesen von der utopieorientierten Gesellschaft  
Verallgemeinerung der Interpretation auf die Interviewpartner erklärt Widersprüche ihrer Einstellung.

Auf meine Nachfrage zum Abschluss des Interviews mit Frau Langer, ob wir auch alles aus ihrer Sicht Wichtige zum Wohnen in der DDR besprochen hätten, ergänzte sie ihre Wohnbiographie noch um ausführliche Erzählungen zu der schlechten Wohnung ihrer Mylauer Zeit. Der Bürgermeister als ihr damaliger Arbeitgeber hatte sie mit dem Versprechen, ihr bei der Wohnungssuche zu helfen, überredet, Gewerkschaftsvertrauensfrau zu werden. Doch auch dieser politische Einsatz verhalf ihr nicht zu einer besseren Wohnung. Im Gegenteil erlebte sie die Diskrepanz zwischen dem, was offiziell gepredigt wurde, und ihrer eigenen Wohnungsmisere als persönliche Kränkung. An ihren Wohnungserfahrungen machte sie ihre Einstellung dem Staat gegenüber fest.

Vor dem Hintergrund ihrer Wohnungsmisere erboste sich Frau Langer besonders darüber, dass „Republikflüchtlinge“, die zurückgekehrt waren<sup>9</sup>, sofort eine vollständig eingerichtete Wohnung zur Verfügung gestellt bekamen.

„Und das war für mich eine Sache, ..., die hat mich richtig verletzt. ... Weil ich der Meinung war oder weil da zwei Dinge meiner Ansicht nach nicht zusammengepasst haben. Auf der einen Seite waren das ja die Bösen, die uns verlassen haben, die den Sozialismus nicht mitaufbauen lassen wollten, also das waren eigentlich kriminelle Menschen und auf der anderen Seite war man denen so dankbar und kroch förmlich vor denen, wenn sie zurückkamen. Ja. Ich meine, gut, das war, das musste politisch so sein. Das wusste ich

<sup>9</sup> „Republikflüchtlinge“ sind Bürger der DDR, die das Land heimlich oder mit einem Ausreiseantrag verlassen haben. Zurückkehrende waren eher ein publizistisch breit dargestelltes Thema als ein Mengenphänomen.

schon. ... Aber für mich als Mensch konnte ich das nicht einsehen, weil ich habe immer hier gewohnt, ich bin jeden Tag meiner Arbeit nachgegangen und bin eigentlich gestraft worden dafür, indem ich so eine Wohnung hatte, was eigentlich keine Wohnung mehr war ...“ (23)

Frau Langer betonte hier, dass sie täglich ihrer Arbeit nachging und dass sie immer da war - geblieben ist, trotz Schwierigkeiten. Damit legitimiert sie sich selbst; sie zählt sich zu 'den Guten', die den Sozialismus „mitaufbauen lassen wollten“. Frau Langer benutzte hier moralische Kategorien: Wer sich hier nicht einrechnet, gehört automatisch zu den „Bösen“. Um so verletzend empfindet Frau Langer, dass sie trotz Wohlverhalten „gestraft“ wird - wieder ein moralisierender Begriff. In solch moralischer Bewertung wirkt die Doppelbödigkeit des Systems, „die Bösen“ aus Propagandazwecken auch noch zu belohnen und die „Treuen“ mit schlechten Wohnungen zu bestrafen, die Frau Langer hier aufdeckt, wie eine persönliche Verletzung - wie ein Verrat.

Ihre grundsätzlich positive Haltung dem sozialistischen System gegenüber erklärte Frau Langer schon von ihrer Sozialisation her:

„ ... für meine Begriffe war es nicht so, dass die bloße Parteimitgliedschaft den Mitgliedern irgendwelche Privilegien eingeräumt hat. Also ich habe es nie so erfahren, Beispiel Wohnung. Mein Bruder war auch, wir sind eben so erzogen worden, mein Vater war auch Genosse. Und mein Bruder war eben auch Mitglied in der SED, der hat damals ein Kind bekommen, also eine Freundin gehabt, ... und wir haben noch bei meinen Eltern gewohnt. Im Kinderzimmer in dieser Wohnung. Das war äußerst klein und die wollten lange eine Wohnung haben und es ging einfach kein Weg rein, dass die beiden eine Wohnung auch noch zusammen bekommen hatten. ... er hat sich beschwert bei der Parteikreisleitung. Er hat an Honecker geschrieben, er hat sich beim Rat des Kreises beschwert und ... es wurde nie etwas geregelt.“ (23)

Frau Langer rechnet sich von Jugend an zur gesellschaftlich „richtigen“ Seite. Sie erlebte diese Mitgliedschaft als unbelastet; sie und ihre Familie hatten davon keinen persönlichen Vorteil. Damit nimmt sie den gängigen Einwand bzw. Vorwurf der Privilegienwirtschaft vorweg. Die Genossen sind aus ihrer Sicht integer. Verstärkt aber durch die gleichartige negative Erfahrung ihres Bruders bei der Wohnungssuche richtet sich ihr Misstrauen gegen die Funktionäre, „die da oben“. Ihre Schlussfolgerung aus der unglücklichen Wohnungsgeschichte ihres Bruders lautete dann auch:

„Und dann waren eben so Dinger, wo ich dann gesagt habe, also das kann es nicht gewesen sein. Aber trotzdem war ich der Meinung, dass das, was Marx und Engels und Lenin gewollt haben, für die Menschen, dass das schon richtig war.“ (23)

Von sich aus erzählte Frau Langer, dass sie sich zu DDR-Zeiten selbst im politischen Amt sehr zurückhielt, eher passiv blieb. Sie war überredet worden, Gewerkschaftsvertrauensfrau zu werden, übte dieses Amt aber, nach eigener Aussage, ohne echtes Engagement - eher innerlich dis-

tanziert aus. Im Gegensatz dazu, sagte sie, setze sie sich heute mit voller Kraft zur Verbesserung der Gesellschaft ein, die sie doch strukturell über weite Strecken ablehne. Als engagierte Ost-Intellektuelle sei es für sie damit folgerichtig, die PDS zu wählen.

Frau Langers fast religiös anmutende politische Einstellung lässt sich erklären mit dem *utopischen Gesellschaftsmodell des Sozialismus*. Der Kulturosoziologe *Albrecht Göschel*<sup>10</sup> betrachtete in diesem Rahmen die besondere Rolle der Kultur und der „Kulturschaffenden“ in den neuen Bundesländern. Einige seiner Thesen zu einem „deutschen kulturellen Sonderweg“ seien hier kurz referiert:

Göschel meint, eine sich seit der Wende herausbildende ostdeutsche Identität enthalte eine kulturelle Komponente, die sich auf die nicht-ökonomische Seite des Sozialismus beziehe. Er leitet diesen „deutschen kulturellen Sonderweg“ u.a. aus romantischen Traditionen ab, die sich nicht auf „Gesellschaft“, sondern auf „*Gemeinschaft*“ als *zentraler Identifikationsfigur* beziehen. Politik, als eine Erscheinungsform von „Gesellschaft“, die kleinteilig Schlechtes verhindert und nur den Rahmen für individuelle Entfaltung schafft, gilt in diesem Zusammenhang als minderwertig. Politik ist in diesem Verständnis von Gemeinschaft vielmehr die Formulierung eines gemeinsamen Zieles. Grundlage des Zusammenlebens der Bürger ist danach die gemeinsame Ausrichtung auf das höhere Ziel der Verwirklichung des idealen Sozialismus. Diese allseitige Ausrichtung stiftet die Gemeinschaft.

In diesem Lebens- und Gesellschaftsentwurf soll alles Handeln auf die Utopie hin ausgerichtet sein. Jede Handlung soll Bezug haben auf dieses Höhere, alles soll also eine Funktionsbestimmung haben, die über sich selbst hinausweist und sich durch das gemeinschaftliche Ziel legitimiert. Somit zählt nicht der Genuss des reinen Augenblicks, sondern nur zweckbestimmtes Handeln; jede Arbeit muss nützlich sein für den Aufbau des Sozialismus. In der *Utopieorientierung* wird das Gegenwärtige entwertet zugunsten des Kommenden. Danach wird die DDR auch als „Funktionsgesellschaft“ bezeichnet im Gegensatz zu westlichen „Erlebnis- oder Gegenwartsgesellschaften“.

Aus dieser grundsätzlichen Gesellschaftskonstruktion leitet Göschel die *Rolle der Politiker in solch einer utopieorientierten Gemeinschaft* ab: Sie sind besonders Berufene, die zwischen der Gemeinschaft und ihren Zielen und Normen vermitteln sollen. Die obersten „Politkader“ der DDR zogen ihre Rechtfertigung aus ihrem Widerstand gegen den Faschismus, als überwundener, aber fortdauernd drohender Gefahr des universalen Bösen. Der Blutzoll der Opfer(tode), der Helden des antifaschistischen Widerstandes rechtfertigt das ganze System. Aus diesem Gründungsmythos der DDR leitet die Partei der SED ihre Stellung als erwählte Avantgarde-

---

<sup>10</sup> Göschel, Albrecht (1995): Kultur im Selbstverständnis der Menschen in den neuen Bundesländern. Derselbe (1994): Verlassene "Strecke" und enttäuschendes "Erlebnis": Kulturelle Perspektiven im vereinten Deutschland.

und Kaderpartei ab. Politiker sollen sich durch außergewöhnliche Kenntnis der zentralen Texte und Lehren des Marxismus-Leninismus als Fundamente der Gemeinschaft auszeichnen. Führer und Volksgemeinschaft sollen in Liebe verbunden sein. Diese wird realisiert durch wechselseitige Fürsorgepflicht und Opferbereitschaft. Wahlen sind nach diesem Verständnis nur die Bestätigung der Bindung an den jeweiligen Führer. Bei Missständen wird nur der einzelne Funktionär ausgetauscht, der vor dem großen Anspruch des Sozialismus „schuldig“ geworden ist, nie aber wird am utopischen Glauben selbst gezweifelt.

Auch im Alltag konnte es dabei, wie Albrecht Göschel herausarbeitet, zu *tragischen Rückkopplungen* kommen: Nach der Marxschen Theorie muss sich die Utopie teleologisch geradezu nach historischen Gesetzmäßigkeiten entwickeln, damit bedeutet Verfehlen dieses höheren Zieles eine Art Verrat, schuldhaftes Verhalten. Da es immer um den Sozialismus als Ganzes geht, ist Scheitern vorprogrammiert. Damit ist auch eine innere Tragik vorgegeben. Zum einen opfert der Einzelne die alltägliche Gegenwart für eine utopische Zukunft; er erträgt die Misshelligkeiten des real existierenden Sozialismus, weil er auf das größere Ziel hin lebt; die Führer können von ihm aber auch mit dieser Begründung zahlreiche Opfer einfordern vom Schlangestehen bis zum Ferienarbeitseinsatz. Zum anderen kann und musste jeder Einzelne und ein einzelner Funktionär immer wieder irren und damit schuldig werden vor dem jedem Einzelschritt zugrundegelegten Anspruch, dem größeren Ganzen dienen zu müssen. Denn der Einzelne kann im gegenwärtigen Moment des Handelns nicht alles wissen, was in der Zukunft zum großen Ziel der sozialistischen Utopie führt und wie es dann ausgelegt wird. Solch eine vielfach erzwungene und eingeübte Haltung zum Normal-Opfer aller Tage findet eine Fortsetzung in der Erfahrung, seit der Wende Opfer der von außen kommenden Veränderungen zu werden, und gleichzeitig kann diese Opfer-Haltung Rechtfertigung werden für eine passive Grundeinstellung. - Soweit die Thesen Albrecht Göschels.

Vor dem Hintergrund dieser Thesen zum utopischen Selbstverständnis im Sozialismus erklärt sich Frau Langers moralisierende Eigeninterpretation ihrer Alltagserfahrungen. Zur Zeit der Wende war sie Mitte Dreißig, also ihrem Alter nach ganz Kind der DDR. Auch die familiäre Sozialisation lag auf der Linie der SED, wie sie ausdrücklich betont. Im pädagogischen Bereich tätig und mit Studium gut ausgebildet, kann man Frau Langer zugehörig zu einer der „intellektuellen und kulturnahen Bevölkerungsgruppen“<sup>11</sup> betrachten, die Göschel im Blick hat. Sie selbst rechtfertigt sich als eine Im-Land-Gebliedene und als jemand, der zur Gruppe der Arbeitenden gehört und damit auf der Seite der „Guten“ steht. Anders ausgedrückt: Auch nach ihrer Meinung entsteht durch die Teilhabe an gesellschaftlicher Arbeit die Gemeinschaft derer, die den Sozialismus aufbauen - die Arbeit stiftet die sozialistische Gemeinschaft. Sie argumen-

---

<sup>11</sup> Göschel (1995), S. 196.

tiert noch, dass sie, obwohl sie zur Gruppe der Guten, die „den Sozialismus mit aufbauen lassen“, gehört, mit der schlechten Wohnung besondere Opfer zu bringen habe. Und doch empfindet sie die erlebte Doppelbödigkeit als persönliche Verletzung und Schikane, gerade weil sie sich mit den idealistischen Werten des Systems identifiziert. Sie kann ihre Selbstdefinition nur aufrecht erhalten mit einer Spaltung: Sie trennt zwischen der „guten Lehre“, an die sie weiterhin glaubt, und den „schlechten Funktionären“, die als einzelne vor dem utopischen Anspruch versagt haben. Aber gerade in der Opposition gegen das neue System, in welchem sie sich bewusst mit den Opfern des Systemwandels solidarisiert, verleiht ihr der Einsatz für die alten sozialistische Werte einen neuen Lebenssinn.

An diesem eben dargestellten Beispiel von Frau Langers persönlichen Erfahrungen ihrer Wohnbiographie konnte also ein wechselseitiger Zusammenhang von Alltagserfahrung im Realsozialismus der DDR und grundsätzlicher Werthaltung aufgezeigt werden. Mit den Thesen zur utopieorientierten Gemeinschaft im Sozialismus konnte er auch interpretativ erklärt werden: Mit der Ausrichtung auf die Utopie wurde eine Opferhaltung eingeübt. Das Fallbeispiel von Frau Langers Wohnbiographie ist damit einer der seltenen Fälle, in denen es möglich war aufzuzeigen, dass sowohl die konkrete Alltagserfahrung als auch die proklamierte Staatstheorie das Denken und Handeln im Alltag beeinflusste.

Inwieweit jedoch die anderen Gesprächspartner meiner Untersuchungsgruppe als „Normalbürger“ in der sächsischen Kleinstadt dieses Wertesystem und utopische Gesellschaftsmodell verinnerlicht hatten, bliebe jeweils zu klären. Vielfältige biographische Brüche sind wahrscheinlich. Auffällig ist, welch hohen Stellenwert in den meisten Wohninterviews das Thema Arbeit einnahm, obwohl es nicht direkt mit Wohnen zu tun hat. Aussagen wie „Ich habe doch immer gearbeitet.“ o.ä. waren vielfach Kern der Selbstdefinition. Nie ging es etwa darum, ob diese Tätigkeit produktiv, wirtschaftlich, erfolgreich - in welcher Hinsicht auch immer sinnvoll war. „Die Arbeit“ erschien als Institution und Selbstzweck. Gearbeitet zu haben galt den Interviewpartnern allgemein als sinnstiftende Teilhabe. Mit solch einem Rechtfertigungsmodell wirkte der Verlust des Arbeitsplatzes auf viele um so krisenhafter. Darüber hinaus erklärt nur ein wenn auch noch so vager Konsens über die Utopiewürdigkeit des sozialistischen Gesellschaftsmodells bei meinen Gesprächspartnern das häufig anzutreffende Paradoxon: Ihre Erfahrungen im realsozialistischen Alltag - gerade im Bereich der „Hauptaufgabe“ der Wohnungsversorgung - entsprachen nicht den sozialistischen Idealen. Aus diesen ständigen Enttäuschungen leiteten viele der Interviewpartner für sich eine oppositionelle Haltung gegenüber dem Staat ab, der die von ihnen bejahten sozialistischen Grundwerte wie Gerechtigkeit, Gleichheit und Solidarität so schmähsch verriet. Den gleichen moralischen Anspruch brachten sie auch westlichen Politikern seit der Wende entgegen. Um so tiefgreifender war dann aber die Enttäuschung



über westliche Real- und Machtpolitiker. Die Gesprächspartner bedauerten vielfach oft gleichzeitig den Verlust sozialistischer Werte seit der Wende („Vieles war ja gar nicht so schlecht.“) oder gar die verlorene Chance, den wahren Sozialismus mit der Wende zu vollenden. Damit ließen sich an diesem Beispiel mit der im Alltagsbewusstsein rezipierten Staatsphilosophie Werthaltungen im Lebensbereich des Wohnens erklären. Allerdings ist es nur selten möglich, die staatstheoretische und die alltagspraktische Ebene so direkt zu verbinden.

## 2. Die Wohnbiographie

Innerhalb der Interviews bilden die Wohnbiographien geformte und jeweils gleich aufgebaute Textabschnitte. Deshalb bieten sie sich besonders zur vergleichenden Analyse an: Gibt es übereinstimmende Erfahrungen? Welche Schwerpunkte setzen die einzelnen Gesprächspartner und wie bewerten sie damit ihr Wohnen?

### a) Aufbau und Einzelbausteine der Wohnbiographien

Die Wohnbiographien als vorgefundene und gleichzeitig erzeugte Texte - Anfangssignale - inhaltliche Schwerpunkte: verbesserte Lage - erzählerische Abrundung mit Beruhigung - inhaltlicher Aufbau wie Entwicklungsgeschichte - Die Wohnstationen wurden charakterisiert nach Arbeit, Ort, sozialen Faktoren, Baulichem, Qualität der Wohnung und Haltungen / Tätigkeiten.

Die Wohnbiographien der anderen Interviewpartner<sup>1</sup> sind im Vergleich zur oben besprochenen Wohnbiographie von Frau Langer meist viel kürzer. Die Initiative zum Erzählen ging - in jeweils persönlicher Gewichtung - von den Gesprächspartnern und ihrem Erzählenliegen aus oder ist von mir mit angeregt: Einige<sup>2</sup> Gesprächspartner geben von sich aus eine geschlossene Erzählung ihrer Wohnstationen.

Der Einfluss der Interviewsituation zeigte sich auch darin, wie die Gesprächspartner in ihren Wohnbiographien immer wieder auf die Erzählaufforderung Bezug nahmen. So folgte z.B. auf die Frage nach den Wohnstationen seit der Geburt die Antwort: „Geboren bin ich hier.“ (31) Über solch enge Anlehnung an die Fragestellung hinaus gaben die meisten Gesprächspartner in ihren *Anfangsformulierungen* durchaus auch einen inhaltlichen Rahmen zu ihrer Wohnbiographie vor. Sie ordnen sich sozial ein nach den Bezugspersonen, z.B. „Da habe ich bei meiner Oma gewohnt.“ (14) oder sie orientieren sich mehr am örtlichen Rahmen, z.B. „Ich bin aufgewachsen am unteren Bahnhof.“ (9). Programmatischer sind die Anfangssignale, wenn die Erzähler erst mit dem eigenen Haushalt beginnen: So folgte z.B. auf den Anfangssatz „Wir hatten

<sup>1</sup> Zur Auswertung kommen hier die 19 Wohnbiographien der Interviews Nr. 5, 6: 2x, 9, 11, 13, 14, 15, 17, 18, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 30, 31. Die ersten biographischen Interviews, die Zweitgespräche und die Experteninterviews enthalten keine Wohnbiographien.

<sup>2</sup> Interviews, in denen Gesprächspartner von sich aus geschlossene Wohnbiographien vorgaben: Nr. 6/6, 11, 17, 20.

angefangen mit zwei Klappliegen.“ (22) die Erzählung, wie sich das Ehepaar zum schön ausgebauten Haus hochgearbeitet hat. Die einzelnen Wohnstationen sind dann formal durch reihende Konjunktionen addiert.

*Inhaltliche Schwerpunkte* aber setzten die Gesprächspartner durch besonders ausführliches und intensives Erzählen - nicht etwa durch sachliches Berichten: Fast durchgängig ist eine *verbesserte Lage* im Gegensatz zu einer vorhergehenden Problemsituation erzählerisch betont: Das kann z.B. der Umzug vom Altbau in die komfortablere Neubauwohnung sein (9) oder das selbstbestimmte Leben alleine nach dem spannungsvollen Zusammenleben mit den Schwiegereltern (30). Eine erreichte Verbesserung wurde selbst dann ins Zentrum gestellt, wenn die Gesprächspartner mit ihrer aktuellen Situation unzufrieden waren und deshalb einen Umzug planten (6, 30, 31). Nur ein einziges Mal war die aktuelle Wohnsituation als Verschlechterung eingestuft (21).

Die meisten Gesprächspartner<sup>3</sup> sprechen *schwerpunktmäßig von den problembelasteten Wohnstationen* und geben damit nicht immer ganz vollständige Wohnbiographien. Unbelastete Wohnstationen scheinen den Betroffenen so „normal“<sup>4</sup>, dass sie von sich aus darüber in den Wohnbiographien nur wenig Worte verlieren. Schilderungen harmonischer Wohnzustände finden sich in den Wohnbiographien kaum, weil das Erzählen einer zeitlichen Abfolge den Blick eher auf Ereignisse als auf Zustände lenkt. Zum Erzählen in chronologischer Abfolge habe ich die meisten<sup>5</sup> Gesprächspartner jedoch erst durch meine Aufforderung, doch bitte der Reihe nach zu erzählen, bewegt. Insgesamt sind die Wohnbiographien sowohl eine vorgegebene Textform, als auch durch die Interviewsituation erzeugte, also *gleichzeitig unbeabsichtigte, gefundene Texte und beabsichtigte, erzeugte Texte*.

Da die Wohnbiographien meistens ihren Schwerpunkt auf die Wohnprobleme setzen, suchen die Gesprächspartner als *erzählerische Abrundung* eher zu beruhigen und mit einem wertenden Rückblick an die Gegenwart anzuknüpfen: „Ich hab halt ganz normal gelebt. Nichts Aufregendes.“ (17) oder „Und dann habe ich dann die hier gehabt. Und hier bin ich nun schon lange. Also, das war wirklich die beste, die ich seitdem hatte.“ (14)

Der *inhaltliche Aufbau der Wohnbiographien gleicht einer Entwicklungsgeschichte*: vom problembelasteten zum glücklicheren Wohnen. Damit steigert sich die erzählerische Spannung. Gleichzeitig könnte hier auch das autobiographische Muster dahinter stehen, den Lebensverlauf als Erfolgsgeschichte zu erzählen. Oder haben die Gesprächspartner die Idee gesetzmäßiger

<sup>3</sup> Interviews, in denen überwiegend von problematischen Wohnstationen erzählt wird: Nr. 5, 6, 11, 13, 14, 21, 22, 23, 27, 31.

<sup>4</sup> Schütz/Luckmann (1979): Strukturen der Lebenswelt. Das für „normal Gehaltene“ ist für Alfred Schütz als Definitionsmerkmal des Wirklichkeitsbereichs der alltäglichen Lebenswelt (S. 25). In Anlehnung an Husserl bezeichnet er es als „das fraglos Gegebene“ (S. 30 f.).

<sup>5</sup> Interviews, die auf die Erzählaufforderung hin chronologisch geordnete Wohnbiographien enthalten Nr. 5, 9, 14, 15, 17, 18, 20, 21, 23, 24, 27, 28, 30, 31.

Höherentwicklung aus dem Marxschen Geschichtsmodell unbewusst auf ihrer eigene Wohnbiographie übertragen? Gerade im Wohnbereich hatte ja die Propaganda der DDR den ständigen Fortschritt, die stetige Verbesserung der Lebensverhältnisse der Menschen durch den Sozialismus besonders betont. Die mit der Abrundung am Ende gefundene geschlossene Form weist jedenfalls darauf hin, dass die Gesprächspartner ihre Wohnbiographien selbst als etwas Ganzes und in sich Geschlossenes betrachten.

Die *Einzelbausteine der Wohnbiographien* sind die erzählten *Wohnstationen*. In den 19 ausgewerteten Interviews nannten die Gesprächspartner zwischen zwei und neun Stationen. Ihre Anzahl ist dabei nicht unbedingt vom Alter der Interviewpartner oder ihrer Bindung an einen Wohnort abhängig, sondern ergibt sich eher aus den mehr oder weniger kurvenreichen Biographien. Dementsprechend geben die Gesprächspartner für die einzelnen Stationen keineswegs neutrale Kriterien an, wie es beispielsweise die Adresse oder eine Datumsangabe sein könnte, sondern setzen bei jeder Station wertende Schwerpunkte. Aus dem beruflichen Werdegang ergibt es sich, wenn die Gesprächspartner ihre Wohnstationen aus dem Zusammenhang ihrer *Arbeit* kennzeichnen: Das kann z.B. die Betriebswohnung sein und die Wohnung nahe am Betrieb, um Wochenenddienste machen zu können, oder auch die Wohnung, die der Betriebsleiter vermittelt. Persönlichen, biographischen Lebensabschnitten entspricht es meistens, wenn die Gesprächspartner Wohnstationen nach ihrem *Familienstand oder Beziehungen* charakterisieren: So heißt es beispielsweise mehrfach „als ich zu meinem Mann zog“ (18, 15, 17) oder „bei dem bösen Schwiegervater“ (30) oder auch „hier wuchsen unsere Kinder auf“ (6). Nahe am sachlichen Bericht liegt es, wenn Wohnstationen durch eine *Ortsangabe* markiert sind: z.B. in einer bestimmten Straße oder „am unteren Bahnhof“ (9). Aber schon die Angaben „in ein kleines Dorf hinaus“ (26) oder „in den Neubau“ (9) sind wertend: So bedeutete das „kleine Dorf“ für Frau Maier „weg von der Welt“ und „der Neubau“ bedeutete nicht nur das Reichenbacher Stadterweiterungsgebiet im Westen, sondern für die meisten DDR-Bürger war das gleichbedeutend mit lang ersehntem Wohnkomfort. Steht die Art oder der *Typ der Wohnung* für eine Wohnstation, so sind das nur scheinbar objektive Angaben. Im lokalen Reichenbacher und DDR-Bezugssystem ist das eine positiv aufgeladene Formulierung. Sie musste ich erst mühsam verstehen lernen. Anfangs kam es zu einigen Missverständnissen: So bedeutet beispielsweise „Mansarde“ oder „Erkerwohnung“ eine Wohnung im Dachgeschoss. Aber eine Dachwohnung in einem Reichenbacher Altbau hat meist nichts gemeinsam mit den in den letzten Jahrzehnten schick ausgebauten und teuren Dachwohnungen in westdeutschen Großstadt-Altbauten. Im Gegenteil: Es waren dies in den unrenovierten Altbauten Reichenbachs meist unisolierte, schlechte Wohnungen, die früher oft für Dienstboten gedacht waren und von daher ihren schlechten Ruf als weniger gute Wohnungen behalten hatten. Eine „Fabrikantenwohnung“ da-

gegen meint in der alten Arbeiterstadt Reichenbach eine großzügigere, komfortablere Wohnung im Gegensatz zu den einfacheren Arbeiterunterkünften. War von einer „Eigentumswohnung“ die Rede, so war klar, dass die Gesprächspartner erst nach der Wende eingezogen waren. In Reichenbach sind dies meistens sanierte Plattenbauwohnungen im „Neubaugebiet West“. Die Einordnung nach dem Wohnungstyp lässt sich oft nicht klar unterscheiden von der Charakterisierung einer Wohnung bzw. Wohnstation nach der *Qualität und ihrer Ausstattung*: Da sprechen die Gesprächspartner z.B. von „einem Altbau ohne Wasser und Heizung“ (18) und vom „Neubau ohne Fenster in Bad und Küche“ (6) oder auch nur „von der Wohnung mit dem langen Flur, der so ungünstig zu putzen war“ (24). Im dialektischen Gesamtaufbau vieler Wohnbiographien wird oft die problembelastete Wohnungsstation über die (schlechte) Qualität der Wohnung charakterisiert. Zu ihr gehört als Gegenstück die Lösung bzw. Entspannung des Problems; oft sind diese Wohnstationen dann nur noch wertend durch *Haltungen und Tätigkeiten* gekennzeichnet: So sprach eine Dame z.B. davon „nun überglücklich zu sein, endlich eine richtige Wohnung zu haben“ (18) oder eine Mutter kennzeichnete ihre Wohnung als Ort der wiedergewonnenen Familienharmonie.

Sechs inhaltliche Schwerpunkte zeigen sich in den 19 ausgewerteten Wohnbiographien: 1. äußere Stufen der Biographie wie die Arbeit, 2. Ortsangaben, 3. soziale Faktoren wie Familienstand und Beziehungen, 4. bauliche Eigenschaften und 5. Qualität der Wohnung. Nach diesen Kategorien bewerteten die Gesprächspartner ihre Wohnstationen und stellten schließlich 6. oftmals ihr Betroffensein in Haltungen und Tätigkeiten ganz in den Vordergrund.

## **b) Sprache und Sprechhaltung der Wohnbiographien**

Verben für die Handlung des Wohnens: In den Objekt-Ergänzungen liegt die Aussage. - Verben für Wohnungswechsel: Verwendung weist auf passive Grundeinstellung hin. - Ich-Aussagen emotionaler Involviertheit machen nur etwa die Hälfte aus. - Ausnahmen: Besonders Ich-identische Texte deuten auf reaktive Grundeinstellung. - Wir-Aussagen als Sprechmodus in Paarinterviews - Unpersönliche/Es-Aussagen enthalten faktische Umstände. - Regeln beziehen sich meist auf die Wohnungsvergabe. - Begriff „Wohnungsproblem“ - Zusammenfassung

Ähnliche Schwerpunkte zeigen sich bei einer Sprachanalyse der Wohnbiographie-Texte, wenn man nach dem Wohnen als Tätigkeit / nach Wohnen als Handeln fragt. In welche Verben fassen die Gesprächspartner ihr Reden vom Wohnen als Handeln? Fast ausschließlich verwenden sie das *Verb* „wohnen“. Nur wenige andere Varianten für die *Handlung des Wohnens* finden sich in den Interviews: Ein Gesprächspartner setzte das Wohnen mit den Lebensabschnitten in Verbindung: Er sprach davon, als er „die Kindheit verlebt hat“ (27) oder „verbracht hat“ (27) und „den Lebensabend verbringen wird“ (27). Einige Male (11, 14, 20, 23, 27) benutzten die Gesprächspartner das Verb „sein“ für das Wohnen: Das kann z.B. lauten „sind wir eben hier“ (23) oder in der Vergangenheitsform „dann waren wir zu zweit da“ (14, 20). Hierbei kann „sein“ einfach nur in Ermangelung eines aussagekräftigeren Verbs benutzt sein. Es könnte aber auch für die

Verwandtschaft von Sein als Dasein bzw. Leben mit Wohnen als elementarem Lebenszustand stehen. Diesen Zusammenhang von „Wohnen“ mit „Leben“ legen folgende Formulierungen noch näher, wenn die Gesprächspartner etwa von der „Wohnung“ sprechen, „in der sie gelebt haben“ (11, 14, 18, 20, 23) oder von „Wohnungen, die ich durchlebt habe“ (27). Aber fast immer ist das Objekt, die Wohnung als konkreter Ort, wichtig. Ganz deutlich ist dies, wenn es -durativ formuliert - vom Besitz heißt: „die Wohnung oder das Haus haben wir gehabt“ (5, 9, 13, 14, 20, 31). Überwiegend verwenden die Gesprächspartner für ihr „Wohnen“ das Verbum „wohnen“ der gleichen Wortgruppe. Sprechender dabei sind die näher bestimmenden Präpositionen: „gewohnt drinne“, „gewohnt am Hang“, „gewohnt in“ einer bestimmten Straße oder „gewohnt bei“. *Nicht die Aktion des Wohnens ist wichtig, sondern die Ergänzungen, die den topographischen oder sozialen Ort eingrenzen.* Alle Gesprächspartner haben offenbar eine feste Vorstellung von Wohnen. Als elementarer Lebensbereich und Lebenszustand lässt sich deshalb alltägliches Wohnen auf der empirischen Ebene nicht in seiner Wesenheit direkt fassen, sondern nur indirekt annäherungsweise beschreiben über seine Orte und „Objekte“, als das, was dem sprechenden Subjekt objektiv gegenüber steht.

Mehr Dynamik wäre bei den *Verben fürs Wohnungswechseln* zu erwarten, wo doch Umziehen mit viel Bewegung zu tun hat. Aber auch hier steht in den Wohnbiographien nicht das Handeln im Vordergrund, sondern der Bezug: Überwiegend verwenden die Gesprächspartner für einen Wohnungswechsel das Verb ziehen, in den Formen: „eingezogen“, „hingezogen“, „mithingezogen“, „rausgezogen“, „runtergezogen“, „reingezogen“, „ausgezogen“, „herausgezogen“, „da hin gezogen“, „zurückgezogen“ und „weggezogen“. Die Präfixe und Ergänzungen verweisen auf den Orts- und Sozialbezug: Das Wohin und Mit-wem ist den Interviewpartnern bestimmend für ihre Wohnstationen. Noch weiter weg vom Erzähler als handelndem Subjekt sind die Ausdrücke „eine Wohnung gekriegt“, „bekommen“ oder gar „zugewiesen bekommen“. Dabei nimmt der Erzähler eindeutig eine *passive Haltung gegenüber der zuteilenden Staatsgewalt* ein. Die aktive Formulierung „da habe ich mich um eine Wohnung gekümmert“ (14) stellt eine einmalige Ausnahme dar. Insgesamt spiegeln die Gesprächspartner in den Verben ihre eher passive Haltung.

Mit welcher Haltung sprechen die Interviewpartner dann in ihren Wohnbiographien von sich, wenn sie ihr ge-wohntes Leben darstellen? Das ist die Frage nach den erzählenden und handelnden Personen. Welche Haltung nehmen sie gegenüber anderen Personen und Umständen ein? Damit sind die Subjekte angesprochen. Es wäre zu erwarten, dass die eigene Biographie überwiegend in der ersten Person als *Ich-Aussage* erzählt wird. Aber dies ist nur ausnahmsweise der Fall. Als Beispiel für die Mehrzahl steht hier die Wohnbiographie von Frau Langer. Zwar betont sie aktives Eigenhandeln, doch *machen die Ich-Aussagen in ihrer Wohn-*

*biographie weniger als die Hälfte aus.* Sie stehen überwiegend für aktives Eigenhandeln und eigene Überlegungen der erzählenden Person, z.B.: „habe ich geheiratet“, „ich bin dann hierher zurück gezogen“ oder „wenn ich das mal so schätzen soll“ (alle 23). In der ersten Person können auch Aussagen stehen, die weniger aktiv sind, aber die Person sehr direkt betreffen, wie z.B. „weil ich eine Arbeit mit Wohnung angeboten bekommen habe“ (23). Ich-Aussagen deuten also eher auf *emotionale Involviertheit der Erzählerin* hin. Dies bestätigt sich auch in den anderen Wohnbiographien.

Innerhalb der untersuchten Wohnbiographien weisen zwei einen besonders hohen Anteil an Ich-Aussagen auf: Frau Hirmer (17) und Frau Kurz (30). Beide bedienen sich einer eher einfachen, überwiegend reihenden Erzählweise. In beiden Texten entspricht diesem Darstellungsstil gleichermaßen auch die Einstellung gegenüber der eigenen Wohnbiographie. Eine charakteristische Sequenz aus dem Text von Frau Hirmer lautet etwa:

„Und dann habe ich noch ein paar Jahre dort gewohnt mit meiner Tochter, ja und dann sind wir hier rausgezogen 85 oder 86. Müßte ich nachschauen, ich kann mir sowas immer nicht merken. In der Zwischenzeit habe ich gearbeitet, habe halt ganz normal gelebt. Nichts Aufregendes.“ (17)

Während des ganzen Interviewbesuchs war der unausgesprochene und ausgesprochene Zweifel Frau Hirmers spürbar: ‚Was soll denn diese Fragerie? Ich hab doch einfach nur normal gelebt. Das ist doch nicht der Rede wert.‘ Häufig verwendet sie das Wörtchen „halt“ - es war ‚halt‘ so. Es steht für die Bereitschaft, sich in das Vorgegebene hineinzufinden. Eine ähnliche Funktion wie „halt“ kommt in der Erzählung von Frau Kurz dem Wörtchen „dann“ zu: Es hat in ihrer umgangssprachlichen Gebrauchsweise nicht nur eine zeitliche Bedeutung, sondern meint auch Reagieren auf das Vorgegangene-Vorgegebene. Im konditionalen Gefüge eines Wenn-dann-Satzes folgt auf die Bedingung im Wenn-Satz, die konkrete Reaktion im Dann-Satz.. Diese beiden Funktionen kann „dann“ beispielsweise in folgendem Ausschnitt haben:

„Und ich hatte halt mal in Hauptmannsgrün gewohnt. Und ich wollte dann aber drüben wohnen, dann habe ich gesagt: „Ich mache dann hier rüber.“ Dann hat er die mir versorgt, weil ich auch nicht weit auf Arbeit hatte, ne. Meine Tochter hat es nicht weit in die Schule gehabt. Die war damals erst 10 Jahr. Dann habe ich gesagt: „Dann mache ich halt hier rüber.“ (30)

Frau Hirmer formuliert zum Abschluss ihrer Wohnbiographie diese Haltung der Übereinstimmung auch ausdrücklich: Aus der entspannten Situation der Gegenwart, aus der heraus sie eine geordnete Sicht auf die Schwierigkeiten der Vergangenheit einnimmt, resümiert sie:

„Ach das waren schlimme Zeiten hier. Das war nicht schön. Da hab ich es jetzt ruhig, jetzt bin ich alleine hier, jetzt kann ich machen, was ich will.“ (17)

Mit sich in ihrer Wohnbiographie identisch kann Frau Hirmer überwiegend in der Ich-Form sprechen. *Voraussetzung für die besonders ich-identische Sprechhaltung der beiden Frauen ist ihre reaktive Grundeinstellung gegenüber den vielen von außen kommenden Vorgaben im Wohnen.* Bei den meisten anderen Interviewpartnern stehen den Aussagen in der ersten Person Singular, die aktives Eigenhandeln und emotionales Involviertsein ausdrücken, dagegen mindestens ebensoviele von den unpersönlicheren Aussagen in der dritten Person gegenüber.

Zwischen diesen beiden Polen, den Ich-Aussagen für das Eigene und den Es-Aussagen für das Andere, sind die *Wir-Aussagen* angesiedelt. In der ersten Person Plural sprechen die Erzähler von ihren nahen Bezugsgruppen, vor allem von sich als Ehepaar oder als Familie. Wider Erwarten formulieren nicht etwa die Familienmütter besonders häufig in der Wir-Form, sondern vielmehr die vier Männer aus der ausgewerteten Gruppe: In den beiden Ehepaarinterviews (5 und 22) sprachen überwiegend jeweils die Männer für die gemeinsamen Angelegenheiten. Aber auch in den beiden Einzelinterviews mit männlichen Gesprächspartnern (27 und 31) findet sich häufiger als in den anderen Interviews der Plural. Diesen beiden Männern war jeweils ihre Familie sehr wichtig. Die Wir-Form könnte aber gleichzeitig auch eine statussteigernde, weil die Person vergrößernde, männliche Sprechhaltung sein. Ein kommunistisch-identifikatorisches Wir, etwa für die Bezugsgruppe Staat oder Wohngemeinschaft, spielt in den Wohnbiographien als geschlossenen Texten aber keine Rolle.

Der Staat und die durch ihn vorgegebenen äußeren Umstände stecken vielmehr im distanzierten „er/sie“ und „es“ der *dritten Person*. *Im unpersönlichen Berichtsmodus erklären die Gesprächspartner Voraussetzungen und Zusammenhänge*, z.B.: „Also extrem kleine Räume und die kam deshalb für mich nicht in Frage“ (23); oder sie geben ihre rückblickenden Einordnungen, wie z.B. „das war natürlich auch belastend dieser Zusammenhang Wohnung und Arbeit in einem.“ (23); solche Aussagen können auch Erklärungen für mich als außenstehende Interviewerin sein, wie z.B. „in Mihla, das liegt bei Eisenach, also Thüringen.“ (23). Auf dieser Ebene der Voraussetzungen, von denen in der dritten Person die Rede ist, können auch die Partner und Familienangehörigen liegen. Hierbei reicht die Spannweite von persönlichen Formulierungen wie z.B. „dann kam mein jetziger Freund, wir hatten schon mal ein Verhältnis ..., er kam dann einfach mal wieder.“(23), bis zu sehr distanzierter Ausdrucksweise, welche die Familie als Rahmen fast mit den materiellen Umständen gleichsetzt, wie z.B. „Dann habe ich geheiratet, ist der Mann mit hingezogen.“ (21) oder gar „es hat sich dann abends alles im Wohnzimmer ... gesammelt“ (11). Damit machen die Gesprächspartner in ihren Wohnbiographien vor allem eine Beziehungsaussage darüber, wie sie zum früheren, erzählten, Zeitpunkt und noch viel mehr im Moment des Erzählens zu ihren Familienmitgliedern stehen. Weiterhin finden sich immer wieder gerade die stärksten Wertungen unpersönlich formuliert: „Das war alles sehr stressig.“

(23) oder „Wahnsinn war das“ (18). Aber gerade diese unpersönlich formulierten Wertungen bringen in die Wohnbiographietexte durch die subjektive Färbung der Wertung einen stark persönlichen Akzent. Hier wiegt die Kraft der faktischen Umstände im und für den Erzähltext schwerer als die durch sie ausgelösten persönlichen Empfindungen.

Gesteigert formuliert sind diese wirkungsmächtigen faktischen Vorgaben in zahlreichen *Regelaussagen*, wie z.B. „Ja, wenn du heiratest, beantragst du eine Wohnung. Und dann kriegste eine Wohnung.“ (19) oder „zwischendurch haben wir uns natürlich wie alle bemüht, eine große Wohnung zu bekommen,“ (20). Mit solchen Man-, Wenn-dann-, Muss- oder Immer-Aussagen erklären und begründen die Gesprächspartner ihre Erzählungen. Sie können auch das eigene Erleben relativieren, als ein durch Vorgaben Bedingtes, oder sie überhöhen das Erzählte, indem die Regel das Eigene zur Norm macht. Bei der Zusammenstellung aller Regelaussagen innerhalb der Wohnbiographien fällt auf, dass die meisten Interviewpartner durchschnittlich zwei solcher ausdrücklicher Regelaussagen in ihrer erzählten Wohnbiographie formulieren. Daneben gibt es häufig noch regelartig verallgemeinerte Aussagen. Die meisten der formulierten Regeln beziehen sich auf die Vergabe von Wohnungen. In diesem Punkt macht sich der regulierende Einfluss des Staates am stärksten bemerkbar.

In den Wohnbiographien erzählten die Gesprächspartner überwiegend in subjektiv gefärbter Sprache von ihren Schwierigkeiten. Einige Male aber fiel eine distanzierte Redeweise auf: Wenn sie den *Begriff* „Wohnungsproblem“ verwendeten, musste nichts mehr erklärt werden. Der Begriff meint ein fest stehendes Faktum. Es heißt z.B. „hast ein Wohnungsproblem gehabt“ (33), „Dann kam das Wohnungsproblem.“ (4), „ich habe dieses Wohnungsproblem“ (23) oder „wie meine Mutter so mit dem Wohnungsproblem zu tun hatte,“ (21). Diese Ausdrucksweise stammt aus einem offiziellen Sprachgebrauch. Auch für offiziellen Gebrauch des Begriffs gibt es Belege im Interviewmaterial: Als es um die „Planerfüllung“ ging, sprach ein Gesprächspartner davon, „in der Zuordnung die eigentlichen Wohnungsprobleme zu lösen“ (12), ein anderer davon, „das Wohnungsproblem in’ Griff [zu] kriegen“ (33). „Das Wohnungsproblem“ meint ganz allgemein in der öffentlichen Sprechweise die stark politisch aufgeladene Wohnungsthematik in der DDR. Ein „Wohnungsproblem“ konnte sich aber auch auf die Problemlage eines einzelnen Bürgers beziehen, wobei hier der einzelne seinen bürokratischen Kontakt mit der staatlichen Wohnungsverwaltung bezeichnet. Damit übernahmen die Gesprächspartner in ihre persönliche Wohnbiographie die offizielle Ausdrucksweise. Auch persönlichste Wohnprobleme waren für die Gesprächspartner gleichzeitig bürokratische Probleme. In ihrer Sprechweise schwingt der offizielle Klang vom „Wohnungsproblem als Hauptaufgabe“ mit. Damit bekommt auch die Beschreibung der Wohnungsproblematik einzelner den Touch einer offiziellen Angelegenheit, die der einzelne zwar erleidet, die zu lösen aber offizielle Aufgabe ist.



*Insgesamt* sind die Wohnbiographien davon bestimmt, wie viel der Einzelne jeweils mit dem Wohnungsamt bzw. offizieller Wohnungsvergabe zu tun hatte: Nur bei den Gesprächspartnern, die auch mit offizieller Wohnungsvergabe zu tun hatten, finden sich die am Beispiel von Frau Langers Wohnbiographie herausgearbeiteten passivischen Merkmale. Eine Familie dagegen, die ein Haus erbt und dieses ausbaut und kontinuierlich bewohnt, hatte lange nicht so viel Kontakt mit dem Wohnungsamt. Hier war der Einfluss des Staates weniger direkt. Die Sprechhaltung war aktiver. Im *Sprechen von sich als Person* in den Wohnbiographien verarbeiten die Erzähler ihre Stellung in diesem Spannungsfeld zwischen selbstbestimmtem Handeln und staatlicher Lenkung. In ihren Ich-Aussagen drücken sie eher aktives Eigenhandeln und emotionale Beteiligung aus. Die besprochenen Einzelbeispiele markieren zwei Pole: Frau Hirmer (17) und Frau Kurz (30) erzählen ihre Wohnbiographie überwiegend in der Ich-Form. Aufgrund ihrer annehmenden Grundhaltung gelingt ihnen eine hochgradig ich-identische Sprechweise, obwohl auch sie zahlreiche Probleme in ihrer „Wohnkarriere“ aufzuweisen haben. Aber die Sprechhaltung spiegelt ihr geklärtes Verhältnis zur eigenen Biographie. In allen anderen Wohnbiographien dagegen überwiegen die Aussagen in der dritten Person. Sie stehen für das Andere, die äußeren Umstände, die vorgegebenen Bedingungen - am stärksten formuliert in allgemeingültigen Regeln, die sich wiederum vor allem auf die Vergabe von Wohnungen beziehen. Das sprechende Subjekt bleibt passiv, tritt hinter die gerade im Wohnbereich sehr bestimmenden Umstände zurück. Im Fallbeispiel von Frau Langers (23) Wohnbiographie kommen dazu auch noch deutliche Distanzsignale in der Verb- und Tempusverwendung. Ein Teil der eigenen Biographie ist damit vom Ich weg distanziert, ein Stück weit sprachlich abgespalten.

### 3. Zusammenfassung

Begriff der Baukastenbiographien - Zusammenfassung Fallbeispiel - Zusammenfassung der Zusammensicht aller Wohnbiographien - Zirkelschluss: Beispiel für unlösbare Verknüpfung aller Aussageebenen

Zusammenfassend ergibt sich aus der inhaltlichen und sprachlichen Analyse der Wohnbiographie Frau Langers: In dieser 1956 beginnenden Biographie spiegelt sich ein großer Teil der Geschichte des Wohnens in der DDR. Hier finden sich viele DDR-typische biographische Bausteine und Wohnstationen: vom Wohnen im Lehrlingswohnheim und in Betriebswohnungen, Zusammenleben in einer schnell geschiedenen Ehe über die schlechte Altbauwohnung bis hin zur engen Verknüpfung von Arbeit und Wohnen. Für einen Lebenslauf mit solchen vorgegebenen Bausteinen wurde aus einer westlichen Perspektive der Begriff der *'Baukastenbiographien'* geprägt.<sup>1</sup> Wie bei Frau Langer finden sich in fast allen Lebensläufen von Menschen, die in der

---

<sup>1</sup> etwa bei Riege (1992): Potentiale des Umbruchs - Soziale Ungleichheiten in der DDR. In: Meyer, S. 294.

DDR aufgewachsen sind, einige dieser biographischen Bausteine. Der DDR-Staat gab viele Stationen vor – ausgehend etwa von der Kinderkrippe, über Kindergarten oder Kita (= Kindertagesstätte), Ganztageschule, daneben die Jugendorganisation der Jungpioniere und Thälmannpioniere, ab dem 14. Lebensjahr die FDJ (= Freie Deutsche Jugend), nach der Schule die Lehrlingsausbildung mit Lehrlingswohnheim oder das zugewiesene Studium mit Wohnen im Studentenheim und anschließender Absolventenvermittlung, später in Betriebswohnheimen, im Arbeitsleben dann Mitgliedschaft in im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (= FDGB) und der Organisation der DSF (= Deutsch Sowjetische Freundschaft) oder andere gesellschaftlichen Organisationen<sup>2</sup>. Nicht alle DDR-Bürger durchlebten unbedingt alle diese Stationen, aber die meisten doch viele davon. Gerade die Stationen bis zum Erwachsenenalter durchliefen DDR-Bürger nahezu automatisch, ohne dass dafür ein eigener Entschluss oder Initiative nötig gewesen wäre. So zeigt sich in Gesprächen ehemaliger DDR-Bürger untereinander immer wieder ein breiter Erfahrungskonsens. Im Ziel, seine Bürger von Jugend an in gesellschaftlichen Organisationen politisch zu erziehen und in das System einzubinden, glich der SED-Staat dem Nationalsozialismus. Ähnliche wie die genannten biographischen Bausteine finden sich zwar auch in Lebensläufen von Bürgern westlicher Länder, aber eine derartige Normierung und totalitaristische Erfassung der Bürger ist DDR-spezifisch. Inwieweit die Menschen sich auch innerlich daran beteiligten und sich damit identifizierten, ist allerdings ein ganz anderes Thema, die Erfahrung prägte sie aber auf alle Fälle. Auch im Vergleich zu den anderen sozialistischen Staaten führte der deutsche Teilstaat die gesellschaftliche Erfassung seiner Bürger mit besonderer organisatorischer Stringenz durch. So kennzeichnet der Begriff der 'Baukastenbiographie', wie ich ihn hier verstehen möchte, DDR-spezifische Lebensläufe, die sie sich auch in den Wohnbiographien spiegeln.

An der Wohnbiographie von Frau Langer ließen sich auch die unterschiedlichen analytischen Ebenen von Staatsphilosophie und Alltagserfahrung direkt verknüpfen: Aufgrund ihrer Sozialisation in einer parteinahen Familie integrierte Frau Langer die sozialistische Staatsphilosophie in ihr alltägliches Bewusstsein. Aus dem alltäglich erlebten Widerspruch zwischen verinnerlichten sozialistischen Werten und Auswirkungen offizieller, realsozialistischer Wohnpolitik lässt sich die distanziert gebrochene Haltung vieler DDR-Bürger ihrem Staat gegenüber exemplarisch erklären. Innerhalb der Wohnbiographie als erzählerisch geformter Einheit spiegelt sich solch distanziertes Bewusstsein unverstellt: Als mündlich erzählte Form ist die Wohnbiographie besonders authentisch; ihre sprachliche Form kann Kontrollmaßstab für die inhaltliche Aussage werden. Sprachliche Signale der Distanz erscheinen gerade dann, wenn es um den Wechsel der Wohnung geht: passivische Verben - gehäuft „bekommen“, zugestehende

<sup>2</sup> Angela Sommer (1999) hat in ihren Lebenserinnerungen zum DDR-Alltag ein eigenes Kapitel „Im Markenkleben waren wir ganz groß“ S. 49 - 53. Von frühester Jugend an waren DDR-Bürger es gewohnt die Mitgliedsmarken der verschiedenen gesellschaftlichen Organisationen in Sammelhefte einzukleben.

Wechsel der Wohnung geht: passivische Verben - gehäuft „bekommen“, zugestehende Konjunktionen und Partikel, und eine Zurücknahme des erzählenden Subjekts. Betont Frau Langer insgesamt ihre Eigenaktivität, so dominiert doch, wenn es um den Wechsel der Wohnung geht, eher eine passive Haltung: Die Erzählerin schildert sich hier schicksalhaft gebunden als Objekt zwischen patriarchalischer Fürsorge und der Willkür staatlicher Versorgungspolitik. Die Wechselbeziehung zwischen persönlicher Lebensgeschichte und „Wohnen“ war in der DDR besonders eng. Frau Langers Wohnbiographie kann so in mehrfacher Hinsicht als Beispiel für ein gewohntes Leben in der DDR dienen.

Auch in der Zusammensicht aller Wohnbiographien zeigte sich das Spannungsfeld der Wohnbiographien zwischen Eigenbewusstsein und staatlicher Bevormundung, Aktivität und Passivität, Identifikation und Abspaltung. Erwiesen sich die Wohnbiographien zwar als deutlich konstruierte Texte mit klaren Anfangs- und Schlussignalen und einem steigenden Aufbau, der wie in einer Entwicklungsgeschichte stets die schlechten Wohnstationen schilderte, um dann eine Verbesserung in der folgenden Station erzählerisch hervorzuheben, so überwiegt doch in der Sprechhaltung eine passivische Grundhaltung: Die Sprecher distanzieren sich damit noch in der Gegenwart des Erzählzeitpunktes von dem Teil der eigenen Biographie, der durch die staatliche Wohnungszwangsverwaltung fremdbestimmt gewesen war. Ich möchte interpretieren, dass das aufgezeigte Spannungsfeld, in dem sich die Wohnbiographien abspielten, als ein Problem für die Erzählgegenwart relevant ist und noch nicht integrativ verarbeitet scheint. Die Wohnbiographie zeigt sich so als eine Beziehungsaussage vom Heute zum Früher.

So erwiesen sich die Wohnbiographien in ihrem *Textcharakter* als sehr *vielschichtig*: Sie enthalten einerseits Sachaussagen über das Wohnen zu DDR-Zeiten, andererseits sind sie Beziehungsaussagen: In ihnen bewerten die Erzähler von der Gegenwart des Erzählzeitpunktes aus ihre Vergangenheit; erzählen von ihrem Verhältnis zur damaligen Zeit. Auch zwischenmenschliche Beziehungen spielen in den Wohnbiographien eine große Rolle. Wie eng diese Ebenen verknüpft sind, sei zum Abschluss dieses Kapitels noch einmal mit einem Zitat aus dem Interview mit Frau Maier belegt (siehe B.I.1.). Sie spricht von einer Wohnstation:

„dann bin ich von der Feldgasse gezogen hierauf auf den Solbrigplatz, da hatte ich die erste schöne Wohnung, da hatten wir WC, das ist ja mein jetziger Mann, der hat sich bissl mit neigekniet ...“ (11).

Die Bewertung der Wohnung und die der Beziehung zu dem Mann sind austauschbar: Die Wohnung ist gut, weil sie Frau Maier mit dem „richtigen“ Mann bewohnt. Da Frau Maier vorher von einigen gescheiterten Beziehungen gesprochen hat, muss in der Logik des sich steigenden Aufbaus der Erzählung an diesem Punkt als eine Steigerung eine bessere Wohnsituation folgen. Außerdem ist Frau Maier in der gegenwärtigen Situation sehr auf diesen „jetzigen

Mann“ angewiesen, deshalb muss sie die Wohnung, die dieser Mann besorgt hat, auch rückblickend positiv bewerten. Auf der sachlichen Ebene hat die „Wohnung auf dem Solbrigplatz“ darüberhinaus mit einem WC das stärkste Merkmal für Wohnkomfort anzubieten. In der Nachfolgewohnung, die Frau Maier zum Erzählzeitpunkt bewohnte, fehlte ihr dann übrigens ein WC wieder sehr. Sach- und Beziehungsebene sind in den Wohnbiographien untrennbar verbunden. Beide Aussageebenen spiegeln sich in Sprache und Inhalt. So ergab die differenzierte Sprachanalyse der Wohnbiographien, dass die sachlichen Umstände der staatlichen Wohnungszwangsverwaltung das erzählerische Bewusstsein auch noch beim Sprechen des einzelnen von seinem je eigenen Leben beeinflussten: Trotz der Grundanlage, mit den Wohnbiographien eine Entwicklungsgeschichte zum Positiven zu erzählen, distanzieren sich die Sprecher in ihren unbewussten sprachlichen Signalen von einem Teil ihres Lebens.

### III. Erwerbungs geschichten: der Kampf um die Wohndinge

„Wie kommen wir an eine Schrankwand für unsere neu bezogene Wohnung, wo doch in der ganzen Stadt und im Umkreis alle Schrankwände auf längere Sicht hin ausverkauft sind?“ - Der Erwerb von Mangelwaren war ein zentrales und dauerndes Problem im DDR-Alltag. Das spiegelt sich auch in den Wohninterviews: Erwerbungs geschichten finden sich dort ebenso häufig wie Wohnbiographien. Alle Gesprächspartner sprachen irgendwann einmal im Laufe des Gesprächs über den Erwerb von Mangelwaren. Doch unterscheidet sich die Art, wie die Interviewpartner von ihren Erwerbungen erzählten, deutlich von der Sprechhaltung der Wohnbiographien. Bewerteten sie damit etwa diesen Teil ihres Alltagslebens in der DDR auch ganz anders? Der Frage will das folgende Kapitel nachgehen: Nach dem Fallbeispiel einer ganzen Erwerbungs geschichte soll zuerst der historische Hintergrund benannt werden und dann Inhalt, Form und Erzählhaltung der Erwerbungs geschichten beschrieben werden.

#### 1. Ein Fallbeispiel einer Erwerbungs geschichte: Wie Frau Bauer dann doch noch einen Bagger organisierte.

Eine farbige erzählte 'Erwerbungs geschichte' lieferte das Ehepaar Bauer. Sie sei hier als Beispiel dieses Geschichtentyps zitiert, weil sie in der Problemstellung, des Lösungswegs und der Erzählweise typisch ist für die von den Interviewpartnern erzählten 'Erwerbungs geschichten'. Derart ausführlich und lebendig erzählte 'Erwerbungs geschichten' enthält das Interviewcorpus allerdings nur wenige.

Im vorausgehenden Abschnitt erzählte Herr Bauer, wie hilfreich ihm sein handwerklicher Beruf zu DDR-Zeiten war, weil er damit auf der Basis gegenseitiger Hilfe viele sonst nur schwer zu bekommende Handwerksleistungen eintauschen konnte. Daraufhin wandte Frau Bauer ein, dass auch sie beitragen konnte Mangelwaren bzw. Mangel-Dienstleistungen zu bekommen. Dazu erzählte sie folgende Geschichte:

„Sie: Aber wo der Raum oben mit dem Ausschachten war, das musste ich organisieren. Wir haben einen Bagger gebraucht zum Ausschachten hier. Der war hier oben in der ZBO<sup>1</sup>, da war ich da gewesen. Da bin ich im Endeffekt jetzt echt vor dem auf die Knie gefallen, zwei Beine im Arm, sag ich: "Guter Mann, wenn Sie uns jetzt nicht helfen, ich weiß nicht mehr weiter." Ich hatte alle [anderen] Wege [bereits versucht]. Das Ende vom Lied war, der hat uns einen Bagger gebracht. Den Bagger haben wir dann mit so und so viel hundert Litern Diesel bezahlt. ... Oder Benzin, dass der unser Benzin hatte. Es war ein Benzinkontingent auch für die Betriebe. Dass der wieder Benzin hatte, um für den Betrieb Sachen zu erledigen.

Er: - auch wieder organisiert. Das muss man sich mal vorstellen, da konnte ein Betrieb

---

<sup>1</sup> wohl eher ZGO = zwischengenossenschaftliche Bauorganisation

nicht an die Tankstelle fahren und seine Autos auftanken, wie er wollte. Es hatte jeder seinen festgeschriebenen Plan zu fahren. Und wenn die Plansumme erfüllt war, wenn der praktisch seine 150 Liter oder 200 Liter, die er für das Auto hatte, wenn er die verbraucht hatte in dem Monat, weil er halt diese und jene Wege erledigen musste und das noch zu organisieren und das zu machen war, dann war halt Schluss. Dann hätte das Auto theoretisch stehen bleiben müssen. Und der hat halt gesagt: "Okay, dann stell ich euch den Bagger raus und tut ihr euch das rausbaggern." Wir haben dann noch die Lkws besorgt.

M: Und wie sind Sie zu dem Benzin gekommen?

Er: Na getankt, wir privat konnten ja an die Tankstelle gehen. Wir sind mit den Kanistern an die Tankstelle, haben die Kanister vollgemacht. Haben die wieder hergeschafft - nach und nach. Das waren sechs oder acht Kanister. ... Der kam dann und hat die Kanister abgeholt. Das war dann die ganze „Bezahle“ für den Bagger. Das würde deine Mutter sagen.

Sie: Da musste ich meine Schule schwänzen und alles, um das irgendwie auf die Beine zu stellen, bis ich das alles organisieren konnte.

M: Ach so, die Organisation hat so viel Zeit gekostet?

Sie: Das war der Wahnsinn, was ich für Wege gegangen bin. Ich bin ein Jahr lang jeden Montag raus nach Reinsdorf zu dem Parkettleger. Bin dem so lange auf die Nerven gegangen, bis er gesagt hat: "Jetzt leg ich euch das Zeug."

Er: Das war nämlich auch so ein Luxusartikel, den man eigentlich nicht gekriegt hat. ...

Sie: Der hat ja des Parkett selber gemacht. Und das abgelagerte Holz zu kriegen, das war ja alles auch sehr schwierig." (22)<sup>2</sup>

Die Problemstellung in dieser Geschichte ist folgende: Das junge Ehepaar Bauer baute sich das von der Großmutter geerbte Haus um. Für die Renovierung benötigten sie für Aushubarbeiten unbedingt einen Bagger. Alle vorgesehenen Möglichkeiten, an einen Bagger zu gelangen, hatte Frau Bauer offenbar versucht, sie sagte: „Ich hatte alle Wege.“ Nun musste sie zu ungewöhnlichen Mitteln greifen. Schließlich machte sie sich zur Bittstellerin und fiel vor dem Verwalter des Baggers auf die Knie. Damit erreichte sie dann auch ihr Ziel. Dieser Schritt erschien ihr selbst so ungewöhnlich, dass sie ihn in einer beschleunigten Erzählweise zusammen mit der glücklichen Lösung, dann doch einen Bagger bekommen zu haben, gleich an den Beginn stellte. Den Lösungsweg dahin schlüsselte sie erst danach ganz klar auf. Wieder erzählte Frau Bauer zuerst die Lösung, dass sie den Bagger mit Benzin bezahlten. Die ‘sozialistische Regel’, die sie damit umgingen, folgte erst im nächsten Schritt der Erzählung. Für diese Vorgaben gab es auch feststehende Ausdrucksweisen, wie hier ‘das Kontingent für den Betrieb’, ‘die erfüllte Plansumme’ oder ‘einen festgeschriebenen Plan, der gefahren werden muss’. In der Planwirtschaft war fast alles vorausgeplant und beschränkt, so hier auch die Menge Benzin, die ein Betrieb verbrauchen durfte. Dem Betrieb stand nur eine begrenzte Menge an Benzin zur Verfügung - unabhängig vom tatsächlichen Bedarf. Hier deckten die Bauers die Unstimmigkeit der staatlichen Vorgabe auf. Dagegen stellten sie ihre persönliche Findigkeit, den Konsumbereich für

<sup>2</sup> Aus Gründen der Verständlichkeit sind Satzbau und Reihenfolgen geringfügig umgestellt.

Privatleute, wo andere Regeln galten, mit dem Produktionsbereich zu verbinden. Mit ihrer Tausch-Taktik, Benzin aus dem Privatbereich gegen Benutzung des Baggers aus dem gewerblichen Bereich zu tauschen, beachteten die Bauern nach außen die staatliche Vorgabe und umgingen sie aber gleichzeitig, um ihre eigenen, im System nicht eingeplanten Bedürfnisse zu befriedigen. Mit vielen anderen Erzählern haben die Bauern auch gemeinsam, dass sie ihre Probleme mit Ausdauer und Beharrlichkeit „nach und nach“ angingen oder, wie es im Nachspann zur Baggergeschichte hieß, gar „ein Jahr lang jeden Montag“ versuchten. Charakteristisch ist auch, wie offen sie in der Wahl ihrer Mittel sind: Doppeldeutig klingt dazu die Formulierung „Das war der Wahnsinn, was ich für Wege gegangen bin“, nur um ihr Ziel - egal mit welchen Mitteln -, „irgendwie auf die Beine zu stellen“. Abschließend klagte Frau Bauer dann: „das war ja alles auch sehr schwierig.“ Das klingt wie eine zusammenfassende Schlussfolgerung. Die Schwierigkeiten bilden den Hintergrund vor dem sich die eigene Leistung, es trotzdem geschafft zu haben, um so deutlicher abhebt. Der Stolz darauf drückt sich in der ganzen Geschichte aus – er ist ihre Hauptaussage.

## 2. Die Erwerbungs geschichte

### a) Erwerbungs geschichten als Bestandteile der Wohninterviews

Begriffsbestimmung ‘Erwerbungs geschichten’ - Wann tauchen Erwerbungs geschichten innerhalb der Wohninterviews auf? - Planwirtschaft als sachliche Voraussetzung für Erwerbungs geschichten: „Primat der Politik“, „Teufelskreis der Mangelwirtschaft“, privilegierte Stellung der Verwalter des Mangels, Folgen auf die Einstellungen der Menschen, Relationen: Mangel an allem, aber grundsätzliche Daseinsicherheit

Unter dem Begriff ‘*Erwerbungs geschichten*’ möchte ich hier die Erzählungen der Interviewpartner zum Erwerb von Mangelwaren, d.h. schwierig zu bekommender Güter und Dienstleistungen, zusammenfassen. Dabei sprachen die Erzähler aktiv in der ersten Person von ihrem Handeln. Zu den Erwerbungs geschichten zähle ich sowohl die durchgeformten Geschichten mit Anfang, Problementwicklung und Lösung als auch die vielen kleineren Erzählabschnitte zum Thema „Erwerb“.

Der Erwerb einer Wohnung ist ein wichtiger Spezialfall der *Erwerbungs geschichten innerhalb der Wohninterviews*. Er war meistens Bestandteil der Wohnbiographie (siehe C.II.). Mit den anderen größeren und kleineren Erwerbungs geschichten illustrierten und belegten die Interviewpartner, wie ihr Alltag zu DDR-Zeiten ausgesehen hat. Sie erzählten dabei die Erwerbungs geschichten häufig von sich aus. Ich bekam aber auch Erwerbungs geschichten auf meine Frage nach Mangelwaren zu hören. Nach der Erfahrung der ersten Interviews, in denen dies immer ein wichtiges Thema gewesen war, fragte ich im Folgenden dann auch öfter danach, wenn dies nicht sowieso schon Thema der Sprecher war. Unter den durchgeformten Geschich-

ten, die die Gesprächspartner im Rahmen der Interviews erzählten, sind die meisten Erwerbungs geschichten. Das weist darauf hin, dass sie auch in der normalen Erzählpraxis,<sup>1</sup> außerhalb der Sondersituation des Interviews, ein wichtiger Geschichtentypus waren.

Der sachliche Hintergrund zu allen Erwerbungs geschichten liegt in der *Planwirtschaft*. Erst die durch sie verursachten Schwierigkeiten gaben Anlass, die Erwerbungs geschichten zu erzählen. Deshalb seien diese *wirtschaftlichen Voraussetzungen für den DDR-Alltag* hier kurz referiert. Ich folge hier den Darstellungen von Stefan Wolle.<sup>2</sup> In der sozialistischen Ökonomie herrschte das „*Primat der Politik*“. Wenige politische Führer der SED bestimmten mit „dem Plan“ zentralistisch die gesamte Wirtschaft der DDR. Dabei ging die politische Vorgabe oft über die ökonomischen Möglichkeiten hinweg, etwa bei dem nicht finanzierbaren Sozialprogramm der Honeckerära. Zum Zeitpunkt der politischen Wende war die DDR deshalb faktisch bankrott. Auch beim Einsatz von Materialien und Ressourcen hatten die politischen „Organe“, an vorderster Stelle die Staatssicherheit, die nationale Volksarmee und das Ministerium des Inneren, Vorrang. So waren die Baulichkeiten der „Organe“ durchweg gut ausgestattet, während ein privater Eigenheimbauer die kleinsten Mengen Baumaterial einzeln beantragen musste. Die staatliche Verwaltung war für alle wirtschaftlichen Angelegenheiten zuständig. Auch in dem Bereich konnten sich die formal zuständigen regionalen und lokalen Instanzen wie Räte der Kreise und Städte den parteilichen Vorgaben von oben kaum entziehen. Ein kleines Beispiel für die Einflussnahme der Politik in Reichenbach ist etwa, dass vom zuständigen Stadtrat empfohlene Kandidaten bei der Wohnungsvergabe bevorzugt wurden.

In den Plänen legte die SED über die Plankommissionen die Produktionsmenge und Preise fast aller Güter fest. Nach politischen Vorgaben war so etwa die Grundversorgung mit Lebensmitteln und Wohnraum mit gesetzlich verordneten Festpreisen stark subventioniert. Andere Güter wie etwa Farbfernsehgeräte waren dagegen künstlich verteuert und verknappt. Gleichzeitig arbeitete die Wirtschaft aber mit überalterter Technologie und hatte dadurch so hohe Produktionskosten. So kam es zu einem ständigen Mangel an Waren und Dienstleistungen und gleichzeitig zu einer dauernden Verschwendung. Beispiele für Mangelwaren sind etwa Möbel oder Handwerksleistungen; Beispiele für die Verschwendung ist der Umgang mit der von der DDR teuer eingekauften Energie in den nicht regulierbaren Heizungen der zudem schlecht isolierten Plattenbauten. Gab es an einer Verkaufsstelle einen der Mangelartikel, bildete sich sofort eine Schlange und der jeweilige Artikel war in kürzester Zeit ausverkauft. Viele DDR-Bürger horteten so über ihren Bedarf hinaus Waren. Das allgemein verbreitete Requisite hierzu war der

---

<sup>1</sup> Vergleiche etwa die Erinnerungen an den DDR-Alltag der Dresdnerin Angela Sommer, die sich überwiegend um das Thema ‚Erwerb von Mangelwaren‘ drehen.

<sup>2</sup> Ich folge hier: Wolle (1999): *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971 - 1989*, vor allem S. 192 - 194. Wolle (2002): *Sehnsucht nach der Diktatur? Die heile Welt des Sozialismus als Erinnerung und Wirklichkeit*. In: Vollnhals / Weber (Hrsg.) (2002): *Der Schein der Normalität*, S. 17 - 38.



Stoffbeutel, den man mit sich trug, falls es irgendwo gerade etwas zu kaufen gab. Dieses Verhalten verstärkte aber den Mangel noch, so dass der „*Teufelskreis der Mangelwirtschaft*“ (Wolle) entstand, wo ein Mangel den nächsten erzeugte. Allerdings waren im Laufe der Geschichte der DDR nicht immer die gleichen Güter knapp.<sup>3</sup>

Eine Machtposition hatten in diesem Teufelskreis vielfach diejenigen, die für die Verteilung von Waren und Dienstleistungen zuständig waren. Ungesetzlich, doch allgemeine Praxis waren Rationierungen durch die Verkäufer, wenn beispielsweise bei einer Lieferung Bananen jeder Kunde nur eine einzelne bekam oder ein Metzger Kochschinken nur an ihm bekannte Stammkundschaft verkaufte. Die Inhaber der „Verteilungsmacht“ wie etwa der Oberkellner eines Nobelrestaurants oder der Inhaber einer Schreinerei konnten in diesem System eine gesellschaftlich privilegierte Stellung erwerben. Stefan Wolle nennt dies „*die Herrschaft der Verwalter des Mangels*“. Die Gewinner aus dieser Schattenwirtschaft standen dem Regime oftmals kritisch gegenüber, waren aber an einer wirklichen Änderung der Verhältnisse aus Eigeninteresse kaum interessiert. In der Gruppe der Gesprächspartner sind etwa der verstorbene Gatte von Frau Hirmer als selbstständiger Elektromeister oder der Geschäftsmann Herr Tröger dazuzurechnen.

Die allgemeine öffentliche Misswirtschaft beeinflusste mit der Zeit auch die *Einstellungen der Menschen*. Die Betriebe waren vielfach nur noch mit Sonderkonditionen und Schiebereien am Laufen zu halten, so gewöhnten sich die Menschen daran. Kleinere und größere Diebstähle in den Betrieben waren häufig. Die Wertmaßstäbe für den öffentlichen und den privaten Bereich bewegten sich so auseinander. Das Leben mit den Einschränkungen der Mangelwirtschaft band sehr viel Energie und Zeit. Resignation gegenüber den gesellschaftlichen Problemen war häufig die Folge. So steht auf der einen Seite ein Verfall zivilgesellschaftlicher Normen. Auf der anderen Seite aber mussten sich die Menschen für ihren Alltag in der Schattenwirtschaft ein Beziehungsnetz aufbauen und entwickelten hier solidarische Werte.

Festzuhalten bleibt, dass die Misshelligkeiten der Mangelwirtschaft eine Voraussetzung und ein zentrales Thema für den Alltags in der DDR waren. Stefan Wolle fasst zusammen:

„Fast alles war schwierig im Sozialismus, fast alles schwer zu bekommen, jedenfalls war nichts selbstverständlich, und es gab faktisch kein Produkt und keine Dienstleistung, die es immer und überall gab.“<sup>4</sup>

Demgegenüber muss an dieser Stelle als Relation, wenn in dem Zusammenhang nur von den Mangelzuständen die Rede war, noch einmal die wirtschaftliche Ausgangslage aller DDR-

---

<sup>3</sup> siehe Kaminsky (1997): „Adrett auf großer Fahrt“. Die Erziehung des neuen Verbrauchers in der DDR. Dieselbe (1999): Illustrierte Konsumgeschichte der DDR. Merkel (1999): Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR.

<sup>4</sup> Wolle (2002), S. 36.

Bürger in Erinnerung gerufen werden: Die kostengünstige Grundversorgung aller Bürger mit Lebensmitteln, Wohnung und - über den garantierten Arbeitsplatz - auch soziale Kontakte waren jedem DDR-Bürger garantiert. Diese Umstände vermitteln vielen ein Gefühl grundsätzlicher Daseinssicherheit, von dem aus die Schwierigkeiten des Lebens in der Mangelwirtschaft mit einer gewissen Gelassenheit angegangen werden konnten. Die Erwerbungs geschichten sind eine Quelle für die Eigendeutungen durch die Betroffenen unter diesen historischen Umständen. An sie muss die Frage gestellt werden: Entsprechen die in den Erzählungen der einzelnen und allgemein in diesem Geschichtentypus dargestellten Werte den gesamtgesellschaftlichen Tendenzen?

### **b) Erzählinhalte der Erwerbungs geschichten: Die Spannweite legaler bis illegaler Erwerbungs- und Gebrauchsformen**

Die erworbenen Dinge - Oberbegriffe: „Versorgen“, „Besorgen“ oder „Organisieren“

Die vordergründigen Erzählinhalte der Erwerbungs geschichten sind die *Dinge oder Dienstleistungen, die die Erzähler erwerben wollten*. Das reicht von einfachen Alltagsgegenständen wie dem Klopapier oder Waschmittel über Freizeitausrüstungen, Kunstgewerbe, Elektrogeräte, Kleidung bis zum Auto und der Wohnung. Fast alle Dinge waren an bestimmten Orten der DDR einmal Mangelartikel. Gehäuft erzählten die Interviewpartner vom Erwerb von Werkzeugen, Baumaterialien oder Handwerksleistungen, Möbeln bzw. Elektrogeräten, und fast alle nannten bestimmte Nahrungsmittel. Damit sprachen sie die besonders gefragten Mangelartikel an.

Die hauptsächliche erzählerische Energie wandten die Sprecher in den Erwerbungs geschichten aber auf den Vorgang. Vom „Versorgen“, „Besorgen“ oder „Organisieren“<sup>5</sup> handelten die Erwerbungs geschichten, beispielsweise „wie ich Bretter versorgte“ (11). Hinter diesen Oberbegriffen verbargen sich die unterschiedlichsten Wege und Methoden, an die gewünschten Dinge zu gelangen. Damit formulierten die Sprecher bewusst oft nur sehr vage, wie sie dies genau bewerkstelligten, denn die Methoden dazu bewegten sich oft in einem Graubereich oder waren nicht immer ganz legal. Allen Zeitgenossen aber war mit solch einer Formulierung klar, dass sich mit „etwas zu versorgen“ ein besonderer Aufwand an persönlichem Geschick oder Beziehungen verband. Das ist auf der Sachebene der wichtigste Inhalt der Erwerbungs geschichten, dieses „wie ich dann doch noch ... besorgen konnte“. Die verschiedenen Typen des Er-

---

<sup>5</sup> Wolf (2000): Sprache in der DDR, Stichwort „Organisieren“, S. 163.

werbs und Umgangs<sup>6</sup> und damit auch eine Spannweite des Alltagshandelns sollen im Folgenden mit den Erzählungen der Gesprächspartner vorgestellt werden.

### - Vom Staat vorgegebene besondere Erwerbungsformen

Staatlicher Sonderhandel in Delikat- Exquisit und Intershopläden und Genex - Rationierung der Verteilung

Die naheliegendste Erwerbungsform, in einen Laden etwa der HO, der staatlichen Handelsorganisation, zu gehen und dort die benötigten Waren direkt zu kaufen, erwähnten die Interviewpartner in den Wohninterviews fast nie. Für eine Mehrzahl der Dinge des täglichen Bedarfs war sie völlig selbstverständlich und lieferte deshalb keinen Anlass, davon zu erzählen. Die Erwerbungs geschichten drehen sich immer um die Problemfälle. Die Betrachtungsweise geht dabei von den Erzählenden aus: Wie finde ich als einzelner Bürger eine Lösung für mein Versorgungsproblem? Deshalb stehen die individuellen Erwerbungsformen im Vordergrund.

Dennoch sind die Erwerbungs geschichten auch eine Quelle dafür, *wie die staatliche Seite mit den Versorgungsproblemen umging*. Einige Maßnahmen von staatlicher Seite waren etwa die Einrichtung der „Delikat“- und „Exquisit“-Geschäfte und der „Intershops“. Die „Delikat“- und „Exquisitgeschäfte“ wurden nach einem Politbürobeschluss vom 12. Oktober 1977 in den folgenden Jahren eingerichtet.<sup>7</sup> Mit ihnen etablierte der Staat eine Trennung der Waren in Standardwaren zu festgesetzten Niedrigpreisen in den HO-Geschäften und demgegenüber „Waren des gehobenen Bedarfs“, die in gesonderten Geschäften zu stark überhöhten Preisen angeboten wurden. Die für die „Delikat“- und „Exquisitgeschäfte“ produzierten Waren zeichneten sich etwa durch ansprecherendere Verpackungen aus; hier fanden sich auch modischerere Artikel, Importwaren aus dem nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet und auch Exportware. Beispielsweise kam so ein Kontingent der Schuhe, die die westdeutsche Firma Salamander in der DDR als sogenannte „Gestattungsproduktion“ produzieren ließ, in den DDR-Handel. In den Intershopläden konnten DDR-Bürger ebenfalls derartige Waren gegen Devisen einkaufen. So berichtete beispielsweise das Ehepaar Bauer von seinen Einkäufen im Hochpreis Segment des DDR-Handels:

„Er: Das Geld war relativ. Das hat man gehabt, man hat aber wenig gekriegt dafür. [Es gab] wenig Gelegenheit etwas auszugeben, von der Sache her. ...

Sie: Aber Geld ausgeben konntest du schon, durch den "Delikat"-Laden zum Beispiel. Neun Mark fünfzig eine kleine Büchse Ananas. Wenn ein Geburtstag war oder was, da hat man drauf gespart und da ist man in den "Delikat" gegangen wegen einer Büchse Pflirsich und einer Büchse Ananas. Und die Torten macht man ja damit.

<sup>6</sup> vergleiche hierzu auch Merkel (1999), S. 277 - 297. Bei Merkel sind viele Erwerbungsformen vorgestellt. Die erzählerisch erinnernde Verarbeitung ist jedoch nicht aufgearbeitet.

<sup>7</sup> Beschluss des Politbüros zur „Entwicklung der Versorgung der Bevölkerung mit Exquisit- und Delikaterzeugnissen“, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv, Zentrales Parteiar chiv der SED, DY 31976/2, Büro Jarowsky, Informationen zu den Ergebnissen der weiteren Verbesserung der Versorgung mit Exquisit- und Delikaterzeugnissen, 16.12.1977, Bl. 2, zitiert nach Wolle (1999), Anm. 316.

Er: Und man hat dann halt auf solche Sachen gespart, die sehr kostenintensiv waren, wie zum Beispiel einen Farbfernseher oder ein Auto.“ (22)

Wie das Ehepaar Bauer berichteten auch andere Interviewpartner, dass sie sich gelegentlich die teureren Artikel der „Exquisit“- und „Delikatläden“ leisteten. Dies war ihnen möglich, weil die meisten Kosten des täglichen Bedarfs wie Wohnen, Verkehr oder Ernährungsgrundversorgung subventioniert und dadurch sehr preisgünstig waren. Mit diesen Läden der gehobenen Klasse versuchte die SED-Regierung, die freie Kaufkraft ihrer Bürger abzuschöpfen. Die Waren, die es nur in diesem Sonderbereich zu kaufen gab, erhielten dementsprechend die Aura des Besonderen. So konnte man sich mit ihnen unterscheiden und sie erhielten den Charakter von Distinktionsmittel. Aber auch eine Haltung, die besonderen Einsatz für Konsumgüter eher ablehnte, äußerten Interviewpartner, wie etwa Frau Langer:

„Dieses zu oder unmittelbar nach der Wende so oft ausgesprochene Problem, dass es in der DDR nichts gab, keine Bananen, keine Apfelsinen und so, also immer auf diese Dinge projiziert, war für mich auch kein Problem. Natürlich habe ich auch gerne Apfelsinen gegessen, mein Kind auch, und ich war auch glücklich, wenn ich einmal solche Dinge kaufen konnte, aber ich habe mich dafür nie angestellt.“ (23)

Frau Langer reagierte mit dieser Aussage auf das zuvor erzählte Beispiel einer Nachbarin, der mit der Wende der Joghurt, die besseren Konsummöglichkeiten besonders wichtig waren. Sie setzte sich von dieser Haltung ab und argumentierte eher in Richtung Konsumverzicht. Eine nachträgliche Stilisierung des DDR-Alltags als dem ‘bescheidenen Leben, das sich mit dem einfachen, wenigen Verfügbaren zufrieden gab’, lässt sich damit allerdings nicht belegen. Frau Langer selbst sprach von ihrer Freude über günstige Erwerbsmöglichkeiten. Die übergroße Mehrheit der Interviewaussagen betonte eher den Mangel und den Einsatz für die Mangelwaren.

Ein weiterer Sonderhandelsbereich war die Firma *Genex*. Immer wieder erzählten Interviewpartner, dass sie durch diese Firma dann doch an besonders schwierig zu bekommende Dinge gekommen waren. Nach einem Abschnitt, in dem Frau S. und ihre Kollegin mir erklärten, wie zu DDR-Zeiten die Praxis der Vorbestellungen gehandhabt wurde, kamen sie schließlich auf den Erwerb über *Genex*:

„G2: Vorbestellungen, richtig. Auch bei den Küchenmöbeln zum Beispiel. Da ist man in das Geschäft gegangen und hat sich praktisch vornotieren lassen. Und dann wurde das abgearbeitet. Oder eben auch [bei] Badewannen, bei solchen Dingen.

G: Wer jetzt, sagen wir mal, seine Wohnung sanieren wollte, wer eine bessere Qualität [haben wollte] und so weiter, der musste so eine Badewanne anmelden. Nach fünf Jahren hat er eine Badewanne gehabt.

Bei uns in der Familie war es so: Wir haben eine Badewanne angemeldet 1981, als der Sohn geboren war, weil wir gedacht haben, irgendwann kriegen wir mal ein Bad. Und als wir 84 dann eine Wohnung hatten und da war keine Badewanne drin beziehungsweise eine sehr alte, die ging wirklich nicht mehr, aus den 30iger Jahren, und da bin ich dann in

das Geschäft gegangen und hab gesagt, beim Klotz: „Ich möchte gern jetzt meine bestellte Badewanne, weil ich die jetzt brauche. Und ich bin schon zwei Jahre angemeldet oder drei Jahre.“ Und dann wurde mir gesagt, dass ich eben die Wartezeit noch nicht erreicht hätte. Und ich habe keine Badewanne bekommen. Und ich habe sie dann über Genex bekommen. Also wir hatten ja noch, Genex war ja damals. Und unsere Verwandtschaft hat ja in den alten Bundesländern gewohnt. Und unser Opa hat, wie jeder Großvater ja auch seinen Enkeln schenkt, einige Dinge in der Wohnung zum Beispiel uns bezahlt, also unter anderem auch eine neue Badewanne. Die Badewanne, einen Fernseher - und das Auto hatten wir dann auch über Genex.“ (6

Die in der DDR besonders schwierig zu erhaltenden und bevorzugten Konsumgüter, die Badewanne, der Farbfernseher und das Auto erhielt die Familie der Sprecherin über „Genex“. „Also wir hatten ja noch, Genex war ja damals.“, formulierte sie. Damit rechnete sie fest mit „Genex“ als einer Erwerbungs möglichkeit. Nach den gescheiterten Bemühungen, im eigenen DDR-Handel eine Badewanne zu bekommen, blieb nur noch „Genex“.

Über diesen Versandhandel konnten Westdeutsche oder DDR-Bürger mit eigenem Devisenkonto aus Katalogen, die nur in der Bundesrepublik erhältlich waren, gegen Devisen DDR-Waren und westdeutsche Produkte bestellen. So konnten Westdeutsche ihren ostdeutschen Verwandten Geschenke machen, und der DDR-Staat schöpfte doch die Devisen ab. Die Firma stand auf der Prioritätenliste der bevorzugt zu beliefernden Handelseinrichtungen in der DDR ganz oben. So konnte es vorkommen, dass in der DDR produzierte Waren, über „Genex“ im Westen bestellt, schneller in der DDR geliefert wurden, als sie ein DDR-Bürger im staatlichen Handel erhalten konnte. Das Standardbeispiel ist der Trabant, auf den DDR Bürger jahrelang warten mussten, während er über „Genex“ sofort geliefert werden konnte, wurde er nur mit Devisen bezahlt. Aber auch Westprodukte kamen auf diesem Weg zu DDR-Bürgern. So berichtete mir etwa eine Dame, dass sie von ihren Westverwandten eines Tages einen VW-Golf bekommen habe.<sup>8</sup>

Von den im obigen Zitat erwähnten *Wartelisten* berichteten die Interviewpartner in ihren Erwerbungs geschichten immer wieder. *Der klassische Weg, in der Planwirtschaft auf Versorgungsschwierigkeiten zu reagieren, war, die Verteilung zu verbessern.* So versuchte die staatliche Seite in vielen Fällen, über die Verteilung oder wenigstens in der Verwaltung des Mangels Gerechtigkeit herzustellen. Für das Wohnen ist das wichtigste Beispiel die Vergabe einer Wohnung (siehe B.I.2.). Auch die dazugehörige Verhaltensweise hatte Frau S. im obigen Zitat schon beschrieben: Sie meldete sich schon prophylaktisch für eine Badewanne an, ebenso wie sich fast alle DDR-Bürger mit dem Erwerb des Führerscheins sofort für einen „Trabi“ vormerken

---

<sup>8</sup> Schneider (1996): „Jedem nach dem Wohnsitz seiner Tante“ Die GENEX Geschenkdienst GmbH. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren., S. 223 - 232.

ließen. Dieses System erzeugte so ständig den Eindruck großen Bedarfs und reproduzierte seine eigenen Mangelsituationen.

Von der nicht kontinuierlichen Versorgung und den dazugehörigen Verteilungsbemühungen erzählten die Interviewpartner immer wieder, beispielsweise Frau Schön:

„Das hat wirklich das DDR-Leben sehr mitbestimmt, dass man dienstags nur den Schnittkäse und Fruchtquark kriegte. Dass man freitags - Gerade in der Bibliothek, da war ich ja dann die einzige fast, die ledig war, noch ein Lehrling, und wir waren die Benachteiligten dann. Alles rannte weg und musste den Familieneinkauf sichern. Wir mussten zumindest immer überbrücken.“ (3)

Die Versorgungsschwankungen prägten den DDR-Alltag. Man musste sich flexibel darauf einstellen, wollte man am gesamten Spektrum möglicher Waren teilhaben. Einkaufen war dadurch eine Dauerbeschäftigung: Immer wenn es etwas gab, galt es zuzugreifen. Frau Schön sprach darüber nur, weil sie durch ihre berufliche Situation an der nötigen Flexibilität gehindert war.

Die Interviewpartner berichteten teilweise auch von kuriosen Auswüchsen der Verteilungsbemühungen. Frau Kurz sagte:

„Oder gerade wie damals, das klingt jetzt blöd: Schlüpfer. Das war damals 88, wo ich drüben [im Westen] war. Da haben wir die Unterwäsche auf Schwangerenausweis, du musstest einen Schwangerenausweis hinlegen, dass du Schlüpfer gekriegt hast. Das ist keine Lüge.

M: Also so Umstandshosen?

G: Nein, nur Schlüpfer. Die hast du nur gekriegt, wenn du schwanger warst. ... Normale Schlüpfer. Es gab keine.“ (30)

Ihr Weg, dann doch noch an die benötigte Wäsche zu kommen, war, sie auf einer Reise in Westdeutschland zu kaufen. Deshalb kann Frau Kurz ihre Erzählung auch so genau zeitlich einordnen. Sie wertete „das klingt jetzt blöd“. Anderer Gesprächspartner berichteten etwa vom Mangel an Gütern der Grundversorgung wie Toilettenpapier oder Waschmittel. An solchen Absurditäten ihres Alltags setzten sie dann die Zweifel am System an.

In Distanz oder Kritik am System wandelte er sich vielfach, wenn offensichtlich auch noch die Politik mitspielte. Mit zwei Installateuren unterhielt ich mich über die Möglichkeiten, selbst ein Haus zu bauen:

„M: Und konnte das jeder oder waren das besondere Menschen, die damals Eigenheime gebaut haben?

G2: Nein, den Antrag musste man erst mal stellen, der wurde dann bearbeitet, und wenn man genehm war, dann konnte man eben bauen. Facharbeiter, Lehrer, verdiente - alle, die verdient waren, die vom Staat, die durften dann bauen.

G: Ja, genau. Auch bei uns im Sanitärbereich gab es eigentlich ganz einfache Heizgeräte für Gas, gab es nur über eine Ausnahmegenehmigung. Dort mussten Sie nachweisen auf einem Formular, dass sie entweder Opfer des Faschismus, am Ende irgendwie Mitglied der Parteiorganisation ...verdienter Arbeiter des Volkes (lacht), aber irgendwie mussten

Sie des nachweisen. ... Auf alle Fälle in der Organisation. Und dort war natürlich schon wieder ausschlaggebend, sich gesellschaftlich zu beteiligen.“ (12)

Etwas später im Verlauf des Gespräches meinten die beiden, sie hatzen unter diesen Umständen nie eine Chance gehabt, ein Eigenheim zu bauen. Die Formulierungen, die die beiden hier für die *von staatlicher Seite bevorzugte Personengruppe*, verwendeten: „Opfer des Faschismus“, „verdiente Arbeiter des Volkes“ oder auch die, „in der Organisation“, waren feststehend und allen DDR-Bürgern geläufig.<sup>9</sup> Die Bevorzugten waren Bürger, die staatsnahe Berufe ausübten wie etwa Lehrer oder Mitarbeiter in der öffentlichen Verwaltung, im Parteiapparat oder einer der Massenorganisationen („in der Organisation“), Vertreter besonders geförderter Berufe wie Facharbeiter, die im „Arbeiter- und Bauernstaat der DDR“ bevorzugt wurden, oder auch die sogenannten „Opfer des Faschismus“, deren Förderung gesetzlich festgeschrieben war, da sie der Selbstlegitimation der DDR als antifaschistischem Staat diente. Das „Primat der Politik“ in der Verteilung von Gütern zeigt sich im zitierten Beispiel explizit, wo bestimmte Personengruppen bevorzugt versorgt wurden. Die Sprecher haben das in diesem Fall einfach hingegenommen.

Soweit also die vom Staat vorgegebenen besonderen Erwerbungsformen, die für die Gesprächspartner in den Wohninterviews eine Rolle spielten. Sie belegen, dass die staatliche Seite das Problem der Versorgungsmängel durchaus erkannte und darauf reagierte, damit aber die Probleme nicht grundlegend löste. Die Erwerbungs geschichten zeigen darüber hinaus, wie die Bürger der DDR in Reaktion auf diese staatlichen Maßnahmen ihre eigenen Verhaltensweisen entwickelten.

### **- Systemkonforme Erwerbungs- und Gebrauchsformen der Bürger**

Warten und Schlangestehen - ‘Rennen’: Einkaufen als Dauerzustand - der Stoffbeutel als typisches Einkaufsrequisit - Gelegenheitskaufe - ‘Hamstern’ / Vorratswirtschaft - Selbermachen: Beispiel Hausschneiderei - Tauschen - Gebrauchtkaufe / Weiternutzen / Umnutzen - Geschicklichkeit im Improvisieren - bewahrende Haltung im Umgang mit den Dingen

Die Verhaltensweisen der Bürger, die von sich erzählen, stehen in den Erwerbungs geschichten im Vordergrund. Hier sollen davon zuerst die häufigsten systemkonformen Erwerbungsformen<sup>10</sup> vorgestellt werden.

Frau Langer fasste die auch hier besprochenen Formen des staatlichen Sonderhandels zusammen. Ihre Freundin ergänzte dann noch eine viel häufigere Erwerbungsform:

„G: Und das Angebot - überhaupt zum Leben - da gab es ja bei uns diese sogenannten „Delikatladen“, wo Sie für teures Geld etwas kaufen konnten, beziehungsweise, wer

<sup>9</sup> siehe Wolf (2000): Sprache in der DDR, Stichworte: „Verdienter“ S. 233, „Organ“ S. 162, „Massenorganisation“ S. 142 - 143.

<sup>10</sup> Viele der für die DDR zu beschreibende Erwerbungs- und Umgangsformen fanden sich auch in der westdeutschen Nachkriegszeit. Siehe Link (1990): "Schrottelzeit". Nachkriegszeit in Mainz.

Westgeld hatte, konnte sich im „Intershop“ auch was holen. Und die meisten hatten ja keines. Wer keine Verwandte in Westdeutschland hatte, hatte auch eigentlich nie Westgeld.

G2: Wenn es dann mal was gab, dann musste man sich anstellen. Kam des öfters vor, dass vor einem einer den Rest gekauft hat.

G: Die Leute, die in einem Arbeitsprozess standen, die sind während der Arbeitszeit weggerannt, weil, wenn es mal etwas gab, wenn es mal eine Banane gab, oder wenn es mal Obst gab oder irgend mal was Besonderes, sind die von der Arbeit weg, weil sonst abends für den Berufstätigen nichts mehr da war.“ (9)

Eine übliche Erwerbungsform für die beiden Sprecherinnen und viele andere Interviewpartner war das *Anstehen bzw. Warten in der Schlange*. Der DDR-Alltag wurde von einem Zeitzeugen sogar als „das Leben in der Warteschlange“<sup>11</sup> charakterisiert. Mangelwaren wurden oft nur rationiert abgegeben, so dass sich schnell Warteschlangen bildeten. Warten war damit die andere Seite der Rationierung. Die beiden Damen erzählten auch von der Mühsal des Anstehens: Sich in eine Schlange einzureihen, bedeutete keineswegs eine Garantie, dann auch etwas zu erhalten. Mehrere Gesprächspartner berichteten auch, dass es üblich gewesen sei, sich, wenn man eine Schlange sah und gerade Zeit hatte, sofort einzureihen, weil es ja etwas Besonderes geben könnte. Ein Witz war: Einer fragte den nächsten vor sich in der Warteschlange: „Was gibt es denn hier?“ Er darauf: „Das weiß ich auch nicht genau.“ Sich in eine Warteschlange einzureihen, hieß so auch, die aktuelle Gelegenheit beim Schopf zu packen. Eine ostdeutsche Germanistikprofessorin erzählte mir, sie habe sich ihre Literaturkenntnis beim Schlangestehen erlesen. Man habe natürlich zuerst die neuesten Witze und den aktuellen Klatsch hören müssen, aber dann sei noch genug Zeit zum Lesen verblieben. So erfuhr das Warten auch noch eine Umdeutung als Gelegenheit zur Kommunikation. In der Warteschlange waren alle - bis auf wenige Privilegierte - gleich. Das schuf eine Basis der Verständigung. Anstehen war ein fester Bestandteil des DDR-Alltags; es charakterisierte ihn. Geduldig zu warten, Schlange zu stehen und damit das Unabänderliche hinzunehmen, oder aber für sich umzudeuten, und auch bei der Unberechenbarkeit der Versorgung jede Gelegenheit zum Erwerb von Mangelwaren zu nützen, gehörte zu den Alltagstaktiken, die die DDR-Bürger zur Bewältigung eines Lebens in der Mangelwirtschaft ausbildeten.

Vom Einkauf auch während der Arbeitszeit sprachen schon Frau Langer und ihre Freundin. Näher erklärte dies Herr Tröger:

„Dann ging das Einkaufen los, jeden Tag [nach der Arbeit um vier]. Na ja, was heißt jeden Tag? Man hat schon jeden Tag mal geguckt, es hätte ja was geben können, was man brauchen kann. (lacht) Es war ja nicht so einfach, dass man sagt: "Ich brauche das, das und das. Und jetzt kaufe ich das irgendwann mal die Woche ein." Man hat seine Geschäfte gekannt, man ist viel in der Mittagspause losgerannt oder auch während der Arbeitszeit.

<sup>11</sup> Grüning (1996): Alltag in der DDR. Wer erinnert sich noch an das Leben in der Warteschlange?



Also ganz so eng hat das niemand gesehen, ganz einfach aus der Notwendigkeit heraus, man musste ja die Familie versorgen. Wenn die eine gesagt hat: "Da drüben gibt es Gemüse, da gibt es Gurken!", dann sind sie alle hinübergerannt und haben Gurken gekauft. Hat ja jeder bloß eine gekriegt. Nicht dass eine sagt: "Ich kaufe auf einmal zehn Stück und bringe euch allen eine mit." Das ging ja nicht, weil ja jeder nur eine gekriegt hat, das hat ja nie gereicht. Und das war das nächste Problem. Und da konnte sich auch kein Betriebsdirektor ausschließen, denn der wusste, seine Frau rennt nämlich jetzt auch. Das waren Sachen, die man eigentlich nur versteht, wenn man das Ganze kennt." (25)

Diesen Erfahrungsbericht ergänzt Herr Tröger noch damit, dass es natürlich auch Menschen gab, die nicht während ihrer Arbeitszeit einkauften, weil sie dort unabhkömmlich waren wie beispielsweise Fließbandarbeiter. Damit verteidigte er sich schon prophylaktisch gegen mögliche Vorwürfe. Wie den oben zitierten beiden älteren Damen war es auch Herrn Tröger ein Anliegen, mir zu erklären, dass Einkaufen zu DDR-Zeiten ganz anders funktioniert hatte als in der Zeit danach. Sie erlebten die Veränderungen in diesem Punkt besonders deutlich. Eine wesentliche und lange eingeübte Alltagsfähigkeit war seit der Wende plötzlich nicht mehr gefragt.

Unter dem Stichwort 'Rennen' will ich hier diese Art des Einkaufes beschreiben. 'Rennen' als „wegrennen“, „losrennen“, „hinüberrennen“ und einfach nur „rennen“ war der Begriff der Gesprächspartner für diese Einkaufsbewegung. Sie meinten damit, sich schnell dorthin zu bewegen, wo und wann immer es etwas gerade Gefragtes zu kaufen gab, um es zu erwerben. Das konnte dann auch während der Arbeitszeit sein, weil sonst, wie Herr Tröger erklärte, nichts mehr zu haben war. Zum 'Rennen' und beständigen 'Kucken' gehörte auch das Einkaufen als Dauerzustand oder die tägliche Praxis, sich regelmäßig mit einem offenen Schweißblick umzusehen, ob es nicht gerade etwas Gefragtes gab. Dabei bauten viele ein Stammkundenverhältnis zu „ihrem Fleischer“ oder „ihrem Konsum“ auf, der sie dann bevorzugt bediente, wenn es um Mangelwaren ging. Mit dem 'Rennen' ist eine weitere Überlebenstaktik im DDR-Alltag beschrieben, die Wendigkeit, ständige Wachsamkeit und Pflege von Beziehungen erforderte. Darin „fit“ zu sein war etwas, worauf die Gesprächspartner stolz waren. Für die zu DDR-Zeiten selbstverständliche Gegenseite, dass die Zeit und Energie für solch erhöhten Einkaufsaufwand von der Arbeitszeit abgezogen wurde, besteht nun für die Gesprächspartner offensichtlich Rechtfertigungsbedarf. Als sachlicher Hintergrund ist hier noch zu ergänzen, dass die Produktivität der einzelnen Arbeitskraft in der Vollbeschäftigung der DDR vielfach deutlich geringer war als heute. Außerdem war es gängige Praxis, dass sich viele Frauen, die fast alle voll berufstätig waren, aber dennoch weitgehend die Zuständigkeiten für Haushalt und Kinder behielten, sich durch Abwesenheiten von der Arbeit oder den „sozialistischen Gang der Arbeit“, einem gemächlichen Arbeitstempo, auch so den nötigen Freiraum verschafften.

Das *Requisit für das ständige Einkaufen* mit dem Schweißblick waren die *Stoffbeutel*. Herr Schäfer sagte dazu:

„Typisch für die DDR-Zeit war beispielsweise der Einkaufsbeutel. ... Solche ganz normalen Beutel. Meistens waren die aus Stoff, manchmal auch aus Kunstleder. ... Früher, da gab es keine Plastiktüten ... Es war eben so, wenn man auf Dienstreise gegangen ist oder irgendwo hingefahren ist, hat man eben immer so einen Einkaufsbeutel mitgenommen, weil man ja damit rechnen musste, dass man vielleicht irgendwo mal in einem Geschäft was erwischt, was es zu Hause gerade nicht gibt. Weil man ja ständig auf der Suche nach irgendwelchen Dingen war, die knapp waren. Also seien das jetzt Lebensmittel, seien das Gurken im Glas oder Pilze oder was weiß ich. Oder irgendwelche Dinge, die eben knapp waren, Konserven besonders.“ (5)

Eine Ausstellung im Stadtmuseum Halle zum DDR-Alltag spielte schon im Titel „gebeutel“<sup>12</sup> mehrdeutig mit den Stoffbeutel. Die Lebenspraxis in jeder Hinsicht klingt an: die Einkaufstaktik und der politische Totalitarismus.

Ein Ergebnis des dauernden Einkaufens konnten dann *Gelegenheitskäufe* sein, wie beispielsweise Frau Hirmer berichtete:

„Da war ich ganz jung verheiratet und da bin ich mit meinem Mann mal nach Chemnitz, damals hieß es ja noch Karl-Marx-Stadt, gefahren und ich weiß auch nicht, was wir dort wollten. Und da hatten wir Glück: Im Kaufhaus dort gab es Weingläser und die passenden Sektgläser dazu und die passenden Schnapsgläser dazu. Da haben wir uns tierisch gefreut, dass wir das erwischt haben, alles auf einmal, und das hat alles zusammengepasst! Aber da guckt heute kein Mensch mehr danach. Aber so war das halt damals.“ (17)

Die Freude über diesen Zufallsfund ist nur verständlich, wenn man den Hintergrund kennt, dass es eine Seltenheit war, solch ein vollständiges Gläserset überhaupt kaufen zu können. Frau Hirmer fühlt sich da heute nicht mehr ganz verstanden, wenn sie sagte: „Aber da guckt heute kein Mensch mehr danach.“

Eng verbunden mit den bisher beschriebenen Erwerbungsformen ist auch das *Einkaufen auf Vorrat*. Besonders intensiv scheint die Vorratswirtschaft von Frau Maier gewesen zu sein:

„Jetzt gibt es das nicht mehr, aber früher ist das eben alles mit Bleirohr verlegt worden und wenn Du einen Wasserrohrbruch hattest und hattest kein Bleirohr, brauchtest Du gar nicht zum Klempner zu kommen, weil ja des nur an Blei wieder angebunden werden konnte.

M: Hatte der keine Rohre vorrätig?

G: Nein, es gab kein Bleirohr. Es gab andere Rohre. ... Alles, was Bleirohr war, ist gesammelt worden (kichert), wir haben jetzt noch welches am Boden liegen. Rund gewickelt da hier, wenn mal was ist, ist noch nagelneu, dass wir was ausbessern können. Wir hatten eigentlich alles doppelt und dreifach gehabt. Alles auf Vorrat. Wir haben einen Durchlauferhitzer auf Vorrat, wir haben einen Wandheizer, Gaswandheizer auf Vorrat gehabt, die Unterbauboiler auf Vorrat gehabt, so dass, wenn was defekt war, wird es ausgetauscht. So ist eigentlich unsere Wirtschaft gewesen (lacht). Alles auf Reserve, wenn mal was defekt war, es gab ja dann nicht schnell was, irgendwo rumfahren und dann sagen: "Also ich brauche jetzt das und das.", so wie man das jetzt macht, also das war nicht.“ (11)

<sup>12</sup> „gebeutel“ im Labyrinth der Versorgungslücken. Sonderausstellung des Stadtmuseums Halle zum Alltag in der DDR 26.9.1999 - 28.11.1999.

Frau Maier begründet hier ihre Vorratswirtschaft mit der Unberechenbarkeit der Versorgung. Als Hauseigentümerin war sie besonders davon betroffen, denn gerade im Baubereich war diese ein großes Problem. Deshalb bevorzugte es auch die Mehrheit der DDR-Bürger, in einer Mietwohnung des Staates zu leben, der dann für den Bauunterhalt zuständig war. Aber auch im Bereich der Nahrungsmittel wurde vielfach eine ausführliche Vorratshaltung gepflegt, wie beispielsweise Frau Ludwig berichtete:

„Wenn man da jetzt eine Feierlichkeit hatte, so Geburtstag oder irgendwas, da musste man wirklich tatsächlich ein Vierteljahr vorher losrennen und dann alles in den Keller, deswegen die ganzen Vorratslager. Die brauchte man nachher nicht mehr, nach der Wende. ... oder im Garten: das Ernten, das Einkochen. Heutzutage macht das kaum noch jemand. Man braucht es ja nicht mehr machen. ... In der Richtung hat sich schon einiges verändert.“ (14)

Ähnliche Aussagen machten viele Gesprächspartner. Alle waren bei den dauernden Versorgungslücken vor die Notwendigkeit gestellt, sich Vorräte zu halten. Eine geschickte Vorratswirtschaft gehörte so auch zu den Taktiken, die zur Bewältigung des DDR-Alltags hilfreich oder notwendig waren. Die Kunst des Vorausplanens, Ansparen und Einteilens, ähnlich wie in der traditionellen Hauswirtschaft, war dafür gefragt und ist in der DDR viel länger als im Westen beibehalten worden. Manche allerdings machten daraus ein Horten, wie Frau Maier, wenn sie alles nicht nur doppelt, sondern „dreifach“ bevorratete, wo sich also die sinnvolle Vorratswirtschaft verselbstständigte. Die Grenzen zum ‘Hamstern’ als illegal bewertetem Anhäufen von Werten war dabei durchaus fließend.

Das von Frau Ludwig schon angesprochene *Selbermachen* von Dingen, bei ihr von Lebensmittelkonserven, war dagegen völlig legal. Auch von anderen Mangelwaren erzählten die Gesprächspartner, dass sie diese selbst herstellten. Mehrfach berichteten sie von ihrer Hauschneiderei, wie beispielsweise Frau Langer:

„Und alles andere [außer Jeans] hat nicht gepasst, ich bin eben zu groß und zu schlank. Wenn ich was gefunden habe, was mir in der Größe gepasst hätte, da hätte ich dann zwei Mal reingepasst. Und da habe ich mir fast alles selber genäht, also wirklich Pullover aus entsprechendem Material. Wintermantel, Anorak, alles.

M: Ja toll, woher konnten Sie das denn?

G: Das habe ich mir halt so angeeignet. ...

M: Und wo haben Sie dann Anregungen herbezogen, wie Sie es nähen wollten?

G: Aus Katalogen

M: So Quelle, Neckermann und sowas?

G: Ja, ich hatte eine Arbeitskollegin, mit der war ich auch befreundet, und die hat, was weiß ich aus welchen Händen, immer Kataloge gehabt. Und immer nur eine gewisse Zeit, da haben wir uns getroffen, haben die durchgestöbert, haben das abgemalt, wenn uns was gefallen hat und dann haben wir eben Schnitte umgeändert und so. Also ich bin auch keine perfekte Schneiderin. Also wer Schneiderin ist und meine Kleidung von innen anguckt, die Nähte anguckt und so, der sieht, dass das ein Laie gemacht hat. ... Und dann

eben auch viel von auf der Straße. Einfach nur mit den Augen geklaut. Ja und durch diese Freundschaft, also sie hat auch gerne genäht.“ (23)

Auch von der Schwierigkeit, Kleidung in Sondergrößen zu erhalten, berichteten mehrere Interviewpartnerinnen. Häufig klagten sie auch, dass es so schwer gewesen sei, modische und chice Kleidung zu erwerben. Deshalb hatte auch alte Kleidung aus dem Westen einen hohen Tauschwert in der DDR. Und die Kataloge westlicher Versandhäuser waren eine gefragte Quelle modischer Orientierung. Wie Frau Langer, die sich aus ihrem Bedürfnis heraus selbst die Fähigkeit entwickelte zu schneidern, eigneten viele DDR-Bürger handwerkliche Kenntnisse an. In der Textilstadt Reichenbach lag das Schneidern besonders nahe, weil viele Frauen in derartigen Berufen arbeiteten und Stoffe leicht zu bekommen waren. Auch dass sie für andere nähten oder bei jemandem privat nähen ließen, berichteten die Interviewpartner wiederholt. Die Hauschneiderei ist ein gutes Beispiel für das Selbermachen als Erwerbungsform, aber auch dafür, wie sich damit eine Schattenwirtschaft neben der offiziellen etablierte.

Offensichtlich war dies beim privaten Verkauf von Gartenprodukten aus Kleingärten oder dem Verkauf von Tieren der privaten Kleintierzüchter. Solche Verkäufe von Obst und Gemüse förderte der DDR-Staat sogar, weil die staatliche Produktion von Frischgemüse vielfach den Bedarf nicht deckte.

Oft verknüpften die DDR-Bürger ihre Eigenproduktion mit *Tauschen*. Frau Huber etwa erzählte vom Tauschhandel ihres Partners:

„Mein Lebensgefährte hat früher nebenbei, neben seiner Arbeit Rasenborden hergestellt, weil es die auch nicht gab. ... Rasenborden, das ist so etwas, womit man ein Beet einfasen kann oder einen Gehweg an der Seite so, wo man einen Fußweg machen kann in seinem Grundstück oder im Garten. Und das war Mangelware, und die gab es nicht, und der hat die gemacht. Und da hat der dann immer schöne Sachen dafür gekriegt. Zum Beispiel einer hat ein Haus gebaut in Friesen, der war finanziell sehr gut gestellt, weil der Westverwandtschaft hatte. Da hat er, der Rainer, Westgeld für die Rasenborden gekriegt. So, dann konnten wir uns im Intershop mal was kaufen, das war sehr gut, das war schön.“ (21)

Gleich im Anschluss berichtete sie auch noch vom Schwarzmarkt für Autoteile und dem regen Tauschhandel mit Baumaterialien. Ganz deutlich formulierte Frau Huber, dass die „schönen Sachen“, die man im Tausch erhielt, einen wichtigen Anreiz für die Eigenproduktion boten. Westgeld war dabei wohl das universalste Tauschmittel, weil man dafür in der DDR nahezu alles bekommen konnte. Wie das Tauschen immer weitere Kreise zog, berichtete das Ehepaar Bauer

„Er: Wenn man jetzt etwas nebenbei machen wollte, brauchte man irgendwo wieder Holz. Als Tischler, da ist man in den Forst. Und der Förster hat wieder gesagt: "Ich brauche wieder das und das." (lachen) So ging das, so hat immer eins ins andere gegriffen. Die in der Wernersgrüner Brauerei gearbeitet haben zum Beispiel, die waren gut raus. Die hatten

alles, die hatten alles mit Bier abgegolten.

Sie: Wir konnten Bier kaufen, massenhaft, aber nicht das gute halt. Und das gute Bier, da gab es pro Woche vier Flaschen pro Familie. ...

Er: Das hat man dann sogar noch gespart, wenn man mal einen Geburtstag hatte. Dann hat man das halt über Wochen gesammelt, dann konnte man den ganzen Abend an dem Geburtstag Wernersgrüner Bier trinken. Und das war ein Ereignis. (lacht) Das war aber auch nicht teurer.“ (22)

Das Ehepaar Bauer deutet hier an, wie durch das Tauschen Netze entstanden, aber auch, dass bestimmte Mangelwaren wie hier Wernersgrüner Bier zeitweise den Stellenwert eines Zahlungsmittels erhalten konnten. Dementsprechend hoch war auch sein Stellenwert im Gebrauch: Das „gute Bier“ wurde angespart für besondere Gelegenheiten. Die Regeln des „Gibst du mir, dann bekommst du von mir“-Tausches formulierte Herr Schneider:

„Die Möglichkeiten waren eben damals nicht wie heute, ich musste eben nach allem rennen und mit vielen persönlichen Beziehungen, und mit Geld alleine war nichts zu machen. Wenn ich jemand 200, 300 Mark gegeben habe, sagte der: "Das ist ja ganz gut und schön, aber was soll ich mir von den 300 Mark außer das und das kaufen. Lieber gibst du mir einen Trabantmotor, dann bekommst du bei mir einen Kotflügel für einen Wartburg". Verstehen Sie, so in dieser Form wurde das mehr oder weniger gemacht.“ (34)

Für Erwerbungen im Ringtausch brauchte man oft als eine Voraussetzung zuerst einmal Beziehungen, um zu wissen, wer was bieten konnte und wen man um was bitten konnte. So sind wir wieder bei den Beziehungen, ohne die die Bewältigung des DDR-Alltags kaum möglich war. Zeitweise kehrten weite Teil der DDR-Wirtschaft zu einer Form der Tausch- und Naturalwirtschaft zurück. Ein Reichenbacher Betriebsleiter eines Textilwerkes etwa erzählte mir, dass er seine Arbeiter in den Achtzigerjahren nur noch mit naturalwirtschaftlichen Sonderbelobigungen wie etwa Schuhen zur Arbeit motivieren konnte. Der Staat selbst förderte den Tausch von Wohnungen in Wohnungstauschbörsen. Als eine feste Einrichtung wurde eine solche Tauschbörse in Reichenbach noch 1989 eingerichtet.<sup>13</sup> So war geschicktes Tauschen eine wichtige Erwerbstaktik im DDR-Alltag. Sie war jedoch meist mit den anderen in diesem Abschnitt vorgestellten Erwerbungsformen verknüpft.

Der Tausch bezog sich natürlich nicht nur auf neue Waren, sondern vielfach auch auf gebrauchte. *Dinge aus zweiter Hand zu erwerben* war üblich. Um an das benötigte Baumaterial zu gelangen, griff etwa Ehepaar Bauer auf gebrauchtes Material zurück:

„Sie: Die Rohre waren Schrottware, die Heizkörper waren aus einem Abrissgebäude.

Er: Den Kessel haben wir in Berlin geholt. (lacht)

M: Sehr erfinderisch.

Er: Musste man sein.

Sie: Die Heizkörper sind aus Magdeburg gewesen, aus einem Abrissgebäude. Dann haben

<sup>13</sup> - Meldung in der Freien Presse vom 4.6.1989, S.8: Wohnungstauschzentrale wurde gestern eröffnet: in RC Solbrigstr. 16. (RC = Autokennzeichen Reichenbach)

wir hier eine Firma beschafft zum Sandstrahlen, also alles unter der Hand, alles mit Beziehungen. Da sind die Heizkörper sandgestrahlt worden. Dann sind pro Heizkörper etliche Löcher zugeschweißt worden. Dann sind sie wieder gespritzt worden und dann sind sie eingebaut worden.“ (22)

Die verschiedenen Stufen der Renovierung, wie aus den Abrissmaterialien unterschiedlichster Herkunft wieder einsatzfähige Heizkörper wurden, erschienen den Bauern so berichtenswert, dass sie im Laufe unseres Gesprächs mehrfach davon erzählten. Neues Material war nicht zu bekommen, so sind sie stolz auf ihren besonderen Erfindungsreichtum, ihre Taktik, mit gebrauchten Dingen dann doch noch ihren Umbau bewerkstelligt zu haben. Und wieder spielten auch Beziehungen eine wesentliche Rolle. Ein weiteres Beispiel für den Erwerb gebrauchter Dinge gab Frau Hess:

„Das Auto haben wir von einem Bauern abgekauft, der hat sich den gekauft, der war ein Jahr alt und der wollte den nicht mehr haben oder konnte den nicht mehr, der ist krank geworden oder was. Da haben wir kein Problem gehabt. Und mit der Wohnungseinrichtung, ich war immer sehr "Fisch an Land" und ich bin immer den Dingen hinterhergerast und habe Hinz und Kunz angerufen und habe das eigentlich immer organisiert.“ (18)

Für gebrauchte Autos gab es einen regen Markt, da man Neuwagen erst nach mehreren Jahren Wartezeit bekommen konnte. Hier war nicht wie im Westen der günstigere Preis der Grund, einen Gebrauchtwagen zu kaufen, sondern die Beschaffungsschwierigkeiten bei Neuwagen. Gebrauchte Wagen konnten dadurch oft einen höheren Preis erzielen als die festgelegten Preise für fabrikneue Autos. *Secondhandkäufe und Umnutzen oder Weiternutzen* waren auch in vielen anderen Bereichen üblich, weil sie eine Möglichkeit des Erwerbs von Mangelwaren darstellten.

Viele DDR-Bürger entwickelten deshalb auch besondere *Geschicklichkeit im Improvisieren und Umnutzen*. Dazu erzählte Frau Müller:

„Wir mussten uns immer zu helfen wissen, ich zeige Ihnen mal noch was. (holt etwas) ... Es gab keine Blumentöpfe. Schon gar keine großen. Da ich aber so einen Monsterbaum hatte, einen riesengroßen mit solchen Blättern. Der musste irgendwo rein. Da habe ich mir eine Wanne gekauft, eine Plastewanne, sowas gab es. ... Schaschlikstab genommen, über eine Kerzenflamme gehalten, deswegen sind die Löcher alle schwarz und dann durchgestochen. Das geht heute auch noch, das geht auch mit den anderen Sachen auch noch, da kommen ja manche gar nicht drauf, dass man das auch so machen kann. ... Ja, da haben wir uns ja immer irgendwas einfallen lassen müssen. Haben wir Pflanzen gekauft, die hat der Gärtner ausgetopft an Ort und Stelle, hat sie uns ins Papier gewickelt und mit heimgegeben, weil es keine Blumentöpfe gab. ... Wenn Sie bei uns im Garten hinten in den Schuppen hineingucken, da sind stapelweise Joghurtbecher und solche Sachen als Blumentöpfe umfunktioniert. Weil wir keine hatten. Jeden Becher, alles hat man aufgehoben, damit man irgendwas einpflanzen konnte. ... Das ist die andere Seite. Das Sammeln, das steckt so drinne. Das bringt man ganz schwer wieder raus. Bevor ich etwas wegschmeisse, liegt das bei mir erst ewig rum. Schlimm. Aber so ist das halt, wenn man das so ein Leben lang gewöhnt ist, dass man alles aufhebt, weil man es irgendwann vielleicht mal gebrauchen kann.“ (25/27)

Diese Geschichte klingt so, als wolle Frau Müller damit ihre besondere Geschicklichkeit und ihren Einfallsreichtum im Improvisieren nachweisen. Sie illustrierte mit ihr die selbst aufgestellte Regel „Wir mussten uns immer zu helfen wissen.“ Sie betonte, dass diese Fähigkeiten bis heute noch ausgebildet seien und setzte sich gar von anderen ab, die „da gar nicht draufkommen“. Zum Zeitpunkt des Interviews war Frau Müller arbeitslos. In dieser Krisensituation besinnt sie sich auf ihre zu DDR-Zeiten entwickelten Alltagstugenden und betont für sich, dass sie auch in der Gegenwart noch helfen können. Dieser krisenhaften Lebenssituation verdanken wir, dass sie recht ausführlich von ihren Improvisationspraktiken erzählte. Bei der Mehrheit der Interviewpartner ließ sich ein solcher *bewahrender Umgang mit den Dingen* finden: Er schonte und erhielt sie, nutzte um, was noch irgendwie zu gebrachen war, oder reparierte Beschädigtes vielfach, weil es nicht einfach durch neue Waren zu ersetzen war. Für viele DDR-Bürger wurde dies zu einer täglich geübten Grundhaltung. Sie zeigte sich beim Besuch der Wohnungen. In den Interviewaussagen tauchte diese nur gelegentlich und mehr indirekt auf. Der Erwerb des Besonderen war Anlass zu erzählen, aber nicht die alltägliche Mühe und Sorgfalt im Erhalt. Die überholte Technik der ostdeutschen Industrie, die nur durch kreatives Reparieren noch am Laufen gehalten worden war, wurde allerdings vielfach in den Medien erwähnt. Solches Improvisieren wird inzwischen unter dem aktuellen Schlagwort der „Flexibilität“ positiv umgedeutet und ist zu einem Topos in der Beschreibung ‘ostdeutscher Mentalität’ geworden.

Nur indirekt scheint die bewahrende Grundhaltung vieler Gesprächspartner dann doch in ihren Äußerungen zum Einrichtungsstil durch. Auf die Frage nach Gestaltungsvorstellungen, Stilvorlieben oder Vorbildern für die Einrichtung finden sich neben den wertenden Adjektiven (siehe B.II.2.d und B.II.3.) auch wiederholt Aussagen zum *Sich-Arrangieren mit dem Vorgegebenen*. Frau Hirmer beispielsweise antwortete:

„Ja da [bei der ersten Wohnung] konnte ich nicht viel gestalten. Da waren Möbel da und die Wohnung war eingerichtet, und ob es mir jetzt gefallen hat oder nicht.

M: Und jetzt hier so ihre eigene?

G: Ich muss sagen, das meiste stammt ja noch aus meiner Ehe mit meinem Mann. Manches hätte ich mir nicht so, aber weil ich es nun hatte. Gerade mein Küchenmöbel hat mir nie so gefallen, aber gut. Das hat mein Mann ausgesucht und wenn Männer sich sowas. ... Naja, man hat ja mal reingeguckt, da gab es ja Bücher: "Mein Heim" oder was weiß ich, wie des hieß. Da hat man schon mal geguckt, aber sonst. Man hatte das ja wahrscheinlich mehr, was man bekommen hat oder was man kaufen konnte. Und man konnte ja nicht gehen und sagen: "Jetzt kaufen wir Möbel!" Das ist ja jetzt irgendwie anders. Man hat eben zusammengetragen und dann ... Ich habe mir dann auch vieles, wie mein Mann tot war, neue Schränke und neue Stühle, Sessel, weil mir das andere nicht mehr gefallen hat. Aber das konnte man ja auch immer bloß durch Beziehungen besorgen.

M: Und hatten Sie da besondere Vorlieben, was Sie besonders gern haben wollten?

G: Bestimmt. Aber letztendlich hat der Preis entschieden und was sie halt hatten. Man musste ja das nehmen, was es gab. Also jetzt tät ich ja manches anders einrichten, ich tät sagen, weil man jetzt auch Auswahl hat. Und die hatten wir ja nicht. Das war ja des

Schwierige. Man hat sich ja tierisch gefreut, wenn man irgendwas erwischt hat, wo man gedacht hat, das hat ein anderer nicht oder so.“ (17)

Frau Hirmer beschrieb hier ihren Zwiespalt zwischen ihren Vorlieben und dem, was sie vorfand oder nur bekommen konnte, und sich deshalb damit arrangieren musste. Ähnlich wie sie formulierten andere Gesprächspartner einerseits ‘Man musste nehmen, was man bekam.’, andererseits aber waren sie durchweg stolz, wie „schön“ sie es sich in ihren Wohnungen gerichtet hatten. Solch ein amor fati, die Liebe zum eigenen Schicksal, - genau das schön zu finden, was die sozialen Möglichkeiten zulassen, kennzeichnet den Notwendigkeitsgeschmack unterer Schichten, wie ihn Pierre Bourdieu beschrieb.<sup>14</sup> Mit den neuen Konsummöglichkeiten nach der Wende schied sich dann allerdings die Gruppe der Gesprächspartner in die einen, die in einer wertkonservativen Haltung an bisher geschätzten Gütern deshalb auch weiterhin festhielten und nur langsam ersetzten, und die anderen, die mit den neuen Möglichkeiten sich schnell sehr weitgehend neu ausstatteten. Insgesamt zeigt sich die bewahrende Haltung der Gesprächspartner in ihren Notwendigkeitsformulierungen. In der Mangelwirtschaft zu DDR-Zeiten war es auch in vielem notwendig Knappheitsmanagement zu betreiben. Solch ein bewahrender Umgang mit den Dingen war durchaus systemkonform. Die Medien propagierten immer wieder derartiges. Er ist eine Fortsetzung der systemkonformen Erwerbungsformen.

Der Schlusssatz von Frau Hess im obigen Zitat zum Erwerb eines gebrauchten Autos, „ich bin den Dingen hinterhergerast und habe Hinz und Kunz angerufen und habe das eigentlich immer organisiert.“, könnte auch als Zusammenfassung gelten für all die in diesem Abschnitt besprochenen systemkonformen Erwerbungs- und Umgangsformen, die die Bürger sich ausdachten, vom Rennen, Anstehen, den Gelegenheitskäufen, dem Hamstern, Selbermachen, Tauschen oder Gebrauchtkaufen bis zum Schonen und Reparieren. Bei allen war der besondere Einsatz gefragt ‘den Dingen hinterherzurasen’, und sie waren in der Praxis nicht klar von einander zu trennende Erwerbungsformen, sondern meistens nur eine Kombination verschiedener Erwerbungsformen - eben dem „Organisieren“. Frau Hess folgerte auch noch zwei Sätze später: „Ich habe eigentlich immer alles gekriegt, was ich gebraucht habe.“ (18) Sie spricht mit Stolz auf ihr Geschick und ihre Erfolge. Ein gewisser Spaß klingt in ihren Erzählungen durch. Sie war eine Meisterin in den Taktiken des DDR-Alltags.

---

<sup>14</sup> Bourdieu (1982), S. 585 - 619.



### - Erwerbungsformen der Bürger aus dem Graubereich zwischen geduldeter Selbsthilfe und illegalem Handeln

An anderem Ort einkaufen: innerhalb der DDR oder im Ausland - Tricksen innerhalb des Systems - „Bückwaren“ - Verteilungsrationierung nach Belieben der Verkäufer - Bestechung mit Westgeld oder Sachwerten

Manche der Erwerbungsformen, die die DDR-Bürger entwickelten, bewegten sich in einem Graubereich zwischen einer von der staatlichen Seite geduldeten Selbsthilfe und illegalem Handeln. Häufig berichteten die Interviewpartner, dass sie Mangelwaren, die es vor Ort gerade nicht zu kaufen gab, *an einem anderen Ort einkauften*. Ein Herr erzählte beispielsweise:

„Da hatten wir ja hier die Zeit bei uns, wo es so ganz, ganz schlecht Fleisch und Wurst gab. So 87, 88, der Dreh rum. So, wenn ich jetzt um 16 Uhr Dienstschluss hatte, dann habe ich keine Wurst mehr gekriegt, war leer, Fleisch, gab es nichts mehr. Dann haben wir das dann immer so gemacht, mit meiner Schwägerin, die wohnt ja auch in Reichenbach, dann sind wir am Sonnabend früh um viere hier losgefahren, sind nach Berlin gefahren. In Berlin gab es alles. Bei uns gab es Blutwurst und Leberwurst im Laden, in Berlin hing die Salami oben dran, fünffach übereinander, da hast du gedacht, es kommt das ganze Geweih oben runter. Sind wir aufgefahen nach Berlin und haben dort den Kofferraum voll gemacht, dass die Räder so standen. Was soll's.“ (29)

Der Sprecher hat die Taktik, an anderem Ort einzukaufen, besonders intensiv gepflegt. Er nutzte die Bevorzugung von Berlin als „dem Schaufenster der Republik“ für sich aus. Berlin wurde besonders gut versorgt, um die DDR nach außen in einem positiven Bild zu präsentieren. Die Schilderung hier klingt beinahe nach Schlaraffenland mit einem Himmel voller Würste. Ob da der Erzähler nicht zugunsten des Kontrasts etwas übertrieben hat? Auf mein Nachfragen, ob die Berlinfahrten dann auch für ihn ein gutes Geschäft gewesen seien, wechselte der Sprecher das Thema. Davon ist also durchaus auszugehen. Damit zog er mit seiner geschickten Taktik aus den Versorgungsmängel einen Vorteil für sich und stützte gleichzeitig indirekt doch wieder das System, obwohl derartige „Umverteilungs-Selbsthilfe“ sicher nicht ganz legal war.

Mehrere andere Gesprächspartner berichteten, dass sie in der Umgebung oder immer wenn sie gerade sowieso unterwegs waren, dort auch einkauften. Dabei kam es einmal zu einem bezeichnenden Missverständnis zwischen mir und einer Gesprächspartnerin:

„M: Und was war dann besonders schwierig zu bekommen, so an Dingen für die Wohnung oder an allgemeinen täglichen Gütern?“

G: Wie wir hier eingezogen sind, das ist vielleicht das beste Beispiel: ... Die Schlafstube, die hatten wir schon gehabt und alles andere mussten wir kaufen. Dann sind wir mit dem Trabant gefahren, von einem Möbelladen zum anderen. ... Und dann haben wir eine Woche lang nur damit verbracht, Möbel zusammen zu kaufen, man kann sagen im halben Vogtland. Bis Falkenstein, da haben wir dann ein Sofa gekriegt und zwei Sessel, in Greiz haben wir einen Tisch und vier Stühle...

M: Waren Sie sehr wählerisch?

G: Nein, überhaupt nicht, wir waren froh, dass wir etwas gekriegt haben. Es sind viele Leute eingezogen, die wollten ja alle Möbel haben. Das war doch alles gleichzeitig fertig.

Das war wie ein Wettrennen. ... Jedenfalls so haben wir unsere Möbel zusammengefahren. Und die Couch, die musste dann, die ging ja nicht in den Trabant, da hat dann einer noch sein' Trabant mit Anhänger geholt und dann haben wir die dann noch auf dem Anhänger transportiert. Also es waren abenteuerliche Fahrten. Bis wir dann alles noch zusammenhatten, bis wir dann hier wenigstens etwas stehen hatten, um zu wohnen.“ (13)

Frau Müller schildert hier die Bemühungen der Mieter der neu fertig gestellten Neubauwohnungen um Möbel als ein „Wettrennen“. Es ging ihr darum, überhaupt Möbel zu bekommen, nicht etwa um besondere Vorlieben, wie ich in meinem westlichen Anspruchsdenken zuerst unterstellte.

Von Erwerbungen an ganz anderem Ort - im Ausland der Tschechoslowakei - erzählten mehrere Gesprächspartner, etwa das Ehepaar Bauer:

„Er: Und wenn man wirklich mal was gebraucht hat wie eine Mischbatterie oder sowas, dann ist man halt rübergefahren. Die war dann auch relativ teuer. Aber man hat sie wenigstens gekriegt.

Sie: Und bei uns, da war mehr Geld da wie Angebot. Also da hat sich das aufgeschaukelt. Das Angebot ist immer niedriger geworden bei uns, und das Geld ist immer mehr gewachsen. Und dann musste man eben überall anstehen. Bei denen war das halt noch ein anderes Verhältnis und da konnte man dann drüben auch Sachen kaufen, die wir hier nicht gekriegt haben.

Er: Die [Tschechen] hatten auch sehr viel selber gemacht. Dadurch wurde dann auch alles teurer, weil ein kleinerer Stückplan gemacht worden ist. Aber für uns war die Tschechei dann trotzdem gut. Weil es das, was wir gebraucht haben, dann wenigstens gab.

Sie: Umwälzpumpe und so, alles. So die Sachen, Ausdehnungsgefäßheizung und so haben wir geholt. ...

Er: Das ist das normalste der Welt, an und für sich. Aber das gab es halt nicht. Und wenn, dann nur über entsprechende Beziehungen“ (22)

Für alle Interviewpartner, die von ihren Erwerbungen in der Tschechoslowakei erzählten, war dies eine Notlösung - oft die ultima ratio. Von Reichenbach aus war die Tschechoslowakei - und als nächster größerer Ort Karlsbad - in einem Tagesausflug zu erreichen. Technisches, Elektronik, Sportausrüstungen, Fahrräder, Kosmetik, Gläser oder auch Teile für den Flugzeugmodellbau waren die Artikel, die meine Gesprächspartner dort kauften. Offiziell stand den DDR-Bürgern nur eine begrenzte Umtauschmenge an tschechischen Valuta zur Verfügung, aber damit wären solche Anschaffungen nicht zu zahlen gewesen, so handelte es sich wohl meistens um kleinen Schmuggel.

Auch innerhalb des regulären Systems fanden manche meiner Informanten *trickreiche Wege des Erwerbs*. Ein Beispiel ist die Geschichte, die Frau Kurz erzählte:

„Das war Kunstgewerbe. Und der stand im Schaufenster. Und der hat mir damals so gefallen. Gab es ja nicht, du hast ja nichts gekriegt. Dann habe ich damals meinem Schwiegervater gesagt: "Die gibt mir den Korb nicht aus dem Schaufenster." Dann ist der neigemacht und hat gesagt: "Der ist für einen Westbesuch. Mir kriegen Westbesuch. (lacht) Die kommen rüber und denen hat der Korb gefallen im Schaufenster, können Sie mir den

nicht verkaufen?" Da hat er ihn gekriegt. Ich hab den nicht gekriegt. Den haben wir jetzt schon über 20 Jahre. Der war raffiniert. Der hat alles rangeholt.

M: Hat das öfter funktioniert mit dem Westbesuch?

G: Ja. Der hat das immer gemacht, hat er gesagt: "Mir kriegen Westbesuch. Und der hat denen so gefallen im Schaufenster, die haben so geschwärmt. Und die täten den gerne haben und ich tät denen gerne die Freude machen." Dann hat er ihn gekriegt. Das muss ich ihm wirklich hoch anrechnen. Den hat er uns damals versorgt." (30)

„Das war Kunstgewerbe.“ Mit diesem Einstiegssatz deutete Frau Kurz an, dass es sich um etwas Besonderes handelt. Mit „Kunstgewerbe“, das in eigenen „Volkskunstläden“ der staatlichen Handelsorganisation angeboten wurde, war ein Hauch von Luxus verbunden. Aus diesem Bereich stammten die meisten Dekorationsobjekte der zeitgenössischen Einrichtungszeitschriften und -ratgebern abgebildeten Wohnungen. Kunstgewerbe gehörte zu den besonders gefragten und meist nur schwer zu bekommenden Artikeln. Auch in diesem Bereich war es vielfach üblich wie etwa bei Möbeln, dass die Objekte im Schaufenster nur Musterstücke waren und im Laden selbst nicht unbedingt zu kaufen waren, weil die Produktion von Waren dem Bedarf hinterherhinkte. Diese Erfahrung machte auch Frau Kurz, als sie den gewünschten Korb erwerben wollte. Erst der Trick ihres Schwiegervaters verhalf ihr dazu. Er setzte an einem wunden Punkt des Systems an. Der SED-Staat verglich sich ständig selbst mit dem ‘Westen’ und definierte sich sogar aus der Abgrenzung heraus als der bessere deutsche Staat; er wollte sich dem Westen gegenüber in einem möglichst positiven Bild präsentieren (siehe C.I.). An diesen Anspruch appellierend, konnte der Schwiegervater von Frau Kurz auch noch in der sächsischen Provinz die Verkäufer dazu bewegen, ihm das eigentlich unverkäufliche Musterstück zu überlassen und damit die Schaufensterfassade nach außen - gegenüber dem vermeintlichen Westbesucher - aufrecht zu erhalten. Er schlug so das System mit seinen eigenen Waffen. Sein besonderes Geschick war es dabei, die Ebenen zu wechseln: Die gängige rhetorische Taktik, die ideologischen Argumente des Systems zu gebrauchen, wenn man vom System etwas wollte, steigerte er noch, indem er sofort praktischen Nutzen für sich daraus zog.

Die Verteilungsmacht der Verkäufer zeigte sich schon im Beispiel mit dem trickreich erworbenen Kunstgewerbe-Korb. Die Verkäufer konnten den Mangel, wie oben beschrieben, etwa über Listen versuchen gerecht zu verwalten. Sie konnten aber auch die *Verteilungsrationierung nach eigenem Belieben und zu eigenem Gunsten* betreiben. Frau Hansen und ihre Freundin erklärten mir in diesem Zusammenhang einen wichtigen Begriff:

„G2: Und man hat ja damals auch schon versucht, was Schönes zu kriegen und musste lange danach gehen und oft sich sehr bemühen, dass man mal was Schönes erwischt hat. Entweder Verbindung haben, oder man musste genau wissen, wann sie Lieferung kriegen in manchen Geschäften, Da wusste man, an dem Tag, da kriegen die Lieferung und wir mussten nur an dem Tag gleich mal hingehen, dann hatte man die Chance, vielleicht mal was Schönes zu kriegen.

G: Man hieß das sogenannte "Bück-dich-Ware". Typisch DDR ist das. Da bücken die sich

unter den Ladentisch und da kriegen Sie immer was, das ist die sogenannte „Bück-dich-Ware“. (allgemeines Lachen)“ (9)

Zuerst schilderte hier die erste Sprecherin verschiedene Erwerbungs bemü hungen, bis die zweite Sprecherin die besonderen Umstände in der DDR im Begriff der „Bück-dich-Waren“ charakterisierte. Andere Gesprächspartner nannten das auch „Bückware“ oder „Unter-Tisch-Waren“, die nur unter - nicht über - dem Ladentisch gehandelt wurden. Das Wörterbuch der Sprache in der DDR definiert: „Bückware auch Bück-dich-Ware: Mangelware, die nur für besondere Kunden oder gegen (O-Ton) ‘eine kleine Aufmerksamkeit’ von dem Verkäufer unter dem Ladentisch hervorgeholt wurde.“<sup>15</sup> Das Lachen der beiden Damen mag daran liegen, dass es sich hier um eine verbotene Praxis handelte. Es könnte aber auch mitspielen, dass etwas, nicht nur weil es ein Mangelartikel war, unter dem Ladentisch versteckt wurde, sondern auch weil es politisch anstößig oder sexuell anzüglich war.

Frau Ludwig erklärte noch näher, wie man an „Unter-Tisch-Ware“ kam:

“Und die Süßigkeiten gab es fast alle nur unter dem Ladentisch. Das war dann immer so, kennst du mich, kenn ich dich und so. Und wenn ich dann rein bin, sagt die eine Verkäuferin: "Ich hab noch was für Sie. Schon weggelegt." Das war dann alles eingepackt in Tüten, da wusste man immer gar nicht, hat man halt nur die Rechnung bezahlt, kein anderer durfte es sehen.“ (14)

Geschäfte dieser Art bargen ein gewisses Überraschungsmoment in sich, ob man Waren erhielt und welche. Die Basis war gegenseitiges Geben und Nehmen „kennst du mich, kenn ich dich“: Die Bevorzugung der Verkäufer musste der Kunde auch „bezahlen“. Die Währung dazu konnte etwa die regelmäßige Treue als Stammkundschaft sein, wie sie das Ehepaar Bauer schilderte:

„G: Da musste man aber wieder in seine Fleischerei gehen, wo man einen gekannt hat.

G2: Wo man ständig eingekauft hat. Man hatte ja hier unten den „Konsum“, da ist man ständig hingegangen. Fast jeden Tag mal nein geguckt, es gab jeden Tag was anderes. Die haben einen ja dann rundrum auch gekannt und dann gab es halt: „Ihr seid drei Mann in der Familie, ihr kriegt drei Bananen.““ (22)

Aus der Perspektive eines Ladeninhabers erklärte dies Herr Tröger:

„M: Hatten Sie dann was zum Tauschen?

G: Ja. Zumindest weil wir ja in der Drogerie auch Möglichkeiten hatten über verschiedene Sachen, die es nun auch knapp gab, das wurde ja alles zugeteilt. Das war ja nicht ein freier Einkauf, sondern da bist du zum Einkauf bestellt worden über Katalog und da hast du also meinetwegen also fünf Kartons Spee reingeschrieben, da hat der durchgestrichen und eine zwei reingemacht, da hat man also zwei Karton Waschpulver gekriegt. So und das musstest du dann einteilen und dann konntest du eben nur denen was geben, die immer zu dir kamen, die dann immer mal gelegentlich kamen, für die ist dann nichts übrig geblieben.“ (27)

<sup>15</sup> Wolf (2000), S. 35.

Herr Tröger klagt zwar hier, dass er nicht allen etwas geben konnte. Aber er zog aus dieser Mangelsituation für sich Vorteile: Er konnte seltene Waren zum Tausch anbieten und damit für sich selbst eine privilegierte Versorgung sichern. Wieder einmal sind bei diesen Geschäften nach Gunst der Verkäufer Beziehungen eine universelle Währung und in den meisten Fällen die Voraussetzung dafür.

Zu direkter *Bestechung* ist die Grenze wieder fließend. Die „kleinen Aufmerksamkeiten“ für die Verkäufer konnten freundschaftliche Gaben sein oder auch impliziter Teil des Preises. Ein Beispiel erzählte Frau Kurz:

„Meine Küche, die hab ich mir auch vor acht Jahren gekauft, wo ich hier eingezogen bin. Die hat viereinhalbtausend Mark gekostet. Und da musste ich noch 20 Mark West Schmiergeld gegeben, dass ich die Küche gekriegt habe. Außerdem, muss ich auch dazu sagen (lacht), das war auch Exportware damals. Die wäre ja normalerweise auch übergegangen.

Die hatten Musterungsküchen drinne. Dann habe ich gesagt: ‚Ich zieh übermorgen hier ein, ich brauche eine Küche.‘ Aber sehr dringend war das. ‚Wir haben keine.‘ ‚Ihr habt ja hier Musterungsküchen hinne.‘ ‚Na, die sind bloß zur Musterung da.‘ So. Und dann bin ich jeden Tag nach Netzschkau gefahren. Und da hat es geregnet und geschneit, alles mögliche. ‚Na‘, habe ich gesagt, ‚das ist die letzte Woche.‘ Wenn ich zehn Mark gehabt hätte, hätte ich zehn Mark gegeben. Aber ich hatte bloß den letzten 20-Mark-Schein. Ich dachte, es bleibt dir weiter nichts übrig, probier es. Na, habe ich die zwanzig Mark so zusammengefaltet, habe ihm das in die Hände gedrückt, und habe gesagt: ‚Hier.‘ Und dann guckt er es so an und sagt: ‚Na, warten Sie mal einen Moment. Gehen wir mal hinter ins Lager.‘ Und da stand es mir bis oben hin. Ja, muss das sein, dass ich da erst zwanzig Mark gebe? Um mir eine Küche zu verkaufen? Die hat viereinhalbtausend Mark gekostet. Und da hab ich dann die zwanzig Mark gegeben und am anderen Tag hatte ich meine Küche da. Das ist doch nicht normal. ... Aber ich mein, das ist doch nicht in Ordnung. Nur mit Schmiergeldern hast du was gekriegt. Das war alles da. Aber du hast es nicht gekriegt.“ (30)

Frau Kurz regte sich hier heftig darüber auf, dass sie die Kücheneinrichtung nur kaufen konnte, nachdem sie den Verkäufer bestochen hatte, obwohl sie für sie schon sehr teuer gewesen war. Sie rechtfertigt zwar vor sich den hohen Preis damit, dass es sich um „Exportware“ gehandelt habe. In den Interviewaussagen war den Gesprächspartnern dies immer wieder ein Indiz für überdurchschnittliche Qualität und ein seltener, erwähnenswerter Glücksfall für DDR-Konsumenten, Ware, die für den Export in den Westen bestimmt war, überhaupt erwerben zu können. Letztlich hat es Frau Kurz aber nicht als „normal“ akzeptiert, dass sie nur mit Bestechung die benötigte Küche bekommen konnte, obwohl es wohl durchaus üblich gewesen war. Ihr war bewusst, dass es sich dabei um Unrecht handelte. Gerade mit Westgeld war zu DDR-Zeiten fast alles zu haben. Aber auch die Bestechung mit Sachwerten war üblich. Mehrfach berichteten die Gesprächspartner etwa, wie sie Handwerker hofierten und mit reichlich Bier und gutem Essen verpflegen mussten, damit sie überhaupt gekommen sind.

Halblegale bis illegale Erwerbungsformen wie an anderem Ort einkaufen, Verteilungsrationierung durch die Verkäufer, Tricksen und indirekte oder direkte Bestechung waren Taktiken, die viele DDR-Bürger anwandten, um trotz Mangelversorgung an die gewünschten Dinge oder Dienstleistungen zu gelangen. In vielen Erzählungen scheint durch, dass sich die Sprecher durchaus bewusst waren, dass ihre Taktiken nicht immer ganz legal waren. Trotzdem waren sie üblich. Derartige Erwerbungs geschichten waren durchaus auch beliebte Erzählinhalte. Mit den beschriebenen Taktiken stellten die Bürger in Eigeninitiative ihre Versorgung sicher. Obwohl sie oft ungesetzlich handelten, festigten sie damit letztendlich doch den Bestand des Systems.

**- „Ohne Beziehungen lief nichts.“**

Beziehungen unterschieden sich von Bestechung. - politische Beziehungen - freundschaftlich-geschäftliche Beziehungen - „Nachbarschaftshilfe“ - verwandtschaftliche Beziehungen

Diese und ähnliche Aussagen finden sich in fast allen Interviews zum DDR-Alltag. Zu keinem anderen Aspekt machten die Gesprächspartner in den Erwerbungs geschichten so viele Regelaussagen wie zum Stellenwert der Beziehungen. So soll nun die Reihe der verschiedenen Erwerbungsformen mit einem Abschnitt über Beziehungen abgeschlossen werden. Schon in den bisher vorgestellten Erwerbungs geschichten ging es immer wieder um Beziehungen. Dennoch soll nun noch einmal darauf hingewiesen werden, weil sie in allen Bereichen des DDR-Alltags eine zentrale Rolle einnahmen.

Ein Missverständnis im Gespräch mit Frau Maier brachte uns auf den Charakter der so häufig von den Interviewpartnern beschworenen „Beziehungen“. Frau Maier erzählte im Laufe des Gesprächs wiederholt von ihren guten Verbindungen und, wie sie damit alles mögliche Unmögliche möglich machte. So schien es mir naheliegend, nach dem genaueren Modus dieser Kontakte nachzufragen:

„M: Und da so ein bisschen nachzuhelfen, denen an der Wohnungsstelle irgendwas zu bringen, was sie gerade brauchten, einen Kaffee, Bier, oder irgendwas, half das nicht?

G: Das ist sicher auch gemacht worden, aber nicht von uns. Ne, ne, da, für sowas bin ich nicht. Ich tu gern mit Leuten, wenn ich Beziehungen habe oder Verbindungen dazu, die spreche ich gerne an, aber kriegen tut niemand was von mir, kein Kuvert mit irgendwelchen Dingen da hier, oder ...

M: Das war nicht üblich?

G: Das war schon üblich, aber nicht bei mir. Ja, da kann ich nichts drüber sagen, da möchte ich mir kein Urteil erlauben. Es wurde bestimmt viel geschoben und gemacht, aber ich kann das nicht belegen. Und was ich nicht hundertprozent weiß, das kann ich nicht sagen.“ (11)

Frau Maier grenzt sich hier deutlich ab von der kleinen Bestechung, die ja nach ihren eigenen Aussagen durchaus üblich war. Sie selbst hatte kurz zuvor berichtet, dass sie da schon mal eine Flasche Wein weitergab, wenn ihr jemand etwas besorgte. Aber offenbar gehörte für sie zu den

Erwerbungen über „Beziehungen“ ein persönlicher Kontakt - eine „Verbindung“ - der nicht nur zweckgebunden war. Vielleicht wehrte sie auch deshalb so entschieden ab, weil die Schiebereien alter Seilschaften in der ehemaligen DDR in allen Medien in den Jahren nach der Wende ein häufig zu hörender Vorwurf war.

Das Interviewmaterial enthält zahlreiche Beispiele für die verschiedenen Formen von Beziehungen. Von den *politischen Beziehungen* war häufig die Rede, aber fast nie erzählten die Gesprächspartner konkret von ihren eigenen Beziehungen. Das war nach der Wende nicht mehr opportun. Deshalb habe ich hier eine Beispielerzählung ausgewählt, in der politische und persönliche Komponenten zusammenwirkten. Frau Hirmer erzählte vom Werdegang ihres Mannes und seiner Stellung zur Politik:

„Das Handwerk ist ja nicht gerade gefördert worden in der Zeit. Es war ja mehr oder weniger auch Zufall, dass er [=mein Mann] den Gewerbeschein bekommen hat, weil er früher aktiv Fußball gespielt hat.

M: (lacht)

G: ... Wieso lachen Sie denn da? Irgendwie war die Fußballmannschaft hier mal ganz dicke da und ganz groß, und

M: Was hat denn Fußball mit dem Gewerbeschein zu tun?

G: Das waren eben alles Fußballbegeisterte, die darüber befunden haben, wer was kriegt und da haben sie nun wahrscheinlich, so habe ich das mal gehört, halt befürwortet, dass er den Gewerbeschein bekommt. Weil er nun mal in Reichenbach sehr bekannt war, durch den Fußball ... und die eben alle Fußballanhänger waren. Man musste immer die richtigen Leute kennen. Das war in allem so.“ (17)

Die offizielle SED-Politik betrieb von Anfang an die Verstaatlichung der privaten Baubetriebe. In der letzten Verstaatlichungskampagne in den Jahren 1972/73 wurden fast alle bis dahin noch verbliebenen privaten Baubetriebe verstaatlicht.<sup>16</sup> Doch dem genau entgegengesetzt erhielt Herr Hirmer einen Gewerbeschein für die Neugründung eines privaten Elektromonteurbetriebs. Erst seine dem Sport zu dankenden politischen Beziehungen ermöglichten ihm dies.

Ähnlich funktionierten die *freundschaftlich-geschäftlichen Beziehungen* im nächsten Beispiel:

„Das war schon ein Privileg. Wenn man dann jedes Jahr die Ostsee hatte. ... Wir hatten da eine, wie soll ich mal sagen, gute Bekannte, die eben auch über Geschäftsverbindungen, die hat den Spargel dort hinaufgeschafft, die hat hier so eine kleine Konservenfabrik, und die frischen Erdbeeren haben die mit hinaufgenommen und haben da oben dafür ein Zimmer gekriegt, in einem Hotel. So und da hat der gesagt: „Also wenn ich das nächste Mal komme, muss ich aber meine Freunde mitbringen. Wie ist es mit noch einem im Zimmer?“ Und so hat sich das dann entwickelt.“ (27)

<sup>16</sup> Buck (1996): Bauwirtschaft und Wohnungswesen. In: Lexikon des DDR-Sozialismus. S. 92 - 99. Petrauschke (1992): Von der Entrümmung zur Plattenbauweise - 40 Jahre gebaut. In: Hölder: Im Trabi durch die Zeit, S. 239 - 250.

Herr Tröger spricht hier als Geschäftsmann, der wiederum mit einer anderen Geschäftsfrau freundschaftlich verbunden ist. Diese nutzt ihre geschäftliche Verteilungsmacht in der Mangelwirtschaft, um im Tausch den gemeinsamen privaten Urlaub an der Ostsee auszuhandeln. Ein regelmäßiger Aufenthalt an der Ostsee galt für DDR-Bürger, wie Herr Tröger betonte, als besonderes Privileg. Andere „Normalbürger“, die über die offizielle Verteilung ihre Ferienplätze erhielten, durften in der Regel nur im Abstand von mehreren Jahren an die Ostsee fahren. Herr Tröger hob im Laufe des Interviews immer wieder seine guten Beziehungen hervor und die Privilegien, die er sich damit sicherte. Noch Jahre nach der Wende leitet er daraus eine sehr selbstbewusste Sprechhaltung ab.

Im nächsten Beispiel halfen *nachbarschaftliche Beziehungen* beim Bau eines Eigenheimes:

„M: Wie lange haben Sie dann gebraucht, um Ihr Haus zu bauen?

G2: Wir haben anderthalbes Jahr gebraucht. Wir haben das also relativ schnell versucht. Und da waren natürlich auch Handwerker dabei. Wir selber konnten das also nicht. Das waren Leute aus der Verwandtschaft, das nannte sich Nachbarschaftshilfe, die natürlich auch bezahlt werden wollten. Aber die haben am Sonnabend in ihrer Freizeit eben dann immer gebaut, das, was nötig war. Was man als Fachmann nur machen kann.“ (6)

Diese Form der Beziehungen hat sogar einen eigenen Namen: „Nachbarschaftshilfe“. Damit ist Schwarzarbeit von Verwandten gemeint. Wieder war der persönliche Kontakt die Voraussetzung, dafür dieses Geschäft zustande kommen konnte. Dass die Nachbarschaftshilfe hier über die eigentliche Bedeutung - wechselseitige Unterstützung von nahestehenden Verwandten, Freunden oder Nachbarn - hinaus gegen Bezahlung ablief, mag an dem großen Mangel an Bauhandwerkern in der DDR liegen.

Zum Abschluss noch ein Beispiel von Erwerb durch *verwandtschaftliche Beziehungen*:

„M: Von der Mangelversorgung in der DDR waren Sie da auch betroffen, dass es bestimmte Sachen, die Sie gern gehabt hätten, nicht gab?

G: War ich betroffen und war ich auch wieder nicht betroffen. ... wo ich bei meinen Eltern gewohnt habe, meine Mutter war Friseurin und meine zwei Tanten haben an der Verkaufsstelle gearbeitet. Da haben die immer gesagt: ‚So, es gibt Bananen, Else, wir haben dir welche weggetan, Else, es gibt Pfirsiche‘ oder Weintrauben, oder was es halt so gab. In der Gaststätte konnte man beim Gaststättenleiter zum Beispiel einen Zettel abgeben, der hat den dann zum Fleischer geschafft, da hat man das dann fertig gemacht gekriegt, das haben die hinten gemacht, also Beziehungen musste man haben und Kontakte. Dem Oliver zu Schulanfang hat die Zuckertüte meine Tante fertig gemacht, die in der Verkaufsstelle war. ... Wenn was war - Feierlichkeiten, hatten wir das durch Beziehungen. Und ich bin nicht so ein Typ, der das jeden Tag haben muss.“ (20)

Während die anderen Kunden um Obst in der Schlange anstehen mussten, hatten die Tanten ihrer Nichte längst etwas gesichert. Die Mutter in einem Dienstleistungsberuf und die Tanten als Verkäuferinnen hatten die „Macht der Verwalter des Mangels“. Davon profitierte die Sprecherin. Sie formuliert die große Bedeutung von Beziehungen als Regel: „Beziehungen



cherin. Sie formuliert die große Bedeutung von Beziehungen als Regel: „Beziehungen musste man haben und Kontakte.“

All die aufgeführten Beispielen von politischen, freundschaftlich-geschäftlichen, nachbarschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen zeigen das Spektrum unterschiedlichster Beziehungsformen und ihren Einsatz in allen Bereichen des DDR-Alltags. Nach übereinstimmenden Aussagen aller Gesprächsthemen und der Literatur waren Beziehungen unverzichtbar und charakteristisch für das Alltagsleben in der DDR. Beziehungen waren die wichtigste Währung des sozialen Kapitals der DDR-Bürger. Beziehungen hielten die DDR-Gesellschaft zusammen. Sie beruhten immer auf persönlichem Vertrauen - auf informellen, nicht auf formell geregelten Kontakten. Über weite Strecken konnte so eine Insidergesellschaft entstehen, deren „alte Seilschaften“ noch lange nach der Wende Einfluss nehmen konnten. Alle Erwerbungs geschichten der Einzelnen sind gleichzeitig auch Beziehungserzählungen. Die Sprecher erzählten darin nicht nur von den Modalitäten und Misshelligkeiten der Mangelwirtschaft, sondern vor allem von ihren persönlichen Bewältigungsstrategien, die immer auch Ausdruck ihrer geglückten sozialen Verankerung in einem Netz von Beziehungen waren.

### **c) Form und Erzählhaltung der Erwerbungs geschichten**

Das umfangreiche Material zum Thema Erwerb besteht aus durchgeformten Geschichten und kleineren Erzählabschnitten. - Aufbau der Berichte - Häufung von Regelaussagen - Spannungspole: staatliche Vorgabe versus Bedürfnis der Bürger

Im umfangreichen Material - rund 40 Transkriptseiten innerhalb des Interviewtextcorpus- zu Erwerbungen finden sich durchgeformte Geschichten, aber auch viele kleinere, mehr berichtende Erzählabschnitte und Sätze. Allerdings ist die Grenze fließend. Die Geschichten - wie beispielsweise die oben zitierte ‘Baggergeschichte’ von Frau Bauer - stechen als durchgeformte Erzählungen hervor. Sie zeichnen sich durch eine lebendige Darstellung aus mit Ich-Erzählern, wörtlichen Reden, farbiger Wortwahl, Detailschilderungen, der Darstellung von Gefühlen und Handlungen; die Erzähler erzeugen Spannung mit einem meist dreistufigen Aufbau von Problemstellung, Verwicklung und Lösung - alles Merkmale von häufig erzählten und dadurch zu recht geschliffenen Geschichten. Die Menge der kleineren Berichte und Sätze dagegen wirkt eher spröde. Mit ihnen antworteten die Interviewpartner etwa auf meine Fragen nach DDR-Typischem, Mangelwaren, Tauschhandel oder Selbermachen. Genauso oft aber berichteten die Gesprächspartner von den Schwierigkeiten des Erwerbs von Mangelwaren ganz von sich aus, um mir ihr Leben in der DDR zu erklären. Dementsprechend sind ihre Darstellungen deutlich sachlicher als in den ganz durchgeformten Geschichten, die wohl schon früher zur Unterhaltung erzählt wurden.

Frau Müller beispielsweise berichtete von der Organisation der Feste in ihrer Hausgemeinschaft:

„Bei uns war ja das Problem, es gab nichts zu kaufen. Und wenn ma mal Flipps oder was wollte, dann musste ma Beziehungen haben. Da sind die einzelnen Aufträge auf die zehn Parteien verteilt worden und jeder hatte einen Auftrag, sich um irgendwas zu kümmern. Die eine hat im Fleischerladen gearbeitet, die hat die Steaks versorgt und die Roster. Und der andere hatte Beziehungen zum Bier gehabt, der hat ein Fass Bier bei einer Gaststätte besorgt und so ging das dann, damit ma dann alles zusammenhatten, was ma gebraucht haben.“ (13)

Frau Müller setzte an mit einer verallgemeinernden Problemformulierung, „es gab nichts zu kaufen“, und fuhr gleich fort mit der Regel für die Lösung „Wenn ma mal ... was wollte, musste ma Beziehungen haben.“ Als Beleg folgt ein Beispiel, wie sie die allgemeine Lösungsregel anwandte. Mit diesem *Aufbau* – aus Problemstellung, Lösungsregel und Beispiel - sind die kleineren Erzählabschnitte nur die reduzierte Version der durchgeformten Erwerbungs geschichten. Der Aufbau variierte in den Elementen und ihrer Reihenfolge, aber die verallgemeinernde Regelaussage fehlte fast nie. Oft reduzierten die Gesprächspartner ihre Aussage auf die reine Sentenz der Regel formulierung. Auch Frau Müller im oben zitierten Beispiel ließ in ihrer Formulierung keinen Zweifel daran, dass es sich um allgemeingültige Regeln handelt. Und ihr Beispiel ist ein Beleg für ihre Regel. Wie bei Frau Müller war dabei immer wieder das umgangssprachliche „ma“ nicht ganz eindeutig. Im Kontext des Gebrauchs scheint es zu schillern, so dass vom Sinn her meist beide Bedeutungen passen. Damit bekommen alle persönlichen Erlebniserzählungen einen verallgemeinernden Charakter.

Insgesamt fällt auf, dass sich in den Erwerbungs geschichten die *Regelaussagen häufen*. Oft verallgemeinerten die Gesprächspartner ihre Erfahrungen in unpersönlichen Man- oder Es-Aussagen, wie beispielsweise Herr Träger:

„M: Und gab es dann für Sie auch etwas, was mit Haushalt zu tun hat, das besonders schwer zu beschaffen war?

G: Ja, es war zum Beispiel nicht einfach, wenn man jetzt einen Kühlschrank haben wollte oder so etwas. Da sind wir zum Beispiel nach Lengenfeld gefahren oder wir sind in andere Ortschaften gefahren, montags. Da stand eben zufällig mal einer da und das war der, den wir haben wollten, und dann haben wir uns den eben mitgenommen. Also die Auswahl oder dass man unter mehreren Geräten auswählen konnte, das ist selten der Fall gewesen. Aber das Letzte ist dann bei uns geblieben. Und das war zum Teil schwer. ... Das ist alles so ... Das kann man sich von Ihrer Seite eigentlich gar nicht vorstellen.“ (27)

In vielen Fällen war bei solch unpersönlichen Aussagen dann nicht mehr klar, was die persönliche Erfahrung des Einzelfalles ist und was Gemeingut. Die eigene Erfahrung wird schnell zum Exempel für eine Alltagsweisheit, wie etwa in solchen Formulierungen:

„Man hat schon jeden Tag mal geguckt, es hätte ja was geben können, was man brauchen kann“ (25), „...Konsum - da ist man ständig hingerannt. ... Wegen jeder Kleinigkeit ist

man rumgerannt“ (22), oder „Also brauchte man einen Schreiner, brauchte man die Beziehungen zu einem Schreiner.“ (22)

Die Grenze zu allgemeinen Lebensregeln oder Spruchweisheiten ist fließend.

„Man musste immer die richtigen Leute kennen. Das war in allem so.“ (17), „Wer tauschen konnte und was hatte zum Tauschen, ..., war immer im Vorteil.“ (32), „Nur mit Schmiergeldern hast du was gekriegt.“ (30), oder „Beziehungen haben eine große Rolle gespielt. Aber nicht nur bei den Wohnungen. Überall. Deswegen hieß es auch: Beziehungen schaden nur dem, der keine hat.“ (5)

Dabei decken diese Regelaussagen in den Erwerbungs geschichten ein breites inhaltliches Spektrum vom Erwerb eines Salatkopfs bis zum Hausbau ab, besonders häufig aber beziehen sie sich auf die große Bedeutung von Beziehungen. Der Erwerb vieler Güter des Alltags war in der Mangelwirtschaft der DDR ein Bereich, der eine erhöhte lebenspraktische Kompetenz erforderte. Dementsprechend finden sich hier viele Regelaussagen. In ihnen ist diese alltagsweltliche Erfahrung verdichtet. So lässt sich sagen, dass sich gerade in den Erwerbungs geschichten geballt DDR-Alltagsweisheit findet.

Die Regeln sind die Lösung für die *Spannung der Erwerbungs geschichten*: Die Pole sind die staatlichen Vorgabe und demgegenüber die Bedürfnisse der Erzähler, die damit nicht erfüllt werden können oder ihnen entgegenstehen. Wie im einleitenden Fallbeispiel von der Geschichte mit dem Bagger entlarven die Erzähler in ihren Erwerbungs geschichten oft die Doppelbödigkeit des Systems. „*Staat*“ und „*Bürger*“ stehen sich gegenüber. Allerdings erscheint „der Staat“ in den Erwerbungs geschichten fast nie ausdrücklich als solcher, vielmehr ist die staatliche Seite meist in strukturellen Vorgaben wie „Es war so...“ oder „da musste man...“ enthalten. Sie sind meist unpersönlich formuliert und wurden von den Sprechern in den Erwerbungs geschichten auch nie als solche hinterfragt. Die Erzähler nahmen die Umstände hier einfach als gegeben hin. Nur einige besonders gewandte Erzähler personalisierten auch die staatliche Seite, wenn dann etwa ein Verwalter des Baggers auftritt, - aber selbst er versteckt sich noch hinter der Planvorgabe, oder wie in der Geschichte vom Geschenkbeutel (zitiert in B.II.2.c), wo der Erzählerin und „ihren Frauen“ die Gewerkschaftsfunktionäre als Vertreter der offiziellen Vorgabe gegenüberstehen. Durchweg erscheint die staatliche Seite eher statisch. Davon heben sich dann die aktiv handelnden Erzähler ab. Dieses Spannungsverhältnis staatlich-strukturelle, unbewegliche Vorgabe und Bedürfnis der handelnden Bürger ist Erzählanlass der Erwerbungs geschichten, und damit bauen die Sprecher auch die erzählerische Spannung ihrer Geschichten auf.

### 3. Stellenwert der Erwerbungs-geschichten: Selbstdarstellung als Helden des sozialistischen Alltags

Vergleich Wohnbiographie mit Erwerbungs-geschichte - Alltagstugenden und -werte - Charakterisierung dieser Werte - positiver Grundklang in den Erwerbungs-geschichten - Zusammenfassung - Ausblick zur Erzählfunktion der Erwerbungs-geschichten

Die gleiche Grundspannung bestimmte auch die zweite wichtige erzählerische Form innerhalb der Wohninterviews: Auch in den Wohnbiographien stehen sich Staat und Bürger gegenüber. So liegt ein *Vergleich von Wohnbiographie und Erwerbungs-geschichte* nahe. In den Wohnbiographien stellten die Interviewpartner die staatliche Seite ganz ähnlich wie in den Erwerbungs-geschichten dar. Die Sprecher befanden sich dabei aber in den Wohnbiographien meist in der Rolle der passiveren Opfer, denen zugeteilt wird oder nicht, die mehr reagieren. In den Erwerbungs-geschichten dagegen ist die Erzählhaltung viel aktiver: Die Erzähler agieren; sie sprechen mit 'ich' und 'wir' in der ersten Person von sich; sie treiben als aktive Helden das Geschehen voran und führen schließlich eine Lösung herbei, die sie auch noch in der Weisheit einer allgemeingültigen Regel festbannen können. Alle Erwerbungs-geschichten sind Sieges-geschichten. Fast nie berichteten die Interviewpartner von missglückten Erwerbungs-bemühungen, und wenn, dann nur als Hindernisse, die es zu überwinden galt, vor deren Größe der endgültige Erwerb dann als ein um so größerer Sieg im alltäglichen Sport oder Kampf erscheint. Im Gegensatz hierzu ist in den Wohnbiographien ausführlich von schlechten Wohnungen die Rede. Vergleicht man die beiden Erzähl-Schwerpunkte in den Wohninterviews, die Wohnbiographien und die Erwerbungs-geschichten, erscheinen sie wie zusammengehörige Gegenstücke: Beide erzählen von zentralen Rahmenbedingungen des Wohnalltages in der DDR, der Wohnungszwangs-bewirtschaftung und der Mangelwirtschaft, mit denen alle DDR-Bürger konfrontiert waren. Dementsprechend finden sich beide in fast allen Interviews. Nur erscheinen die Erzähler in den Wohnbiographien vielfach eher in einer schicksalhaft vorgegebenen, eher passiven Opferrolle. In den Erwerbungs-geschichten dagegen sind sie die aktiven Helden. So stellten die Erzähler mit den vielen kleinen und größeren Erwerbungs-geschichten innerhalb des Interviews ein Gleichgewicht in ihrer Selbstdarstellung her. Die Wohnbiographien ergaben sich fast zwangsläufig aus dem Thema der Interviews; sie mussten die Gesprächspartner fast als Pflichtaufgabe erzählen. Die Erwerbungs-geschichten dagegen waren selbstgewählte Kür. Hier vermittelten die Gesprächspartner ihre *Alltagstugenden und -werte*.

Dabei sind die vermittelten Werte nicht explizit formuliert, sondern werden vielmehr anschaulich durch die Geschichten illustriert. So erzählten die Interviewpartner in den Erwerbungs-geschichten von ihrer Zähigkeit und Beharrlichkeit, etwa wie Frau Bauer solange bettelte, bis sie den benötigten Bagger bekam (22). Ihr Fleiß und die internalisierte Routine, täglich im

Konsum mal „kucken zu gehen, ob es gerade etwas gab“, ist den Erzählern vielfach ganz selbstverständlich (13 u.a.). Auf die besondere Wachheit, die Ankunft der Exportlieferung mitbekommen zu haben, und die unkonventionelle Durchsetzung, sich so lange auf die gewünschten Sessel zu setzen, bis sie ihr eigen waren, ist Frau S. etwa in ihrer Geschichte von der Sesselbesetzung (6) durchaus stolz. Witz und Schläue zeigt sich auch in der Geschichte vom Korb für den Westbesuch (30). Konkrete handwerkliche Fähigkeiten entwickelten viele Interviewpartner, wenn sie selbst zahlreiche Dinge herstellten oder reparierten. Managementfähigkeiten in Koordination, Planung und Organisation legten die Helden der Erwerbungs geschichten etwa beim Eigenheimbau an den Tag. Und ganz besonders betonten die Sprecher ihre sozialen Fähigkeiten, wenn sie von ihren Beziehungen erzählten. Aber erst im Rahmen von fest eingeübten und den spezifischen Lebensbedingungen im DDR-Alltag angepassten Taktiken erhielten all diese Tugenden ihre besondere Wirksamkeit. Deshalb waren sie auch nach der Wende in der veränderten Situation nicht eins zu eins übertragbar.

An dieser Stelle muss auch gefragt werden: Welche Werte kamen in der positiven Selbstdarstellung der Interviewpartner nicht vor? In Erwerbungs situationen könnten etwa auch ein besonders selbstbewusstes Auftreten, eine gelungene Außendarstellung, Geschicklichkeit im Umgang mit formellen Abläufen oder anderes eine Rolle spielen. Aber die Interviewpartner stellten sich eher als *besonders geschickt dar im flexiblen Reagieren* auf vorgegebene Situationen und im Aufbau sozialer Netze. Diese Eigenschaften gelten traditionell als weiblich. Dieser Eindruck kann natürlich durch die überwiegend weiblichen Gesprächspartnerinnen entstanden sein. Er kennzeichnet wohl aber auch zu gutem Teil die Situation des DDR-Alltags, in dem genau solche Eigenschaften besonders gefragt waren. Indem die Erzähler reagierten, passten sie sich an die vorgegebenen Situationen an und betrieben doch aktiv gerade auf diese Weise die Lösung ihrer Probleme; sie hatten damit den längeren Atem als das System.

So stellten sich nicht nur die Erzähler der Erwerbungs geschichten selbst als positive, siegreiche Helden dar, sondern sie werteten auch ihre Erwerbungs bemühungen durchweg *positiv*. *Der Grundklang*, „Es war schon mühsam, hat dann aber auch Freude gemacht etwas zu bekommen“, zieht sich durch fast alle Texte. Verbitterung in der rückblickenden Bewertung ist die Ausnahme (13). Frau Ludwig beispielsweise resümierte:

„Wenn man das nicht anders kennt, dann ist man mit dem, was man hat, eigentlich zufrieden. Dann denkt man: Ja, es hat doch alles Spaß gemacht, wenn man da irgendwas haben wollte, da musste man ganz schön rennen.“

Im Folgenden, nachdem sie noch über komplizierte Tauschgeschäfte gesprochen hatte, lautete ihr Abschlussatz: „Das hat natürlich auch Spaß gemacht.“ (14)

Diesen Spaß zeigten die Gesprächspartner auch am Erzählen ihrer Erwerbungs geschichten. Dahinter scheint eine gewisse Erfolgsgewissheit zu stehen. Eine positive Grunderfahrung formu-

lierte Frau Hirmer: „Irgendwie kamen die Menschen zu allem, was sie gebraucht haben.“ (17) Die gleiche Erfahrung steht hinter dem oft zitierten Paradox über das Leben in der DDR: „Es gab nichts zu kaufen, und doch hatten die Menschen alles, was sie brauchten.“ - Die Taktiken des Erwerbs funktionierten. Darauf konnten die Menschen ihre Gewissheit gründen.

*Zusammenfassend interpretiere ich:* Das Erwerben von Mangelwaren war ein wesentliches Bedürfnis im DDR-Alltags. Dazu entwickelten die Menschen verschiedene, der Situation genau angepasste Taktiken, mit deren Einsatz sie ihren Alltag bewältigten - spezifische Kultur- und „Überlebenstechniken“. Ihnen entspricht die Erwerbungs-geschichte als kommunikative Form. Aus ihrer durchgeformten Gestalt und den ausdrücklichen Hinweisen der Interviewpartner lässt sich schließen, dass sie bereits zu DDR-Zeiten zum alltäglichen Erzählgut gehörte. Innerhalb der Wohninterviews bildete die Erwerbungs-geschichte ein Gegenstück zur Wohnbiographie. Beide erzählen von Spannungsfeldern des DDR-Alltags zwischen Staat und Bürger. Erscheinen die Sprecher in den Wohnbiographien eher in der Rolle der passiven Opfer, stellten sie sich in den Erwerbungs-geschichten als die Helden des sozialistischen Alltags dar, die ihre Probleme aktiv lösten. Mit entsprechender Freude erzählten die Interviewpartner ihre Erwerbungs-geschichten als die Siegesberichte vom sportlichen Kampf des Alltags.

Beim Erzählen konnten sich Erzähler und Zuhörer unabhängig von ihrer politischen Haltung leicht solidarisieren im gemeinsamen Lachen über einen gemeinsamen, nicht näher benannten Feind. Im Nachhinein erzählt erscheint die Doppelbödigkeit des Systems oft mit der Absurdität einer Grotteske. Noch heute greift diese verbindende *Erzählfunktion*: Das Erzählen von Erwerbungs-geschichten (und anderen Geschichten von den erfolgreichen Alltagstaktiken der Menschen) lässt sofort eine Wir-Gruppe der Sozialismuserfahrenen entstehen. Und selbst in der wissenschaftlichen Metakommunikation wirkt dies noch. Die Erwerbungs-geschichten und das Erzählen von Erwerbungs-geschichten ist Teil der Alltagsbewältigung. Im rückerinnernden Erzählen können sie als ein Stück Alltagspoesie zur Konstruktion eines positiven Selbstbildes beitragen.

## **IV. Erzählmuster: Selbstdefinition in Relation zur DDR-Vergangenheit**

Während der Interviews hatte ich mich bewusst bemüht, meine Gesprächspartner nicht nach ihrer genauen Stellung im politischen System zu fragen, um niemanden in einen Rechtfertigungsnotstand zu bringen. So wollte ich verhindern, dass die Interviews ein vorzeitiges Ende fänden. Umso mehr überraschte mich, dass die meisten Gesprächspartner in freier Assoziation im Laufe des Interviews von sich aus ihre Position im Verhältnis zum DDR-Staat bestimmten. Dazu bedienten sie sich umfangreicher rhetorischer Strategien. Dieses Thema schien von besonderer Bedeutung gewesen zu sein. Mit dem Wechsel des gesellschaftlichen Systems sahen offenbar viele DDR-Bürger ihr ganzes bisheriges Leben auf dem Prüfstand. Es galt ihnen, sich selbst in Relation zur DDR-Vergangenheit neu zu definieren. Waren dies neue Identitätskonstruktionen oder Fortschreibungen von Früherem?

### **1. Selbstdarstellung als Opfer des DDR-Staates**

Ausnahme: Frau Schön stellt sich als Opfer staatlicher Kontrolle dar. - Interpretation: Die Opferrolle wandelte sich mit der Wende nicht automatisch in eine Position der Stärke. - Normalität und Terror prägten gleichermaßen den Alltag in der DDR.

*Einschneidende staatliche Kontrollen* in ihrem Leben schilderte allein Frau Schön (3/24). Sie stellte durch wiederholte Bezugnahme auf ihre Herkunft aus einer bewusst christlichen und bildungs-bürgerlichen Familie ihre Familienidentität in den Vordergrund. Von ihrem Vater berichtete sie, dass er in der Zeit der stalinistischen „Säuberungen“ von der sowjetischen Besatzungsmacht als politischer Gefangener in Bautzen im Gefängnis inhaftiert war. Selbst beschrieb sie sich als eingebunden in diese oppositionelle Haltung ihrer Familie: So berichtete sie auf meine Frage, ob sie staatliche Kontrolle erlebt habe, eine ganze Serie von Zurückstellungen, die sie im Laufe ihrer Schul- und Berufslaufbahn erdulden musste. Vom Ende ihrer Schulzeit etwa erzählte sie:

„Ich war auch die einzige reine Konfirmandin gewesen. Bei uns gab's doch da Jugendweihe und Konfirmation in der Schule. Des war achte Klasse, des ging dann schon los. Des war Vorfeld von EOS dann. Wer reine Konfirmation hatte, keine EOS.“ (3)

Indem sie die Teilnahme an der Jugendweihe verweigerte, verweigerte sie es auch, ein Gelöbnis auf den SED-Staat abzulegen. Deshalb durfte sie nicht die Erweiterte Oberschule (= EOS) besuchen, die zum Abitur führte. Die Zeit ihrer Berufsausbildung stellte Frau Schön als Fortsetzung der persönlichen Benachteiligungen, verbunden mit menschlicher Enttäuschung, dar. So erzählte sie etwa, dass ihr gekündigt worden war, weil sie sich geweigert hatte, in die FDJ-

Gruppe zu gehen. Aus dem gleichen Grund, berichtete sie, sei ihr auch beinahe ihr Ausbildungsabschluss verweigert worden. Im Rückblick resümierte sie:

„Ich mein, so ist man jetzt, - im nachhinein weh tut es nicht, aber man kann es nicht ganz abschütteln, dass man halt alles versperrt bekommt, bekommen hat damals, mit den ... Dann wäre ich jetzt beispielsweise aufs Gymnasium gegangen.“ (3)

Wiederholt - nicht nur in dieser zitierten Stelle - beklagte sie die entgangenen Bildungsmöglichkeiten. Das schmerzt sie auch zum Erzählzeitpunkt noch. Sie sieht all ihre Wege bis in die Gegenwart im Präsens „versperrt“. Erst im zweiten Anlauf korrigiert sie das Verb in die Vergangenheitsform. Nicht nur von der Sprechhaltung ist Frau Schön die Verliererin in ihren Geschichten, sondern sie spricht auch ausdrücklich von ihrem Leiden:

„Aber klar, das war nicht unbedingt, dass das am einzelnen Menschen liegt, wie man denken könnte, sondern das war so der Sozialismusch, der alles breitgewalzt hat. Und da hat man manchmal so drunter gelitten. ... Und entweder man hat eben mehrere an seiner Seite gehabt, dass man auch eine Stärke war. Oder man hat dann vielleicht ein bissl leiden müssen.“ (3)

Zwischen sich und den anderen, hier dem „Sozialismusch“, der keine Distanz in der Kommunikation bewahrt, indem er „alles breitwalzt“, trifft Frau Schön eine deutliche Trennung zwischen ihrer Ingroup und der Outgroup der anderen. Solch eine oppositionelle Haltung der Masse ihrer Zeitgenossen im Reichenbacher Umfeld gegenüber behält sie bis in die Gegenwart bei:

„Jetzt ist es fast so ähnlich wieder. Wenn einer was hat, dass er darüber nicht sprechen mag, weil einfach wenig da ist und so viele Mitbewerber. Und auch das gesamte Gespräch, letztlich kommt es doch immer wieder mal auf die gesamte Lage, auf die politische Lage. Das ist hier im, im Osten immer noch so, dass es ähm: ‚Ach, die Einheit ist gar nichts wert, hat uns nichts gebracht.‘ Und das, was ich jetzt früher auch in der Bibliothek, wo ich dann immer oft auch gar nichts mehr gesagt habe, weil ich nur, äh angefeindet wurde und, und nur dann hingestellt wurde, als ja so ‚der Konterrevolutionär‘ oder was auch immer. Das ist heutzutage fast genauso wieder. ... natürlich spielt’s in einem Freundeskreis ist es was ganz anderes. Wo man weiß, wer man ist und wo man sich sehr vertraut ist. Aber jetzt mal in so einem Arbeitsfeld oder auch wenn man jetzt frühere Arbeitskollegen wieder trifft oder nur so belanglose Bekannte. Da ist keiner, den ich ... das ist genau das, wo man früher auch ...“ (24)

Diese Opposition im wörtlichen Sinne fand ihren Platz in Familie und der Wohnung als dem konkreten Ort, als Rückzugsraum vor dem Außen der Anderen:

„Das Zuhause sein? Also für mich ist es ..., schulisch gesehen, wenn man schikaniert wurde, da war das Wissen um sein Zuhause ein wirklicher, richtiger Schutz. Wo des wirklich für mich auch ein Wohlgefühl war ... Aber man war sich dann der Sicherheit sicher, zu Hause. Und, und es war halt auch ein Ort, wo, wo man wirklich so sein konnte wie man war, wo wirklich freie Rede noch ihren Platz hatte, ... Nein, nein, es hat sich schon verändert, aber es ist immer noch, wenn man jetzt sagt, wenn man jetzt nach Hause kommt, es ist ein Wohlgefühl. (24)



Frau Schön stimmt hier mit den anderen Gesprächspartnern darin überein, dass sie staatliche Kontrolle im Wohnbereich als kein Thema ansah, das sie persönlich betroffen hätte. Gleichzeitig aber macht ihr Beispiel deutlich, wie Offizielles und privater Alltag des Wohnens dialektisch zusammengehören: Sie bewertete ihren Arbeitsplatz als Ort des Angriffs. Die elterliche Wohnung war ihr als Gegenstück dazu ein „Schutzort“.

Frau Schön war die einzige aus der Reihe meiner Gesprächspartner, die für sich eine so deutliche Opferrolle einnahm und von mir im Interview dafür Anerkennung suchte. Diese Selbstdarstellung mag auch Ausdruck aktueller Lebensschwierigkeiten gewesen sein. Sie gibt aber zugleich ein Beispiel dafür, dass sie aus ihren zu DDR-Zeiten erlittenen Nachteilen für sich in ihrem Reichenbacher Umfeld in der Nachwende-Gegenwart der Neunzigerjahre keine sichere Position ableiten kann. Ich ging mit der Vorerwartung in die Interviews, dass unter dem SED-Regime erlittene Nachteile heute zumindest im Gespräch ein kommunikativer Vorteil seien; dass sich die schwache Rolle des Opfers in eine Position der Stärke und Anerkennung umkehren würde. Frau Schön aber stellte sich nicht in einer solch umgekehrt gestärkten Position dar. Hier zeigt sich auch ein Widerspruch zwischen meiner westdeutschen, mediengeprägten Vorerwartung und der Erfahrung eines Lebens im lokalen Umfeld ostdeutschen Alltags. Es hat sich zwar das Gesellschaftssystem geändert, aber die Menschen, mit denen es gilt zusammenzuleben, sind geblieben.

Die Geschichte von Frau Schön soll hier auch hinweisen auf den *Terror des SED-Regimes, der durchaus immer wieder in den Alltag vordrang*. Wie weit er ins Leben des Einzelnen eindringen konnte, ist am Schicksal des Reichenbacher Schriftstellers Jürgen Fuchs ablesbar. Er versuchte in mehreren Büchern<sup>1</sup> den diffizilen Psychoterror der Stasi aufzudecken. Der Ort dieses Geschehens war unter anderem Cunsdorf. Die meisten meiner Gesprächspartner wussten, dass sich in diesem Ortsteil von Reichenbach die Stasizentrale befand. Fuchs hat seinen gelebten Widerstand mit einem hohen Preis - letztendlich wohl sogar mit seinem Leben<sup>2</sup> bezahlt. Sein ganzes weiteres Leben nach seiner Ausbürgerung 1977 stand unter dem Schatten dieser Erlebnisse, obwohl ihm als Schriftsteller und Psychologe ein Medium der Ver- (oder auch nur Be-) arbeitung seiner Erlebnisse zur Verfügung stand.

Auch Frau Schön vermittelt in ihrem Erzählen den Eindruck, dass es schwierig ist, als Opfer weiterzuleben. Staatliche Verfolgung und Ungestörtlassen der Bürger sowie Widerstand und Anpassung von Seiten der Bürger aus gehören gleichermaßen zum Alltag in der DDR. Dabei

---

<sup>1</sup> Auf die Reichenbacher Zeit beziehen sich beispielsweise: Fuchs (1990): „... und wann kommt der Hammer?“ Psychologie, Opposition und Staatssicherheit. Oder Fuchs / Hieke (1992): Dumm geschult? Ein Schüler und sein Lehrer.

<sup>2</sup> Es bestand der Verdacht, dass er von der Stasi radioaktiv bestrahlt worden war. Siehe hierzu die Zeitungsartikel: Siemons (1999): Von Sklaven und Opfern. Chronist der Zersetzung: Zum Tod des Schriftstellers Jürgen Fuchs. In: FAZ und Rietzschel (1999): Der Verdacht. Wurde Jürgen Fuchs bei Stasi-Verhören radioaktiv bestrahlt? In: FAZ.

erlebte jeder einzelne nur ein Dazwischen - einen Ausschnitt aus dieser Wirklichkeit. Wie viel er wahrnahm, wahrnehmen konnte oder wollte und auch integrierte in sein Bewusstsein, ist ein laufender Prozess, der in den Erzählungen der Gesprächspartner sichtbar wird.

Vor diesem Hintergrund stellt sich neu die Frage: Auf wie viel Staat mussten und auch konnten sich Normalbürger - ohne besonderes Bewusstsein und heldenhaften Mut - in ihrem Alltag einlassen? Für diese Arbeit muss die Frage zuerst lauten: Was konnten die Interviewpartner von staatlichen Kontrollen erzählen? Welches Bild von sich selbst konstruierten die Gesprächspartner damit mir gegenüber? Aber vor allem: Welches Bild erzählen sie sich, um damit weiter leben zu können? Vor der Folie des Falles von Frau Schön als Ausnahme wird das „Normalbild“ der anderen Gesprächspartner deutlich.

Die Mehrheit der Gesprächspartner bietet ein recht einheitliches Bild, wenn *sie von sich und ihrer Position im Verhältnis zum SED-Staat erzählten*. Dabei spielt sicher auch die relative soziale Homogenität der Befragten eine Rolle: Fast alle Interviewpartner stammen aus dem sozialen Mittelfeld der ostdeutschen Bevölkerung. Das gerade für den politischen Umbruch wichtige linksintellektuell-alternative Milieu in der Sinus-Typologie (siehe Anhang II) fehlt auch in der Gruppe der Gesprächspartner. Wenn es um das Thema Staat ging, wiederholten sich immer wieder die gleichen Darstellungsstrategien. Drei davon, die sich immer wieder in den Interviewtexten finden, sollen hier anhand von Beispielen vorgestellt werden.

## 2. Die Normalitätsbegründung

Eine der Darstellungsstrategien ist die *‘Normalitätsbegründung’*. Fast alle Interviewpartner bewerten ihr alltägliches Leben als „normal“. Die berichteten Umstände scheinen auch in den meisten Fällen „normal“ in dem Sinne, dass sie weitgehend den gängigen Normen des jeweiligen Umfeldes entsprochen haben - soweit die faktische Ebene. Solches Empfinden der Normalität ist eine Voraussetzung, Alltag als soziale Wirklichkeit leben zu können. Es findet seinen Niederschlag auch im Erzählen und erscheint als häufig verwendete Darstellungsstrategie. Die *‘Normalitätsbegründung’* soll am Beispiel von drei Frauen, die dieses rhetorische Mittel intensiv einsetzten, wenn sie von sich und ihrem Verhältnis zum SED-Staat sprachen, vorgestellt werden. Ausgehend von den Erfahrungen der Einzelnen mit ihrem Staat gilt es zu klären, welche Funktion die Normalitätsbegründung im Erzählen als Darstellung nach außen und für die Erzählerin selbst hat.

Als erstes Beispiel seien die Aussagen von Frau Ludwig vorgestellt. Der Bezugsrahmen aller ihrer Aussagen über ihr Leben in der DDR ist für sie, „ganz normal gelebt“ zu haben wie heute eben auch. Sie formulierte das anschaulich:

„... Ich muss auch dazusagen, ich habe mich in der DDR nie eingesperrt gefühlt. Es war halt so und nicht anders, und wenn man es nicht anders kennt. ... Ne, aber so schlimm, wie's manche dargestellt haben, fand ich es nicht. Ich war zwar auch nicht einverstanden, aber deswegen konnte ich trotzdem hier gut leben. Ich musste damals arbeiten gehen, ich muss heute arbeiten gehen. Es hat an meinem ganzen Leben nicht viel geändert. Und dass ich mir jetzt jeden Tag Bananen kaufen kann, und damals konnte ich das nicht, das ist eine Randerscheinung. Allerdings, ich meine, ich würde mir die Zeit nicht wieder zurückwünschen. Jetzt, wo ich das andere kennengelernt habe, möchte ich nicht mehr dahin zurück. Das ist klar.“ (14)

Diese Sicht von Normalität entspricht wohl der Wirklichkeit vieler Bürger. Der DDR-Alltag mit Arbeiten und den täglichen Besorgungen bot genügend Probleme, die es zu bewältigen galt, und genügend Möglichkeiten, sich in diesem Rahmen des Lebens zu freuen. Die Selbstbeschränkung auf diese Grundbereiche konnte aber auch eine Abwehr sein. Frau Ludwig sagt selbst, sie sei „zwar auch nicht einverstanden“ gewesen. Sie hat also durchaus Unstimmigkeiten wahrgenommen. Das rückblickende Für-normal-Halten kann auch ein Verdrängen von eigenem Eingebundensein ins System oder auch von Schuld sein. Frau Ludwig spricht von einer Kontinuität in ihrem Alltag mit einer sprachlichen Parallelkonstruktion: „Ich musste damals arbeiten gehen, ich muss heute arbeiten gehen.“ Erst wenn der vergangene Alltag auch im Rückblick „für normal gehalten“ wird, lässt sich daran in bruchloser Kontinuität zum gegenwärtig zu bewältigenden Alltag anknüpfen und auch darauf aufbauen.

Für Frau Ludwig, die weder selbst am SED-Unrecht beteiligt war noch durch den SED-Staat Unrecht ertragen musste, ist die Begründung der Normalität eine notwendige Darstellungsstrategie. Genauso „normal“ stellte allerdings auch Frau Hirmer ihr Leben dar, obwohl sie massive Nachteile erlitten hat. Ihre Erlebnisse sind denen von Frau Schön, die sich als Opfer präsentierte, vergleichbar. Und doch reiht sie sich mit ihrer Selbstdarstellung in die Menge der „Normalbürger“ ein. Auf die Frage nach dem Recht auf Wohnen erzählt sie ihre Wohnbiographie. Sie schließt mit einer Normalitätsbegründung:

„... und dann sind wir hier rausgezogen 85 oder 86. ... In der Zwischenzeit habe ich gearbeitet, habe halt ganz normal gelebt. Nichts Aufregendes.“ (17)

In dieser „Zwischenzeit“ hatte sich aber einiges ereignet. Nur auf meine Frage, ob sie sich vorstellen hätte können auszureisen, spricht sie davon, wie ihr Mann „wegen Staatsverleumdung“ im Schnellverfahren ohne Anwalt für zehn Monate ins Gefängnis inhaftiert wurde. Wenn sie davon erzählte, betonte sie die Harmlosigkeit seines Verhaltens:

„Der hat nichts weiter gemacht, der hat bloß, was weiß ich, der ist jede Woche mal an sein Stammtisch gegangen. Da hat er so irgendwas gesagt, was den Herren nicht angenehm war. (lacht)“ (17)

Mit der Verhaftung ihres Gatten begannen auch für sie die Probleme. Sie berichtete unter anderem, dass sie sofort seinen Handwerksbetrieb auflösen musste und fortan „observiert“ wurde. Trotzdem stellte sie sich als unbefangen dar, wenn sie erzählt:

„Und später dann auf Arbeit, da selber hatte ich keine Probleme. Also ich muss sagen, ich habe mich nie hinterm Berg gehalten mit meiner Meinung. Ich habe auch das gesagt, was ich gedacht habe.“ (17)

Von dieser Zeit im Betrieb erzählte sie auch von sich aus. Das „lustige Brigadeleben“ ist ein Schwerpunkt im ganzen Interview.

„Ich muss ja mal sagen, ich bin ja erst dann, 78 ist mein Mann gestorben. Und 79 hab ich dann im volkseigenen Betrieb angefangen. Mir hat das ja eigentlich gefallen, ich bin ein Herdentier, ja ich bin gern in der Gemeinschaft. So, und wenn was los ist und lustig ist, ich bedaure das auch heute noch nicht. Wir haben wunderschöne Frauentagsfeiern im Betrieb gehabt.“ (17)

Hier fand sie als alleinstehende Witwe gesellige Kontakte. Von der Geschichte mit ihrem Mann sprach sie dagegen vor allem aufgrund meiner Nachfragen. Dabei berichtete sie - wie im obigen Zitat - vor allem über ihn; sie lässt das Geschehen dabei bei ihm, ohne sich selbst als Teil der Geschichten darzustellen. Die Folgen für sich erzählte sie weniger ausführlich. Die „Normalität“ ihres Lebens ist ihr hier wichtiger. Sie stieg nach der zwangsweisen Auflösung des Betriebs ihres Mannes wieder ins Berufsleben ein. An anderer Stelle sagte sie: „Ich bin ja ganz normal bloß Facharbeiter gewesen,“ (17), im Unterschied zu den in der DDR angesehenen Arbeitern. Auch ihr Mann kehrte, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen worden war, von der Selbständigkeit in die berufliche DDR-Normalität zurück. Damit beendete Frau Hirmer die Geschichte vom Gefängnisaufenthalt ihres Mannes:

„... dann war er zehn Monate eingesperrt. Und dann hat er, wo er wieder rauskam, einen Arbeitsplatz zugewiesen bekommen, als ganz normal sterblicher Betriebshandwerker.“ (17)

Schließlich starb ihr Mann plötzlich, und sie musste nun alleine ihre damals erst dreizehnjährige Tochter großziehen. Als alleinerziehende Witwe war sie froh um das verwandtschaftliche und berufliche soziale Netz. Sie war nun völlig in DDR-Normalitäten zurückgekehrt und eingebunden. Die widerständigen Ideen ihres Mannes lagen ihr fern. Die Einordnung in die DDR-Normalität gab ihr den sicheren Rahmen, in dem sie in dieser krisenhaften Lage ihren Alltag bewältigen konnte. Noch zum Interviewzeitpunkt scheint es notwendig für sie, sich dieser Dimension mit Normalitätsbekräftigungen zu versichern. Man könnte allerdings auch interpretieren, dass sie damit die schrecklichen Erlebnisse in ihrer Vergangenheit ein Stück weit verdrängt. Das war zu DDR-Zeiten ein Mittel, um weiterleben zu können. Heute ist eine neue Unsicherheit hinzugekommen. Frau Hirmer hat ihre Stasi-Akte eingesehen. Sie berichtete, dass sie

überrascht war, wie intensiv sie und ihre Tochter all die Jahre nach der Verhaftung ihres Mannes, beobachtet worden waren. Nur weiß sie nicht, wer sie ausspioniert hat, wem in ihrem Umfeld sie noch trauen kann. Vor diesem Hintergrund scheint es erneut notwendig, sich die Sicherheit gelebter Normalität zu bekräftigen, damit auch mit den neuen Unsicherheiten weiterhin ein „normales Leben“ gelingen kann.

Wieder in Zusammenhang mit ihrer aktuellen krisenhaften Lebenssituation scheint auch für Frau Winter die vergangene Normalität wichtig zu sein. Gerade bei ihr, von der ich während des Gesprächs den Eindruck hatte, sie wolte eigentlich nicht von sich erzählen, finden sich im Text wiederholt Normalitätsbekräftigungen, wie: „Ist doch ganz normal.“, „...wie es halt so war“ oder „Es war eigentlich normal alles.“ (19). Mit diesen Floskeln wimmelte sie meine Fragen ab, denn wenn alles normal war, gibt es nichts, was erzählenswert wäre. Ihre Normalität, die sie sich zu DDR-Zeiten aufgebaut hatte, ist zum Interviewzeitpunkt zusammengebrochen. Als Meisterin und Brigadeführerin hatte sie zusammen mit ihrem Mann, der als Handwerker gefragt war, eine privilegierte soziale Stellung. Zum Interviewzeitpunkt war sie zeitlich begrenzt als ABM-Kraft beschäftigt. Die Arbeitslosigkeit verunsichert sie und bedeutet wohl insgesamt auch einen sozialen Abstieg. Sie erzählt von der Schwierigkeit, die ganze Zeit zu Hause zu sein und kein Geld zu haben. Ihr fehlt wohl gerade in der Gegenwart die Sicherheit der früheren Normalität. Diese vergangene Normalität scheint sie zu bekräftigen, um sich ihrer in unsicherer Gegenwart zu versichern.

Alle drei Frauen bezeichneten ihr Leben im Spannungsfeld von Individuum und Staat als „ganz normal“. Die drei unterscheiden sich jedoch in ihrem gelebten Verhältnis zum Staat und Herrschaftssystem der DDR. Hier können sie auch drei Grundrichtungen vertreten: Frau Ludwig war weder ein Opfer noch eine Täterin; als einfache Arbeiterin lebte sie weitgehend unpolitisch. Frau Hirmer, das zweite Beispiel, mit ihrer Geschichte vom Gatten als politischem Gefangenen, war selbst nicht aktiv politisch tätig, aber als Ehefrau ebenfalls vom SED-Terror betroffen. Der Staat griff massiv in ihren Alltag ein. Frau Winter schließlich war zu DDR-Zeiten sozial privilegiert und lebte im Einverständnis mit dem System. Ihm trauert sie jetzt nach, weil die politische Wende für sie mit einem sozialen Abstieg verbunden war. Abhängig von ihren Erfahrungen, können also die Erzähler mit ihrer Normalitätsbekräftigung sowohl Beteiligt-Sein am System, das bis zu Schuld gehen kann, als gleichzeitig auch die schreckliche Seite erlittenen Unrechts verdrängen und davon ablenken. In diesem Sinne können die Normalitätsbekräftigungen eine ähnliche Funktion wie die von Albrecht Lehmann beschriebenen Rechtfertigungsgeschichten übernehmen: „Sie soll dabei helfen, kritisierbare Handlungen oder gar die gesamte

trostlose Vergangenheit oder Gegenwart zu klären - noch bevor der Erzähler von irgendeiner Stelle zur Rechtfertigung aufgefordert worden ist.“<sup>1</sup>

Die Erzählungen der Interviewpartner sind aber nicht ausschließlich rückwärts gewandt. Vielmehr schwimmt völlig, ob sie von dem sprechen, was im alten System normal war oder was nach heutigen Maßstäben als normal gilt. Ausschlaggebend dabei ist die Kontinuität. In den Beispielen wurde deutlich, dass durch die Veränderungen mit der Wende die gegenwärtige Normalität auf unterschiedliche Weise nicht mehr ganz sicher ist. Gerade als Ausdruck krisenhafter Unsicherheit scheint es nunmehr für alle Gesprächspartner wichtig zu sein, sich der Kontinuität einer früher gelebten Normalität erzählend neu zu vergewissern. Dazu gehört auch, dass die Gesprächspartner ihre früheren Maßstäbe beibehalten haben. Kontinuität in der Selbsterfahrung wird so zur Basis für ein Weiterleben. Die Normalität wird also gerade dann beschworen, wenn sie ins Wanken geraten ist. Damit erscheint die Normalitätsbekräftigung vor allem wichtig für die Gesprächspartner selbst, sie ist weniger nach außen gerichtet. Die verstärkte Normalitätsbekräftigung ist also eher Ausdruck der Krise als der Normalität. Das Bewusstsein der Normalität ist ein wesentliches Kennzeichen von Alltag. Weil mit der Normalität des Alltags bekräftigt wird, dass er nicht der Rede wert ist, offenbart er sich gerade deshalb als ein Problemfeld und damit als ein wichtiges, hier zu behandelndes Thema. Die Gesprächspartner stellen ihren Alltag selbst in Beziehung zum Staat. Er ist nicht die einzige, aber eine wichtige Bezugsgröße für ihren Alltag.

Die Normalität konnte dabei auch eine Ausdrucksform sozialistischer Wertvorstellungen sein: Normal, wie alle anderen Mitbürger zu sein, bedeutete auch, allen gleich zu sein. Solches 'Gleich-Sein' konnte bedeuten, dass alle gleiche Rechte genossen. Gleichheit, in der Begrifflichkeit der französischen Revolution 'Egalité' genannt, war ein wichtiger Wert innerhalb der sozialistischen Moral. Sie sollte besonders im Kollektiv<sup>2</sup> gelebt werden, auf das Frau Hirmer auch verweist. Allerdings arbeitete der SED-Staat mit dem bewussten Vertauschen von Egalität als Gerechtigkeitswert und gleichmacherischer Vereinheitlichung, die individuelle Bedürfnisse negierte. Gleichheit war oft die schöne Maske für den Zwang, sich an die staatlich verordnete Normalität anzupassen. Der SED-Staat trat dabei mit einem moralischen Anspruch auf: Er sah sich selbst nicht nur als Verwalter, sondern als Wächter der sozialistischen Werte. An diesem Anspruch macht sich auch die große Enttäuschung der DDR-Bürger nach den Wandlitzer Enthüllungen darüber fest, dass selbst Parteifunktionäre sich über den Gleichheitsgrundsatz hinweggesetzt hatten. Diesen Bezug stellte auch Frau Ludwig in Zusammenhang mit ihrer oben zitierten Normalitätsbekräftigung her:

---

<sup>1</sup> Lehmann (1980): Rechtfertigungsgeschichten, S. 59.

<sup>2</sup> zur Rolle des Kollektivs siehe Engler: Überlistung und Verrat. In Engler (1999), S. 275 - 301.

„Also so schlimm habe ich das eigentlich nicht empfunden. Gut, ich habe mich aus all dem rausgehalten und Politik, das war sowieso nicht meins, weil es lief ja wirklich alles verkehrt. Aber so die Ausmaße, inwieweit sich da die Obersten so bedient haben und das ausgenutzt haben, das konnte man als kleines Licht da unten gar nicht sehn. Das kam ja dann erst durch die ganzen Enthüllungen alles erst ans Tageslicht. ... Ne, aber so schlimm, wie's manche dargestellt haben, fand ich es nicht, nö.“ (14)

### 3. Die kleine Opfergeschichte

Frau Ludwig benennt die Opfergeschichten als eine Darstellungsstrategie. - Hier geht es um die kleinen Opfergeschichten. - 3 Argumentationsrichtungen: 1. Opfer als Regimekritiker, 2. Opfer als Systemmitarbeiter, 3. Opfer als unpolitisch, loyaler Bürger - Zusammenfassung: Opfergeschichten als Rechtfertigungsstrategie und Teil der Staatsideologie

Mit ihrer Normalitätsbekräftigung grenzt sich Frau Ludwig in den Sätzen, die dem obigen Zitat vorausgehen, auch von ihren Zeitgenossen ab, die *sich als Opfer darstellen*. Der Widerspruch zwischen der von ihr selbst erlebten Realität und den Erzählungen davon stört sie. Damit identifiziert sie deutlich *eine Darstellungsstrategie*:

„Es gab da bestimmt welche, aber die wenigsten, die das geschrien haben, die haben das wirklich so empfunden. Die wollten hinterher nach der Wende bloß fix was zu sagen haben. Und dann haben sie alle in diese eine Kerbe reingehauen: ‚Ach, wie unverstanden sind wir worden und ich wollt ja schon immer mich entfalten...‘ Des stimmt überhaupt nicht, also ich glaube das einfach nicht. Ich kann das immer nur von meinen Leuten, die ich kenne, die haben sich doch zu DDR-Zeiten auch wohlgeföhlt. Ich habe von denen nie ein Wort gehört, dass die sich unwohl fühlen und auf einmal haben sie jahrelang mit dem Regime nichts zu tun haben wollen.“ (14)

Die Aussagen von Frau Ludwig klingen wie eine Einwand-Vorwegnahme gegen mögliche Unterstellungen meinerseits, dass ich als eine Westdeutsche wie das Fernsehen beim Thema DDR nur an die Stasi dächte. Ihre Bekannten stellt sie so dar, als würden sie sich opportunistisch als kleine Wendehälse solchen Vorerwartungen anpassen und „auf einmal“ mit neuen Maßstäben messen.

Im Textcorpus der Interviewtranskripte finden sich Opfergeschichten vor allem dann, wenn die Interviewpartner von ihrem Verhältnis zum Staat erzählten. Ich nenne sie hier *die kleinen Opfergeschichten*. Im Gegensatz zum Gespräch mit Frau Schön, die während beider Interviews durchgehend die schwache Position eines Opfers einnahm, sind die „kleinen Opfergeschichten“ nur Bausteine innerhalb der gesamten Gespräche. Die Erzähler stellen sich nur ganz begrenzt auf einzelne Episoden als Opfer dar. Bei den „kleinen Opfergeschichten“ gibt es *drei verschiedene Argumentationsrichtungen*. Sie entsprechen den möglichen Grundhaltungen gegenüber dem DDR-Staat: Es gibt die Opfergeschichten der Systemkritiker, der systemfreundlichen Mitarbeiter und die der unpolitisch mehr oder weniger loyalen Bürger.

Von außen betrachtet, liegt es am nächsten, sich als ein *Opfer des SED-Staates darzustellen, das wegen seiner kritischen Haltung Nachteile in Kauf nehmen musste*. Ein Beispiel für diese Argumentation liefert das Ehepaar Hahn. Mit der folgenden Äußerung beendet es eine Bilanz seines Lebens in der DDR:

- „Sie: Es warn unsere Jahre gewesen; es war unser Leben. Und wir haben das hier gelebt,  
 Er: Wir mussten damit fertig werden. Wir sind auch damit fertig geworden. Und nachtrauern oder irgendwas, des hat ja keinen Zweck. ...  
 Sie: Wir persönlich haben ein Familienleben geführt, das ist harmonisch bis heute. ...  
 Er: Mit dem Umfeld mussteste eben fertig werden, was da war.  
 Sie: Es ging nicht anders. In einer gewissen Hinsicht hat man sich da auch, ich will mal sagen, isoliert, selber. ...  
 Er: Andererseits können wir sagen, wir sind das geblieben, was man warn. Wir haben uns nie verändert in dieser Sache. Das war zwar ein gewisser Nachteil für diesen Staat, in dem wir gelebt haben. Denn wir hatten immer wieder Nachteile. Das haben wir ja vorher schon anklingen lassen.  
 Sie: Zum Beispiel mein Mann konnte nie Meister werden.  
 Er: Da war gar nichts drin. Ehm aufgrund meiner Einstellung... hätte ich nie irgendwie sowas bekleiden können. ... Das wollte ich schon gern. Aber das war mir vollkommen klar, wenn ich meine Einstellung nicht ändere kann ich das nicht machen. Als ‚Reaktionär‘ war ich immer der Sache gegenüber a weng kritisch.“ (4)

Das Ehepaar Hahn folgt hier einem Grundmuster autobiographischen Erzählens: Das eigene Leben muss positiv bewältigt dargestellt werden, sonst lässt sich daraus kein tragfähiges Selbstbild für die Gegenwart ableiten. Frau Hahn betont diesen Bezug zur Gegenwart besonders, wenn sie hervorhebt, dass das Familienleben „harmonisch [ist] bis heute“. Die Opfergeschichte am Ende ist ein markantes Beispiel dafür, wie aus einer kritischen Haltung dem DDR-Staat gegenüber Nachteile entstanden. Herr Hahn bezeichnet sich selbst dabei noch mit den abwertenden Begriffen aus DDR-Zeiten als einen „Reaktionär“. Damit war jemand gemeint, der alte (Regierungs)Formen oder Glaubensvorstellungen bevorzugt, statt dem „fortschrittlichen Sozialismus“ anzuhängen. Mit der Opfergeschichte beweist Herr Hahn mir und bekräftigt auch vor sich selbst, dass er seine Grundhaltung konsequent gelebt hat und sich selbst treu geblieben ist. Die Opfergeschichte hat hier eine klare Beweisfunktion, die den Erzähler in seiner Glaubwürdigkeit stärkt.

Dieses Beispiel ist keine *Wendehals-Opfergeschichte*. Solche Umdeutungen, wie sie Frau Ludwig von ihren Bekannten beschreibt, habe ich zwar bei meinen Aufenthalten vielfach gehört, sie fanden sich aber bei genauerer Betrachtung kaum im Interviewmaterial. Nur einzelne Ansätze in diese Richtung, keine expliziten Geschichten sind in den Wohninterviews enthalten. Die Mehrheit der Gesprächspartner stand in den Interviews offen zu ihrer loyalen Einstellung dem System gegenüber. Das mag sicher auch daran liegen, dass die Interviewsituation mit dem sehr nahen und persönlichen Kontakt keine geeignete Bühne für geschönte Außendarstellungen



bot und sich diese auch nicht in einem biographischen Gespräch von mehreren Stunden durchhalten ließen. Außerdem habe ich sofort nachgehakt, wenn die Interviewpartner beispielsweise mit allgemeinen Erörterungen begannen, statt von ihren persönlichen Erfahrungen zu erzählen. Folglich ist das Material immer in zwei Richtungen zu befragen: Welche Funktion haben die Darstellungsstrategien nach außen für die Interviewerin, aber vor allem für die Erzähler selbst?

Noch mehr als die geringe Zahl von „Wendehalsgeschichten“ in den Interviews erstaunt, wenn die Gesprächspartner sich *als Opfer darstellten, gerade weil sie Angehörige des Systems* waren. Frau Hess etwa erzählte eine ganze Folge solcher Episoden. Von ihrer Tochter klagte sie:

„...sie wollt eigentlich auch a bissl in der Richtung was studieren, das ist ihr aber auch nicht gelungen, da ist meine ganze Verwandtschaft dran schuld. Überall sind wir so ein bissl außenvor gehalten worden, weil das war eben damals in den 60er-, 70er-Jahren ganz schlimm hier mit der politischen Situation. Naja, aber sie hat das gut verkraftet, sie ist jetzt drüben und arbeitet dort bei einer Versicherung, ist fest angestellt.“ (18)

Frau Hess war zuerst in der staatliche Verwaltung in verantwortlicher Position tätig. Und als ein Bruder „Republikflucht“ begangen hatte und in den Westen ausgereist war, bekam sie Schwierigkeiten und wechselte deshalb in die Industrie. Von dieser Zeit erzählte sie über sich selbst:

„Ich war GSG-verpflichtet, das heißt geheimer Sicherheitsgrad, ich durfte als ökonomischer Direktor des Betriebs nicht in den Westen reisen, weil ich ja irgendwelche Geheimnisse hätte verraten dürfen, können. Deswegen brauchte ich gar keinen Antrag zu stellen. Meine Geschwister sind regelmäßig gereist. Ich war die einzige, die nie drüben war. Und ich habe auch zu den Verwandten sehr wenig Kontakt gepflegt, ich wollte nicht, dass die mir Pakete schicken und ich wollt auch nicht, dass die mich besuchen, weil ich hab so viel Ärger gehabt und ich muss aber ja hier mein Geld verdienen und ich habe halt das gelernt und habe dort gearbeitet und damit muss man leben.

Und ich habe zu der Sache eigentlich auch gestanden, ich war eigentlich schon a bissl überzeugt von allem Guten, jetzt kommt das wieder, denn es gab an dieser ganzen sozialistischen Sache auch gute Seiten. ... Des Negative, das haben bloß die weit ganz oben gemacht, die, die Geld da verschoben haben und die großen Bonzen. Die Kleinen unten in der Ebene, in den Betrieben oder bis zur Kreisleitung, bis zum Bezirk, da ging das alles noch. ... Im eigentlichen Betrieb war derjenige, der in der Partei war, eigentlich der Ange-schmierte. Weil erstens mal musste der der Partei Geld bezahlen jeden Monat, das war ein hoher Betrag. Und dann musste man immer Vorbild sein, du durftest dir nichts zuschulden kommen lassen, ... da haben sie immer bloß auf dich geachtet, ... Ich hab aber mit meinen Leuten, ... hauptsächlich Frauen, die waren mit mir immer alle einverstanden. Ich habe denen auch nichts Böses getan, ich habe ebn bloß immer Zucht und Ordnung in meinen Abteilungen gehabt. ... man kann deswegen trotzdem ein normaler Mensch sein.“ (18)

Frau Hess gibt ihrer Verwandtschaft die Schuld daran, dass die Tochter nicht studieren konnte. Noch deutlicher formulierte sie ihre Opferhaltung im zweiten Zitat: In den häufig verwendeten Konstruktionen mit „müssen“ als Hilfsverb markiert sie ihr Handeln als zwangsläufig vorgege-

ben. Außerdem stilisiert sie sich zur bedauernswerten Ausnahme: „die einzige“, die nicht reisen durfte. Das klingt wie ein versagter Anspruch, obwohl Westreisen für DDR-Bürger eher die Ausnahme waren. Sie argumentiert, dass sie in der DDR gelebt und einen bestimmten Beruf gelernt habe, also gar nicht anders gekonnt habe, als an verantwortlicher Position im System mitzumachen. Und dafür habe sie dann auch noch Nachteile erleiden müssen. Die Privilegien, die sie dank ihrer führenden Stellung genoss, erwähnt sie in diesem Zusammenhang nicht. In einem zweiten Schritt gesteht sie aber doch ein, dass sie vom Sozialismus überzeugt war. Mit den Opfern an Kosten und Vorbildlichkeit, die sie dafür bringen „musste“, rechtfertigt sie ihre Haltung. Mit einer Verräterkonstruktion, in der nur „die weit ganz oben“ „das Negative“ begangen hätten und sie als „Kleine unten“ im Kontrast dazu hehre Tugenden wie „Zucht und Ordnung“ aufrecht erhalten habe, kann sie ihr Wertesystem für sich weiterhin bestehen lassen. Die Opfergeschichte ist dabei Teil einer Rechtfertigungsstrategie, mit der sie sich freispricht vom Negativen der Oberen, weil sie „eben bloß“, wie sie einschränkend formuliert, allgemein anerkannte Tugenden durchgesetzt habe. Mit der Zustimmung ihrer Untergebenen bestätigt sie diese Rechtfertigung, die die Normalitätsbekräftigung zum Abschluss des Abschnitts nochmals verstärkt. Gleichzeitig bezeugt ihr das Einverständnis der Mitarbeiterinnen, dass ihr Handeln geglückt war. Das ist auch der größere Rahmen der zitierten Opfergeschichten.

Ihre Tochter hat die Benachteiligungen „gut verkraftet“. Als Beweis führt Frau Hess deren Beruf im Westen an. Sie selbst fand nicht nur Anerkennung bei ihren Mitarbeitern, sondern berichtet später auch noch davon, wie sie von ihrer Familie trotz ihrer kommunistischen Überzeugung geschätzt wurde. Diese Erzählung führt Frau Hess bis in die Gegenwart, dass sie auch „heute noch ihren Mann“ stehe und dafür geschätzt sei. Die Opfergeschichten haben hier also nach außen eine Funktion als Rechtfertigung für die Mitarbeit im System, sind aber gleichzeitig vor allem für die Erzählerin selbst ein Beweis, wie sie ihr Leben trotz Hindernissen bestanden hat und weiterhin bestehen kann. Frau Hess dient die Argumentationsstrategie der kleinen Opfergeschichte unter anderem dazu, ihr Selbstbild für sich und auch in Abstimmung mit ihren Mitmenschen für die Zukunft zu bewahren: Sie erzählt von sich, dass sie auch heute noch ihre Arbeit bewältigt und von ihren Mitarbeitern anerkannt ist. Nur mit dieser Erzählrichtung greift ihre Opfergeschichte als Erzählstrategie. Fehlt sie, wird der Erzähler zum tragischen Opfer.

*Rechtfertigungen* sind sonst im Interviewmaterial eher selten. Es tauchen nur gelegentlich bei den Fragen zur Mitgliedschaft in gesellschaftlichen Gruppen Aussagen auf wie ‘Jeder musste doch bei der FDJ sein.’ Frau Hess war auch unter den Interviewpartnern diejenige, die als Mitarbeiterin in der staatlichen Verwaltung und „ökonomischer Direktor“ am stärksten mitverantwortlich ins System eingebunden war. Sie sah sich wohl selbst unter Rechtfertigungsdruck. Die Mehrheit der unpolitischen Gesprächspartner dagegen rechtfertigte sich nicht. Die Inter-

viewsituation nötigte nicht zu Rechtfertigungen. Ich versuchte Angriff oder jegliche Wertung meinerseits zu vermeiden und das Erzählte einfach nur für sich stehen zu lassen.

Die dritte Argumentationsrichtung der Opfergeschichten findet sich auch bei den eben besprochenen Gruppen der Systemkritiker und der Systemmitarbeiter, vor allem aber bei der Mehrheit der unpolitischen loyalen DDR-Bürger. Im Rahmen der staatlichen Planwirtschaft konnte jeder zum Opfer der Mangelwirtschaft werden. Als Beispiel soll hier Frau Müller zu Wort kommen. Der Kontrast zwischen ihrer vorigen für sie belastenden Wohnsituation und der jetzigen glücklich gelösten war ihr ein Leitmotiv für das ganze Wohninterview. Im Interview beginnt sie damit ihre persönlichen Erfahrungen zum Thema „Wohnen“:

„Wir haben ja nun jetzt hier seit 81 eine schöne Wohnung. Die wir vorher hatten, da kann man bald nicht mehr von „Wohnen“ sprechen, das ist das, wo uns die ganze Sache bald nimmer möglich war, wo wir bald am Nervenzusammenbruch waren. Weil wir eben ein Zimmer hatten, 16 Quadratmeter, und zu viert dann praktisch in so einer Dachkammer gewohnt haben. Ja, des eine Zimmer und zwei Bodenkammern noch, eine kleine Mansarde, zwei mal zwei Meter waren das, mit einem schrägen Dach, des war eine sogenannte Küche, und da haben wir dann zu viert zum Schluss gelebt. Und wenn man das durchhat, da ist man eben dann froh, wenn man eine sogenannte ‚Plattenwohnung‘ hat, die eben mitunter auch sehr herabgewürdigt wird, aber wir waren heilfroh, dass wir die Wohnung gekriegt haben. Das ist nämlich erst einmal die Situation, die viele gar nicht kennen, die das nie durchgemacht haben. Und wo die Neubauwohnungen hier gebaut worden sind, da haben wir aufgeatmet, weil es eben dann wirklich für uns besser geworden ist.“ (13)

Frau Müller formuliert hier eine Grenzwertigkeit, in der „man bald nicht mehr von ‚Wohnen‘“ habe sprechen können. Sie sei auch an ihrer nervlich-körperlichen Belastungsgrenze angelangt. Sie musste diesen Zustand hinnehmen; das drückt sie in der passiven Formulierung aus, „wenn man das durchhat“ und auch die Verbesserung ist mit dem Verb „gekriegt“ nicht aktivisch formuliert. Insgesamt spricht sie als Opfer, ausgedrückt in der Formulierung „durchgemacht“. Mit ihrer leidvollen Erfahrung in einer Opfergeschichte schafft sie einen Kontrast, vor dem die Verbesserung mit dem Bezug einer Plattenbauwohnung deutlich wird. Sie will mir damit etwas über das Leben in der DDR mitteilen und mit der Intensität ihrer persönlichen Leidensgeschichte eine negative Fremdeinschätzung („sehr herabgewürdigt wird“) über die Plattenbauten relativieren. Frau Müller betonte aber auch, wie viele Arbeitsstunden ihr Mann und alle Mieter für ihre Genossenschaftswohnungen leisten mussten, und dass auch wegen dieses Engagements eine gute Hausgemeinschaft unter den Mitbewohnern entstanden sei. Wieder ist die Opfergeschichte also auch ein Beleg für eine Verbesserung und damit für eine Bewältigung des Lebens. Die Abwehr gegen „Herabwürdigung“ der Plattenbauten ist auch eine Abwehr dagegen, dass das eigene Leben und die eigene Leistung gering geschätzt werden.

Wie schon in den zitierten Beispielen von Frau Ludwig oder Frau Hess spiegelt sich auch für Frau Müller die Opferkonstruktion des eigenen Erlebens im Großen - im Verhältnis zum SED-Staat im Ganzen. Von ihrer Ernüchterung bei der Wende erzählt sie:

„...mir haben ja alles ein bissl anders gesehen, weil wir ja gedacht haben, dass das alles ernst gemeint ist, was uns unsere großen Leute sagen und dann haben wir feststellen müssen, dass sie uns ja nur über's Ohr gehau'n haben. Mit dieser ganzen sozialistischen Sache, die sie uns da -

M: Welche Leute meinen Sie jetzt?

G: Den Egon Krenz, der Honecker und so weiter. Die waren ja unsere großen verehrten, Leitbilder mehr oder weniger. Und dann musste man eben feststellen, wie sie das Volk betrogen haben. Das hat ja keiner geglaubt bis dahin. Das war ja das, was eigentlich alle so fassungslos gemacht hat. Wo dann rausgekommen ist, was und wie, und wie die gelebt haben, und wie die, wo sie ihre ganzen Sachen hergekriegt haben, dass das alles Westartikel waren und wie sie die Kunstschatze verschoben haben, das haben wir alles gar nicht gewußt, nein. ... Was wir so im Kleinen, in unseren Betrieben erlebt haben, aber jeder hat ja gedacht, das sind so Ausnahmefälle, dass das nicht des große...“ (13)

Frau Müller fühlt sich persönlich von den führenden Politikern verraten. Sie formuliert ganz drastisch, dass diese sie „ja nur übers Ohr gehauen“ und „betrogen“ hätten. Gerade Betrug ist eine moralische Kategorie, an der sie die Politiker misst. Dahinter steht kein technisches Verständnis vom Politiker als gewähltem und wieder abwählbarem Mandatsträger, sondern die Oberen galten als „Leitbilder“, als moralische Autoritäten. Diesen Anspruch, der hier bei Frau Müller durchklingt, erhob die SED für sich. Sie sah sich als Wahrerin „der sozialistischen Sache“, des Sozialismus, der „wahren“ und richtigen Staatslehre und Gesellschaftsform. Den „großen Leuten“ steht „das Volk“ gegenüber. Frau Müller formuliert hier eine Wir-Gemeinschaft mit Pronomen in der ersten Person Plural wie „unser“ und „wir“ bzw. „mir“. Die Identifikation geht über die Personen hinaus bis in „unsere“ Betriebe. Diese Gemeinschaft scheint eine allumfassende zu sein: Zu ihr gehören „eigentlich alle“ und „jeder“ und in der verneinten Formulierung „keiner“. Damit ordnet sich Frau Müller mit ihrer Aussage in ein größeres Ganzes ein. Es wirkt wie eine Verstärkung, die ihr Sicherheit verleiht.

Von Eigenverantwortlichkeit ist hier nicht die Rede. Diese Staatskonstruktion befreit eher davon. Die moralisch legitimierten Führer sorgen in patriarchaler Weise für das Volk, das als bergende Gemeinschaft den Einzelnen in sich aufnahm und ihm so Sicherheit bot. Fürsorge auf der einen und Bevormundung auf der anderen Seite waren die Gaben im Tausch gegen Glaube und Anhänglichkeit. Mit solch einer Konstruktion kann der Einzelne zum persönlich verratenen Opfer werden aber gleichzeitig ist er als Opfer, dem etwas geschieht, von Verantwortlichkeit entlastet. Das konnte soweit gehen, dass ein ehemaliges Mitglied der Staatsführung, das gestürzt worden war, sich auch noch als Opfer darstellte. Nur noch Honecker und Mielke bleiben dann als Täter, die in die Verantwortung zu ziehen sind. Mit solch einer Verräter- und Opfer-

konstruktion lässt sich auch immer der „wahre Glaube“ des Sozialismus aufrechterhalten<sup>1</sup>. Frau Müller ist weit davon entfernt, sich auf diese Weise aus der Verantwortung zu stellen; in drei Begegnungen konnte ich mich vielmehr von ihrer persönlichen Integrität überzeugen. Sie verkörperte viel von der idealistisch positiven Seite der beschriebenen Konstruktion, dem solidarischen Einsatz für eine Gemeinschaft. In ihren Formulierungen, mit denen sie auf den Zusammenbruch des SED-Systems und wohl auch einem Teil seiner Rechtfertigungskonstruktion reagiert, wird aber auch klar, welch großen Anteil dieser gefährlichen Ideologie sie in ihr alltägliches Denken aufgenommen hat.

Insgesamt erwiesen sich die Opfergeschichten als eine offene Darstellungsstrategie: Ob die Gesprächspartner nun Systemgegner, Systemmitarbeiter oder unpolitisch loyal waren, immer konnten sie sich als Opfer des DDR-Staates darstellen. Opfergeschichten finden sich auch überwiegend in diesem thematischen Zusammenhang. Eine Voraussetzung dazu ist - wie in den besprochenen Beispielen - dass keine konkret schuldige Person benannt wird, sondern nur sehr diffus der Staat oder irgendwelche systemischen Grundbedingungen. Damit rückt auch die Frage nach persönlicher Schuld oder nur Beteiligung in eine unbestimmte Ferne. Nimmt ein Erzähler die Position eines Opfers an, kann er Verantwortung nach außen delegieren. So können *Opfergeschichten auch Teil einer Rechtfertigungskonstruktion* werden, die schon in der Staatsideologie der SED angelegt war.

Damit ist eine wichtige *Funktion der Opfergeschichte* angesprochen worden. Opfergeschichten aller drei Argumentationsrichtungen kommen westlichen Vorerwartungen entgegen: Sie reproduzieren das Ost-West-Stereotyp vom bedauernswerten und unfreien DDR-Bürger. Gerade nach der Wende könnte so jeder, der ein Opfer des DDR-Staates war, als solcher aufgewertet sein. Wenn man aber untersucht, welchen Stellenwert die Opfergeschichten innerhalb jedes einzelnen Interviews und im gesamten Textcorpus einnehmen, erscheint ihre Funktion zur Außendarstellung eher untergeordnet. Die Gesprächspartner setzten die Opfergeschichte nicht gehäuft ein, sondern eher selten, aber meist als wirkungsvollen Kontrast. Sie haben so den Stellenwert von „Zwar-Auch-Einschränkungen“ als die Hürden, die der Beleg für ein erfolgreich bestandenes Leben sind. Die Erzähler machen sich damit nicht zu schwachen Opfern, sondern bestätigen sich vielmehr erzählend ihre Lebensbewältigung auch in schwierigen Situationen. Meist enden diese Geschichten offen mit einer Option für die Zukunft, auch weiterhin sein Leben zu meistern. Sie können so eine Funktion nach Innen für die Sprecher selbst übernehmen: Im Erzählen vergewissern und konstruieren sie sich ihre Identität. Gerade das Verhältnis zum

---

<sup>1</sup> Zur politischen Philosophie, in der die für die Utopie geopfert Gegenwart auch ein große Rolle spielt, siehe C.II.1.b Exkurs.

DDR-Staat scheint mit der durch die Wende ausgelösten Krise ein Thema zu sein, das besondere Darstellungsstrategien erfordert, um eine Kontinuität des Selbstbildes zu ermöglichen.

#### 4. Schwankhafte Episoden

Verschiedene Erzählertypen - offene Argumentation in der Episode 'Mit dem Stasimitarbeiter beim Stammtisch' - wechselseitiges Arrangieren im Schwank 'Vom Vorstandsposten in der Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft' - Mit schwankhafter Darstellung gewinnen die Erzähler Souveränität. - Diese Darstellungsstrategie erscheint als eine Fortsetzung des humoristischen Erzählens in sozialistischer Zeit.

Ebenso wie manche Gesprächspartner mit einer bestimmten Disposition Opfergeschichten erzählten, machten sich einige lustig über den Staat, wenn sie von ihrem Verhältnis zu ihm sprachen. Zu diesem Thema erzählten einige begabte Selbstdarsteller, die meist auch gute Erzähler waren, Schwänke. Sich-lustig-machen erweist sich als eine weitere Darstellungsstrategie, die die Interviewpartner anwandten, wenn sie vom Einfluss des Staates redeten.

Als Einstiegsbeispiel sei hier eine kleine Episode zitiert, die genauso gut als Opfergeschichte hätte erzählt werden können. Herr Tröger aber gibt ihr eine lustige Wendung:

„M: Im Kontakt unter Menschen, sind Sie da auch kontrolliert worden, also sind Sie von der Stasi kontrolliert worden?

G: Das wird allgemein so bezeichnet. Also ich kann das eigentlich hier, im Gegenteil: ...früher war das üblich, dass man da an dem Stammtisch sich getroffen hat. Und da saßen natürlich auch welche dabei, wo man wussten, der ist offiziell war der bei der Staatssicherheit. Und der saß bei mir daneben und zu dem habe ich gesagt: ‚Pass mal auf Freund, das und das gefällt mir nicht!‘ Deswegen hat der mich nicht angezeigt und hat gesagt: ‚Der muss ja in den Knast!‘ Man muss das bloß richtig machen. Wenn ich jetzt gesagt hätte: ‚Der Honecker ist aber ein großes Rindvieh!‘, dann hätte der gesagt: ‚Du, das läste mal. Also das gehört hier nicht an den Stammtisch. Das kannst dir vielleicht denken, aber das brauchst du hier nicht so aus...!‘ Verstehen Sie? Das wurde schon ein bissl geregelt. Aber man hat dann auch doch nicht aus -, das wäre auch Blödsinn gewesen, einen Mist erzählt. Aber wenn ich jetzt irgendwelche Zweifel angemeldet habe, wenn ich gesagt habe: ‚Was ich gestern zum Beispiel im Fernsehen da gesehen habe, das war ja ein großer Mist.‘ Dann haben die gesagt: ‚Ja, da hast du eigentlich recht.‘ Dann haben die das vielleicht auch weitergegeben, vielleicht ist damit auch was bewegt worden, weiß ich nicht. Aber dass ich deswegen verfolgt worden wäre, das kann ich nicht sagen.

M: Und Sie kannten denjenigen auch?

G: Jaja, gut. Wir sind ja per Du gewesen ... nach der Wende hat er mir mal gesagt, wenn sie mich dann gefragt haben: ‚Ist denn was gewesen oder ist da was erzählt worden?‘, hätte er immer bloß gesagt: ‚Sobald ich zur Tür reinkam, haben die dann nichts mehr gesagt.‘ Als wie wir hätten vorher schon diskutiert schief, aber sobald der sich dann mithin-gesetzt hätte, da hätten wir dann brav unsre Bierchen getrunken und so. (lacht)“ (27)

Herr Tröger erzählt hier eine *Geschichte, die offen ist für Umdeutungen*: Er gibt sich als Kritiker des Systems, der dem Stasimitarbeiter gegenüber bewusst kritische Ansichten äußert. Er verhält sich so geschickt, dass ihm nicht nur nichts passiert, sondern „vielleicht ... damit auch was bewegt worden“ ist. Er stilisiert sich fast als Widerstandskämpfer. Genauso sind die klei-

nen Erzählungen alltäglicher Taktiken offen zur Umdeutung als Widerstandsgeschichten. Die Darstellungsstrategie von Herrn Tröger ist aber noch viel raffinierter. Er stellt seine Erzählung in bewussten Kontrast zur allgemeinen Meinung, dass die Stasi auch zwischenmenschliche Kontakte kontrolliert habe: Er sagt zwar von der Kontrolle, „das wird allgemein so bezeichnet“, aber seine Erfahrung steht „im Gegenteil“ hierzu, wenn man sich nur so schlau verhielt wie er. Das formuliert er gar als allgemeingültige Regel: „Man muss das bloß richtig machen.“ Er führt auch in lebhaften wörtlichen Reden vor, was man nicht machen durfte. Damit lotet Herr Tröger aus, wie weit er gehen konnte und überschreitet die Grenze im fiktiven Dialog auch. Hier kann er den Staatspräsidenten „ein großes Rindvieh“ nennen. Mit dieser Grenzverletzung erhält seine Geschichte ein lustiges Element. Er stellt sich dar als jemand, der souverän mit dem staatlichen Vertreter umgehen kann. Er ist vertraut mit den Verhaltensregeln und mit dem Staatsvertreter vertraulich „per Du“. Da die staatliche Seite bekannt ist, kann sie keinen Schrecken mehr erregen. Schließlich fügt er noch die Aussage des Stasimitarbeiters aus der Nachwendezeit an. Sie ist ihm eine Bestätigung, dass er - selbst nach gegenwärtigen veränderten Maßstäben - seine frühere Einschätzung beibehalten kann.

Mehrere schwankhafte Episoden gab auch Frau Ludwig zum Besten, unter Anderem auch den *Schwank von ihrem Vorstandsposten in der Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft*. Diese Erzählung erscheint mir ein besonders typisches Beispiel dafür, wie sich Staat und Bürger in der DDR wechselseitig arrangierten. Frau Ludwig antwortete, als ich im Standardfragebogen nach der Mitgliedschaft in gesellschaftlichen Gruppen fragte:

„Ich war in dem Vorstand von diesem DSF [= Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft] bei uns im Betrieb. Naja, am Anfang war das eigentlich ganz gut und schön. Man hatte ja nichts zu tun, es stand nur auf dem Papier, dass man da drin war. Und ich konnte das schon irgendwie verstehen. Ich hab auch vieles meiner Chefin zuliebe getan, weil ich gedacht hab, die ist so arm dran. Von den paar Leuten, einer muss es ja machen. Da hab ich immer gesagt: ‚Was muss ich denn da tun?‘ Dann hat sie gesagt: ‚Naja, eigentlich nicht viel.‘ Denk ich, na gut, wenn ich nicht viel machen muss, dann schreib mich auf, dann ist gut. Weil, die war eigentlich immer ziemlich großzügig, was meine... Ich hatte manchmal so spontane Äußerungen, wenn sie da wirklich böse gewesen wäre und hätte des weitergeleitet, hätte ich wirklich arge Schwierigkeiten gekriegt. Hat sie aber nie gemacht. Und deswegen kam ich auch immer gut davon. Und, da war ich da drin. Und dann wollte die eine das dann nicht mehr machen. Weil die war dann alt, die ging dann in Rente. Also des ging mir dann wirklich völlig gegen Strich. Ich sollte dann diesen Vorsitz machen. Und damit hab ich ja wirklich überhaupt nichts am Hut. Haben sie mich da hingeschickt, mal nachmittags zu so einer Versammlung von solchen Leuten da. Also ich hab die überhaupt nicht verstanden. Die haben da vorne erzählt, so Rednerpult, jeder hat dem anderen auf die Schulter geklopft, also ich weiß gar nicht, um was das ging. Dann saß ich da schon eine Stunde rum und wusste immer noch nicht. Und dann hab ich gedacht: Mensch, wenn du auf Arbeit kommst und du sollst erzählen, was du gehört hast und du weißt gar nicht. Die haben alle so einen Haufen Fremdwörter gebraucht, die ich noch nie gehört hatte und überhaupt ging das um Mitgliederwerbung, wie viele sie neu aufnehmen wollen. Die haben die gar nicht zusammengebracht, die konnten die gar nicht

zusammenbringen, weil es gab gar keine. Jedenfalls gab es dann endlich was zu essen und zu trinken. Dann bin ich erst mal ein bisschen wieder abgelenkt gewesen. Dann sollt ich das auf Arbeit natürlich sagen. ‚Na ja‘, sag ich, ‚ich weiß eigentlich gar nicht genau, um was es ging, aber zu essen und zu trinken gab es.‘ Und dann hat sie gesagt: ‚Na und, was war dann?‘ Sag ich: ‚Dann hab ich gefragt, ob es nochmal was zu essen und zu trinken gibt.‘ Dann haben die gesagt: ‚Nein.‘ Dann bin ich einfach gegangen. Und da habe ich natürlich großen Ärger gehabt. Und dann habe ich gesagt: ‚Es ist Schluss. Ich weiß doch gar nicht, um was es geht.‘ Das war eigentlich die schlimmste Zeit in dem Betrieb. ... Und dann habe ich wirklich gesagt: ‚Wenn ihr das so nicht akzeptiert, dann trete ich halt aus allem aus. Ich muss das hier ja nicht machen.‘ Und dann ging das. Ungefähr zwei Jahre später, da kam dann sowieso die Wende, dann hat das alles gebröckelt.“ (14)

*Frau Ludwig baute ihre lustige Geschichte ähnlich auf wie Herr Tröger:* Am Anfang stellt sie die Ausgangssituation bzw. allgemeine Regeln vor. Zum Ausgleich dafür, dass ihre Chefin gelegentliche kritische Äußerungen tolerierte, erklärte sie sich dazu bereit, der DSF beizutreten. Die Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft sollte die Verbindung zur Sowjetunion stärken. Sie war auf Betriebsebene organisiert und führte dort politische Schulungen und gesellschaftliche Veranstaltungen durch. Die Mitarbeiter der Betriebe wurden mehr oder weniger gezwungen, dort Mitglied zu werden. Die Mitgliedschaft in der DSF konnte etwa eine Voraussetzung sein, um Prämien zusätzlich zum normalen Lohn zu erhalten. Vielfach musste sie durch Nachdruck von oben - ohne inneres Engagement der Mitglieder - aufrecht erhalten werden. Nachdem sie diesen Rahmen angedeutet hat, entwickelt Frau Ludwig im nächsten Schritt ihre Geschichte. Mit der Gegenüberstellung einer Diskussion um Mitgliederwerbung und dem Fehlen von Mitgliedswilligen einerseits und andererseits den selbstgefälligen hochgestochenen Reden mit vielen Fremdwörtern und ihr als Vorsitzenden, die das selbst nicht versteht, entlarvt sie die hohle Fassade des Systems und erzeugt Komik. Das Ergebnis, mit dem sie dann auch die Interviewfrage beantwortet, ist, dass sie aus dieser Vereinigung austritt, aber auch „großen Ärger“ hat. Wie Herr Tröger beschließt Frau Ludwig ihre Erzählung mit einer Bewertung von der geänderten Werte der Situation nach der Wende. „Das war eigentlich die schlimmste Zeit in dem Betrieb.“ Damit meint sie, dass zu dieser Zeit schon der betriebliche Ablauf augenscheinlich nicht mehr funktionierte. Im Rückblick betrachtet war dies dann die schlimmste Zeit des DDR-Betriebes. Die baldige Wende, wo dann „sowieso“ „alles gebröckelt hat“, bestätigt ihre vorige Darstellung von der inneren Brüchigkeit des Systems.

Die beiden vorgestellten *schwankhaften Episoden wirken als eine positive Selbstdarstellung der Erzähler.* Frau Ludwig zeigt dabei die differenziertere Darstellung, weniger Selbstlob als Herr Tröger. Sie behauptet sich in ihrer widerständigen Eigenart mit „spontanen Äußerungen“ und balanciert trotzdem ein soziales Miteinander aus. Die beiden Geschichten sind auch Beispiele für geschlechtsspezifisches Erzählen und unterschiedliche Selbstdarstellungsstrategien:



Herr Tröger stellt primär seine Schläue - und damit Statuskompetenz in den Vordergrund, Frau Ludwig dagegen betont ihre soziale Kompetenz, mit der Chefin ein ausgewogenes Verhältnis herzustellen. Um das System zu entlarven, nimmt sie auch in Kauf zuzugeben, dass sie nicht alles verstanden hat. Obwohl sie sich im Lächerlichmachen des Systems souverän präsentiert, kann sie trotzdem zugeben, dass sie „großen Ärger“ hatte. Dass die ganze Geschichte nicht ganz eindeutig in eine Richtung gewichtet ist, verleiht ihr Glaubwürdigkeit.

*Im Lachen gewinnen die Erzähler Souveränität; in der Lächerlichkeit verliert der Staat seinen Schrecken. Damit lassen sich auch die - seit der Wende verstärkt hinterfragten - Erfahrungen mit dem DDR-Staat positiv ins eigene Selbstbild und die eigene Biographie integrieren.*

Diese Darstellungsstrategie der Interviewpartner erscheint als *eine Fortsetzung des reichen humoristischen Erzählens in sozialistischer Zeit*.<sup>1</sup> In den sozialistischen Ländern gab es keine freie Öffentlichkeit, die ein Forum zur kritischen Auseinandersetzung geboten hätte. Der sozialistische Staat erhob einen Totalanspruch auf das Leben der Menschen und durchzog es mit zahlreichen Regeln und absoluten Grenzen. Diese ließen sich oft nur im Witz überspringen; die Absurditäten des sozialistischen Alltags und der Politik konnten oft nur im humoristischen Erzählen ein Ventil finden. Deshalb blühte das humorvolle Erzählen in den sozialistischen Ländern. Es setzte allerdings Erzähler und Zuhörer mit gemeinsamer Erfahrung dieser Wirklichkeit und gemeinsamen Codes voraus. Genau diese fehlten mir als Interviewerin, wenn ich um Erklärung der Unterschiede bat. Innerhalb der Wohninterviews konnten deshalb nur bestimmte Erzählertypen, die eine Erklärung der Umstände in ihre Erzählungen integrieren konnten, eine schwankhafte Darstellungsstrategie für sich nutzen. Zudem bot die Interviewsituation wohl nicht den geeigneten Rahmen zum lustigen Erzählen. Trotzdem konnten mich meine Gesprächspartner mit befreiendem Lachen immer wieder anstecken. Die humorvolle Sicht auf den DDR-Alltag führt auch weg von der Alternativfrage nach Tätern und Opfern und lässt mehr nach den Alltagsarrangements dazwischen fragen.

## **5. Zuspitzung: Funktion der erzählerischen Positionsbestimmung**

Zum Thema „DDR-Staat“ und dem „Verhältnis der Gesprächspartner zum Staat“ finden sich in den Interviewtexten zwei Schwerpunkte: Der eine betrifft die Wohnbiographien. Mit ihnen antworteten die Interviewpartner auf meine Frage nach dem Recht auf Wohnen. Sie heben sich als längere geschlossene Teile ab. Der andere, eher indirekte Schwerpunkt ist die Positionsbestimmung im Spannungsverhältnis zum Staat, die in fast jedem Gespräch zu finden ist. Meine Fragen nach staatlichem Einfluss oder Kontrolle wimmelten die Interviewpartner ab. Irgend-

---

<sup>1</sup> siehe hierzu Roth (1991): Erzählen im sozialistischen Alltag. Beobachtungen zu Strategien der Lebensbewältigung in Südosteuropa. In: ZfVK, S. 181 - 195.

wann aber im Laufe des Gesprächs definierten die meisten Gesprächspartner von sich aus ihre Position zum DDR-Staat. Diese Positionsbestimmungen stechen durch verschiedene rhetorisch eingesetzte Darstellungsstrategien heraus. Drei sich öfter wiederholende Muster habe ich hier an Beispielen herausgearbeitet: die Normalitätsbegründung, die kleine Opfergeschichte und schwankhafte Episoden.

Offenbar scheint das Medienthema der Verantwortlichkeit im SED-Staat die meisten Gesprächspartner auch ganz persönlich anzurühren. Fast alle beschäftigt die Fragen: Welche Position hatte ich im System? Wofür trage ich Verantwortung? Was wusste ich zu DDR-Zeiten vom System? Heute bewerten ihre damalige Situation viele anders. Und schließlich bewegten die Gesprächspartner Fragen nach den Werten des Sozialismus: War das ganze System schlecht oder nur einige Verräter? Welche sozialistischen Tugenden sind bewahrenswert? Man könnte annehmen, dass der rhetorische Aufwand zu diesen Themen vor allem dazu dient nach außen ein „west-gerechtes“ also geschöntes Bild abzugeben. Alle besprochenen Darstellungsstrategien setzten die Gesprächspartner zuweilen auch dafür ein, ihre Rolle zu verharmlosen oder personale Verantwortlichkeit an strukturelle Rahmenbedingungen abzugeben. So erscheint es an der Oberfläche. Am deutlichsten wurde dies am Ausnahmefall von Frau Schön, die sich als einzige durchgängig als Opfer des Systems darstellt, daraus aber - zumindest im Gespräch - keine gestärkte Position in ihrem Reichenbacher Umfeld und mir gegenüber ableiten konnte. Auch in den Aussagen der anderen Gesprächspartner lässt sich keine „westgerecht“ geschönte Umwertung der Vergangenheit erkennen. Vielmehr haben ihre Positionsbestimmungen durchgängig eine wichtigere Funktion für die Erzähler selbst: Der Auslöser zum Erzählen ist die durch die Wende ausgelöste Krise in der Gegenwart. Die Gesprächspartner sprechen von der Vergangenheit, aber die Perspektive für ihr Erzählen ist die Zukunft. Die Maßstäbe dafür ziehen sie aus der Vergangenheit. So tradieren sich Bewertungsmuster. Es geht um das Gleichbleibende, eine Kontinuität im eigenen Leben. Um sie im und durch das Erzählen zu konstruieren, ist aber eine ständige Rückkopplung ans Erleben der sich verändernden Wirklichkeit notwendig; das Vergangene reicht im Erzählen bis in die Gegenwart. So erklärt sich, dass die meisten Gesprächspartner mit den alten Wertmaßstäben messen. Die Kontinuität im Selbstbild ist eine Voraussetzung dafür, sich die persönliche Identität über Krisenzeiten hinweg aufrecht zu erhalten. Der rhetorische Aufwand rührt aus solch innerer Notwendigkeit. Sie mag auch der Grund sein, warum ein kritisches Hinterfragen der eigenen Position im Verhältnis zum DDR-Staat bei den Gesprächspartnern in den Interviews nicht stattfand. Oder konnte es aus diesem Grund bis dahin auch noch nicht stattfinden?

# Schluss: Alltagskonstruktion in der DDR

## Der Ort des Alltags?

Das Spannungsfeld aus Staat auf der einen Seite und Bürger auf der anderen Seite bestimmt das Thema dieser Arbeit. Sie beschreibt dinglich-konkrete oder erzählte Alltagskonstruktionen im Bereich des Wohnens unter den Rahmenbedingungen der DDR - ihres Staates und ihrer Gesellschaft. Immer wieder habe ich die strukturellen Vorgaben des staatlichen und gesellschaftlichen Systems dargestellt. Nun bleibt noch der *'Ort des Alltags'* zusammenfassend zu klären: Wie sehr waren die einzelnen Menschen in ihrem Wohnalltag von staatlicher / politischer Seite beeinflusst - kontrolliert? Oder wirkten umgekehrt die Menschen in ihrem alltäglichen Verhalten auch auf die staatliche Seite zurück? Welchen Stellenwert hatte der Alltag im DDR-Staat und auch die Alltagskonstruktionen der Einzelnen im Gesamtgefüge der DDR-Gesellschaft? Oder gilt es eher von der Privatheit der Einzelnen aus zu fragen, ob der Alltag im totalitären Staat der DDR gar einen in sich geschlossenen Lebensbereich der privaten Freiheit bildete? Wie schätzten die Reichenbacher Gesprächspartner ihren Wohnalltag selbst ein; welches Lebensgefühl verbanden sie damit? Diesen Fragen möchte ich mich noch einmal vom empirischen Befund her nähern, bevor ich die Reichenbacher Ergebnisse in die theoretische Debatte zur DDR-Alltagsforschung einordne.

### 1. Ein Fallbeispiel: Frau Ludwig beschreibt ihr Lebensgefühl in der DDR: „Ich war zwar auch nicht einverstanden, aber deswegen konnte ich trotzdem hier gut leben.“ (14)

„Ich konnte das überhaupt nicht fassen. In Hof auf dem Bahnsteig schon habe ich gedacht, jetzt bist du wirklich hier, irgendwas stimmt doch hier nicht. Ich muss aber auch dazusagen, ich habe mich in der DDR nie eingesperrt gefühlt. Es war eben halt so und nicht anders und wenn man es nicht anders kennt. Wie manche, die dort geschrien haben, sie wären laufend hier eingeeengt in ihrer Entfaltung; das ist vielleicht auch ein bisschen arg übertrieben. Es gab da bestimmt welche, aber die wenigsten, die das geschrien haben, die haben das wirklich so empfunden. Die wollten hinterher nach der Wende bloß fix was

zu sagen haben. ... Das stimmt überhaupt nicht, also ich glaube das einfach nicht. Ich kann das immer nur von meinen Leuten [sagen], die ich kenne, die haben sich doch zu DDR-Zeiten auch wohlgefühlt. Ich habe von denen nie ein Wort gehört, dass die sich unwohl fühlen und auf einmal haben sie jahrelang mit dem Regime nichts zu tun haben wollen. Also so schlimm, habe ich das eigentlich nicht empfunden. Gut, ich habe mich aus all dem rausgehalten, und Politik, das war sowieso nicht meines, weil es lief ja wirklich alles verkehrt. Aber so die Ausmaße, die es wirklich hatte, die hat man überhaupt nicht gesehen. Das konnte man als einzelner kleiner nicht. Man hat manchmal Zweifel gehabt an der Richtigkeit. Aber inwieweit sich da die obersten sich da so bedient haben und das so ausgenutzt haben, das konnte man als kleines Licht da unten gar nicht [beurteilen]. Das kam ja dann erst durch die ganzen Enthüllungen ans Tageslicht. ... Ich war zwar auch nicht einverstanden, aber deswegen konnte ich trotzdem hier gut leben. Ich musste damals arbeiten gehen, ich muss heute arbeiten gehen. Es hat an meinem ganzen Leben nicht viel geändert. Und dass ich mir jetzt jeden Tag Bananen kaufen kann und damals konnte ich das nicht, das ist eine Randerscheinung, also da lege ich keinen Wert drauf. Allerdings ich würde mir die Zeit nicht wieder zurückwünschen. Jetzt, wo ich das andere kennen gelernt habe, möchte ich nicht mehr dahin zurück. Das ist klar.“ (14)

Frau Ludwig berichtet hier von ihrem ersten Besuch im Westen nach der Grenzöffnung. Sie hat einen Ausflug ins grenznahe Hof unternommen. Die neuen Eindrücke im Westen und vor allem die Erfahrungen mit ihren Landsleuten in der Wendezeit geben ihr Anlass über ihr Lebensgefühl in der DDR zu reflektieren. Sie grenzt sich ab von ihren DDR-Mitbürgern, die nun betonten, sie hätten sich in ihrer Entfaltung eingeengt gefühlt und mit dem System nichts zu tun haben wollen. Aus dieser Kontrasterfahrung heraus betont sie, dass sie sich „nicht eingesperrt“, also wohl frei gefühlt habe, weil es ihre selbstverständliche Erfahrungswelt war - ohne eine Vergleichsmöglichkeit. Noch dazu bezeichnete sie sich selbst als unpolitisch. Aber auch sie betont ihre kritische Haltung dem Regime gegenüber, „Ich war zwar auch nicht einverstanden“, und nennt Konsumeinschränkungen. Ihren eigenen kritischen Standpunkt betont sie gerade auch vor dem Hintergrund des neuen Wissen aus den Enthüllungen über die Privilegien der SED-Größen. Aber der Bezugspunkt ihres Lebens ist die alltägliche Lebensbewältigung in der täglichen Arbeit: Es hat sich für sie an ihrem „ganzen Leben nicht viel geändert“. Sie sagt von sich: „deswegen konnte ich trotzdem hier gut leben.“

Ähnlich wie Frau Ludwig betonten viele andere Gesprächspartner, dass sie durchaus ein ‘gutes Leben’ in der DDR geführt und sich auch frei gefühlt hätten. Die Politik war ihnen nicht der Maßstab für ihr alltägliches Leben. Eher zögerlich antworteten sie meist dann auch auf meine Fragen nach direkter Kontrolle ihres Privatlebens. Bei Frau Ludwig knüpfte ich an ihre vorausgehende Erzählung an, wie lästig sie es empfunden habe, dass die Lehrer ihrer Kinder regelmäßig nach Hause in die Wohnung kamen und auch in ihrem Privatbereich so ‘nach dem Rechten sahen’.

„M: Und wenn Sie so sagen, Sie haben das ein bisschen als überlästig oder als Kontrolle empfunden, wenn die Lehrer nach Hause kamen. Wie ist das, es gab doch auch so etwas wie einen Hauswart. Wurden Sie da kontrolliert?

G: Nein, also mein Privatleben, überhaupt nicht. ... Auf jeden Fall habe ich nichts gemerkt. ...

M: Mir haben einige erzählt, dass es so ein Hausbuch gab, wo man Besucher eintragen musste aus dem Westen und so.

G: Ach ja, ich kann mich daran erinnern. Nö, man musste da überhaupt Besuche eintragen. Das stimmt. Jetzt fällt es mir wieder ein. Das ist ja schon ewig her! Das war meine erste Wohnung damals hier in Netzschkau. Da kam immer der Vater von meinem Großen und wenn der dann bei mir geblieben ist, der musste dann in dem Hausbuch mit drinstehen. Wir sind dann aber übereingekommen, wenn er einmal drinsteht und er kommt am nächsten Tag wieder, dass ich ihn nicht nochmal eintragen muss. (lacht) ... Ich habe das gemacht, weil einfach so, die hatten das so verlangt und da habe ich gedacht, was soll es, ist mir egal.“ (14)

Frau Ludwig lehnte die Frage nach Kontrolle ihres Privatbereiches mit einem klaren Nein strikt ab, obwohl sie sich vorher von sich aus beklagt hatte, dass ihr die Hausbesuche der Lehrer zu weit gingen. Erst auf mein Nachfragen hin erinnert sie sich an die Vorschrift der Hausbücher. Das empfand sie nicht als Kontrolle; vielmehr nahm sie es als selbstverständlich hin und erfüllte, was gefordert war. Aber sie erfüllte die Vorschrift auch nicht in der vorgesehenen Gründlichkeit kritiklos, sondern handelte einvernehmlich ein vereinfachtes Übereinkommen aus. Nur mühsam konnte sie sich an das Hausbuch überhaupt erinnern. Nur von ihrer ersten Wohnung her kennt sie es. Offenbar hatte sie in den folgenden Wohnungen nichts mehr damit zu tun.

Etwas später im Verlauf des Interviews versuchte ich dann noch einmal nach dem Punkt Freiheit versus Kontrolle von einer anderen Seite her zu fragen.

„M: Und was war denn zu DDR-Zeiten für sie ein Kriterium für Vertrauenswürdigkeit, dass man wusste, dem kann man trauen und dem weniger?

G: Mh, naja. Normalerweise glaubt man ja immer an das Gute im Menschen. Und irgendwie habe ich auch nie geglaubt, also der andere, derjenige, der hätte gar nichts davon gehabt, wenn er einen jetzt, sagen wir mal, ...

M: ...ausspioniert hätte

G: Ja. Aber jetzt so im nachhinein, denk ich mal, war ich viel zu blauäugig. Und da ich selber eigentlich nie gegangen bin und, also wenigstens nicht wissentlich, irgendwas gesagt habe, dann bin ich immer davon ausgegangen, dass alle anderen das auch nicht machen. Aber so im nachhinein jetzt, über die ganze Zeit jetzt nach der Wende, habe ich jetzt schon meine Einstellung doch sehr revidieren müssen. Also das ist einfach so. ...

M: Und in dem Betrieb, gab es da auch Spitzel?

G: Na ganz sicher, nehme ich an, aber gemerkt habe ich nichts davon. Das werden die einem auch nicht sagen, ... Das wäre ja ein Unding, wenn es nicht so gewesen wäre. Ich habe schon manchem nicht so über den Weg getraut, aber wie gesagt, das war eine reine Gefühlssache, das war nicht... Manchmal kam es mir schon ...

M: Woran hat man das gemerkt oder wo hat sich das Gefühl festgemacht?

G: Ja, ich habe dann oftmals gedacht, grade als ich dann in einer anderen Abteilung gearbeitet habe, und ich habe dann gesehen, wie viele manchmal zur Chefin reingegangen sind und eine halbe Stunde mit der erzählt haben. Da habe ich immer gedacht, was erzählen die mit ihr? Das ist doch gar nicht denen ihre Arbeit. Die wusste dann auf einmal Dinge, ich hab es dann immer so mal ein bisschen probiert, wenn es sich mal ergeben hatte. Dann habe ich manchmal zum Frühstück so Zeug verzählt. Dann habe ich gedacht,

jetzt musste mal sehen. Und wenn die das weiß, wenn die das irgendwann morgen oder übermorgen dich fragt, dann weißt du ja genau, dass einer das gesagt haben muss. Ich habe das immer alles ausgetestet. Aber nur, wenn sich das mal so ergeben hat. Und dann habe ich gesagt: „Weiß ich doch gleich wieder, dass jemand hier geschwätzt hat.“ Das waren nicht so weltbewegende Sachen. Aber wo sie dann schon manchmal reagiert hat. Einfach mal so bloß provoziert und das hat auch immer gut hingehauen. (lacht)“ (14)

Frau Ludwig und ich als Fragestellerin hatten hier einen gemeinsamen Ausgangspunkt: Uns beiden standen die zahlreichen Enthüllungen über das umfassende Überwachungssystem der Staatssicherheit in der DDR vor Augen. Denn sie waren zum Zeitpunkt des Interviews einer der Schwerpunkte in der medialen Darstellung der DDR. Frau Ludwig gestand auch ein, dass sie ihre Einschätzung daraufhin ändern musste. Das tut sie allerdings noch im Konjunktiv, „Das wäre ja ein Unding, wenn es nicht so gewesen wäre.“ Vorher hatte sie, nach ihren Aussagen, ihren Mitmenschen grundsätzlich eher vertraut. Doch da blieb ein kleiner Vorbehalt: „Ich habe schon manchem nicht so über den Weg getraut, aber wie gesagt, das war eine reine Gefühlssache, das war nicht... Manchmal kam es mir schon“ - verdächtig vor, möchte man ergänzen. Von diesem „Gefühl“ sprachen verschiedene Interviewpartner, doch genauer erklärten sie es fast nie. Es scheint die gebündelte Erfahrung eines Lebens unter den Bedingungen der DDR dahinter zu stehen. Hier ist wohl eine Grenze der Fragemöglichkeiten für jemand, der diese Erfahrung nicht teilte. Frau Ludwig war hier schon sehr genau, indem sie ihren Test beschrieb. Im nachhinein erzählt klingt er allerdings wie ein Schwank (siehe C.IV.4), mit dem sie als begabte Erzählerin doch noch einen souveränen Standpunkt gewinnt. Gleichzeitig ist diese kleine Geschichte aber auch ein Beleg für ihre kritische Haltung dem System - hier dem betriebsinternen Aushorchen und Denunzieren - gegenüber. So wie Frau Ludwig belegten auch andere Sprecher ihre gelebte kritische Haltung immer wieder mit kleinen Episoden.

Insgesamt erscheinen die Aussagen von Frau Ludwig nach außen hin ambivalent: grundsätzlich loyal dem System gegenüber und doch kritisch im Betriebsalltag, sie erlebte Kontrolle und fühlte sich doch frei. Frau Ludwig erscheint dies allerdings nicht als ein Widerspruch, sie steht in der Einheit ihres gelebten Alltags.

## 2. ‚Die Politik‘ im Alltag der Gesprächspartner

### a) Spannweite und Art der Selbsteinschätzungen

Struktur und ambivalenter Gehalt der Äußerungen zum Thema „Kontrolle“ - politische Grundeinstellungen der Gesprächspartner: zwischen systemkonform und kritisch - Spannweite und Multivokalität der Aussagen - Die Frage nach dem ‚Ort des Alltags‘ als Metafrage.

Ähnliche Ambivalenzen wie bei Frau Ludwig finden sich auch in den Aussagen vieler anderer Gesprächspartner. Noch verwirrender wird der Befund, wenn man die Gesamtheit des Interviewcorpus betrachtet. Lässt sich daraus überhaupt eine klare Antwort auf die Frage nach dem ‚Ort des Alltags‘ herauslesen? Was konnten die Interviewpartner dazu im diskursiven Rahmen der Wohninterviews überhaupt verbalisieren?

Vor dem Hintergrund der Diskussion über den Überwachungsstaat der DDR meinte ich, unbedingt auch nach staatlicher Kontrolle im privaten Wohnbereich direkt fragen zu müssen. Auf meine Frage an die Interviewpartner, ob sie irgendwie kontrolliert worden seien, folgten aber meist eher knappe Antworten. Frau Huber antwortete beispielsweise:

„Also ich nicht. Wir hatten keine solchen Erlebnisse.

M: Und kannten Sie jemand, der bei der Stasi war oder wo Sie es erfahren haben?

G: Jetzt im nachhinein? Ja. ...

M: Und so in der Arbeit oder so, da wurde man nicht kontrolliert?

G: Die sagen ja jetzt, es ist jeder kontrolliert worden in der Arbeit. ... , also ich habe einmal in meiner „Kaderakte“ gelesen - Da steht ja so ein Mist drinne. Was die alles aufgeschrieben haben, ... (Erklärung zur „Kaderakte“). Und alles, was man im Betrieb mal gemacht hat oder was man halt sehr gut gemacht hat oder ganz schlecht gemacht hat, das haben die alles da hineingeschrieben. Und nach der Wende konnte man ja seine „Kaderakte“ kriegen von dem Betrieb, wo man gerade war. Da hat ja jeder seine gekriegt. Da haben die Sachen hineingeschrieben, was ich mal zum Chef gesagt habe und wo ich mal das nicht gemacht habe, lauter solche Sachen. Pipi-, ja, also -“(21)

Zuerst verneinte Frau Huber hier die Frage nach Kontrolle ganz eindeutig. Auf genauere Nachfrage hin und mit dem Bewusstsein der öffentlichen Debatte von „die sagen ja jetzt“, erzählte sie dann doch von der kleinen Überwachung im Betrieb, die sich in der „Kaderakte“ wiederfand. Sofort aber relativiert sie ihr Zugeständnis, dass genaue Beobachtung statt gefunden hat, wieder, indem sie die Aussagen in der „Kaderakte“ als „Mist“ und „Pipi“-[fax] verharmlost.

Diese Antwort ist in ihrer Struktur und Aussage ganz ähnlich wie die oben zitierte von Frau Ludwig und in der Grundtendenz auch ähnlich der einer Mehrheit der Interviewpartner. Am Anfang erinnert sich die Sprecherin an ihr Lebensgefühl. Dazu steht aber die Medienerfahrung im Kontrast. Mit dem neuen Wissen kommt es zu einer Rekonstruktion der Vergangenheit. Am Ende aber relativiert sie diese wieder. Die ‚Normalität‘ muss bestehen bleiben (siehe C.IV.2.).

So spielte auch insgesamt bei einer Mehrheit der Gesprächspartner das Erzählen von Kontrolle eine eher untergeordnete Rolle. Vielmehr stellte sie ihren Alltag meistens nicht in Relation zum staatlichen System dar, sondern aus der Perspektive einer Autonomie eigenen Handelns.

An dieser Stelle muss allerdings noch einmal auf die unterschiedlichen Grundeinstellungen in der Gruppe der Gesprächspartner hingewiesen werden. Die *Mehrheit der Gesprächspartner* charakterisierte sich in ihrer *politischen Einstellung zu DDR-Zeiten* nach außen hin als *weitgehend konform mit dem SED-System*. Das konnte ein grundsätzliches Einverständnis mit dem Sozialismus sein, ein schicksalhaftes Hinnehmen des Systems oder etwa auch eine unpolitische Haltung. Auch sozial stellt sich die Mehrheit der Interviewpartner als eine recht einheitliche Gruppe dar (siehe A.II.2.b. und Soziogramm der Gesprächspartner): Sie sind alle in mittleren sozialen Lagen innerhalb der Reichenbacher Stadtgesellschaft einzuordnen. Alle konnten sich in der DDR beruflich etablieren oder Karriere machen. Viele von ihnen verdankten dem sozialistischen System einen beruflich-gesellschaftlichen Aufstieg innerhalb ihrer Generation; sie waren im Vergleich zu ihren Eltern sozial aufgestiegen. Mit der Wende geriet der gewonnene Status bei vielen ins Wanken.

Von dieser Mehrheit wich keiner meiner Interviewpartner als ausgesprochener Nonkonformist ab. Ich konnte leider mit niemandem sprechen, der aktiv in der Opposition politisch gegen das System gewesen war. Ein Beispiel dafür wäre der Reichenbacher Schriftsteller Jürgen Fuchs, der wegen seiner kritischen Äußerungen ins Gefängnis kam.<sup>1</sup> Seine Schwierigkeiten begannen schon als Schüler an der EOS (= Erweiterte Oberschule). Einige der Gesprächspartner jedoch bezogen auf Grund ihrer religiösen Überzeugung und aktiven Mitgliedschaft in einer Kirche eine *kritische Haltung gegenüber dem DDR-Staat* (2, 3/24, 4, 5, 7). Deswegen waren sie aber doch aktiv in die Gesellschaft integriert. Jeder von ihnen hatte sich seinen Weg als „Christ im Sozialismus“<sup>2</sup> gesucht und auch seine Kompromisse geschlossen. Ein Ausnahme bildete nur Frau Schön (siehe C.IV. 1.), die sich aufgrund ihrer oppositionellen Haltung in einer Opferrolle erlebte. Bei ihr kamen die Herkunft aus einer bürgerlichen Unternehmerfamilie mit einer dezidiert christlichen Einstellung und ihre charakterliche Disposition zusammen. Bei einigen anderen meiner Gesprächspartner gründete ihre kritische Haltung dem sozialistischen System gegenüber ebenfalls auch auf einer wirtschaftlich-kulturellen Distanz (1, 2, 3/24, 7 und andere, mit denen ich nur informelle Gespräche führte): Sie stammten aus bürgerlichen Familien wie etwa Pastoren, Intellektuelle, Geschäftsleute, Freiberufler, zum Teil aus dem Kreis der bis zum

---

<sup>1</sup> Fuchs, Jürgen und Hieke, Gerhard (1992): Dumm geschult? Ein Schüler und sein Lehrer. Hier beschreibt Fuchs u.a. seine Schulzeit in Reichenbach. Fuchs (1988): Das Ende einer Feigheit. Reinbek bei Hamburg. Fuchs (1990): „... und wann kommt der Hammer?“ Psychologie, Opposition und Staatssicherheit.

<sup>2</sup> Hier spiele ich an auf die offizielle Linie der evangelischen Kirche in der DDR, die ihren Mitgliedern ein christliches Leben im Sozialismus und Engagement in der Gesellschaft der DDR empfahl und die Ausreise in den Westen offiziell ablehnte.



2. Weltkrieg in Reichenbach bestimmenden Fabrikanten. Mit der Verstaatlichung der gesamten Wirtschaft im kleinbürgerlich geprägten Arbeiter- und Bauernstaat war ihnen eine bürgerliche Lebens- und Wirtschaftsweise zunehmend nicht mehr möglich. Ein großer Teil dieser bürgerlichen und kulturellen alten Eliten war bis zum Mauerbau auch in den Westen abgewandert. Die wenigen Verbliebenen einer bürgerlichen Elite zogen sich weitgehend in private Zirkel zurück. Dazu gehörten dann etwa viele Ärzte, die auch in der DDR-Gesellschaft ihren gehobenen sozialen Status bewahren konnten. In der Gruppe der Interviewpartner heben sich dann noch einige Geschäftsleute und Handwerker mit kleinen selbständigen Betrieben (17 Gatte, 28, 32) durch eine ambivalent kritische Grundhaltung von der Mehrheit ab: Sie standen dem sozialistischen System, das ja selbstständiges Wirtschaften sehr behinderte, kritisch gegenüber, profitierten aber gerade davon, indem sie die dadurch entstandenen Nischen füllten. So erlebten die Gesprächspartner je nach ihrer Tätigkeit mehr oder weniger Kontrollen. Und je nach ihrer Grundeinstellung dem System gegenüber empfanden sie Kontrollen überhaupt als Einschränkungen. Oft nahmen nur diejenigen mit einem geschärften Bewusstsein Einschränkungen ihrer Freiheit überhaupt als solche wahr.

Insgesamt findet sich innerhalb der Gruppe der Gesprächspartner je nach sozialer, kultureller und geistiger Prägung und Tätigkeit ein breites Spektrum von Meinungen und Erfahrungen zum ‚Ort des eigenen Alltags‘. Darüberhinaus nehmen ein gleiches Geschehen die einzelnen Menschen ja immer individuell verschieden wahr. Die *Spannweite der Interviewaussagen* reicht so vom Ausdruck eines Lebensgefühls uneingeschränkter persönlicher Freiheit bis zum krank machenden Leiden an der allgemeinen Unfreiheit und den persönlichen Zurücksetzungen durch das System. Jenseits aller *Multivokalität* der Wahrnehmung der Wirklichkeit schaue ich im Folgenden vor allem auf die Aussagen der Mehrheit der Gesprächspartner und betrachte vergrößernd die dann aber wieder übergreifenden Grundmuster ihrer Alltagskonstruktion.<sup>3</sup>

Zu den Aussagen der Interviewpartner zum ‚Ort ihres Alltags‘ bleibt noch anzumerken, dass fast niemand direkt über den Stellenwert seines Alltags sprach. Nur zwei Intellektuelle reflektierten andeutungsweise etwa privaten Alltag versus öffentliches Leben. Solch eine Metaperspektive lag den Interviewpartnern sonst fern. Sie erzählten direkt von ihren Erfahrungen und Meinungen ohne sie in größere Zusammenhänge einzuordnen. Damit lieferten sie unverstellte Indizien ihrer alltagsweltlichen Konstruktionen. Eine übergreifende Antwort auf die Frage nach dem Ort des Alltags ist dann ihrerseits wieder eine interpretative Konstruktion, welche die historische Wirklichkeit nicht eins zu eins abbildet, sondern einen Ausschnitt modellhaft verdichtet.

---

<sup>3</sup> vergleiche Mönch, Regina (2000): Wunderbare Jahre. In: Kursbuch: Das gelobte Land, S. 98 - 104.

**b) Die Ambivalenz des DDR-Alltags zwischen Freiheit und Kontrolle**

Im Folgenden soll der ‚Ort des Alltags‘ zwischen den Gegenpolen Kontrolle und Freiheit ausgelotet werden. Die Frage ist dabei immer mehrschichtig: Was berichten die Interviewpartner an eigenen Erfahrungen über ihren Alltag in der DDR? Und wie bewerten sie diese? - Oft ist dies nicht ganz auseinanderzuhalten. Die Aussagen der Reichenbacher Gesprächspartner sollen aber immer wieder auch kritisch konfrontiert werden mit Ergebnissen der DDR-Forschung. Für die Frage nach Kontrolle ihres Alltags müssen die Interviewtexte oft etwas gegen den Strich gelesen werden. Doch dann finden sich immer wieder Hinweise darauf.

**- Offensichtliche staatliche Kontrollinstrumente im Wohnbereich: Hausbuch und Abschnittsbevollmächtigter**

Vor allem in der Person des jeweiligen „Abschnittsbevollmächtigten“ und in der Vorschrift, ein Hausbuch zu führen, begegneten die Gesprächspartner *offensichtlichen staatlichen Kontrollinstrumenten im Wohnbereich*, wenn sie einmal den bürokratischen Modus der Wohnungsvergabe hinter sich gebracht hatten. In den Wohninterviews gaben die Erwähnung oder die Antworten auf die Frage nach diesen beiden Einrichtungen Hinweise auf die Haltung und Befindlichkeit der Sprecher in Hinsicht auf die Staatsgewalt. Sowohl das Hausbuch als auch den Abschnittsbevollmächtigten erwähnten die Interviewpartner in der Regel eher nebenbei; sie waren keine emotional aufgeladenen Gesprächsthemen.

In *das Hausbuch* (genauer siehe A.II.1.b) mussten sich die Bewohner eines Hauses und ihre Besucher - besonders Westbesucher - eintragen. Das Hausbuch sollte vom „Abschnittsbevollmächtigten“, dem Gebietspolizisten für den jeweiligen Abschnitt eines Wohnbezirks, kontrolliert werden. Dazu konnte dieser in die Wohnung kommen. Damit hatte sich der Staat in den Hausbüchern ein Kontrollinstrument seiner Bürger geschaffen, das bis in den privaten Bereich der Wohnung reichte. Die Interviewpartner gingen allerdings, nach ihren Aussagen, mit dieser Vorschrift in den meisten Fällen sehr locker um. Das konnte bis zur Taktik völligen „Vergessens“ jeglicher Eintragungen gehen. Nur einige parteinahe Zeitgenossen wie eine Mitarbeiterin der Verwaltung oder ein Lehrerehepaar, von dem eine Gesprächspartnerin berichtete, nahmen die Führung des Hausbuches sehr ernst. In wenigen Fällen berichteten die Interviewpartner davon, dass das Hausbuch wirklich kontrolliert worden sei. Und auch dann gab es nur Ermahnungen und keine weiteren Sanktionen. Genauer wurde allerdings kontrolliert, wenn es um Westbesucher ging. Sie mussten zusätzlich auch noch an der örtlichen Polizeidienststelle angemeldet werden. Diese Vorschrift schilderten mehrere Gesprächspartner als lästige Kontrollen. Sie berichteten auch, wie Autos von Westbesuchern bis zum Ende der DDR-Zeit besonders argwöhnisch beobachtet und kontrolliert wurden. Sie empfanden schmerzlich, dass sie hier an eine

Grenze ihres von staatlicher Seite gewährten Freiraums stießen. Die Hausbücher hingegen – deren Überwachung in den Achtzigerjahren noch offiziell gefordert wurde<sup>4</sup> – wurden von den Bürgern nicht mehr als Kontrollinstrumente ernst genommen, weil der Staat die Kontrolle nicht mehr durchsetzte. Da hatten sich die Bürger ihren Spielraum längst genommen. Das war möglich, weil ihn die staatliche Seite auch weitgehend zugestand. So war das Hausbuch für die Gesprächspartner ein Teil der alltäglichen Selbstverständlichkeit, die man gewohnt war, die deshalb auch nicht der Rede wert war. Mit ihr hatten sie sich mehr oder weniger arrangiert.

Ähnlich war es mit dem „Abschnittsbevollmächtigten“ (=ABV). Viele der Interviewpartner kannten ihren ABV selbstverständlich. Zu Beginn meiner Feldforschungen verwechselte ich die Bezeichnungen Blockwart und „Abschnittsbevollmächtigter“. Die derartige Nähe zur Polizei ließ mich an die nationalsozialistische Überwachung der Bürger durch Blockwarte denken. Als die „Abschnittsbevollmächtigten“ 1952 nach dem Vorbild sowjetischer Kommissare eingeführt wurden, war auch die Überwachung der politischen Einstellungen und Betätigungen der Bürger eine ihrer Aufgaben. Der „Abschnittsbevollmächtigte“ war Angehöriger der Deutschen Volkspolizei und hatte sein Büro direkt im Wohngebiet. Für die meisten Interviewpartner aber war der sogenannte „Genosse ABV“ nur mehr der Ansprechpartner bei allerlei kleineren Problemen, wie etwa Ärger mit einem trinkenden Hauswirt oder eingeworfenen Fensterscheiben im Gartenhaus. Herr Schäfer (5) berichtete etwa, dass er von ihm ermahnt wurde, den Schnee vor dem Haus zu räumen. Eine Mutter (15) meinte, sie fand es durchaus gut, dass der ABV ihr „gepetzt“ habe, dass ihr Sohn heimlich geraucht habe. Frau Maier (11) erzählte mir etwas erheitert, dass sie später erfahren habe, dass der ABV sich vor ihrer Heirat mit einem Volkspolizisten nach ihrem Leumund erkundigt habe. Selbstverständlich hätte es da bei ihr als „guter Genossin“ nichts zu sagen gegeben. Bei den etwas kritischeren Gesprächspartnern schwang beim Stichwort Abschnittsbevollmächtigter oder Volkspolizist allerdings öfter ein leicht ironischer Unterton mit. Sie nahmen die einfachen Polizisten nicht ganz ernst. Zahlreiche Witze verspotteten den dummen VOPO (= Volkspolizist). Eine kirchlich sehr engagierte Dame (7) berichtete, der ABV sei zwar in die Wohnung gekommen, um sie neugierig zu kontrollieren. Ein Vorwand dafür sei etwa das Hausbuch oder die Kontrolle, ob sie eine Antenne für Westfernsehen gehabt habe, gewesen. Aber sie meinte, er sei derart „strunzdumm“ gewesen, dass da nichts zu befürchten gewesen sei. So fühlte sich die Mehrheit der Gesprächspartner höchstens in seltenen Ausnahmefällen vom ABV in ihrem Wohnbereich kontrolliert. Viele sahen ihn als Hüter des gemeinsamen Anliegens eines „ordentlichen Viertels“. Sie empfanden keine Opposition und spannten ihn vielmehr für das gemeinsame Anliegen von ‚Ruhe und Ordnung‘ ein. Die offensichtliche politische Überwachung der Bürger,

<sup>4</sup> siehe „Kontrolle: das Hausbuch“ In: Informationen zur politischen Bildung. Geschichte der DDR. Nr. 231, 2. Quartal 1991, S. 63.

sichtliche politische Überwachung der Bürger, für welche die ABVs ursprünglich eingeführt worden waren, übten sie in den letzten Jahren der DDR offenbar nicht mehr aus, sie beschränkten sich weitgehend auf ordnungspolizeiliche Tätigkeiten. Oder war die alltägliche Kontrolle den Menschen im Kleinen auch schon derart selbstverständlich, dass sie den in der Mehrheit doch eher unpolitischen Reichenbacher Gesprächspartnern gar nicht mehr auffiel?

### - Kontrollen und politische Einflussnahmen im Alltag der Gesprächspartner

Kontrollen im Alltag der Gesprächspartner:

1. im beruflichen Bereich: „Kaderakten“ und die Normalität der Denunziation - die verinnerlichte Vorsicht in der Kommunikation auf öffentlichen Feldern - weitreichender Einfluss bis in Privatbereich
  2. im Bereich Schule und Ausbildung: politisch angepasstes Verhalten als Voraussetzung für schulische Aufstiegsmöglichkeiten, Beispiel Jugendweihe - 1. Mai als Beispiel - Kontrolle der Eltern über ihre Kinder - in jeder Studiengruppe ein Spitzel
  3. im Bereich Außenkontakte: lächerliches Beispiel Stasi verfolgte Kinderliebe - Spektrum der Kontrollen Einzelner - Bewertung solcher Kontrollen: zwischen Angst und Ärger
- Schluss: Gesprächspartner erzählten von strukturellen, faktischen und subjektiv empfundenen Kontrollen. - Aussagemöglichkeiten - tatsächliche Reichweite der Kontrollen

Direkte Kontrollen ihres Alltags beschrieben die Reichenbacher Interviewpartner jedenfalls nur an wenigen Stellen. Dann handelte ihr Erzählen von den drei Bereichen Beruf, Schule und Außenkontakte.

(1.) *Im beruflichen Umfeld* hatte jeder mit der betrieblichen Verwaltung, die oft gleichzeitig auch politische Kontrolle sein konnte, zu tun. Die „Kaderakten“, von denen Frau Ludwig und Frau Huber in den oben zitierten Aussagen sprachen, waren nach außen ein allen gewohntes Instrument der Personalabteilung in den Betrieben. Allerdings hatte auch die Staatssicherheit ungehinderten Zugang zu den „Kaderakten“. Dass politische Loyalität eine Voraussetzung für berufliches Weiterkommen war, zieht sich als ein Grundtenor durch die Aussagen der Interviewpartner zu diesem Themenbereich. Dies haben inzwischen unter anderem statistische Lebenslaufuntersuchungen über die gesamte Zeit der DDR nachgewiesen.<sup>5</sup> Wie viele Details in den „Kaderakten“ über die einzelne Person festgehalten worden waren und wie viele Kollegen dazu einander bespitzelten, offenbarte sich oft erst nach der Wende,<sup>6</sup> als jeder seine „Kaderakte“ ausgehändigt bekam. Für die Gesprächspartner war weniger wichtig, welche Informationen über sie festgehalten worden waren - „Pipifax“, mehr schmerzte sie im Rückblick und in Bezug auf Kontakte in der Gegenwart der damit verbundene Vertrauensbruch, wenn Kollegen sich als Informanten zur Verfügung stellten und so das kollegiale Vertrauensverhältnis missbrauchten.

<sup>5</sup> Huinink / Mayer / Trappe: Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe. In: Huinink u.a. (1995) Kollektiv und Eigensinn. S. 89 - 144.

<sup>6</sup> zusammenfassende Einordnung siehe etwa Wollé (etwa S. 152 - 154). Es ist hier nicht möglich die tatsächlichen Ausmaße der Stasiherrschaft darzustellen. Dazu existiert umfangreiche Literatur. Es sei nur auf die Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, herausgegeben vom Deutschen Bundestag, hingewiesen.

Mehrere Interviewpartner berichteten, dass sie mit einer *gewissen Vorsicht in ihren Äußerungen* im betrieblichen Umfeld reagierten. Frau Hirmer formulierte „Eigentlich so richtiges Vertrauen hatte ich dort zu niemand. ... Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Also hier hinten hat es immer klick gemacht, a bissl: Sei vorsichtig! und was weiß ich.“ (17) Frau Hirmers Mann war aus politischen Gründen verhaftet worden und hatte für die ganze Familie die Ausreise beantragt, damit hielt auch Frau Hirmer für sich besondere Vorsicht für angebracht. Charakteristisch ist aber auch hier eine Doppelung der Aussage: Frau Hirmer sagte kurz zuvor auch, dass sie trotzdem gewisse Dinge im Betrieb, die es zu kritisieren gegeben habe, auch angesprochen habe. Frau Hansen formulierte mir gegenüber als Regel, nachdem sie zuvor auf Stasigeschichten, von denen ich sicher auch schon gehört hätte, angespielt hatte: „Man wusste eben genau, wenn man ein bisschen in gehobener Stellung war, man wurde beobachtet, alles wurde..., da wusste keiner, ist das nun dein Freund oder tut er dich verklatschen.“ (9) Deswegen schildert sie sich aber nicht als jemanden, der ständig in Angst gelebt hatte. Offenbar war es für viele eine verinnerlichte Gewohnheit, ihre Sprechhaltung genau dem Umfeld anzupassen. Öffentlich-betrieblicher und privater Bereich waren offensichtlich zwei getrennte Welten. Auch wenn die meisten der Gesprächspartner deshalb nicht in ständiger Angst lebten oder sich unfrei fühlten, so weisen doch viele kleine Bemerkungen darauf hin, dass ihnen Überwachung und Denunziationen selbstverständlich waren.

Die genau *kontrollierende Beobachtung der Mitarbeiter konnte weit reichen*: Frau Hess berichtete beispielsweise, dass ihr als Mitarbeiterin in der öffentlichen Verwaltung alle Karrierechancen verbaut gewesen seien, seit ihre Geschwister in den Westen übergesiedelt waren. Aus diesem Grunde habe auch ihre Tochter nicht das gewünschte Studium machen können. Frau Hess wechselte deshalb in den produzierenden Sektor, wo ihr dann ein Aufstieg möglich war. Im politiknahen Bereich der staatlichen Verwaltung stellten Verwandte im Westen offenbar schon einen Makel an der geforderten Linientreue dar. Dieser Punkt spielte auch im nächsten Beispiel eine Rolle. Frau Maier erzählte von ihrer ‚Brautprobe‘, als ich nach dem Abschnittsbevollmächtigten fragte:

„G: Man ist eingeschätzt worden. Der Abschnittsbevollmächtigte hat Erkundigungen eingezogen, ob ich einen schlechten Leumund hatte in Reichenbach, und ich bin für gut befunden worden und durfte heiraten. (lacht) Als mein Mann mich kennengelernt hat, hat er das gesagt bei der Polizei und so auch Heiratsabsichten geäußert ... Gucken Sie, das muss auch so sein, wenn jemand bei der Polizei ist, dürfen auch in der Verwandtschaft keine Westbeziehungen bestehen und so und da war ja bei mir nichts. Da war das kein Problem und meine Arbeit habe ich auch ordentlich gemacht und gesellschaftlich war ich ja auch tätig im Wohnbezirk und Sport und überall, Deutsches Rotes Kreuz, was man sich alles so denken kann, war ich überall mit dabei und bei der Feuerwehr und alles, was willstn da Schlechtes sagen?

M: Haben Sie das erfahren, dass man sich da über Sie erkundigt hat?

G: Mein Mann hat mir das gesagt.

M: Sonst hätten Sie es nicht erfahren?

G: Nö, nö (lacht).“ (11)

Frau Maier liefert uns hier das Bild einer guten sozialistischen DDR-Bürgerin. Dazu gehört als erster Punkt die Arbeit und dann das „Gesellschaftliche“ mit Engagement in sozialen Bereichen und öffentlichen Organisationen. Beide Bereiche gehörten sehr eng zusammen, nachdem Betriebe und öffentliches Leben gleichermaßen sozialistisch vergemeinschaftet waren. Aktivitäten im Sport oder als Frau bei der Freiwilligen Feuerwehr würden im Westen wohl eher unter persönliche Hobbys eingeordnet werden, die von beruflicher Tätigkeit ganz unabhängig betrachtet würden. Der private Bereich begann offenbar erst jenseits der „gesellschaftlichen“ Aktivitäten. Und auch in diesen privaten Bereich der Partnerwahl mischte sich die staatliche Seite kontrollierend ein.

Die Erzählungen der Gesprächspartner spiegeln immer wieder, wie sich - im Unterschied zur Bundesrepublik - der betriebliche und der politische Bereich in sozialistischer Vergesellschaftung vermischten. Ein Indiz dafür war den Gesprächspartnern das Instrument der „Kaderakten“ Beruflich-sozialer Auf- und auch Abstieg waren an die politische Einstellung der Bürger zum sozialistischen System gebunden. In den Erzählungen der Interviewpartner finden sich auch mehrere Beispiele dafür, wie das sozialistische System über den beruflichen Bereich hinaus direkt und indirekt einen kontrollierenden Einfluss bis in den Wohnalltag seiner Bürger hinein ausübte.

(2.) Dem gleichen Grundmuster folgend, nach dem berufliche Chancen weitgehend von einer loyalen Einstellung zum sozialistischen System abhängig gemacht wurden, *mussten schon Kinder ihre Treue zum Sozialismus unter Beweis stellen, um in der Schule gelten zu können*. Etwa Frau Schön erzählte von wiederholten Zurücksetzungen, die sie als Kind erlitten hatte, weil sie aus einem bekanntermaßen antisozialistischen Elternhaus stammte. So brandmarkte sie etwa ein Lehrer vor der ganzen Klasse als Feindin des Sozialismus, weil sie nicht in der FDJ war. Aus diesem Grund erhielt sie auch schlechtere Noten, wie sie erzählte, obwohl sie eine gute Schülerin gewesen sei. Auch der Besuch der EOS (= erweiterte Oberschule, entspricht in etwa dem westdeutschen Gymnasium) wurde ihr deshalb nicht gestattet. Ein besonders beachteter Punkt war das Verhalten der Jugendlichen und ihrer Eltern in der Frage der *Jugendweihe*. Den Kern dieses Übergangsrituals bildete ein öffentliches Treuegelöbnis der Heranwachsenden auf den sozialistischen Staat. In den Anfangsjahren der DDR forderten die Kirchen und der Staat, dass die Jugendlichen sich für eine der beiden Feiern entscheiden sollten, entweder an der von staatlicher Seite organisierten Jugendweihe oder an der kirchlichen Konfirmation bzw. Firmung. Später tolerierten sie, wenn die Jugendlichen bei beiden Ritualen mitmachten. Nicht nur Frau Schön berichtete von Nachteilen in der Schule, weil sie „reine Konfirmation“ gemacht

hatte. Auch Frau Maier, die sich im obigen Zitat selbst als gute sozialistische Staatsbürgerin schilderte, erzählte, dass sie, weil sie nur zur Konfirmation gegangen war ohne an der Jugendweihe teilzunehmen, nicht Lehrerin werden durfte. Sie zitierte die Formulierung ihrer Ablehnung: „und da haben sie zu mir gesagt, aufgrund meiner Konfirmation bin ich nicht in der Lage, Menschen im sozialistischen Sinne zu erziehen.“ (11) Das Ehepaar Schäfer meinte, sie hätten wohl ihre Kinder sowohl zu Konfirmation als auch zur Jugendweihe gehen lassen, obwohl sie sich als aktive Christen bezeichneten, um ihnen keine Chancen zu verbauen. Für die Mehrheit der Gesprächspartner war allerdings die Jugendweihe kein problematisches Thema, sie ging davon aus, dass üblicherweise nahezu alle Jugendlichen an der Jugendweihe teilnahmen - schon wegen der vielen Geschenke, die sie zu diesem Anlass bekamen. Insgesamt scheint unter den Gesprächspartnern die allgemein verbreitete Meinung gewesen sein, dass sich schon Kinder und Jugendliche in der DDR politisch angepasst verhalten mussten, um keine Nachteile in ihrem Ausbildungsweg in Kauf nehmen zu müssen. Einige der Interviewpartner mussten solche selbst erleiden.

Eine *Situation, in der solch politisch angepasstes Verhalten von Schülern gefordert war*, berichtet Frau Müller. Sie erinnerte sich an ihre Zeit als Lehrerin:

„Zum Beispiel habe ich mich gewundert, Rotschau [= Dorf, das zur Gemeinde von Reichenbach gehört] ist ja ein bisschen ab vom Schluß, die Einzugsgebiete waren Schneidenbach und Weisensand, die [Schüler von dort] mussten mit Bussen rangefahren werden. Und zum 1. Mai, wo jeder demonstriert hat, brauchte Rotschau, Schneidenbach und Weißensand nicht antreten. Habe ich mich als allererstes mal sehr gewundert. Haben sie gesagt: "Das geht nicht; es fahren ja keine Busse. Sie können bleiben, aber Sie sind angehalten in Ihren Dörfern zu demonstrieren." Und ich hab mich gewundert, die Rotschauer, die waren alle bei ihrer Patenbrigade im Betrieb. Das war so ein kleiner Textilbetrieb in Rotschau. „Da gehen wir wieder hin.“ Sag ich: "Sowas, ihr müßt doch eigentlich gar nicht." "Och, das ist immer schön. Da gibt es fünf Mark" Da sind die schon für bloßes Erscheinen mit fünf Mark belobigt worden. So haben es die Betriebe gemacht. So haben die ihre Leute rangezogen. Also mit Überzeugung war da nichts. Die sind nur gekommen, weil sie fünf Mark gekriegt haben. (lacht) Ja, das ist so Praxis gewesen. Und dann standen sie nach außen hin gut da.“ (25)

Jährlich am 1. Mai mussten „alle Werktätigen“, die Schüler und auch Vertreter der Massenorganisationen zu den großen Maidemonstrationen zum *Arbeiterfeiertag des 1. Mai* aufmarschieren. Aber nach Aussagen mehrerer Gesprächspartner, taten die wenigsten dies aus innerer politischer Überzeugung heraus freiwillig. Bei den Schülern wurde die Anwesenheit oft auch noch kontrolliert. Frau Müller berichtete hier deshalb ganz verwundert, dass ihre Schüler, obwohl es in der Ausnahmesituation als Fahrschüler nicht mussten, trotzdem demonstrieren gingen. Nur wegen der Bezahlung nahmen sie teil. Der Betrieb sicherte sich durch eine kleine Bestechungsmaßnahme so ein gutes Bild nach außen. Andere Interviewpartner meinten, nur die Gratis-Bratwurst und das Freibier hinterher hätten viele zum Marschieren bewegt. Die langjährige

Oberstufenlehrerin Frau Hochmuth berichtete, dass sich für sie zum 1. Mai ihr Hüftleiden als gute Ausrede anbot, nicht mit ihren Schülern für den 1. Mai im Klassenverband das Marschieren üben zu müssen. Solches Verhalten bei den Pflichtdemonstrationen zum 1. Mai ist ein Beispiel dafür, wie schon Schüler *Taktiken* einübten, nach außen hin dem politisch Geforderten zu entsprechen, aber dabei für sich ein eigenes Anliegen - und sei es nur das des Vergnügens an Bier und Bratwurst - zu verfolgen. Sie schienen so nach außen hin angepasst und blieben doch innerlich distanziert. Dies war möglich, weil die allgemeine Unlust am Aufmarsch der Distanzierung des Einzelnen Rückhalt bot.

Es gab aber auch *sublimere Formen der Kontrolle*, wenn etwa die Kinder in der Schule über ihre Eltern ausgehört wurden. Davon berichtete mir bezeichnenderweise eine Reichenbacherin, die in späteren Jahren in den Westen geflohen war. Sie berichtete, dass sie schon als Kind genau die zwei Stimmen gelernt hatte, mit denen man sprechen musste zu Hause konträr zur Schule. Ihre Eltern hatten ihr schon als Kind beigebracht, was man wo sagen durfte. Das dürfte allerdings nur in systemkritischen Elternhäusern der Fall gewesen sein.

Die *Kontrollen* setzten sich dann *auch in Ausbildung und Studium* fort. Frau Langer beispielsweise berichtete:

„G: Wer es ist, und dass es überhaupt passiert, wusste ich nicht. Habe ich nicht gemerkt.

M: Aber Sie wussten, in Ihrem Beruf gibt es über Sie eine Akte?

G: Ich habe mirs gedacht.

M: Und was war dann für Sie ein Kriterium, zu wem man Vertrauen fassen konnte?

G: Eigentlich war das immer nur Sympathie und Antipathie. Während dem Studium ging das eigentlich intensiv los, dass man sich Gedanken gemacht hat, während der Studiengruppe, wer nun Mitarbeiter der Stasi war. Wir sind nie dahintergekommen, wir hatten ständig neue Vermutungen. Aber ich muss sagen, dass man diesen Menschen gemieden hat, das war nicht. ... Die Menschen, gegen die sich die Vermutungen gerichtet haben, das hatte sicher auch etwas mit Sympathie zu tun, für mich zumindest. Man hat keinen, also ich habe keinen sympathischen Menschen verdächtig. Mit denen hatte man ja eh weniger Kontakt. Aber man hat sich in der Studiengruppe, also das kann ich jetzt für alle sagen, nicht besonders in Acht genommen, wenn derjenige oder diejenige dann mit am Tisch saß.“ (23)

Für Frau Langer scheint es völlig selbstverständlich gewesen zu sein, dass in jeder Studiengruppe im Studium zur Erzieherin auch ein Spitzel war. Ähnliches berichtete Frau Schön von ihrer Bibliothekarsschule. Allein diese Tatsache beunruhigte Frau Langer noch nicht. Sie spaltete „das Böse“ ab, indem sie Spitzel mit unsympathischen Menschen gleichsetzte und so mit diesen sowieso keinen näheren Kontakt pflegte. Bei solch einer Denkweise, „das Böse“ immer als das Ferne und Andere anzusehen, wird der Schock, den viele DDR-Bürger, auch viele meiner Gesprächspartner, erlitten, verständlich, als nach der Wende enthüllt wurde, wie nächste Freunde oder Ehepartner einander ausspioniert hatten.



Insgesamt klingt in vielen Aussagen der Gesprächspartner durch, dass ihnen bewusst war, dass auch Schüler und später Auszubildende und Studenten in der DDR ein politisch angepasstes Verhalten zeigen mussten, um schulisch erfolgreich sein zu können und überhaupt Bildungschancen zu erhalten. Dazu gab es in der Schule und darüber hinaus verschiedene Kontrollformen. Indem die Kinder über ihre Eltern in der Schule ausgehört wurden, versuchte die staatliche Seite auch kontrollierenden Einfluss auf die Eltern auszuüben. So lernten viele in der DDR sozialisierte Kinder schnell zwischen der familiären Sprechweise im Privatbereich und der politisch angepassten in Schule und Öffentlichkeit zu unterscheiden. Die Interviewpartner lieferten aber auch Beispiele dafür, wie schon Kinder Taktiken lernten, sich äußerlich anzupassen, gleichzeitig aber doch eigene Interessen zu verfolgen.

(3.) Der dritte größere Bereich, in welchem die Interviewpartner von Kontrollen ihres Alltags berichteten, sind West- und generell Außenkontakte. Das folgende Beispiel könnte auch im vorigen Abschnitt zu Kontrollen von Kindern stehen. Frau Langer erzählte aus ihrer Kinderzeit:

„Als Kind habe ich mal einen Brief geschrieben an meine Westverwandtschaft, also an meinen Großvater. Da muss ich etwas weiter ausholen: Bei meiner Oma ... in dieser Siedlung hatte eine Familie Besuch von einer Familie aus den alten Bundesländern und die hatten ein Mädchen in meinem Alter dabei. Und wir hatten uns natürlich ganz schnell angefreundet und sie hat dann gesagt: "Wenn ich wieder nach Hause fahre, dann schick ich dir das und das." Und es kam natürlich nie, ... Und ich hatte mich da aber so reinversteift, dass ich das haben wollte und dann war ich auch noch ein Fan von Heintje. In den war ich richtig verliebt, ... Und von dem wollte ich dann auch alles Mögliche, Posterbilder, alles, was von ihm zu haben war, und dann wusste ich auch, da gab es ein Buch über ihn oder von ihm, dann hab ich einen Brief geschrieben, was ich eben alles haben möchte und unter anderem eben auch das Buch mit aufgezählt. Und den habe ich heimlich abgeschickt und einige Tage später kam mein Vater und hat mit mir ein sehr ernsthaftes Gespräch geführt. Da war also dieser Brief an der Grenze geöffnet worden und dann war die Stasi bei meinem Vater im Betrieb. Und da denke ich mal, dass da eine Akte von mir angelegt worden ist, dass man mich weiter beobachtet hat.“ (23)

Frau Langer berichtete mit dieser Geschichte vom frühen Beginn ihrer Karriere als Beobachtungsobjekt der Staatssicherheit. Die Angst vor dem Westen scheint so ausgeprägt gewesen zu sein, dass die Staatssicherheit sogar auf einen Kinderbrief hin intervenierte. Vom Inhalt her, der Kinderliebe zu einem Schlagerstar, scheint dieser Fall harmlos. Um so mehr erschreckt, wie die staatliche Kontrolle hier auf den betrieblichen Bereich und auch das Privatleben - sogar das eines Kindes übergreift. Diese Bereiche sind damit nicht mehr klar getrennt. Der Vater sah sich genötigt, wohl auch weil er selbst in seinem Beruf Nachteile befürchten musste, auf seine Tochter einzuwirken, ihre kinderschwärmerische Westorientierung aufzugeben. Mit dem Kontrast zwischen der kindlich unrealistischen Schwärmerei und der Ernsthaftigkeit, mit der dagegen vorgegangen wurde, lässt Frau Langer das Geschehen eher lächerlich erscheinen. Auch andere

Gesprächspartner wie etwa Frau Müller meinten, dass sie von der Stasi schon gewußt hätten, sie aber nicht so ganz ernst genommen hätten.

Sobald die *Einzelnen aber ihre persönlichen Kontakte kontrolliert* sahen, werteten sie dies dann eher als lästig bis ärgerlich. Frau Hansen etwa erzählte, dass sie angehalten worden sei, dass das Auto ihrer westdeutschen Verwandten nicht im Hof eines volkseigenen Betriebes parken dürfe, weil es sich ja schließlich um Klassenfeinde handle. Auch, dass sich sein Bruder, der im Westen lebte, bei jedem Besuch immer auf der Polizeidienststelle melden musste, wertete Herr Tröger als sehr lästig. Dass bei Paketen aus dem Westen jedoch immer wieder etwas fehlte oder Briefe geöffnet wurden, war eine allgemeine Erfahrung, von der viele Gesprächspartner berichteten. Die meisten nahmen sie mit fast schicksalshafter Gelassenheit hin. Auch die Tatsache, dass Telefongespräche abgehört wurden, war bekannt, ohne dass meine Gesprächspartner sich deshalb extra darüber aufgeregt hätten, wahrscheinlich weil ohnehin nur wenige über einen Telefonanschluss verfügten. Es scheint eine verinnerlichte Praxis gewesen zu sein, wichtige Mitteilungen nur persönlich zu machen.

Von besonders genauer Beobachtung erzählten Interviewpartner, deren nahe Verwandte im Westen lebten, wie etwa die Freundin von Frau Hansen:

„G: Da hat einer vor dem anderen Angst gehabt, weil sie keinem trauen konnten. Das war eben das System.

M: Und das war Ihnen auch so bewusst? War des nicht nicht erst hinterher?

G: Nein, das war uns bewusst

G2: Erst hat mans nicht wahr haben wollen, aber dann hat man es im Lauf der Zeit doch gemerkt. Weil wir uns da manchmal gedacht haben, woher wissen die das, die Kreisleitung, die Partei ...

G: Als Beispiel kann ich sagen, wie ich eben von meiner Cousine, die 1968 nach München gemacht ist, und wir waren sehr viel zusammen, wir sind zusammen weggegangen, wir haben alles zusammen gemacht. Nach dem bin ich, das weiß ich hundertprozentig, beobachtet worden, was ich mache und was ich tue, ob ich dann vielleicht auch die Ausreise mache. Später habe ich sogar erfahren, durch meinen Chef, da waren sie bei meinem Chef und haben sich nach mir erkundigt.

G2: Nach meinem Mann haben sie auch gesucht. Sie [= selbst] haben es gemerkt, aber konnten es ja nicht beweisen.

M: Ach, nur so gefühlsmäßig?

G: Ja, genau

G2: Man hat auch hi und da mal was gehört, aber nichts beweisen können.“ (9)

Die Sprecherin schilderte hier Kontrolle als etwas, das man nicht genau nachweisen konnte, aber doch spürte, mehr ein diffuses und unangenehmes Gefühl. Wieder ist es ein bestimmtes Gefühl, das als DDR-Bürger sozialisierte Menschen offenbar entwickelten, mit dem sie sich in ihren Kontakten orientierten. Auch von ihrer Angst sprachen die beiden Damen hier. Sie blieben dabei, auch nachdem ich gefragt hatte, ob dies nicht nur die nachträgliche Interpretation sei, deshalb soll diese Aussage hier so stehen bleiben. Die Mehrheit meiner eher unpolitischen und

dem SED-Regime gegenüber weitgehend loyalen Gesprächspartner aber gingen nicht so weit, von Angst zu sprechen. Für sie waren die Kontrollen etwas gewohnt Selbstverständliches, welches ihnen in Einzelfällen bewusst wurde und so als lästig bis ärgerlich empfunden wurde.

Aus all dem lässt sich folgern, dass Kontrolle in den Gesprächen zum Wohnalltag durchaus eine Rolle spielte. Allerdings *tauchte das Thema Kontrolle auf unterschiedlichen argumentativen Ebenen auf*: Nur gelegentlich und dann mehr indirekt sprachen die Interviewpartner von strukturellen, durch das politische und wirtschaftliche System des Sozialismus vorgegebenen Kontrollen. Ein Beispiel dafür wäre etwa der kontrollierende Einfluss des Staates auf die Erziehung, weil Kinder und Jugendliche von klein auf oft den ganzen Tag in öffentlicher Obhut betreut wurden und alle Erwerbsfähigen ganztags in den Arbeitsprozess eingebunden waren. Auch wer solche strukturellen Kontrollen nicht wahrnahm oder nicht wahrhaben wollte oder konnte, war ihnen ausgesetzt. Deutlicher berichteten die Gesprächspartner von faktischen Kontrollen, von ganz konkreten Einzelfällen, die sie am eigenen Leib erlebt hatten. Dazu zitierte ich mehrere Beispiele. Gleichzeitig ging es auch immer wieder um die subjektive Wahrnehmung von Kontrolle: Fühlten sich die Gesprächspartner auch kontrolliert? Erstaunlicherweise (siehe auch nächster Abschnitt) erzählten meine Gesprächspartner nur in Ausnahmefällen (siehe C.IV.1.) von starken Gefühlen oder Angst. Meist werteten sie die geschilderten Kontrollen dann nur als lästig bis ärgerlich. Die Interviewpartner blieben fast immer bei einer souveränen Erzählerposition als diejenigen, die erzählten, wie sie ihr Leben meisterten.

Wie stark kontrolliert der einzelne nun in seinem DDR-Alltag objektiv war, lässt sich in der historischen Rückschau hier nicht mehr beurteilen. Und auch der Anteil faktischer und subjektiv gefühlter Kontrolle zu DDR-Zeiten lässt sich aus den erzählerischen Rekonstruktionen ihrer Vergangenheit nicht ablesen. So wie sich auch die verschiedenen argumentativen Ebenen des Erzählens von Kontrolle in den Interviews oft nicht mehr ganz klar trennen lassen. Es kann in diesem Kapitel auch nicht um eine Aufarbeitung des Kontrollsystems und Unrechts des SED-Systems<sup>7</sup> im Alltag gehen. Dazu ist das Interviewmaterial allein keine ausreichende Quelle. Vielmehr sollten einige Fakten tatsächlicher Kontrolle auch im Reichenbacher Umfeld herausgearbeitet werden, um vor dieser Folie die erzählerischen Konstruktionen der Interviewpartner verstehen und relativieren zu können.

Insgesamt bleibt jedenfalls als historisches Faktum festzuhalten, auch wenn die Gesprächspartner dies nicht betonten: Es gab im Reichenbacher Alltag staatliche Kontrollen, die in den Wohnbereich hineinreichten. Meine Gesprächspartner schilderten solche Kontrollen in den Bereichen Betrieb, Schule/Ausbildung und Außenkontakte. Intellektuelle oder oppositionelle Tä-

---

<sup>7</sup> siehe hierzu etwa Faulenbach / Meckel / Weber (Hrsg.) (1994): Die Partei hatte immer recht - Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur.

tigkeit, die besonders starker staatlicher Kontrolle unterlag, spielte allerdings für die Gruppe der Befragten kaum eine Rolle. Beim Thema „Wohnen“, das vorrangig mit privateren Themen in Verbindung gebracht wurde, dachten die Interviewpartnern zudem weniger an politische Kontrollen. Im Gegensatz zu den Anfangsjahren der Sowjetischen Besatzungszone und dann DDR mit massiven Repressionen und politischer Agitation bis in den Privatbereich hinein, als etwa die Hausgemeinschaften noch unterste Organisationsstufe der Partearbeit sein sollten, hielt sich der Staat nach außen in den Achtzigerjahren weitgehend aus dem Privatbereich seiner Bürger von Wohnung und Garten heraus, vermehrte aber gleichzeitig Personal und Sachaufwand der Überwachungsbehörde Staatssicherheit in großem Umfang. Die Kontrollen im Alltag der Gesprächspartner waren eher indirekt - nicht offensichtlich, aber durchaus feinmaschig: So wusste etwa jeder, dass Telefone überwacht wurden, aber man sah dies nicht. Oder über die Erziehung der Kinder wurden indirekt auch die Eltern beeinflusst. Die staatliche Kontrolle und politische Beeinflussung versuchte im Privatbereich unsichtbar zu bleiben. Hier trifft wohl die These vom „Rückzug des Staates aus den Nischen“<sup>8</sup> zu. Das ist gemeint in dem Sinne, dass sich der Staat hier der offensichtlichen politischen Agitation enthielt. Sehr wohl aber übte er auch im Privatbereich Herrschaft über seine Bürger aus.

### - Die Grenzen des Alltags

Durch seine Grenzen wird der Alltag bestimmt. - Grenzen: Gleichgewicht von Anpassung und Ungestörtlassen - zu starke öffentliche Kritik - Trennung außen versus innen - Abgrenzung vom Westen - ‚die Wende‘ als letzte Grenze des DDR-Alltags

Die geschilderten Fälle, in denen die Gesprächspartner Kontrollen erlebten, sind Beispiele für Grenzverletzungen. Die Mehrzahl der von meinen Interviewpartnern geschilderten Beispiele von Kontrolle stellten für sie Ausnahmen dar oder wurden ihnen erst in der rückblickenden Aufarbeitung bewusst. Das Wesensmerkmal eines funktionierenden Alltags war vielmehr, dass der Alltag den Menschen weitgehend selbstbestimmt erschien und Kontrollen nicht sichtbar waren. Deshalb betonten die Interviewpartner auch immer wieder, „wir haben doch ganz normal gelebt“ (siehe C.IV.2). Nur wenn die DDR-Bürger die Grenzen ihres Alltags verletzten, kam es zu Konflikten. Aber von seinen Grenzen her wird der ‚Ort des Alltags‘, das ‚ganz Normale‘, deutlich. Deshalb soll hier noch einmal danach gefragt werden: Wann stießen die Gesprächspartner an die ihnen gesetzten Grenzen? Welcher Art waren sie?

*Eine Grenze des funktionierenden Alltags wurde sichtbar, wenn das Gleichgewicht von Anpassung an das staatlicherseits Geforderte durch die Bürger und Ungestörtlassen des Privatbereichs durch den Staat durchbrochen wurde. Ein Beispiel lieferte etwa Herr Greipl, der schon*

---

<sup>8</sup> Koch (1989): Alltagswissen versus Ideologie? In: Rytlewski (Hrsg.): Politik und Gesellschaft in sozialistischen Ländern. S. 99 - 120.

als Kind „aneckte“, weil er kein FDJ-Hemd in der Schule trug. Er stammte aus einer Familie der Unterschicht, in der die Eltern auf die Erfüllung solcher obrigkeitlichen Normen keinen Wert legten. Sie ignorierten auch die kleineren Sanktionen, wenn ihr Sohn etwa in der Schule deshalb gemäßregelt wurde. Als Jugendlicher provozierte Herr Greipl, nach eigener Aussage, Polizisten mit einer amerikanischen Flagge als Aufnäher an seiner Jeansjacke. Das war die reine Freude am Protest gegen die Autorität, ohne konkrete politische Kritik. Diese Aktion des Jugendlichen führte zu einer polizeilichen Verwarnung. Unerträglich gestört fühlte Herr Greipl sich in seinem persönlichen Freiheitsdrang schließlich, als ihm eine Westreise verweigert wurde. Daraufhin beantragte er für sich und seine Familie die Ausreise in den Westen. Sein Alltags-Gleichgewicht war so aus den Fugen geraten, dass er nicht mehr im sozialistischen Alltag zu leben können glaubte. Die geforderte Ausreise wurde ihm dann auch genehmigt. Offenbar war seine alltägliche Renitenz, eine gewisse Verweigerung der Anpassung an die geforderten bürgerlich-sozialistischen Ordnungsnormen, für die staatliche Seite untragbar. Erst nach der Wende kehrte er dann wieder nach Reichenbach zurück. Die Mehrheit der Gesprächspartner jedoch verhielt sich nach außen hin weitgehend angepasst, solange der Staat sie im Privatbereich nicht mit politischer Agitation belästigte oder überwachte und ihnen damit einen Freiraum des Privaten zugestand. Bei der Mehrzahl der befragten Frauen mag auch eine Rolle gespielt haben, dass ein Großteil ihrer Energie gebunden war mit Berufstätigkeit und der Hauswirtschaft unter den besonderen Mühen der Mangelwirtschaft, für die sie nach wie vor in klassischer Rollenteilung überwiegend zuständig waren.

Um das entsprechende Gleichgewicht zwischen Anpassung und Ungestörtlassen ging es auch bei öffentlicher Kritik am System der DDR. Der immer wieder zitierte wichtigste *Grenzfall, wie weit öffentliche Kritik gehen durfte*, ist die Ausweisung des Liedermachers Wolf Biermann wegen seiner regimekritischen Äußerungen. Ihm wurde am 16. November 1976 die Staatsbürgerschaft der DDR entzogen und die Rückkehr in die DDR verweigert, während er sich auf einer Konzertreise in der Bundesrepublik befand. Seine Ausweisung markierte eine Grenze Freiheit künstlerischer Kritik in jenen Jahren. Ein Reichenbacher Beispiel ist Jürgen Fuchs, der schon als Schüler wegen seiner kritischen Haltung Anstoß erregte und später ins Gefängnis kam. Im Umfeld meiner Gesprächspartner gibt es auch ein Beispiel: Der Gatte von Frau Hirmer als selbstständiger Handwerker kritisierte am Stammtisch das System zu offen. Daraufhin wurde ihm, wie seine Frau berichtete, der Gewerbeschein entzogen und er musste ins Gefängnis. Andere Selbständige in der Gruppe der Gesprächspartner dagegen kritisierten hinter vorgehaltener Hand ebenfalls das System, verstanden es aber gerade aus den Defiziten des kritisierten Systems eigenen Profit zu schöpfen.

Diese Geschäftsleute lebten eine gelungene *Trennung zwischen außen und innen*. Sie beherrschten die zwei Sprachen: in der Öffentlichkeit, nach außen hin weitgehend angepasst - im Privaten, nach Innen kritisch. Ebenso hatten nach eigenem Bekunden die Schäfers als Christen keine Schwierigkeiten in der DDR gut zu leben. Ihnen gelang die Trennung zwischen außen und innen. Sie folgten einer von der Mehrheit ihrer Mitmenschen abweichenden Geisteshaltung und arrangierten sich doch mit ihrer Umgebung. Frau Schön (siehe C.IV.1.) dagegen beschrieb ihre „sozialistische“ Umgebung als feindlich und lehnte die Mehrheit ihrer Mitmenschen, „die DDR-Menschen“, auch noch nach dem Systemwechsel ab.<sup>9</sup> Sie stellte sich so auch nach dem Ende der DDR noch in der schwachen Position eines Opfers dar.

Nicht nur innerhalb der DDR mussten die Bürger eine Trennung von außen und innen leben, sondern auch gegenüber ‚dem Westen‘. Er war das feindliche Andere; von ihm grenzte sich die DDR mit Mauer und Todesstreifen ab. Schon der offiziell bekanntgegebene Entschluss eines Mitbürgers, das eigene Land der DDR verlassen zu wollen, führte zum Ausschluss aus der sozialen Gemeinschaft: Herr Greipl etwa berichtete, dass er, sobald er einen Ausreiseantrag gestellt hatte, nicht mehr arbeiten durfte und damit vom allgemeinen Leben weitgehend ausgeschlossen war. Ein nicht genehmigter Grenzübertritt, eine Flucht in den Westen wurde mit dem Tode bestraft; die Grenzsoldaten hatten einen strikten Schießbefehl. Gleichzeitig aber definierte sich die DDR offiziell aus der Abgrenzung als der bessere deutsche Staat. Der Normmaßstab dagegen für ihre Vorstellungen von Konsum und gutem Leben war den DDR-Bürgern ‚der Westen‘ (siehe C.I.). Nur in dieser scharfen Spaltung war das übersteigert positive Selbstbild aufrechtzuerhalten. Wenn nun DDR-Bürger diese Grenze überschritten und Kontakte etwa zu Verwandten aus dem Westen pflegten und er somit nicht mehr der ferne Böse, sondern ein Teil des Eigenen wurde, wurden solche Versuche in kleinlichster Weise überwacht und zu verhindern versucht. Die *Landesgrenze zum Westen* war für die DDR-Bürger die sichtbarste Grenze ihres Alltags. An der Berliner Mauer und dem Eisernen Vorhang hinter Plauen endete für die Reichenbacher auch ganz offensichtlich ihre Freiheit zu reisen. Die dringende Einforderung der Reisefreiheit war ja auch in der Wendezeit ein wichtiger Grund für den Protest großer Bevölkerungsteile, der dann letztendlich zum Ende des Regimes führte.

Die Öffnung der Grenze zum Westen war dann in der Wendezeit einer der gewichtigen Schritte, die das Ende der SED-Herrschaft markierten. Der Systemwechsel mit all seinen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umbrüchen, subsumiert im Begriff von ‚*der Wende*‘, *bildete dann die letzte, zeitliche Grenze des DDR-Alltags*. Mit dem Bruch der äußeren Rahmenbe-

---

<sup>9</sup> Es stellt sich hier auch die Frage: Spaltete sie damit aber nicht einen Teil ihrer selbst ab und kann Probleme mit der Einheit ihrer Person bekommen?

dingungen war für viele ein Bruch in der Wahrnehmung des eigenen Lebens verbunden. Von da an war der DDR-Alltag Vergangenheit.

### - ‚Freiheit‘(en) im Alltag der Gesprächspartner

Von Freiheit erzählten die Gesprächspartner vor allem im Kontrast zu Einschränkungen. - Die Frage nach Kontrollen im Wohnbereich wiesen die Gesprächspartner zurück. - Beispiele offener Kritik im betrieblichen Bereich - Schluss: Handlungsspielräume nur im lebensweltlichen Bereich - Starke Stellung der Arbeitenden ermöglichte freizügige Kritik am Arbeitsplatz. - Ein ‚freies‘ Lebensgefühl ist Teil einer gelungenen Alltagskonstruktion.

„Ich habe mich in der DDR nie eingesperrt gefühlt“, sagte Frau Ludwig im einleitenden Fallbeispiel zu diesem Kapitel. Auch zu fast allen im vorigen Abschnitt angeführten Fällen von staatlicher Kontrolle gehörte zur Vollständigkeit der Aussage, dass sich die Betroffenen trotzdem meist nicht unfrei fühlten. Die Interviewpartner betonten auf meine Fragen nach Kontrollen immer wieder auch ihre Freiheiten. Einige dieser Aussagen sollen nun vorgestellt werden.

Von der Textmenge her finden sich im Interviewcorpus viel weniger ausdrückliche Aussagen zu ‚Freiheit‘ als zu Kontrolle. Nach der Kontrolle habe ich ausdrücklich gefragt, nach ‚Freiheit‘ allgemein, politischer Freiheit oder Freiräumen weniger, denn die konkrete Kontrolle ist anschaulich erzählbar. Aber von ‚der Freiheit‘ oder einem freiheitlichen Lebensgefühl sprachen die Interviewpartner vorwiegend im Kontrast zu etwas anderem. Auch die Aussagen, die ohne einen Frage- oder Erzählimpuls von mir als Interviewerin ganz von den Gesprächspartnern selbst ausgingen, wie beispielsweise das zitierte Statement von Frau Ludwig, unterscheiden sich nicht von den abgefragten. *Es ging um Freiheit nur im Kontrast zu Kontrolle oder irgendwelchen Einschränkungen.* Der Stolz, über mehr als andere zu verfügen, gab meinen Gesprächspartner auch Anlass, von ihren Privilegien zu erzählen, die ihnen etwas mehr Freiheit gaben als ihren Mitbürgern. Aber wie die vorliegende Arbeit insgesamt aufzuzeigen versucht, nahmen sich die Gesprächspartner auch immer wieder die Freiheit, sich aktiv ihren Alltag zu konstruieren; sie schufen sich ihre Welt. So handelt ein großer Teil der Interviewtexte von den (kleinen) Freiheiten des Alltags.

Die Frage nach Kontrollen im Wohnbereich wiesen die Gesprächspartner durchweg zurück. Einige ganz klare Äußerungen dazu:

„M: Und wenn sie da direkt im Betriebsgelände wohnten, wurde ihre Wohnung da auch kontrolliert zu DDR-Zeiten?

G: Nein, wer soll denn kontrollieren?

M: Vielleicht der Abschnittsbevollmächtigte?

G: Nein, nein.

M: In der Wohnung?

G: Nein, nein. Absolut nicht, undenkbar, nein.“ (15)

Ebenso wie hier Frau Schüssler schloss Frau Hansen für ihre Wohnung direkte Kontrollen aus:

„M: Und ging die Kontrolle bis in die Wohnung rein?

G: Nein, in die Wohnung nicht, nein.

M: Also nicht mit Wanzen oder?

G: Nein, also bei manchen vielleicht, aber bei uns nicht. Es gab schon welche, die es vielleicht nicht wussten und solche Wanzen drin waren, aber ich wüsste das nicht bei uns.“

(9)

Das Ehepaar Schäfer stimmt mit den gerade zitierten Sprecherinnen überein:

„Sie: Der [Abschnittsbevollmächtigte] hat uns gekannt und der hat uns auch mal aufgefordert, wenn der Schnee nicht geräumt war vor der Haustür. So, was heute genauso gemacht wird. Aber -

Er: Also das private Leben lief eigentlich unpolitisch ab.“ (5)

Herr Schäfer führte hier den angefangenen Satz seiner Gattin fort und lieferte uns ein Aussage zum ‘Ort des Wohnalltags’. Als Intellektueller reflektierte er meine Frage und gab eine zusammenfassende Antwort. Er stimmte darin mit der Mehrheit meiner Gesprächspartner überein, die sich in ihrem Wohnalltag weder durch politische Aktivitäten beeinflusst, noch durch direkte Kontrollen überwacht sahen. Sie erlebten ihn als unpolitischen Rahmen und fühlten sich deshalb frei, auch wenn, wie oben aufgezeigt, die Herrschaft des sozialistischen Staates sich sehr wohl auch in den Privatbereich erstreckte.

Der Lebensbereich aber, in dem meine Gesprächspartner das Erzählen von ihren eigenen Freiräumen auch mit anschaulichen Beispielen belegten, war der Arbeitsbereich. In der betrieblichen Hierarchie mit ihrem Kaderwesen hatten die Einzelnen ein Gegenüber, mit dem sich konfrontative Auseinandersetzung ergeben konnten. Zuerst zwei Beispiele, in denen die Sprecherinnen schon im Rahmen ein gewisses Spannungsverhältnis andeuteten:

„Ich weiß auch nicht, was da weitergetragen worden ist, was man gesagt hat. Die mir in der GHG gegenüber saß, Stasispitzel, ich fand die aber eigentlich auch ganz in Ordnung. Der ihr Mann war bei der Transportpolizei, da nehme ich an, dass die Frau bearbeitet worden ist, ihre Kolleginnen auszuhorchen, dass die wahrscheinlich gar nicht anders konnte, sonst wäre sie vielleicht nicht befördert worden oder weiß der Kuckuck was, ...

M: Und das wussten Sie aber schon vor der Wende, dass sie Stasispitzel war?

G: Ja

M: Und waren Sie dann besonders vorsichtig?

G: Nein. Hat uns auch nicht interessiert, ich weiß nicht. Ich hab halt meine Meinung gesagt.

M: Und was war dann so für Sie ein Kriterium, zu wem man Vertrauen haben kann?

G(leise): Zu jedem

M: Zu jedem?

G: Nun zu jedem nicht, aber irgendwie auch in der Gaststätte, wo ich gearbeitet habe, als die zum Beispiel reinkam, die war auch mal bei der Polizei, diese Stasispitzel und da musste man eventuell vorsichtiger sein, aber ansonsten, also ich habe nichts gemerkt.“

(20)



Frau Schmidt berichtete hier, wie sie frei heraus ihre Meinung sagte, obwohl sie wusste, dass ihre Kollegin für die Staatssicherheit arbeitete. Sie richtete sich dabei mehr nach persönlicher Sympathie „ich fand die eigentlich aber auch ganz in Ordnung“ als nach diesem Wissen. Frau Schmidt als weitgehend unpolitische Bürgerin, wusste von der Stasi, meinte aber von der konkreten Überwachung selbst nichts bemerkt zu haben. Ähnlich liegt der Fall bei Frau Hirmer. Sie berichtete:

„Er hatte ja nun die Ausreise für die ganze Familie beantragt, also für mich mit und für meine Tochter und dann ist man eben automatisch auch in der Akte geführt worden. Und später dann auf Arbeit, da selber hatte ich keine Probleme. Also ich muss sagen, ich habe mich auch nie hinterm Berg gehalten mit meiner Meinung. Ich habe auch das gesagt, was ich gedacht hab. ...

Ich hab ja nichts Unrechtes getan, muss ich ja mal so sagen. Ich habe mich ja nicht schuldig gefühlt in irgend einer Weise. Es gab viele Dinge, die man kritisieren konnte und eigentlich auch musste. Und das habe ich gesagt.“ (17)

Hier war die Spannung größer, denn Frau Hirmer wusste, dass sie überwacht wurde, nachdem ihr Mann die Ausreise für die ganze Familie beantragt hatte und wegen regimekritischer Äußerungen im Gefängnis war. Trotzdem, berichtete sie, habe sie ihre Meinung frei geäußert. Sie sagt allerdings dazu, sie habe „nichts Unrechtes getan“. Damit ist wahrscheinlich gemeint, keine grundsätzliche Kritik am Regime zu üben. Die „Dinge, die man kritisieren konnte und ... auch musste“, gehörten offenbar zum betrieblichen Bereich „auf Arbeit“, auf den sich die ganze zitierte Stelle bezieht. Hier scheint es einen Freiraum für die Mitarbeiter gegeben zu haben. Darauf weisen auch die folgenden Aussagen hin:

„Meine Mutter hat oft gesagt: "Halt die Gosch, dich knasten sie noch mal ein!" Aber das ist doch mir egal. Was gesagt werden muss, muss gesagt werden. Ich habe meine Meinung gesagt, wenn ich gesagt habe: "Bist blöd, biste blöd." Oder: "Schau mal, die rote Socke!" "Hundertprozentige Sau!" oder was habe ich dann auch immer gleich gesagt. ... Mein Mann hat oft gesagt: "Bi ruhig!" Habe ich gesagt: "Nein, ich kann das nicht! Das geht nicht.", habe ich gesagt. Wir mussten wirklich auf Leistung arbeiten.“ (30)

Frau Kurz stellte hier dar, dass sie ihrem Unmut trotz Ermahnungen von Mutter, Ehemann und auch Meister in emotionalen Beschimpfungen Luft gemacht hat, ohne Schaden dabei zu nehmen. Sie wies an anderer Stelle sogar noch darauf hin, dass sie später erfahren habe, dass ihr Meister für die Staatssicherheit gearbeitet habe, und sie doch nicht hingehängt hätte. Wie aus dem Tenor des ganzen Interviews hervorgeht, kritisierte Frau Kurz wohl dabei allerdings nie grundsätzlich das System, sondern nur Unstimmigkeiten in ihrem Arbeitsablauf. Hier rechtfertigt sie durch ihre Arbeitsleistung, dass sie ihren Unmut nicht zurück halten konnte. Aus ihrer Beteiligung an ‚der Arbeit‘ leitete sie Selbstbewusstsein und das Recht zu kritisieren ab. Offensichtlich gestand ihr der Meister diesen Spielraum auch zu.

Auch Frau Müller bringt Beispiele aus ihrem Beruf, um zu belegen, dass sie, auch wenn sie grundsätzlich angepasst gewesen sei, doch immer frei ihre Meinung geäußert hätte:

„So sehr ernst genommen haben wir die Leute nicht. Wir hatten auch keine Angst vor der Stasi. Also ich hatte zumindest keine Angst vor der Stasi. Wenn da viele erzählen, gut, wer jetzt direkt in der Opposition gearbeitet hat, die mussten sicher Angst haben. Aber wir haben ja nicht zu denen gehört, wir waren ja pflegeleicht, wir haben ja alles mitgemacht. Wenn man aufgewachsen ist in dem Land und man hat das alles so von klein auf erlebt, ich hatte keine Probleme gehabt. Was sie von mir verlangt haben, habe ich gemacht, wenn ich es mit meinem Gewissen vereinbaren konnte.

Also dass ich einfach nur Befehlsempfänger war, nicht - In der Schule gab es auch Dinge, wo ich gesagt hab, das laßt auch mal lieber oder da engagiere ich mich nicht. Es musste zum Beispiel regelmäßig dafür gesorgt werden, dass aus jeder Klasse mindestens einer zur Armee geht, als Offizier oder Unteroffizier oder Fähnrich oder irgendwas. Und in der sechsten bis achten Klasse zu werben für die Armee, also sowas widerspricht mir. (Es folgt eine Fallgeschichte als Belegerzählung.) ...

Klar, man konnte schon damit rechnen, wenn man mal eine Lippe riskiert hat, dass man mal vom Betriebsrat angesprochen worden ist: „So geht das nicht!“ Aber deswegen habe ich keine Konsequenzen tragen müssen, die jetzt für mich recht unangenehm gewesen wären. Ich habe eigentlich schon immer meine Meinung gesagt. (lacht) Die habe ich nicht hinter dem Berg gehalten. ... Und ich sag eben, die kleinen Spitzel, das wäre heute noch interessant für mich, wenn ich wüßte, wer es war.“ (13)

Frau Müller formulierte hier noch deutlicher als Frau Kurz, dass sie auch bei Kritik als grundsätzlich angepasste Bürgerin keine unangenehmen Nachteile in ihrer beruflichen Stellung befürchten musste.

Die folgende Aussage einer Redakteurin könnte als Zusammenfassung unter allen bisherigen Zitaten stehen. Angesichts der Arbeitslosigkeit seit der Wende reflektierte sie ihre Befindlichkeit zu DDR-Zeiten:

„ ..., da war man dann auch eigentlich froh und sagt: "Na, was soll es." Nein, also sagen wir mal so, dass wir nicht eingesperrt waren. Wir waren eingesperrt, aber trotzdem hatten wir unsere Freiheit. Sagen wir in der Familie oder im Tun oder in der Aufgabe. Oder zum Beispiel fiel keiner durch. Wenn eben keine Lehrstelle da war, dann hat eben der Betrieb noch die Auflage bekommen: Du nimmst eben noch zehn junge Leute und bildest die aus. Es fiel keiner durch. Wo jetzt eben andere Prioritäten sind. Der Betrieb nimmt überhaupt mal zwei Lehrlinge, aber nicht mehr. Und jetzt gibt es die Probleme, wo Jugendliche eben auch durchgefallen sind. Und und und...“(6)

Klar formulierte die Sprecherin hier die Ambivalenz des Lebens in der DDR zwischen Eingesperrt-Sein und der kleinen „Freiheit“ im Bereich von Familie und Beruf. Nur in diesen lebensweltlichen (Begriff aus der Phänomenologie siehe A.2.a) Feldern - nicht etwa in demokratischen Mitgestaltungsmöglichkeiten am Gemeinwesen - sah sie ihre Handlungsspielräume - Handlungsfreiheiten. Und wieder lieferte die Sprecherin ein Beispiel aus dem betrieblichen Rahmen. Die mit der Wende weggefallene absolute Geborgenheit in einem sozialen Netz wertete sie rückblickend als „Freiheit“.

Auch alle anderen Reichenbacher Interviewaussagen gehen nie über diesen lebensweltlichen Bereich hinaus. Die Forschungsliteratur zum DDR-Alltag<sup>10</sup> bestätigt diese Aussage, dass der DDR-Staat seinen Bürgern *im lebensweltlichen Bereich* - allerdings streng begrenzt auf diesen Nahraum -*Handlungsmöglichkeiten* zugestand. Er forderte seine Bürger hier auch zu intensiver Mitarbeit auf, etwa in Initiativen wie dem „Ökonomisch kulturellen Wettbewerb“ in den Betrieben oder in FDJ-Initiativen zur Müllsammlung oder Eigenrenovierung von Altbauten.

So wählten die Gesprächspartner auch alle ihre anschaulichen Beispiele für eine freizügige Kritik aus der lebensweltlichen Nahwelt ihres Arbeitsplatzes. Die Spannung ergab sich dabei aus dem Aufeinandertreffen der offen kritisierenden Mitarbeiter mit Vertretern betrieblicher bzw. staatlicher Überwachung. Vor dem Hintergrund der im vorigen Unterpunkt herausgearbeiteten Kontrollformen und Sanktionsmaßnahmen erscheinen diese Beispiele freizügiger Kritik ganz erstaunlich und scheinen diesen zu widersprechen. Da viele der Interviewpartner sich in ähnlicher Weise äußerten, ist es wohl sicher, dass die Mitarbeiter *in den volkseigenen Betrieben in den Achtzigerjahren eine gewisse Freizügigkeit der kritischen Meinungsäußerung zugestanden bekamen* und sich herausnahmen. Dafür sprechen auch die sachlichen Umstände: Durch das verfassungsmäßige Recht auf Arbeit waren sie nahezu unkündbar. Wollten sie nicht unbedingt Karriere machen, konnte ihnen nicht viel genommen werden. Aus der Beteiligung an ‚der Arbeit‘, wie an den verschiedensten Stellen im Interviewcorpus wiederholt deutlich wird, leiteten die Sprecher aber auch ihr Selbstverständnis und Selbstbewusstsein ab.<sup>11</sup> Sie arbeiteten schließlich hart und meinten, dann auch zu Missständen, die sie in ihrer Arbeit behinderten, etwas sagen zu dürfen oder aus einem Gefühl der Mitverantwortung heraus auch zu müssen. Auch die wirtschaftliche Situation in der Planwirtschaft in den letzten Jahren der DDR mit ihren Technisierungsdefiziten stärkte die Situation der (einfacheren) Arbeiter. Es herrscht ein chronischer Mangel an einfachen - nicht speziell qualifizierten Mitarbeitern. Der Betriebsleiter eines Reichenbacher VEB-Textilwerkes erzählte im informellen Gespräch, dass in den Achtzigerjahren die Arbeiter seines Betriebes nur noch mit extra Dotationen in Form von Sachleistungen zu guten Leistungen zu bewegen gewesen seien. In solch einer starken Stellung konnten sich die Arbeiter offene Kritik erlauben.

Betrachtet man die Beispiele der Gesprächspartner für offene Kritik gegenüber dem DDR-Staat im Kontext des ganzen Interviewcorpus, fällt auf, dass sie alle aus dem betrieblichen Bereich stammen und sich dort aus der Arbeitsorganisation in der Planwirtschaft der DDR erklären lassen, meine Gesprächspartner sie aber alle verallgemeinerten als generellen Ausdruck

---

<sup>10</sup> Lindenberger (1999): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. S. 31- 36.

<sup>11</sup> vergleiche Lüdtker (1994): „Helden der Arbeit“ - Mühen beim Arbeiten. Zur mißmutigen Loyalität von Industriearbeitern in der DDR.

ihrer Freiheit. Sie beachteten dabei nicht, dass sich der Staat in anderen Bereichen wie etwa Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten auch in den Achtzigerjahren noch eine viel stärkere Kontrolle vorbehalten hatte. Das liegt sicher an der Gruppe meiner politisch mehrheitlich recht angepassten Interviewpartner. Es ist aber auch Teil der Alltagskonstruktion, sein Leben zwar von diversen äußeren Einschränkungen mitbestimmt zu sehen, aber doch letztlich im ganzen als „frei“ zu verstehen, mit der Freiheit, Dinge, die einen betreffen, auch zu äußern. Damit geben die Interviewaussagen sowohl Zeugnis von einer Freiheit an der langen Leine, der Freiheit nicht durchgesetzter Kontrollen, weil es der SED-Staat in der Honeckerzeit weitgehend vermied in die offene Konfrontation mit seinen Bürgern zu gehen, sie zeugen aber auch vom *Empfinden der Freiheit als einem Ergebnis der Alltagskonstruktion*.

### c) Leben in zwei Welten

Herr Schäfer deutet den DDR-Alltag als ein Leben in zwei verschiedenen Welten: Öffentlichkeit versus unpolitisches Privatleben. - Verallgemeinerung des Modells der zwei Welten auf alle Gesprächspartner - Doppelung in öffentlichen und privaten Bereich als Grundlage der Alltagskonstruktion

Da ich die widersprüchlichen Pole und Ambivalenzen in den Eigenaussagen der Gesprächspartner zum ‚Ort des Alltags‘ in Relation zu den historischen Fakten ausgelotet habe, sollen sie nun wieder zusammengeführt werden zu der Ganzheit, in der die Menschen ihren Alltag erlebten und schilderten. Dazu sei stellvertretend eine Gesprächspassage mit dem Ehepaar Schäfer zitiert. Ich fragte sie, ebenso wie die anderen Interviewpartner auch, nach Hausbuch, Abschnittsbevollmächtigten und möglichen Kontrollen. Als Intellektuelle reflektierten sie daraufhin ihren Alltag im allgemeinen:

„Sie: Einmal ist es [= das Hausbuch] kontrolliert worden in den vielen Jahren, die wir auch in DDR-Zeit hiergelebt haben. Ich weiß das gar nicht mehr, es war sicherlich von der Stadt Mylau. Da haben wir nur eine Auflage gekriegt, dass wir es mal wieder auf Vordermann bringen sollten, weil da noch Leute drinstanden, die schon Jahre verstorben waren. Aber es ist nicht so genau genommen worden, es war nicht wesentlich.

Er: Sie müssen da immer zwei Dinge unterscheiden: Die DDR, wie sie sich nach außen hin dargestellt hat oder wie es in der Zeitung stand ... und wie sie wirklich war. Das waren zwei verschiedene Welten. Die haben miteinander nicht sehr viel zu tun gehabt.

Sie: Da hat ma sich auch nichts draus gemacht, wenn das Hausbuch halt nicht in Ordnung war oder so.

Er: ... Dann gab es Wohnbezirke, da gab es dann auch noch Wohnbezirksvorsitzende, aber das ist alles, was so auf dem Papier war. Na, da ist mal ein Wohnbezirksfest im Jahr gemacht worden. Da gab es mal Bockwurst und Bier und ein Kinderkarussell.

Sie: Das waren genau solche Feste wie jetzt das Gewerbefest oder, wenn die Feuerwehr irgendwas macht oder so. Und damals gab es eben Wohnbezirksfeste. Und da hat jeder Wohnbezirk in Mylau, ich weiß nicht, waren es zwei oder drei oder vier, mal ein Fest gemacht.

Er: Zu DDR-Zeiten ist eben sehr viel vorgeschrieben worden, wie alles gemacht werden sollte. Und da man sich dem nicht entziehen konnte, bestimmten Dingen, da hat man die zwar gemacht und hat sie aber auch nicht gemacht. Hat sie halt so, so grade so halt ge-

macht wie es unbedingt notwendig war oder man hat das gemacht dabei, was man halt selber wollte. Ne, also das ist alles nicht so ernst genommen worden. Es gab natürlich welche, die es ernst genommen haben, die sind halt a weng ausgelacht worden.

Sie: Des waren aber wenige. ... Und der [Abschnittsbevollmächtigte] hat uns gekannt und der hat uns auch mal aufgefordert, wenn der Schnee nicht geräumt war vor der Haustür. Was heute genauso gemacht wird. Aber -

Er: Also das private Leben lief eigentlich unpolitisch ab.“ (5)

Herr Schäfer unterschied hier ganz klar „zwei verschiedene Welten“, die miteinander „nicht viel zu tun“ hatten. Das sind für ihn die DDR in ihrer Außendarstellung und eine Innensicht, „wie sie wirklich war“, - ‘das wirkliche Leben’, wie er es etwa erlebte. Mit dieser Doppelung widerspricht sich die Kontrolle des SED-Staates und das Gefühl seiner Bürger, frei zu sein, nicht mehr: Es gab strenge Vorschriften der Kontrolle bis in die Wohnung der hinein, beispielsweise durch Hausbücher, sie wurden aber dann doch nur sehr lax gehandhabt oder von den Bürgern umgangen. Herr Schäfer sah auf der einen Seite die „Welt“ der vielen Vorschriften und auf der anderen Seite den Eigensinn der Bürger, dass man „gemacht hat, was man halt selber wollte“. Mit zahlreichen Taktiken, von denen er gleich mehrere nennt, wie tun und doch nicht tun, nur das unbedingt Notwendige tun oder den Vorschriften entsprechen, dabei aber eigene Anliegen erfüllen, sicherten sich die DDR-Bürger ihren Eigensinn - ihren persönlichen Freiraum. Der Einfluss des Abschnittsbevollmächtigten endete, wie es die Schäfers darstellten, „vor der Haustüre“. So konnte Herr Schäfer als abschließende Regelaussage formulieren, dass das „private Leben eigentlich unpolitisch“ ablief. Das ist auch Ergebnis des geschickten Verhaltens der Bürger sich zu entziehen, wie er es oben beschrieben hat. Herr Schäfer glaubt also den einen Teil seines Lebens in der DDR, die private Welt, als von politischer Einflussnahme frei. In seinem einschränkenden „eigentlich“ könnten allerdings die von mir herausgearbeiteten staatlichen Einflussnahmen, die ja nur im Ausnahmefall der Grenzverletzung griffen, enthalten sein.

Das Modell der zwei Welten, wie es Herr Schäfer hier zur Selbstdeutung des Alltags in der DDR aufstellte, entspricht dem, wie auch die anderen Gesprächspartner ihren Alltag darstellten. Sie formulierten kein Bild von zwei Welten, legten aber Wert darauf, dass ihr Privatleben deutlich zu unterscheiden war vom Leben in Betrieb und Öffentlichkeit; ihr Privatleben sei unpolitisch - frei - gewesen. Sie beschrieben auch wiederholt die kommunikative Praxis mit zwei Zungen zu reden, je nach dem in welchem Lebensbereich, man sich bewegte: Im Privaten unterhielt man sich ungezwungen und mit politischen Witzen, im Öffentlichen dagegen war man vorsichtiger, formulierte genau dem Gegenüber und Kontext angepasst, benutzte vorgefertigte Sprachformeln, welche die offizielle Erwartungshaltung erfüllten - oft ohne eigentlich etwas auszusagen.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass eine *Doppelung ihres Lebens in einen öffentlichen und einen privaten Bereich eine Grundlage der Alltagskonstruktion* der Gesprächspartner darstellte. Diese Trennung bezog sich sowohl auf das konkrete Handeln und Sprechen als auch auf die Selbstinterpretation. Aus der Sicht der Gesprächspartner ist das Erzählen von dieser Alltagskonstruktion auch ihre Antwort auf die Frage nach ‚dem Ort des Alltags‘. Welchen Stellenwert solch eine Alltagskonstruktion aber in einer historiographischen Interpretation hat, gilt es nun noch zu klären.

### 3. DDR-Alltag: Leben in der privaten Nische oder in der durchherrschten Gesellschaft?

Zwei Theorien zum ‚Ort des Alltags‘ in der DDR:

(1.) Begriff der Nischengesellschaft - (2.) „durchherrschte Gesellschaft“ als von oben bis unten vom Politbüro „durchherrscht“ - „durchherrschte Gesellschaft“ nach Alf Lütke als „relativ stärker auf Herrschaft bezogene“ Gesellschaft - Spezifik des DDR-Alltags - Synthese

In der Fachdiskussion zur Gesellschaftsgeschichte der DDR<sup>1</sup> gibt es bei der Frage nach ‚dem Ort des Alltags‘ zwei große Richtungen: Das ist zum einen der Begriff der „Nischengesellschaft“ und zum anderen die Rede von der „durchherrschten Gesellschaft“. Hier soll nun nach der Analyse des empirischen Materials geprüft werden: Welcher Ansatz findet sich durch das in dieser Arbeit ausgebreitete Material bestätigt? Welcher hilft das Material zum Wohnen stimmig zu interpretieren?

(1.) Günter Gaus<sup>2</sup>, der langjährige ständige Vertreter der Bundesrepublik Deutschland in Ostberlin prägte den Begriff der „Nische“: Der Alltag in der DDR sei der Sonderbereich einer „Nische“ gewesen. Dazu zählt er in seinem essayistischen Band beispielsweise gelöstes Zusammensein in Schrebergarten oder im häuslichen Bereich mit einer Kultur vieler Witze über das politische System (siehe A.I.2.). Diese Metapher von ‚der Nische‘ oder ‚der Nischengesellschaft‘ hat sich in der Diskussion über die DDR inzwischen verselbstständigt. Etwa im Wörterbuch zur „Sprache in der DDR“ heißt es unter dem Stichwort ‚Nische‘ „... Lebensbereiche, in die der Einfluss von Partei und Staat nicht hineinreichte. ... Diese Nischen waren jedem DDR-Bürger bewusst, sie wurden jedoch allenfalls im vertrauten Kreis benannt.“<sup>3</sup>. Auf einen bestimmten Autor wird nicht mehr Bezug genommen. Vom Leben in den Nischen der DDR-Gesellschaft wird immer dann gesprochen, wenn ein Rückzug in Bereiche gemeint ist, in die der Einfluss der SED nicht hinreichte, - Nischen als Gegenbegriff zur politisierten Öffentlichkeit.

<sup>1</sup> Übersichten etwa Lütke (1998): Die DDR als Geschichte. Zur Geschichtsschreibung über die DDR. Oder Wollé (1997): Herrschaft und Alltag. Die Zeitgeschichtsforschung auf der Suche nach der wahren DDR. Oder Lindenberger (1999): Die Diktatur der Grenzen.

<sup>2</sup> Gaus, Günter: Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung. Hamburg 1983.

<sup>3</sup> Wolf (2000), S. 157.

Auch in anderen Fachdisziplinen<sup>4</sup> wird der Privatbereich in der DDR vielfach als ein mehr oder weniger eigenständiger Sonderbereich betrachtet. So sieht etwa die Politologin Christiane Lemke eine „relative Autonomie“ der politischen Kultur, wie sie im inoffiziellen Bereich der DDR gepflegt wurde. Diese hält sie gegenüber der offiziellen Politik für dominierend und nennt sie deshalb etwas missverständlich „die dominante politische Kultur“.<sup>5</sup> Oder der Sozialpsychologe Gerd Meyer spricht vom „positiven Erbe“ einer „antitotalitären privaten Gegenkultur“ zu DDR-Zeiten.<sup>6</sup> Die Befunde in der Literatur decken sich: *Einheitlich wird der Privatbereich der DDR-Bürger als eigenständiger Lebensbereich betrachtet*. Die Frage dabei ist nur, ob deshalb eine Doppelkultur mit zwei unabhängigen Kulturen bestand. Die Formulierungen von einer „Gegenkultur“ (Meyer) oder einer „relativen Autonomie“ (Lemke) legen dies nahe.

Die Alltagskonstruktion der „zwei Welten“, welche die Gesprächspartner sich aufbauten, um ihr „wirkliches Leben“ jenseits der vielen Vorschriften führen zu können, passt in dieses Bild. Aus der Sicht der Gesprächspartner wäre es also wohl richtig ihren Privatbereich des Wohnens als Nische zu bezeichnen. Hier fühlten sie sich frei, glaubten nach eigenen Maßstäben ihr Leben gestalten zu können; konnten ihren Eigen-Sinn leben, ihrem Leben Sinn verleihen. Hier gab es eine eigene „ehrlichere“ Sprache. Für die Ausgestaltung ihrer Nischen brachten die Reichenbacher Gesprächspartner einen gewaltigen Einsatz: Sie bauten sich Netze informeller Kontakte auf. Damit erwarben sie mit oft hohem Einsatz die benötigten Konsum- und Mangelgüter zur Ausgestaltung ihrer Nischen. So bauten sich die Menschen jenseits des staatlichen Handels eigene Erwerbungswege auf. In den Netzen ihrer informellen Kontakte konnten sie sich auch nach außen abkapseln. Oft handelten sie in den Nischen nach dem Motto „Privat kommt vor Katastrophe.“ Das bedeutete gleichsam, dass alles im Außen weniger wichtig war als die Sicherung der Nische der eigenen Privatheit. In welchem Ausmaß aber der Privatbereich der Gesprächspartner de facto ein Rückzugsort zu DDR-Zeiten war, lässt sich von außen im Nachhinein nicht mehr beurteilen.

In der Eigenwahrnehmung meiner Gesprächspartner allerdings war ihr Leben in der DDR immer eine Einheit. Sie stellten sich - bis auf die Ausnahme von Frau Schön - in der Einheit ihrer Person dar: Sie handelten zwar in „zwei Welten“ und parlierten souverän in den jeweiligen Sprachen, *konnten aber gerade dank dieser Alltagskonstruktion der zwei Welten immer sie selber in der Einheit der Person bleiben*.

---

<sup>4</sup> vergleiche beispielsweise auch Diwald (1995): „Kollektiv“, „Vitamin B“ oder „Nische“? Kollektive Netzwerke in der DDR. Oder in der Familiensoziologie der DDR beschreibt Gysi (1990) für die Achtzigerjahre verstärkt Familie als „Gegenwelt“ zur Gesellschaft.

<sup>5</sup> Lemke (1991): Die Ursachen des Umbruchs 1989. Genauer und kritische Auseinandersetzung in A.I.2.

<sup>6</sup> Meyer (1997): „Zwischen Haben und Sein“. Psychische Aspekte des Transformationsprozesses in postkommunistischen Gesellschaften.

Auch auf der Faktenebene ergab sich ein Zusammenhang: *Das eigen-sinnige Handeln vieler DDR-Bürger in den Nischen des Wohnens und die Herrschaft der SED stützten sich gegenseitig und bedingten sich vielfach.* Einige Kernpunkte dieser dialektischen Verschränkung im Alltag sind etwa: In der Kommunikation: Die Freie Rede in den Nischen funktionierte wie ein Ventil, mit dem die Bürger Dampf und Ärger über die Misshelligkeiten des sozialistischen Staates ablassen konnten, um so dann wieder nach außen hin angepasst sich ins System einfügen zu können. Im sozialen Bereich sicherten sich die DDR-Bürger mit Hilfe ihrer informellen Netze die Versorgung mit den Konsumgütern und Dienstleistungen, die durch die sozialistische Planwirtschaft zu Mangelwaren wurden. Damit stützten sie indirekt diese Wirtschaftsform. Oder im Bereich der Sozialpolitik stützte der Staat die Kleinfamilie durch die sogenannte 'Muttipolitik', in die sich seine Bürger vor ihm zurückgezogen hatten.

Gerade in dieser Verschränkung war der Eigen-Sinn der DDR-Bürger nicht unbedingt ein Widerstand gegen das politische System. Er konnte das sein, war oft aber auch durchaus systemkonform. Ebenso wie die Herrschaft nicht einseitig vom SED-Staat ausgeübt wurde, sondern durchaus auch die Bürger Macht ausübten, wenn sie etwa einfach Kraft der Fakten durchsetzten, dass Westfernsehen in den Achtzigerjahren - entgegen der offiziellen Verbote - stillschweigend toleriert wurde. Die DDR-Bürger nahmen viele Bindungen an das System mit in die Nischen: Gerade das Gefühl umfassender sozialer Sicherheit band die Menschen in der DDR an ihren Staat. Hieran erinnerten sich die Gesprächspartner durchweg wehmütig zurück und bedauerten diesen Verlust schmerzlich. Und gerade diese „heile Welt“ wird vielfach ostaligisch verklärt. Sie war, wie meine Arbeit in vielen Details aufzeigte, gerade in der Abgrenzung vom offiziellen Staat doch durch und durch vom realexistierenden Sozialismus geprägt. Deshalb meine ich, wie auch schon Gaus seinen Begriff verstanden haben wollte: *Der Privatbereich des Wohnens stellte eine Nische im Sozialismus dar.*

Eine derartige Durchdringung von Eigen-Sinn der Bürger und staatlicher Herrschaft erklärt auch die relative innere Stabilität und Dauerhaftigkeit des DDR-Staates. Eine *Doppelkulturtheorie* bestehend aus offizieller Kultur und autonomer Gegenkultur lehne ich aus oben genannten Gründen ab. Damit ließe sich zwar die politische Wende erklären, als ein Sieg der Gegenkultur über die offizielle Kultur. Solch eine Argumentation greift aber zu kurz: Sie bezieht nicht nur die Verschränkung nicht ein, sondern vernachlässigt auch das Zusammenspiel der vielen Faktoren etwa der wirtschaftlichen oder außenpolitischen, die erst den Systemwechsel ermöglichten. In der Rückschau auf ein Jahrzehnt des wiedervereinigten Deutschlands zeigt sich, dass kein bruchloser Anschluss an die demokratischen Aktivitäten einer Gegenkultur in der DDR möglich war. Und gerade im Bereich des Alltags besteht nach wie vor ein Befremden zwischen Ost



und West, das in der Prägung der Nischen und ihrer Bewohner durch die Erfahrungen im real-existierenden Sozialismus begründet ist.

(2.) Nun stellt sich die Frage, ob die aufgezeigte Durchdringung von staatlicher Herrschaft und Eigen-Sinn in den Nischen dann die Rede von „*der durchherrschten Gesellschaft*“ bestätigt. Die DDR-Gesellschaft wird demnach als effektiv durchherrscht begriffen - *von oben bis unten vom Politbüro sozusagen „durchherrscht“*. Ein solches Verständnis liegt auf der Linie neotraditionaler, politikgeschichtlicher Betrachtungsweisen, die nach der politischen Wende 1989/90 besonders nach Kontrolle durch Mächtige, Ausprägung und Ausmaß der Diktatur oder nach der Rolle der Ideologie fragen. Am Alltag ist dabei nur relevant, wie weit er von staatlicher Herrschaft erfasst war. Dem entsprechen die empirischen Befunde dieser Arbeit, dass die staatliche Kontrolle bis in den Wohnalltag meiner Reichenbacher Gesprächspartner reichte. Aber in dieser einseitigen Betrachtungsweise, die sich vor allem auf das Wirken der Staatsorgane - besonders der Staatssicherheit konzentriert, finden die anderen empirischen Befunde von der kleinen Freiheit in den Nischen keinen Platz. Der Alltag als durchherrschter Ort und das Beharren der Interviewpartner auf der eigenen Freiheit scheinen sich zu widersprechen.

Alf Lüdtkke, der den Begriff von der „durchherrschten Gesellschaft“ in die Diskussion<sup>7</sup> einbrachte, verstand ihn aber mehr als Relation, wie er selbst später erläuterte: „Alltage in der DDR zeigten sich *relativ* stärker auf Herrschaft bezogen“ als in westlichen Industriegesellschaften. „Für die DDR ist nicht der Erfolg der Herrschaftsstrategien auffällig, sondern das Ausmaß, in dem auf sie Bezug genommen wurde.“<sup>8</sup> Die oben aufgezeigte charakteristische Durchdringung von staatlicher Herrschaft und Eigen-Sinn in den Nischen der DDR-Bürger entspricht genau dieser Begriffsvorstellung. Lüdtkke fordert, „die Innenseiten“ sozialer Praktiken ins Zentrum zu rücken: „Nicht nur die Ein- und Zugriffe der staatlichen „Organe“ zu betrachten, sondern „die kleinen oder großen face to face-Gesten und -Taten, in denen alle je für sich, aber auch mit anderen ihren Alltag fortwährend neu produzieren“ genauso wichtig zu nehmen.<sup>9</sup> Damit bestimmt auch er den ‘Ort des Alltags’ in der DDR ausgehend von der politischen Herrschaft. Auch diese Betrachtungsweise des Alltags in einer „durchherrschten Gesellschaft“, die auf der Vorstellung von Herrschaft als sozialer Praxis (nach Max Weber) basiert und deshalb auch alltägliches Handeln als bestimmend ansieht, betrachtet den Alltag in der DDR als ein Ergebnis der Diktatur.

---

<sup>7</sup> erstmals Lüdtkke (1994): „Helden der Arbeit“ - Mühen beim Arbeiten. In: Kaelble u. a. (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR, S. 188. Siehe auch Kocka (1994): Eine durchherrschte Gesellschaft. In: Kaelble u. a. (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR, S. 547 - 553. Lindenberger (1999): Die Diktatur der Grenzen. Darin Abschnitt: „Durchherrschung“ und die „Grenzen der Diktatur“, S. 19 - 20.

<sup>8</sup> Lüdtkke (1998): Die DDR als Geschichte. Zur Geschichtsschreibung über die DDR, S. 12.

<sup>9</sup> Lüdtkke (1998): Die DDR als Geschichte, S.12 - 13.

Charakterisiert also der Begriff der „durchherrschten Gesellschaft“ den Reichenbacher Wohnalltag? Dazu gilt es noch einmal abschließend zu prüfen, inwieweit er auf Herrschaft bezogen war. Gleichzeitig geht es dabei um die *Frage nach der Spezifik des DDR-Alltags*. Schon die *Basis der Alltagskonstruktion der „zwei Welten“* ergab sich aus dem politischen System: Die krasse Trennung von privatem und öffentlichem Bereich lässt sich historisch aus dem Totalitätsanspruch des sozialistischen Systems der DDR erklären: Es versuchte, das gesamte Leben der Menschen zu durchdringen. Alles diente „dem Aufbau des Sozialismus“. Nach außen hin zeigte sich die Öffentlichkeit durchpolitisiert. Diesem totalitären Anspruch versuchten sich die Menschen in ihrem Privatbereich soweit als möglich zu entziehen und dort selbst bestimmt ihr Leben zu gestalten. Erst ein Vergleich macht die Spezifik deutlich: Auch in westlichen Gesellschaften trennen die Menschen Privatbereich und Öffentlichkeit. Aber bei einer Grenzüberschreitung drohen nicht wie in der DDR Sanktionen, vielmehr dient der demokratische Staat dem Schutz seiner Bürger, indem er gerade soviel verbietet, wie den einzelnen Bürgern und dem Gemeinwohl schadet. Im Gegensatz dazu versuchte die „Diktatur des Proletariats“ den Bürgern vorzugeben, wie richtig zu handeln sei - bis in persönlichste Bereiche hinein - und dies auch zu überwachen. Ein Rückzug in eine sicher geglaubte Privatheit war hier geradezu notwendig, um der totalen Durchherrschung zu entgehen.

Befragt man das *Interviewmaterial nach dem 'Ort des Alltags'* in der DDR, stößt man auf das Erzählen von dem, was nun nicht mehr ist: Nach den *Erfahrungen der Veränderung* charakterisierten die Gesprächspartner ihren Alltag in der DDR. Einige seien hier noch einmal zusammengefasst. Sie bedauerten als wichtigste Veränderung in ihrem Alltag den Verlust materieller und sozialer Sicherheit und Geborgenheit, die der DDR-Staat mit dem Recht auf Wohnung und Arbeit gewährt hatte: Statt Wohnungsmangel gibt es nun Wohnungsleerstand in Reichenbach. Der Arbeitskräftemangel zu DDR-Zeiten hat sich umgekehrt in hohe Arbeitslosigkeit. Unruhe ist in die frühere sichere Nische der Privatsphäre des Wohnens getreten. Auch die Geborgenheit der Kontakte wankte vielfach, weil die Freunde ebenfalls verunsichert waren. Die veränderte Arbeitswelt fordert mehr Zeit von den Menschen: Wer Arbeit hat, braucht dafür mehr Energie, wer dagegen keine Arbeit hat, fürchtete oft die Zeit im Übermaß. Auch die neuen Reise- und Konsummöglichkeiten fordern ihren zeitlichen Tribut, die privaten Netzwerke mit ihrer „Wärme“ und Unterstützung beim Erwerben sind weniger gefragt. Wiederholt gerieten die Kleinfamilien mit der Wende in eine Krise. Gründe dafür waren etwa, dass das neue System vielfach die mittleren Generationen, die vom Arbeitsleben des Sozialismus geprägt waren, in die Arbeitslosigkeit entließ. Besonders hart waren die Frauen betroffen. Vielfach brachen neue (oder alte) Geschlechterdifferenzen auf. In der DDR war den Gesprächspartnern der Wohnalltag eine kleine selbstgestaltete Welt in berechenbarem Rahmen mit Mitgestaltungsmöglichkei-

ten im lebensweltlichen Bereich. Gerade in der Nachwendezeit erlebten sich die Gesprächspartner häufig dann um so mehr als Spielball der außerhalb ihrer Mitwirkungsmöglichkeiten liegenden Veränderungen. Aber sie schilderten auch neue Wahlmöglichkeiten in Konsum, Hobby und Beruf. Die neue Reisefreiheit eröffnete neue Horizonte.- Insgesamt zeichnete die Mehrheit der Interviewpartner in ihrem Erinnern ein überwiegend harmonisierend-ostalgisches Bild ihres Alltagslebens in der DDR. Kritik an Enge und Beschränktheit der Nischenwelt war kein Erzählthema. Doch selbst diese Weichzeichnung der Erinnerung ist bedingt und bezogen auf die Herrschaftspraxis im DDR-Sozialismus.

Selbst in ihrer Eigenwahrnehmung charakterisierten die Interviewpartner also den Ort ihres Alltags in vielfältigen Bezügen auf das System und seine Herrschaft. Sie bleiben aber weitgehend bei einer harmonisierenden Sicht auf die heile Welt ihrer Nischen. Sie stellen sich als jemanden dar, der trotz Schwierigkeiten sein Leben gemeistert hat. Erst aus einer wissenschaftlichen Außenperspektive wird die dialektische Durchdringung und Bedingtheit von totalitären Strukturen und Alltagskonstruktion in den Nischen deutlich. Besonders eindrücklich hat darauf der ostdeutsche Historiker Stefan Wolle hingewiesen:

„Es hat beides gegeben, die biedermeierliche Gartenzwergidylle des DDR-Alltags und das Repressionssystem. Sie haben aber - auch wenn es vielen so schien oder heute so scheint - nicht unabhängig nebeneinander existiert. Das eine war die Bedingung des anderen. Zwischen dem sauber geharkten Todesstreifen an der Mauer und den gepflegten Vorgärten der Datschenkolonien bestand eine dialektische Einheit der Gegensätze.“ (S. 38)<sup>10</sup>

So sind meiner Meinung nach *die beiden aufgezeigten Thesen kein Widerspruch*. Sie argumentieren nur auf unterschiedlichen Ebenen: Der DDR-Alltag ist sowohl ein Sonderbereich einer Nische der Privatheit als auch Teil des Lebens in einer durchherrschten Gesellschaft. Diese Opposition ergibt sich nur aus den unterschiedlichen Betrachtungsweisen. Die Betrachtung struktureller Momente ergibt, dass Herrschaft und Kontrolle des SED-Staates bis in Wohnung, Familie und Ehen reichte und der Alltag erst durch den Bezug auf Herrschaft definiert war. Dem widersprechen aber die Erfahrungen der meisten „DDR-Normalbürger“. Für sie war ihr Wohnalltag ein Bereich, in dem sie sich relativ frei und selbstbestimmt fühlten. Aber genau das ist ihre Konstruktionsleistung, die meine Arbeit im dinglich-konkreten, sozialen und gedanklichen Bereich aufzeigt. Damit ist auch die Einleitungsfrage beantwortet: *Herrschaft und Eigen-Sinn sind im Wohnalltag durch diese Alltagskonstruktion verknüpft*. Mit ihr schufen sich die DDR-Bürger den Rahmen, in dem sich erst ein Alltag leben lässt.

Die Alltagskonstruktion der zwei Welten ermöglichte es sich nach außen hin im öffentlichen Bereich anzupassen und nach innen hin in den Nischen seinen Eigen-Sinn zu leben. Die

---

<sup>10</sup> Wolle (1997): Herrschaft und Alltag, S. 38.

Doppelung ging aber noch weiter: In jeder Handlung konnten die DDR-Bürger die für sie passende Ebene wählen. So war es gleichzeitig möglich die geforderte Anpassung zu erbringen und doch seine Eigenständigkeit zu bewahren. Das ermöglichte dazuzugehören zur Gesellschaft und doch kritische Distanz zu bewahren. Mit der Alltagskonstruktion der zwei Welten konnte aber auch das eigene Beteiligtsein am Unrechtssystem abgespalten, Unwahrhaftigkeiten des eigenen Lebens verdrängt werden. Das allzu bequeme Arrangement der zwei Welten konnte auch Kritik und echten Widerstand verhindern. Gleichzeitig blieb diese Art der Identitätskonstruktion auch in der Abgrenzung noch an den einen totalitären Staat gebunden. Es war keine offene Identitätskonstruktion, wie sie sich in westlichen Ländern in zunehmend multikulturellen Gesellschaften seit einigen Jahren verstärkt herausbildet, wo eine Person in vielen verschiedenen „Welten“ gleichzeitig leben kann. Unter den einschränkenden Bedingungen der Diktatur war die Alltagskonstruktion der zwei Welten für viele der einzig gangbare Weg, einen Rahmen eigener Identitätsbildung zu schaffen; so war sie eine kreative Leistung, Sich-Selbst doch als Einheit zu konstruieren. Sie konnte aber auch eine Flucht vor der Wirklichkeit oder eine Persönlichkeitsspaltung<sup>11</sup> befördern. So prägte der DDR-Alltag die Menschen bis in die Persönlichkeitsstruktur hinein. Es stellt sich die Frage, was von dieser Doppelung die Menschen behalten haben? Hängt es etwa auch damit zusammen, wenn viele Menschen im Osten die Lösung ihrer Probleme nur von ‘denen da oben’ erwarten und sich dann resigniert zurückziehen oder aus Protest extreme Parteien wählen?

---

<sup>11</sup> vergleiche kritisch die Arbeiten des ostdeutschen Psychotherapeuten Hans-Joachim Maaz

## Epilog

In der Zuspitzung auf die Alltagskonstruktion der zwei Welten mag der DDR-Alltag recht klar und eindeutig erscheinen. Doch dieser Eindruck bleibt nur bestehen, solange man den Alltag allein in Bezug auf den totalitären Staat interpretiert. Die Geschichte der Erfahrungen vom „Wohnen in der DDR“ wie sie in den Erfahrungsgeschichten meiner Gesprächspartner aufscheint, ist vielschichtiger. Deshalb sollten in dieser Arbeit immer wieder die Zwischentöne zum Klingen gebracht werden, um das Wohnen zwischen Altbau und ‘Platte’ zu erfassen. Es war mir wichtig, die Uneindeutigkeiten und subjektiven Einzelstimmen der vielen Alltage stehen zu lassen. Denn erst aus den vielen Teilbildern kann eine typisierte Zusammenschau eines Alltags entstehen. Dazu habe ich eine große Vielfalt von Themen und Perspektiven aufgezeigt.

Fast überall aber könnte und müsste man noch weiter differenzieren und in Einzelstudien genauer nachfragen. So mag etwa der Alltag hier in der zeitlichen Beschränkung auf die Achtzigerjahre als statisch und unhistorisch erscheinen, doch auch Alltag entwickelt sich historisch. Hier liegen *Grenzen* der Oral History Methode. Auch die Einbindung der Einzelnen in ein örtliches und soziales Umfeld oder eine Differenzierung nach Generationen und Geschlechtern wären eigene Themen. Die gewichtige Rolle sozialer Distinktion - entgegen der offiziellen Proklamation sozialer Gleichheit in einer egalitären sozialistischen Gesellschaft und entgegen den Eigenwahrnehmungen der Reichenbacher - fiel mir sehr deutlich auf. Doch als Westdeutsche, welche die DDR selbst nicht erlebt hat, konnte ich im historischen Rückblick nur grundsätzliche Mechanismen dieser Praxis sozialer Differenzierung aufzeigen. Die Feinheiten dieser Sprache blieben mir als Westdeutscher aber verschlossen. Hier liegen Grenzen des Zugangs von Außen.

Besondere *Chancen* aber lagen in der Kombination meiner analytischen Sicht von außen und der Innensicht, wie sie in den Erfahrungsinterviews enthalten ist. So konnte ein Zusammenhang von politisch-kulturellem System und der Identitätskonstruktion der Einzelnen hergestellt werden. Aus der Zusammensicht von Dingen und Erzählen als gleichwertige Quellen ergab sich immer wieder eine Verknüpfung von Sach- und Bewusstseinsforschung. Neben den

vielen Einzelanalysen ist eine holistische Zusammensicht von der Ganzheit Wohnen entstanden. In der Aufbereitung der vielen Zitate habe ich die ihnen eigene Ästhetik des mündlichen Erzählens herausdestilliert. Damit ist ein Geschichten-Lese-Buch entstanden. Jedes Zitat ist für sich offen für weitere Interpretationen und ist für sich ein Ganzes und gleichzeitig Teil eines größeren Ganzen etwa der Erfahrung der einen sprechenden Person oder des Alltags in der DDR. Diese Darstellungsform scheint mir besonders angemessen für den Alltag des Wohnens als eine Zuständlichkeit, die vom Zyklischen, immer Gleichen der alltäglichen Routinen - nicht von Ereignissen - charakterisiert ist. Solcher Blick auf Wohnen als eine Zuständlichkeit ist eine gemeinhin weibliche Perspektive und schon das Thema „Wohnen“ als traditionell von Frauen geprägter Lebensbereich, machen diese Arbeit ohne einen speziellen Genderansatz zu einer Frauenforschung. Die wissenschaftliche Arbeit gestaltete sich als Kommunikationsprozess im Gespräch mit den Menschen und der wiederholten Auseinandersetzung mit ihren Zeugnissen. Dabei konnte ich eine historische Alltagskonstruktion für die Zeit der DDR ableiten, gleichzeitig aber - live dabei - dokumentieren, wie die Alltagskonstruktion im erinnernden Erzählen weiterentwickelt wurde. Ich wünsche mir, dass diese Arbeit ein hilfreiches Instrument im Prozess kritischen Erinnerns an die DDR werden möge. Der Sinn solcher Arbeit liegt im Erinnern selbst, wie die amerikanische Traumaforscherin Lenore Terr formulierte: „Wir sind unsere Erinnerungen.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Terr (1995): Schreckliches Vergessen. Heilsames Erinnern. Traumatische Erfahrungen drängen ans Licht, S. 327.

## Anhang I

### Zeitungsaufruf zur Interviewbeteiligung

**Münchner Studentin  
forscht in Reichenbach**  
Volkskundlerin schreibt Doktorarbeit über Wohnen

REICHENBACH (red). Eine Münchner Studentin der Volkskunde forscht derzeit in Reichenbach. Sie beschäftigt sich mit dem Thema Wohnen. An diesem Beispiel will sie alltägliches Leben unter den Bedingungen des Sozialismus und seine Wandlungen mit der Wende erkunden. Darüber schreibt sie eine Doktorarbeit.

An die Lokalredaktion der „Freien Presse“ trat Margret Meggle mit der Bitte um Unterstützung heran. Als Volkskundlerin beschäftigt sie sich mit dem Alltagsleben. Sie möchte das Wohnen erforschen, als einen wichtigen Teil des Lebens, der alle Menschen direkt betrifft: Wie sah der Wohnalltag zu DDR-Zeiten aus und was hat sich mit der Wende an den konkreten Lebensbedingungen geändert? Sie sagt: Viele Menschen aus dem Westteil Deutschlands können sich gar nicht vorstellen, wie das normale tägliche Leben im anderen Teil Deutschlands aussah. Mit ihrer Arbeit möchte sie mithelfen, sich gegenseitig besser zu verstehen.

Dabei ist die Vielfalt interessant: Wie wohnen alte und junge Menschen, reiche und arme, Männer und Frauen, im Neubaugebiet oder im Altbau? Alle Daten werden anonym behandelt. Es werden also keine Namen oder genaue Ortsangaben verwendet.

Die Redaktion gibt die Bitte um Unterstützung der jungen Wissenschaftlerin an unsere Leser weiter: „Ich suche Personen, die zu einem etwa zweistündigen Gespräch bereit sind. Jeder ist Experte in Sachen Wohnen. Wer hat Fotos von seiner/einer Wohnung oder sonstige Materialien zu diesem Thema, zum Beispiel Tagebuchnotizen oder Memoiren? Alles wird anonym behandelt. Auch kleine Notizen können helfen. Bitte melden sie sich bei mir. Vielen Dank für Ihre Unterstützung.“

Die Adresse: Margret Meggle, M. A., Türkenstraße 101, 80799 München, Tel. 089/38380155. Interessierte können sich auch an die Redaktion wenden. Margret Meggle ist noch bis Freitag in Reichenbach.

LRC04

Abbildung 35: Aufruf zur Interviewbeteiligung in der Freien Presse, Mittwoch 5.4.1995, Rubrik Reichenbacher Zeitung

## Anhang II

### Soziogramm der Interviewpartner

**Nr.** = laufende Nummer des Interviews

Die Interviews sind chronologisch durchnummeriert. Mit diesen Nummern sind sie im Text zitiert. Wenn mit einer Person zwei Interviews geführt wurden, erscheinen die Angaben zu dieser Person in der Tabelle nur unter einer Nummer.

**Name** = im Text verwendeter fiktiver Name der Gesprächspartner

**Typ** = Gesprächstyp: **B** = biographisches Interview

**I** = Interview nach Frageleitfaden

**E** = Expertengespräch

**Z** = Zweitgespräch

Dokumentationsform: **F** = mit nachfolgender Fotodokumentation

**Ges.** = Geschlecht: **w** = weiblich, **m** = männlich

**Alter**

**Familienst.** = Familienstand: verheiratet,

ledig,

geschieden oder dauernd getrennt lebend,

verwitwet.

**Beruf** = ausgeübte Berufe des Hauptgesprächspartners in Eigenbezeichnung,  
letzter Beruf des Lebenspartners

**Wohndauer** = Wohnung ist bewohnt seit dem Jahr

**Berufsst.** = aktueller Lebens- oder Berufsstand:

Rentner/-in,

arbeitslos,

ABM = beschäftigt in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme

voll berufstätig,

teilzeit berufstätig

selbständig

**Haushaltsgr.(öÙe)** = Anzahl der Haushaltsmitglieder,

**Erw.** = Erwachsene,

**K.** = Kind/-er



**Einkommen** = monatliches Netto-Einkommen zum Interviewzeitpunkt in Summe aller Haushaltmitglieder:

- 1: 0 - 700 DM
- 2: 700 - 1000 DM
- 3: 1000 - 1500 DM
- 4: 1500 - 2000 DM
- 5: 2000 - 2500 DM
- 6: 2500 - 3000 DM
- 7: 3000 - 3500 DM
- 8: 3500 - 4000 DM
- 9: 4000 - 5000 DM
- 10: 5000 - 6000 DM
- 11: 6000 - 7000 DM
- 12: 7000 - 8000 DM
- 13: 8000 - 9000 DM
- 14: 9000 - mehr

**Gebäudetyp**: Altbau = vor 1945 erbaut, Platte, Einzelhaus = freistehendes Haus, Reihenhaus, Mietshaus = Mehrfamilienwohnhaus (Mehrere Angaben sind möglich.)

**Besitzform**: Miete (privat oder AWG= Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft, sonst öffentlich) oder Eigentum

**Sanitär** = Sanitärausstattung der Wohnung,

IWC = Innen-Wasserklosett,

PC = Plumpsklosett,

auf halber Höhe = im Stiegenhaus außerhalb der Wohnung

Bad

**Sinus-Milieu** = Sozial- und Lebensstilmilieus nach Sinus (siehe Literaturliste)

- 1. bürgerlich-humanistisches Milieu
- 2. rationalistisch-technokratisches Milieu
- 3. kleinbürgerlich-materialistisches Milieu
- 4. traditionsverwurzeltes Arbeiter- und Bauernmilieu
- 5. traditionsloses Arbeitermilieu
- 6. hedonistisches Arbeitermilieu
- 7. status- und karriereorientiertes Milieu
- 8. subkulturelles Milieu
- 9. linksintellektuell-alternatives Milieu

- = es liegen keine Angaben vor.

Durch fehlende Angaben schwankt die Anzahl der Fälle von Spalte zu Spalte.

Die Angaben in der Tabelle wurden im Laufe der Wohninterviews erhoben.

Die Angaben beziehen sich auf die zum Zeitpunkt des Interviews bewohnte Wohnung. Wenn seit der Wende ein Umzug erfolgte, ist dies vermerkt.

Die Angaben in der Tabelle sind streng beschreibend. Sie spiegeln die individuellen Aussagen der narrativen Interviews. Auf eine Vereinheitlichung der Daten wurde verzichtet, insofern sie einen Informationsverlust bedeutet hätte. Die Vergleichbarkeit der einzelnen Daten ist deshalb von Angabe zu Angabe jeweils einzeln abzuwägen.

| Nr.   | Name                      | Typ     | Ges.    | Alter                       | Familienstand                | Beruf   | Wohndauer                           | Berufsst.   | Haushaltgr.           | Einkommen in DM | Gebäudetyp                                      | Besitzform                                   | Sanitär                     | Sinus-Milieu |
|-------|---------------------------|---------|---------|-----------------------------|------------------------------|---|-------------------------------------|---|-----------------------|-----------------|---|--|-----------------------------|--------------|
| 1     | Dr. Ingeborg Hochmuth     | B       | W       | 72                          | ledig                        | Dolmetscherin während des Krieges, dann Lehrerin für Deutsch und Englisch an der EOS  | 1945                                | Rentnerin   | 1 Erw.                | -               | Altbau: Mietshaus                               | Miete  | -                           | 1            |
| 2     | Herr S.                   | B       | m       | um die 60                   | verheiratet                  | evangelischer Planer  | seit vielen Jahren                  | voll berufstätig  | 3 Erw.?               | -               | Altbau: Einzelhaus mit Garten                   | Dienstwohnung                                | -                           | 1            |
| 4     | Herr und Frau Hahn        | B       | m/w     | er: 67<br>sie: 66           | verheiratet                  | er: Dreher, bei Wismut, bei Vogtländ, Aufzugsbau<br>Metallfacharbeiter, sie: Verkäuferin, Heimarbeit, Buchhalterin                            | ihr Elternhaus, gemeinsam seit 1949 | Rentner, Rentnerin  | 2 Erw.                | -               | Altbau / Einzelhaus mit Garten                  | Eigentum                                     | -                           | 4            |
| 5     | Familie Schäfer           | I / F   | m / w/w | er: 45<br>sie: 42<br>K.: 18 | verheiratet                  | er: Physiker in der Entwicklung, EDV-Beauftragter<br>sie: Chemikerin in Farbenfabrik Tochter, Abitumentin                                     | 1977                                | beide voll berufstätig                                      | 2 Erw., 2 K.          | -               | Altbau / Mietshaus                              | Eigentum: davon eine Wohnung in Eigennutzung | Bad, IWC                    | 2            |
| 6     | Frau S. mit Mitarbeiterin | I / (E) | w/w     | 37                          | verheiratet /<br>verheiratet | sie: Öffentlichkeitsarbeit, Museumsleiterin; Ihr Gatte: Wissenschaftler, Mitarbeiterin: sie bei Verlag Bild und Heimat                        | 1988 / Ende 1970er                  | voll berufstätig auch ihr Gatte / arbeitslos auch ihr Gatte | 2 Erw., 1 K. / 2 Erw. | -               | Platte, Eigenheim im Bau / Eigenheim Einzelhaus | Miete / Eigentum                             | Bad / Bad                   | 7 / -        |
| 7     | Frau Moll                 | I / F   | w       | Mitte 60                    | ledig                        | Leitung einer Schwesternstation, dann Sozialstation   | 1951                                | Rentnerin   | 1 Erw.                | -               | Altbau / Mietshaus                              | Miete  | Bad, PC auf halber Höhe     | 1            |
| 8     | Anja Albert               | E       | w       | -                           | -                            | Leiterin Sozialamt RC   | -                                   | -   | -                     | -               | -   | -  | -                           | -            |
| 9     | Frau Hansen und Freundin  | I / F   | w       | 74                          | verwitwet /<br>verwitwet     | Hauptbuchhalterin in leitender Stellung   | 1987                                | Rentnerin / Rentnerin                                       | 1 Erw. / 1 Erw.       | 1500 - 2000     | Platte  | Miete  | Bad, IWC                    | 3 / 3        |
| 10    | Herr Winkler              | I / F   | m       | 48                          | verheiratet                  | KFZ-Mechaniker, Helfer in Steuersachen  | 1978                                | arbeitslos und selbständig, Gattin: arbeitslos              | 2 Erw., 3 K.          | 2000 - 2500     | Einzelhaus mit Garten                           | Eigentum                                     | Bad, IWC                    | 3            |
| 11/26 | Frau Maier                | I / F   | w       | 51                          | verheiratet                  | Ingenieurin Maschinenbau, Ltg. Finanzökonomie, div. Umschulungen; Gatte: Volkspolizist, Schreiner   | 1983                                | arbeitslos, Gatte: voll berufstätig                         | 2 Erw.                | 2000 - 2500     | Altbau: Reihenhaushaus                          | Eigentum                                     | schlechtes Bad, PC über Hof | 3            |
| 12    | Günther Kirchner          | E       | m       | 63                          | verheiratet                  | Spengler, u.a. Bauleiter VEB-Gebäudewirtschaft und Wohnungsgesellschaft RC  | -                                   | -   | -                     | -               | -   | -  | -                           | -            |
| 13/25 | Frau Müller               | I       | w       | -                           | verheiratet                  | Lehrerin für Biologie und Chemie POS, Bearbeiter für Sozialwesen, Redakteurin bei Bild und Heimat, Umschulung Umweltschutz; Gatte: Technologe | 1981                                | arbeitslos / ABM, Gatte: voll berufstätig                   | 2 Erw., 2 K.          | -               | Platte  | Miete: AWG                                   | Bad, IWC                    | 3            |
| 14    | Frau Ludwig               | I / F   | w       | 39                          | ledig                        | Facharbeiter für Textiltechnik, Staplerfahrerin, Testfahrerin   | 1987                                | voll berufstätig in der Probezeit                           | 1 Erw., 2 K.          | 1500 - 2500     | Altbau / Mietshaus                              | Miete  | Dusche in der Küche, IWC    | 4            |
| 15    | Frau Schüssler            | I / F   | w       | 38                          | verheiratet                  | Rechtsabteilung Post, Materialbeschaffung, Verkäuferin im Außendienst, Gatte: Betriebsleiter, ABM-Koordinator                                 | 1978                                | selbständig   | 2 Erw., 2 K.          | 2000 - 3000     | Altbau: freistehend, mit mehreren Parteien      | Miete  | WC und Bad im Flur          | 7            |
| 16    | Herr Kayser               | E       | m       | -                           | -                            | Geschäftsführer der Wohnungsgesellschaft RC mbH   | -                                   | -   | -                     | -               | -   | -  | -                           | -            |
| 17    | Frau Hirmer               | I / F   | w       | 51                          | verwitwet                    | Industrieaufmann, Mitarbeiter im Elektrobetrieb ihres Mannes, Sekretärin  | 1985                                | arbeitslos  | 1 Erw.                | 1000 - 1500     | Altbau: Mietshaus                               | Miete  | IWC, Dusche, kein Bad       | 3            |
| 18    | Frau Hess                 | I       | w       | 50                          | verheiratet, getrennt lebend | Staatsapparatur, Fachdirektor Ökonomie, Leiterin eines Möbelhauses; Gatte: Dieselfahrzeugschlosser bei Bahn                                   | 1993                                | voll berufstätig als leitende Angestellte                   | 1 Erw.                | 2500 - 3000     | Platte saniert                                  | Eigentumswohnung                             | Bad, IWC                    | 7            |
| 19    | Frau Winter               | I       | w       | 43                          | verheiratet                  | Ingenieur Textiltechnik, Meisterin am Band, ABM Hauskoordination; Gatte: angestellter Handwerker  | 1980                                | ABM   | 3 Erw.                | 2500 - 3000     | Altbau: Mietshaus                               | Miete von privat                             | Bad, IWC                    | 3            |
| 20    | Frau Schmidt              | I / F   | w       | 41                          | geschieden                   | Kellnerin, Büroitätigkeit, Geschäftsführerin eines Verbandes  | nach 1990?                          | voll berufstätig  | 1 Erw., 1 K.          | 2000 - 2500     | Platte: saniert                                 | Eigentumswohnung                             | Bad, IWC                    | 6            |

| Nr.  | Name                  | Typ   | Ges. | Alter             | Familienstand                                    | Beruf   | Wohndauer                 | Berufsst.                                | Haushaltsgr.           | Einkommen in DM              | Gebäudetyp   | Besitzform                              | Sanitär                    | Sinus-Milieu |
|------|-----------------------|-------|------|-------------------|--|---|---------------------------|--|------------------------|------------------------------|--|---|----------------------------|--------------|
| 21   | Frau Huber            | I/F   | w    | 42                | geschieden, in nichtehelicher Lebensgemeinschaft | Sekretärin, Rechnungsabteilung, Direktionssekretärin, Verbandsmitarbeiterin   | 1994                      | voll berufstätig                         | 2 Erw.                 | 3000 - 3500                  | Altbau: saniert  | Miete von privat                        | Bad, IWC                   | 3            |
| 22   | Herr und Frau Bauer   | I/F   | m/w  | er: 32<br>sie: 30 | verheiratet                                      | er: Elektriker bei der Wismut, Elektroingenieur; sie: Meisterin am Band, Ingenieur für Bekleidungstechnik, z.Zt. in Umschulung zur EU-Fachreferentin          | 1985                      | er: voll berufstätig, sie: in Umschulung | 2 Erw., 1 K.           | 2500- 3000                   | Altbau: Einzelholzhaus mit Garten                      | Eigentum                                | WC, Bad im Umbau           | 3            |
| 23   | Frau Langer           | I     | w    | 39                | geschieden, nichteheliche Lebensgemeinschaft     | Pferdewirtin, Erzieherin in Lehrlingswohnheim, Verbandsgeschäftsführerin  | 1995                      | voll berufstätig                         | 2 Erw., 1 K.           | 4000 - 5000                  | neugebautes Einzelhaus                                 | Eigentum                                | Bad, IWC                   | 2            |
| 24/3 | Frau Schön            | I/F   | w    | 38                | geschieden                                       | Facharbeiter Bibliothek, wiss. Mitarbeiterin eines Politikers   | 1990                      | teilzeit berufstätig angestellt,         | 1 Erw., 2 K.           | 3000 - 3500                  | Altbau: Mietshaus, renoviert                           | Familienneige Eigentum                  | Bad, IWC                   | 11           |
| 27   | Herr Tröger           | I/F   | m    | 59                | verheiratet                                      | Drogist, selbständiger Einzelhändler  | 1971                      | geringfügig beschäftigt/ Frührentner     | 2 Erw.                 | 2000 - 2500                  | Altbau: Einzelhaus- Villa, aber von 2 Familien bewohnt | Eigentum                                | Bad, IWC                   | 3            |
| 28   | Herr und Frau Neuber. | I/F   | m/w  | um die 70         | verheiratet                                      | er: Lehrer an der POS, Betriebssekretiker; sie: Schneiderin, Näherin am Band  | 1945                      | Rentner                                  | 2 Erw.                 |                              | Altbau: Mietshaus                                      | Miete von privat                        | Bad, IWC                   | 3            |
| 29   | Herr H.               | I     | m    | 55                | verheiratet                                      | Berufskraftfahrer; technischer Mitarbeiter im Schulverwaltungsam; Gattin: Kindergärtnerin   | 1970                      | voll berufstätig                         | 2 Erw.                 | 4000 - 5000                  | Platte von 1970  | Miete                                   | Bad, IWC                   | 3            |
| 30   | Frau Kurz             | I     | w    | 42                | verwitwet, nichteheliche Lebensgemeinschaft      | LPG, Verkäuferin  | 1979                      | arbeitslos; Partner: arbeitslos          | 3 Erw.                 | 3000 - 3500                  | Altbau   | Miete                                   | PC im Gang, nur Dusche     | 4            |
| 31   | Herr Greipl           | I/F   | m    | 38                | geschieden                                       | Weberivorbereiter, in Galvanisierungswerk, Fahrer, Umschulung zum Elektriker  | 1992, wuchs aber dort auf | voll berufstätig ?                       | 1 Erw., 2 K.           | 2500 - 3000                  | Altbau: Baracke  | Miete                                   | PC, kein Bad               | 5            |
| 32   | Vater und Sohn L.     | E/I/F | m/m  | V: 65<br>S: 35    | V: verheiratet<br>S: ledig                       | V: Werbeleiter, selbständiger Schreinermeister, Gattin: selbständige Einzelhändlerin<br>S: Diplom-Designer, selbständiger Innenarchitekt und Schreinermeister | -                         | beide selbständig                        | V: 3 Erw.<br>S: 1 Erw. | V: 1000-1500<br>S: 1000-1500 | Altbau: Zweifamilienhaus, saniert                      | V: Eigentum<br>S: Wohnung im Elternhaus | V: IWC,<br>Bad S: IWC, Bad | 2/17         |
| 33   | Frau Sonja Markhardt  | E     | w    | -                 | -  | seit Jahrzehnten Sachbearbeiterin im Wohnungsam   | -                         | -  | -                      | -                            | -  | -                                       | -                          | -            |
| 34   | Herr Schneider        | E     | m    | -                 | -  | Baufaustisch Industriebau, nun: Leiter des Bauamt   | -                         | -  | -                      | -                            | -  | -                                       | -                          | -            |

Zusammenfassung (34 Interviews mit 39 Gesprächspartnern)

| Typ  | Ges.   | Alter  | Familienstand  | Wohndauer  | Berufsst.   | Haushaltsgr.  | Einkommen  | Gebäudetyp  | Besitzform  | Sanitär  | Sinus-Milieu  |
|------|--------|--------|--|--|---|---|--|---|---|--|---|
| 23 I | 24w 5m | Ø 49,5 | von 30 Personen: 4 ledig, 19 verheiratet - davon 4 befragte Ehepaare, 4 geschieden oder getrennt lebend, 3 mit neuen Partnern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften | von 24 Angaben: 19 schon vor der Wende länger in der aktuellen Whg., davon 4 seit Ende 1980er davon 3 Neubaugebiet West 5 nach der Wende umgezogen davon 2 in sanierten Altbau - 2 in sanierte Platte - 1 in Eigenheimneubau | von 38 Personen (ohne Gatten): 20 vollberufstätig, 9 Rentner, 8 arbeitslos, ABM und in Umschulung, 1 Schülerin. | von 28 Haushalten: 8 Singlehaushalte, 10 mehrere Erw. als nacheinander. Gefährten, 7 vollst. Familien, 3 Alleinerziehende | von 19 Angaben: 1000-1500: 3x, 1500-2000: 2x, 2000-2500: 6x, 2500-3000: 3x, 3000-3500: 3x, 3500-4000: -, 4000-5000: 2x | von 29 Haushalten: 12 in Altbauten, 7 in Platte, 2 in Eigenheimen | von 29 Haushalten: 12 Eigentümergebiet, 17 Mieter | von 26 Haushalten: 18 mit Bad und IWC, 8 nur mit PC, oder nur mit Dusche | von 27 Haushalten: 1: 4x, 2: 3x, 3: 11x, 4: 3x, 5: 1x, 6: 1x, 7: 4x |

## Anhang III

# Interviewleitfaden zum "Wohnen im Sozialismus"

### 0 Vorbemerkungen

a) Die folgenden Fragen sind nur als Anhaltspunkte für halbstandardisierte Interviews gedacht. Die Steuerung des Gesprächs soll so weit als möglich dem Gesprächspartner überlassen bleiben. Nicht jede Frage wird in jedem Interview vorkommen, nur die einzelnen Oberbereiche sollen abgedeckt werden. Die in den aufgelisteten Fragen enthaltenen Wiederholungen sollen im Interview wegfallen. Die Formulierung richtet sich jeweils nach dem Standpunkt und dem Bildungsgrad des Befragten.

Das Gespräch sollte in der Wohnung des Befragten stattfinden. Dauer voraussichtlich: 2 bis 3 Stunden, eventuell mehrmaliger Besuch

b) Ergänzt wird das Interview durch einen Fragebogen zu den Personendaten, jeweils ein Gesprächsprotokoll und eine Wohnungsbeschreibung durch die Interviewerin.

c) Sample: Angestrebt wird eine breite soziale und altersmäßige Streuung. Aus jedem Stadtteil/Viertel/Quartier sollte mindestens ein Gesprächspartner kommen. Die Interviewpartner sollten die DDR - Zeit noch bewusst miterlebt haben, also mindestens 25 Jahre alt sein und vorwiegend in Reichenbach gelebt haben.

Einige Wohnungen sollen in Fotos dokumentiert werden.

d) Vorannahmen und Denkrichtungen, die u.a. in die Art der Fragen eingegangen sind, aber nach Möglichkeit im Gespräch wegfallen sollten:

- Ich gehe von einer Dichotomie Wohnung und Arbeitsort aus.
- Ich habe beim Begriff ‚Wohnung‘, gemäß meinen eigenen Erfahrungen, eine relativ statische Vorstellung: Es gibt die eine Wohnung, die auch über längere Zeit die Hauptwohnung ist/war.
- Ich gehe von einem Konzept: früher - heute, vor und nach der "Wende", aus.

### A Vorstellung

Guten Tag. Es ist freundlich von Ihnen, dass Sie sich zu einem Gespräch bereit erklärt haben.

- Projekt: Es geht um eine Promotion im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie an der Ludwigs-Maximilians-Universität in München. Das Thema ist das Alltagsleben in der DDR und die Wandlungen bis heute am Beispiel des Wohnens. Viele Menschen aus dem Westteil Deutschlands können sich nicht recht vorstellen, wie das ganz normale tägliche Leben im anderen Teil Deutschlands aussah. Diese Arbeit soll ein Stück weit helfen, sich gegenseitig besser zu verstehen. Schuldfragen spielen dabei keine Rolle.

- Person: Darf ich mich kurz vorstellen: Ich heiße Margret Meggle. Ich selbst komme aus Bayern und kenne die DDR kaum aus eigenem Miterleben. Sie sind also immer der Fachmann.

- Bedingungen: Wenn Sie wünschen, werde ich unser Gespräch anonym behandeln. Das bedeutet, dass in meiner Arbeit später nur Decknamen vorkommen und keine genauen Adressen. Außerdem werde ich keine Namen in Verbindung mit irgendwelchen Informationen gegenüber Dritten gebrauchen.

Weil ich nicht so schnell mitschreiben kann, möchte ich Sie fragen, ob ich unser Gespräch aufnehmen darf, damit ich besser zuhören kann. Wenn Sie es wünschen, sagen Sie am Ende des Gesprächs, dass ich das Band wieder löschen soll.

### **B Begriffs- und Vorstellungsbild**

1. Was fällt Ihnen spontan zum Stichwort `Wohnung`/ `wohnen`/ `meine Wohnung` ein?

2. Gibt es dazu Gegensatzbegriffe?

Was schließt Wohnen aus?

*Eventuell Hierarchien*: Was ist wichtiger als die Wohnung, weniger wichtig?

*Wenn nun die Begriffe* `Arbeit`, `draußen` o.a. kommen, hier weiterfragen.

3. Was bedeutet für Sie `zu Hause` sein?

Wo fühlen Sie sich zu Hause?

Worauf freuen Sie sich, wenn Sie nach Hause kommen: jeden Tag oder aus dem Urlaub?

Gibt es etwas in Ihrer Umgebung, aus dem Sie gerne entfliehen möchten/ bei dem es Ihnen recht ist, wenn es im Urlaub nicht da ist?

### **C Die jetzige Wohnung**

1. Könnten Sie bitte Ihre Wohnung einmal beschreiben, als ob ich sie noch nie gesehen hätte!

2. Aus welchen Räumen besteht Ihre Wohnung?

Gehört auch ein Garten oder eine Datsche dazu?

3. Wo in Ihrer Wohnung fühlen Sie sich am meisten `zu Hause/beheimatet`? Warum gerade dort?

4. Erstreben Sie einen bestimmten Stil oder eine bestimmte Atmosphäre?

5. Seit wann wohnen Sie in dieser Wohnung?

Warum gerade in dieser?

Nach welchen Kriterien haben Sie sie sich ausgesucht?

### **D Präferenzobjekte**

- *betrifft jeweils die physische und affektive Seite* -

1. Welche Gegenstände in Ihrem Heim sind für Sie `besonders`/etwas Besonderes/besonders wichtig/ geliebtestes Ding/ von Bedeutung?

Was?

In welchem Raum?

Warum?

Wann und wie haben Sie diese Dinge erworben?

2. Wenn es brennen würde, welche Objekte würden Sie retten? Warum?

Welche Dinge hätten Sie bei einer Ausreise mit in die BRD genommen?

3. Gibt es irgendwelche Objekte in ihrem Leben, die einmal etwas Besonderes für Sie waren, die Sie jetzt nicht mehr besitzen? Warum?

die diesen Stellenwert heute verloren haben? Warum?

4. Was sind Ihrer Ansicht nach die wichtigsten Präferenzobjekte Ihrer Eltern?

Ihrer anderen Familienmitglieder?/Ihrer Mitbewohner?

5. Welche Ihrer Präferenzobjekte möchten Sie einmal weitervererben?

Wem?

Warum?

6. Welches sind Ihre persönlichsten Dinge?

7. Könnten Sie sich vorstellen in einer Wohngemeinschaft zu leben, wo alles allen gehört?  
(Stichwort Kommunismus)

### **E Orte**

1. Was ist Ihr Lieblingsplatz in Ihrem Heim?  
Warum?  
Wie sieht er aus?
2. Was sind die Lieblingsorte Ihrer Familienmitglieder/Mitbewohner?
3. An welchem Ort können Sie sich am besten erholen?
4. Wo können Sie am besten kreativ tätig werden?
5. Gibt es Plätze in Ihrer Wohnung, die Sie als Orte der Arbeit einstufen?  
Als Orte der Freizeit?

### **F Wende - Renovieren**

1. Hat sich seit der Wende an Ihrer Wohnsituation etwas geändert? Z.B. Umzüge, Renovieren, Eigentumsverhältnisse -- Folgen
2. Haben Sie nach/mit der Wende Dinge weggeworfen?  
Welche?  
Warum?  
Gab es Dinge, die Sie nach der Wende nun kaufen konnten, über die Sie sich besonders freuen? Warum?  
Haben Sie Neuanschaffungen getätigt?  
Welche?  
Warum?
3. a) Eigenrenovierungen  
Möchten Sie Ihre Wohnung renovieren?  
Wie bewerkstelligen Sie das Renovieren?  
Haben Sie es selbst gemacht? Handwerker?  
Warum?  
Was wollten Sie bewusst beibehalten? Warum?  
b) Renovierung durch den Hausbesitzer  
Wurde Ihre Wohnung renoviert? Warum ja/nein?  
Soz. Folgen?  
Zu welchem Zeitpunkt?  
Durch wen (neue Besitzer)?  
c) Wo wird/wurde seit der Wende in Reichenbach saniert/renoviert? Wo/Was nicht?  
In welcher Reihenfolge wird renoviert? Warum?
4. Wie sieht Ihre Traum-Wohnung / Ihr Traumhaus aus?
5. Hat sich im Allgemeinen mit der Wende für Sie etwas geändert?  
Wenn, ja: Waren das positive oder negative Erfahrungen?  
Welche?  
Warum?

### **G Wohnen in der DDR**

1. Haben Sie typische DDR-Dinge aufbewahrt?  
Welche? Warum? Was ist daran nach Ihrer Meinung typisch?  
Haben Sie auch solche Sachen weggeworfen? Warum?  
Welche dieser Dinge möchten Sie auch in Zukunft aufbewahren? Warum?
2. Wie sah zu DDR-Zeiten das "Recht auf Wohnen" in Ihrem konkreten Fall aus?  
Was halten Sie davon?  
Wie bekamen Sie ihre Wohnung?  
Waren dazu Beziehungen nötig?
3. Wie war die Wohnungssituation in Reichenbach?

4. (*Formulierung je nach Einstellung des Befragten*) Wonach richtete sich die Zuteilung einer Wohnung? (Parteinähe)
5. Wo kaufte man zu DDR-Zeiten Dinge für die Wohnung/Installation/Einrichtungs- und Haushaltsgegenstände?  
Wie hat sich das seit der Wende geändert?
6. Waren Sie auch von der Mangelversorgung mit verschiedenen Dingen betroffen?  
Welche Dinge waren besonders schwierig zu bekommen?  
Wie haben Sie solche Probleme gelöst?  
Können Sie diese Fähigkeiten jetzt auch noch einsetzen?
7. Gab es in Ihrem Haus ein Hausbuch?  
Wer führte es?/ Wer war der zuständige ABV (=Abschnittsbevollmächtigter)?  
Wie ist Ihr Verhältnis zu ihm heute?  
Was wurde kontrolliert?  
Konnte man das umgehen?  
Gab es auch Kontrollen des Fernsehen?  
Welche Erfahrungen haben Sie mit Kontrollen gemacht?
8. Hatten Sie Westkontakt? Welcher Art?  
Wurden Briefe kontrolliert/ sind welche verschwunden?  
Hatten Sie auch Westbesuch?  
In welchem Umfang?  
Hatten Sie auch Dinge aus dem Westen?  
Welche?  
Aus welcher Quelle?  
Mussten Sie/man diese/solche Dinge verstecken?  
Welche Gegenstände waren besonders begehrt?  
Gab es etwas, das Sie besonders wünschten?  
Wie gingen Sie mit Westprodukten um? Wurden sie etwa besonders geschont, versteckt/hergezeigt?
9. Wurde der Wohnbereich zu DDR-Zeiten kontrolliert? Z.B. durch Wanzen?  
Trafen Sie gegen so etwas Vorsichtsmaßnahmen? Welche?
10. Wen hätten Sie nicht in Ihre Wohnung gelassen?  
Warum?
11. Was waren allgemein die Kriterien für Vertrauenswürdigkeit?  
Konnten sie Stasi-Mitarbeiter erkennen? Woran?

### **H Verschlussen - Geöffnet**

1. Wer hatte den Schlüssel zu Ihrer Wohnung?  
Hat sich da was geändert seit der Wende?  
Sperren Sie immer zu?
2. Wurden Sie schon einmal bestohlen?  
Haben Sie Angst bestohlen zu werden?  
Trafen und treffen Sie Vorkehrungen gegen Diebstahl?
3. Gab es jemanden, den Sie zu DDR-Zeiten nicht in Ihre Wohnung gelassen hätten?  
Und heute?
4. Kennen Sie Wohnungen anderer, z.B. Ihrer Freunde, Nachbarn?  
Ist Ihnen dabei aufgefallen, dass sie in bestimmten Punkten andere Wohngewohnheiten haben?  
Welche?  
Haben Ihre Freunde einen ähnlichen Einrichtungsstil wie Sie? In welcher Hinsicht abweichend?  
Interessieren Sie die Wohngewohnheiten Ihrer Mitmenschen? Warum?
5. Haben Sie zu DDR-Zeiten in Ihrer Wohnung Besuch empfangen?  
Und danach?
6. Gibt es in Ihrer Wohnung etwas, auf das Sie stolz sind, das Sie herzeigen möchten?

Warum?

Was?

7. Gibt es etwas, das Sie vor Fremden verstecken würden?

Was? Warum?

Gibt es einen Ort, wo Sie niemanden hinführen würden?

Welchen? Warum?

### **I Wohnung als Kontaktraum**

1. Wer lebt mit Ihnen in Ihrer Wohnung zusammen? (WG, Familienmitglieder, Untermieter o.ä.)

Warum?

Seit wie lange?

2. Welche Räume / Plätze benutzen Sie gemeinsam?

Zu welchen Zeiten sind Sie zusammen?

Was tun Sie gemeinsam?

Hat sich da seit der Wende etwas geändert?

3. Haben alle Mitbewohner/Familienmitglieder dabei die gleichen Vorstellungen?

Haben alle Mitbewohner den gleichen Wohnstil?

Gibt es Konflikte? (Beispiele: bei mir zu Hause: Die Kinder meinen, die Wohnung sei zu voll, Ich habe früher sehr ungern abgespült., mein unordentlicher Bruder, Paradekissen mit oder ohne Schlag, Fernsehen während des Abendessens)

4. Wie wünschen Sie sich gemeinsames Wohnen?

Wie sollte das Familienleben aussehen?

Haben Sie typische "Familienrituale" oder Familientraditionen? Das können auch ganz kleine Sachen sein, wie z.B. gemeinsames Händeschütteln vor dem Essen, Geburtstagsteller, Kleiderwechsel beim Nachhausekommen, tägliches Putzen, o.a.

Haben Sie aus Ihrer elterlichen Familie etwas übernommen?

5. Wer kommt außer den Mitbewohnern/Familienmitgliedern in Ihre Wohnung? (Kollegen, Postbote, Versicherungsberater, Freunde, Freunde der Kinder)

Gab es jemanden zu DDR-Zeiten / heute, den Sie nicht hereinlassen konnten/können?

Warum?

Wen?

Wohin führen Sie Besucher?

Hat sich da seit der Wende etwas geändert?

Haben Sie gerne Besuch?

Wie oft?

Wen?

Warum?

6. Besuchen Sie Bekannte zu Hause?

Wie oft?

Wen?

Warum?

Änderungen?

7. Gibt es in Ihrem Haus Räume, die alle Parteien/Bewohner gemeinsam nutzen? (Keller, Dachboden, Gang, Waschküche, Gemeinschaftsräume o.ä.)

Gibt es dafür Gemeinschaftsdienste, wie z.B. Gangputzen?

Wie klappt dieses Zusammenleben?

Gibt es Konflikte?

Gibt es auch einen Hausmeister?

Wofür ist er zuständig?

Wie ist Ihr Verhältnis zu ihm?

8. Haben Sie Kontakt zu Ihren Nachbarn?



Wer sind Ihre Nachbarn?  
 Zu wem halten Sie Kontakt?  
 Welcher Art?  
 Änderungen?

Könnten Sie sie im Notfall um Hilfe bitten?

### **J Lebensraum**

1. Woran denk Sie, wenn Sie Reichenbach hören?

Warum?

Geben Sie bitte eine allgemeine Beschreibung von Reichenbach!

2. Welche Ort in Reichenbach sind für Sie besondere Orte oder Plätze / wichtige Punkte?

Welche? Wo? Warum?

Wie oft? Wann gehen Sie dorthin? Warum?

3. Beschreiben Sie bitte ihre Nachbarschaft/die nähere Umgebung Ihrer Wohnung!

Hat sich dort seit der Wende etwas verändert?

4. Wie heißt Ihr Viertel?

Was ist typisch daran?

Könnten Sie die anderen Stadtteile von Reichenbach kurz charakterisieren?

Gehen Sie gerne dorthin? Wie oft gehen Sie dorthin? (*Bewertungen, affektiver Gehalt*)

Was ist anders als in Ihrem Viertel?

5. Was sind besondere Ort/ wichtige Punkte in Ihrer Nachbarschaft?

Welche? Warum?

Wie oft? Wann gehen Sie dorthin?

(*ev. mental map zeichnen lassen*)

6. Können Sie kurz die Geschichte Ihres Hauses erzählen? (Bauzeit, Alter, Erhaltungszustand)

### **K Wohntätigkeiten - Wohnzeiten**

1. Was ist Ihre erste Tätigkeit, wenn Sie nach Hause kommen - jeden Tag, von der Arbeit, bei längerem Wegsein?

2. Zu welchen Zeiten halten Sie sich normalerweise in Ihrer Wohnung auf? Warum? (normaler Tageslauf)

Was tun Sie dann dort?

3. Wann sind Ihre Familienmitglieder zu Hause?

Warum?

Was tun sie dann?

4. Arbeiten Sie auch im Bereich Ihrer Wohnung?

Welche Gegenstände brauchen Sie dazu? (Werkstatt, PC)

Was gehört zu Ihrer "Hausarbeit"?

Änderungen?

5. Wie pflegen Sie Ihre Wohnung?

Wer ist für die Pflege der Wohnung zuständig in Ihrer Familie/Wohngemeinschaft?

Wann haben Sie das letzte mal gestöbert? Warum? Besondere Entdeckungen?

Mir geht es manchmal so, dass ich ganz vergessen habe, dass ich bestimmte Dinge habe, weil ich sie nie brauche. Wenn ich sie dann aber finde, will ich sie doch nicht wegwerfen? Haben Sie ähnliche Erfahrungen?

6. Wer ist zuständig, wenn etwas kaputt ist? (z.B. ein Stuhl aus dem Leim, Tapezieren ...)

Änderungen?

Betätigen Sie sich auch als Heimwerker?

7. Wo feiern Sie Feste, wie z.B. Geburtstag oder Familienfeste?

Mit wem zusammen feiern Sie?

8. Wo halten Sie sich bevorzugt in Ihrer Freizeit auf?

Warum?

Sind sie auch in Ihrem Urlaub zu Hause anzutreffen?

Wo verbrachten Sie zu DDR-Zeiten Ihren Urlaub?

9. Ändert sich Ihr Wohnverhalten mit der Jahreszeit? (z.B. im Sommer im Garten)

### **L Wohntraditionen - Wohnung im Laufe des Lebens**

1. Können Sie bitte die Wohnungen, die Sie im Laufe Ihres Lebens bewohnten, aufzählen!

Was fällt Ihnen spontan zur jeweiligen Wohnung/Wohnort ein?

Was waren jeweils die größten Umstellungen/Änderungen für Sie?

2. Daten: Wie lange wohnten Sie in der jeweiligen Wohnung?

Was war der Anlass für den Umzug?

Mit wem zusammen wohnten Sie in der jeweiligen Wohnung?

3. Gab es etwas, das trotz Umzügen gleich blieb? Das Sie nicht ändern wollten?

Haben sich mit den Umzügen Ihre Wohngewohnheiten geändert? (Präferenzort, Bezugsorte in der Umgebung, Freunde)

4. Woran erinnern Sie sich am meisten in der Wohnung Ihrer Eltern / am Zusammenwohnen mit Ihren Eltern?

Könnten Sie bitte die Wohnung Ihrer Kindheit einmal beschreiben!

Was ist Ihre früheste Erinnerung?

Was war Ihr Lieblingsort in der Wohnung der Kinderzeit / elterlichen Wohnung?

Haben Sie als Kind "Haus bauen" gespielt? (Wir aus Decken und Brettern, und gelagerten Ziegelsteinen)

5. Was war für Sie in Ihrer ersten eigenen Wohnung besonders wichtig?

Gab es etwas, in dem Sie sich von Ihren Eltern absetzen wollten?

6. Haben Sie Gewohnheiten Ihrer Eltern übernommen?

Welche? Warum?

Haben Sie Dinge geerbt, die Sie heute in Ihrer Wohnung haben?

7. Haben Sie Vorbilder für die Gestaltung und Atmosphäre Ihrer Wohnung? (Eltern, Wohnzeitschriften)

### **M Fragebogen**

Für eine statistische Auswertung möchte ich Sie bitten, kurz mit mir zusammen einen kleinen Fragebogen auszufüllen.

### **N Schluss**

1. Zum Abschluss möchte ich noch einige weniger ernste Fragen stellen:

Würden Sie sich im Dunkeln in Ihrer Wohnung zurecht finden?

Haben Sie das schon mal ausprobiert?

Haben Sie schon mal von Ihrer Wohnung geträumt?

Was?

2. Im Laufe unseres Gesprächs habe ich Sie immer wieder nach Erinnerungen an die DDR-Zeit gefragt. Zum Abschluss: Gibt es etwas, an das Sie sich besonders gerne zurückerinnern?

3. Möchten Sie mir noch etwas sagen?

4. Dürfte ich eventuell noch einmal kommen?

Wären Sie zu einem Fototermin bereit?

Ich frage alle Leute: Haben Sie Zeugnisse vom Wohnen in der DDR z.B. Fotos, Tagebücher, Hausbücher, Zeichnungen, auch Kinderzeichnungen?

Kennen Sie vielleicht zufällig Stellen in der DDR-Literatur, Zeitschriften o.ä., in denen es um Wohnen und Wohnungseinrichtungen ging?

Wissen Sie jemanden, dem Sie mich weiterempfehlen könnten, den ich noch befragen könnte?

5. Jetzt habe ich Sie soviel gefragt. Haben Sie auch Fragen an mich?

Nun vielen Dank für das Gespräch.

## Liste der Abkürzungen

|       |   |
|-------|---|
| Abb.  | = Abbildung   |
| ABV   | = Abschnitts Bevollmächtigter                         |
| AWG   | = Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft                   |
| Bd.   | = Band  |
| BRD   | = Bundesrepublik Deutschland                          |
| DDR   | = Deutsche Demokratische Republik                     |
| DSF   | = Deutsch-sowjetische Freundschaft (Gesellschaft für) |
| DVP   | = Deutsche Volkspolizei                               |
| EOS   | = Erweiterte Oberschule                               |
| FDJ   | = Freie Deutsche Jugend                               |
| HO    | = Handelsorganisation                                 |
| Jhr.  | = Jahrhundert   |
| LDPD  | = Liberal Demokratische Partei Deutschlands           |
| Nr.   | = Nummer  |
| Renak | = Reichenbacher Naben- und Kupplungswerk              |
| S.    | = Seite   |
| SBZ   | = Sowjetische Besatzungszone                          |
| SED   | = Sozialistische Einheitspartei                       |
| VEB   | = Volkseigener Betrieb                                |
| WBS   | = Wohnbauserie  |
| WE    | = Wohnungseinheit                                     |
| WLVO  | = Wohnraumlenkungsverordnung                          |
| ZfVk  | = Zeitschrift für Volkskunde                          |
| ZK    | = Zentralkomitee                                      |
| (1)   | = Interview Nummer 1                                  |

## Quellenverzeichnis

### Gedruckte Quellen:

- Freie Presse 1989
- guter Rat 1968 - 1990
- kultur im heim 1988 - 1989
- Versandhauskataloge 1968 - 1973 der Firmen:  
     konsument  
     Versandhaus Leipzig  
     Centrum Versandhaus

### Ungedruckte Quellen:

#### Kreisarchiv Reichenbach

- B 147 Wohnungsbau 1960
- ohne Signatur Staatliche Zentralverwaltung für Statistik: Verzeichnis der Arbeitstätten und deren Zuordnung zu den Eigentumsformen und Wirtschaftszweigen 1971
- A 22 Staatliche Zentralverwaltung für Statistik - Kreisstelle Reichenbach (Hrsg.): Statistisches Taschenbuch Kreis RC 1961, 1963/64, 1964/65, 1966
- 5270 Staatliche Zentralverwaltung für Statistik - Kreisstelle Reichenbach: Information über die Wohnraumverhältnisse im Kreis Reichenbach nach den endgültigen Ergebnissen der Wohnraum- und Gebäudezählung am 1.1.1971. RC 5. April 1972
- ohne Signatur: Staatliche Zentralverwaltung für Statistik - Kreisstelle Reichenbach: Information über die Arbeitspendler im Kreis Reichenbach nach den Ergebnissen der Volkszählung am 1.1.1971. Reichenbach 29.1.1973.
- ohne Signatur: Staatliche Zentralverwaltung für Statistik - Kreisstelle Reichenbach: Information über einige wichtige Aspekte zur Struktur der Wohnbevölkerung und der wirtschaftlich Tätigen nach den endgültigen Ergebnissen der Volks- und Berufszählung am 1.1.1971. Reichenbach 18.1.1973.
- ohne Signatur: Rat des Kreises: Vorausberechnung für die Entwicklung der Wohnbevölkerung und der Bevölkerungsstruktur 1975 bis 1990 des Kreises Reichenbach 26.11.1975
- 6688 Generalbebauungspläne, Generalverkehrspläne; Beschlussvorlage Rat des Kreises Reichenbach 6.5.1976

**Stadtarchiv Reichenbach****Akten - Bestand Wohnungsamt:**

ohne Signatur: Aufnahmeformblätter in die Kartei der Wohnungssuchenden 1967

VA 5/89/2 Erledigte Wohnungsanträge

VA 5/89/3 Erledigte Wohnungsanträge

VA 9/94/6 Morgner, Stadtrat für Wohnungspolitik - Schriftverkehr 1984 - 87

VA 6/91/1 - 5 Schriftverkehr Morgner 1984 - 87

VA 6/91/7 Schriftverkehr Stadtrat für Wohnungspolitik aus den Jahren 1984, 1985, 1986, 1987

**Akten - Bestand Bauamt:**

ohne Signatur: Bauzustandskataster, angelegt 1966/67

VA 11/94/1 Bebauungskonzeption Obermylauer Weg

6 Strukturgebiete in Reichenbach nach Baualter und Haustyp

8 Leitplanung Umgestaltungsgebiet Stadtzentrum Reichenbach

11 Teilbebauung an der Zwickauerstraße 1962

13 Generalbebauungsplan

14 Teilbebauungsplan Wasserturmgebiet 1955

18 Leitplanung Reichenbach 1985

VA 26/90/2 Generalbebauungsplan

VA 23/90/3 Statistisches Material Generalbebauungsplan 1975

7 Staatliche Planaufgaben

VA 22/90/5 Leitplanung der städtischen Umgestaltung 1979

6 Konzeption Wohnungsbau bis 1990: 1983

7 Zielstellung für Generalbebauungsplan 1976

**Akten - Bestand Arbeitsbereich Planung:**

- ohne Signatur: Niederschrift über eine Abstimmung der Vorstellungen zum Wohnungsbau 1980 bis 1990 für die Stadt Reichenbach 6.9.1974

- ohne Signatur: Abteilung Planung: Entwurf: Wahrnehmung der Umlandfunktion Reichenbachs 1976

- ohne Signatur: Reko (=Rekonstruktion) ab 1976

- VA 10/90/4 Entwicklungskonzeption Kreisstadt RC

Einwohnermeldeamt:

- Einwohnerstatistik von Reichenbach 1994, 1995, 1996

- Bevölkerungspyramiden der Einwohner der Stadt Reichenbach Juli 1998 bis März 1996

## Literaturliste

Geschäfte mit der Erinnerung an den Alltag in der DDR. Ist der Höhepunkt der Ostalgie-Welle überschritten? In: Neue Züricher Zeitung vom 26.11.1999, S. 8.

"Reichsstraße" erst nach der Marktgründung. Gegen Darstellungen zum Entstehen Reichenbachs an "uralten Handelsstraßen". Artikel in der Freien Presse vom 26.2.1993.

**Ahbe, Thomas:** Ostalgie als Selbstermächtigung. Zur produktiven Stabilisierung ostdeutscher Identität. In: Deutschland-Archiv Bd. 30 (1997), S. 614 - 619.

**Alexijewitsch, Swetlana:** Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft. Berlin 1997.

**Althaus, Hans-Joachim (mit einem Beitrag von Bernd Jürgen Warneken):** Auslandsleute. Westdeutsche Reisererzählungen über Ostdeutschland, (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen; Bd. 85), Tübingen 1996.

**Andress, Reinhard:** Protokolliteratur in der DDR. Der dokumentierte Alltag. (= DDR-Studien; Vol. 14), New York, Washington, D.C. Baltimore, Boston, Bern, Frankfurt am Main, Berlin, Brussels, Vienna, Oxford 2000.

**Andritzky, Michael und Selle, Gert (Hrsg.):** Lernbereich Wohnen. Didaktisches Sachbuch zur Wohnumwelt vom Kinderzimmer bis zur Stadt. 2 Bde, Reinbek bei Hamburg 1979.

**Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.):** Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Reinbeck 1973.

**Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.):** Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln, Gemeindemachtforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung. München 1976.

**Arendt, Hannah:** Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen. München, Zürich 1964 (=deutsche Erstausgabe), (amerikanische Originalausgabe: Eichmann in Jerusalem. A report on the banality of evil. New York 1963).

**Asmus, Gesine (Hrsg.):** Hinterhof, Keller und Mansarde. Einblicke in Berliner Wohnungselend 1901 - 1920. Reinbek bei Hamburg 1982.

**Aßmann, Georg und Winkler, Gunnar (Leiter eines Autorenkollektivs):** Zwischen Alex und Marzahn. Studie zur Lebensweise in Berlin. Berlin (Ost) 1987.

- Assmann, Jan:** Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan und Höl-scher, Tonio (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt am Main 1988, S. 9 - 19.
- Badstübner, Evemarie** (Hrsg.): Befremdlich anders. Leben in der DDR. Mit Nachbetrachtun-gen von Dietrich Mühlberg. Berlin 2000.
- Ballhaus, Edmund:** Dorfentwicklung im Spiegel der Fotografie und im Bewusstsein der Be-wohner am Beispiel Echte. Wiesbaden und Berlin 1985.
- Barck, Simone; Langermann, Martina; Lokatis, Siegfried (Hrsg.):** Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“. Zeitschriften in der DDR. Berlin 1999.
- Baudrillard, Jean:** Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegen-ständen. Frankfurt, New York 1991, (= Erstausgabe unter dem Titel: Das Ding und das Ich. Ge-spräch mit der täglichen Umwelt. Wien 1974.)
- Bausinger, Hermann:** Chancen und Grenzen der Alltagsgeschichte. In: Info-Blatt der Gesell-schaft für Ethnographie e.V. Nr.3 (1991), S. 12 - 26.
- Bausinger, Hermann:** Kulturelle Identität - Schlagwort und Wirklichkeit. In: Bausinger, Her-mann (Hrsg.): Ausländer - Inländer. Arbeitsmigration und kulturelle Identität, (= Untersuchun-gen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen, 67), Tübingen 1986, S. 141 - 159.
- Bausinger, Hermann:** Zur kulturalen Dimension von Identität. In: ZfVk 73 (1977), S. 210 - 215.
- Becher, Ursula:** Geschichte des modernen Lebensstils. Essen - Wohnen - Freizeit - Reisen. München 1990.
- Becker, Franziska:** Gewalt und Gedächtnis. Erinnerungen an die nationalsozialistische Verfol-gung einer jüdischen Landgemeinde, (= Göttinger Beiträge zu Politik und Zeitgeschichte; Bd. 2), Göttingen 1994.
- Becker, Franziska; Merkel, Ina und Tippach-Schneider, Simone (Hrsg.):** Das Kollektiv bin ich. Utopie und Alltag in der DDR. Köln, Weimar, Wien 2000.
- Becker, Peter:** Ostdeutsche und Westdeutsche auf dem Prüfstand psychologischer Tests. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 42 (1992) B24, S. 27 - 36.
- Becker, Siegfried:** Körper und Arbeit. Zur normativen Wertung physischer Anstrengung. In: Matter, Max (Hrsg.): Körper - Verständnis - Erfahrung. (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung; N.F. 31), S. 55 - 71.
- Becker, Ulrich und Flaig, Berthold:** Wohnwelten in Deutschland 2. Denkanstöße für ziel-gruppenorientiertes Marketing im Einrichtungssektor, München 1991, [Forschungsbericht der Burda GmbH, Offenburg und Sinus, Heidelberg].
- Beier, Rosemarie (Hrsg.):** Aufbau West - Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisen-hüttenstadt in der Nachkriegszeit. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin vom 16.5. bis 12.8.1997. Ostfildern-Ruit 1997.

**Beier, Rosemarie und Biedermann, Bettina (Hrsg.):** Lebensstationen in Deutschland 1900 bis 1993. Katalog- und Aufsatzband zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums 26. März bis 15. Juni 1993 im Zeughaus Berlin. (= Bausteine; Teil 11), Gießen 1993.

**Beier, Rosemarie:** Bericht zur (mentalen) Lage der Nation. Was die Besucher einer Berliner Ausstellung über die deutsch-deutsche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft denken. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 45 (1995) B 27, S. 10 - 18.

**Below von, Stefan und Breit, Stefan:** Wald - von der Gottesgabe zum Privateigentum. Gerichtliche Konflikte zwischen Landesherrn und Untertanen in der frühen Neuzeit. (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte; Bd. 43), Stuttgart 1989.

**Bendix, Regina:** Symbols and Sound, Senses and Sentiment: Notizen zu einer Ethnographie des (Zu-)Hörens. In: Brednich, Rolf Wilhelm und Schmitt, Heinz (Hrsg.): *Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur*. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster, New York, München, Berlin 1997, S. 42 - 57.

**Benjamin, Walter:** Kleine Geschichte der Photographie. In: *Literarische Welt* (18.9., 25.9. und 2.10.1931), (hier nach: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*. Frankfurt am Main 1966, S. 45 - 64).

**Berger, Horst und Schultz, Annett:** Veränderungen der Erwerbssituation in ostdeutschen Privathaushalten und Befindlichkeit der Menschen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 44 (1994) B 16, S. 3 - 15.

**Berger, John und Mohr, Jean (unter Mitarbeit von Nicolas Philibert):** Eine andere Art zu erzählen. München, Wien 1984, (englische Originalausgabe: *Another Way of Telling*. London 1982).

**Berger, John:** Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens. Berlin 1981, (englische Originalausgabe: *About Looking*. London 1980).

**Berger, John:** Sehen. Das Bild der Welt in der Bilderwelt. Reinbek 1974. (englische Originalausgabe: *Ways of Seeing*. London 1972).

**Berger, Peter L. und Luckmann, Thomas:** Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main 1969.

**Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.):** Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster 1994.

**Bertram, Hans (Hrsg.):** Ostdeutschland im Wandel: Lebensverhältnisse - politische Einstellungen. (= KSPW: Transformationsprozesse; Bd. 7), Opladen 1995.

**Bertsch, Georg C. (Text) und Hedler, Ernst (Fotos):** SED. Schönes Einheits Design. Köln 1990.



**Bezirksamt Neukölln, Abteilung Bildung und Kultur, Kulturstadt/Heimatmuseum; Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin (Hrsg.):** Ein Haus in Europa. Schillerpromenade 27, 12049 Berlin. Zum Wandel der Großstadtkultur am Beispiel eines Berliner Mietshauses. Opladen 1996.

**Biella, Burkhard:** Eine Spur ins Wohnen legen. Entwurf einer Philosophie des Wohnens nach Heidegger und über Heidegger hinaus. Düsseldorf, Bonn 1997, (= Dissertation Universität Düsseldorf 1997).

**Birdwell-Pheasant, Donna und Lawrence-Zúñiga, Denise (Hrsg.):** House Life. Space, Place and Family in Europe. Oxford, New York 1999.

**Blankenfeld, Christine; Lindner, Margit; Weeber, Rotraut:** Quartiersbezogene soziale und kulturelle Einrichtungen in den großen Neubaugebieten der neuen Bundesländer. In: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (Hrsg.): Große Neubaugebiete. Bestand, städtebauliche Handlungsfelder und Perspektiven. (= Informationen zur Raumentwicklung, Heft 9. (1994), Bonn 1994, S. 619 - 626.

**Blok, Anton:** Anthropologische Perspektiven. Einführung, Kritik, Plädoyer. Stuttgart 1985, (niederländische Originalausgabe: Antropologische Perspectieven. Muiderberg 1978).

**Böckelmann, Frank:** Die Mischpoke soll sich krümmen. Warum westdeutsche Intellektuelle sich an die Wiedervereinigung so schwer gewöhnen können. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21.7.1999.

**Böckmann-Schewe, Lisa; Kulke, Christine und Röhrig, Anne:** Wandel und Brüche in Lebensentwürfen von Frauen in den neuen Bundesländern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44 (1994) B 6, S. 33 - 44.

**Böhme, Irene:** Die da drüben. Sieben Kapitel DDR. Berlin (West) 1983.

**Borneman, John:** After the wall. East meets the West in the new Berlin. New York 1991.

**Bourdieu, Pierre u. a.:** Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt am Main 1981, (französische Originalausgabe: Un art moyen. Essai sur les usages sociaux de la photographie. Paris 1965).

**Bourdieu, Pierre:** Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982, (französische Originalausgabe: La distinction. Critique sociale du jugement. Paris 1979).

**Bourdieu, Pierre:** Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt am Main 1976, (französische Originalausgabe: Esquisse d'une Théorie de la Pratique, précédé de trois études d'ethnologie kabyle. Genf 1972).

**Bourdieu, Pierre:** Politisches Feld und symbolische Macht. Gespräch mit Pierre Bourdieu. In: Berliner Journal für Soziologie, Heft 4 (1991); Bd. 1, S. 483 - 488.

**Bourdieu, Pierre:** Politisches Kapital als Differenzierungsprinzip im Staatssozialismus. In: Derselbe: Die Intellektuellen und die Macht. Hamburg 1991.

**Bourdieu, Pierre:** Rede und Antwort. Frankfurt am Main 1992, (französische Originalausgabe: Choses dites. Paris 1987).

**Bradshaw, John:** Familiengeheimnisse. Warum es sich lohnt, ihnen auf die Spur zu kommen. München 1997, (amerikanische Originalausgabe: Family Secrets. What You Don't Know Can Hurt You. New York 1995).

**Brähler, Elmar und Wirth, Hans-Jürgen (Hrsg.):** Entsolidarisierung. Die Westdeutschen am Vorabend der Wende und danach. Opladen 1995.

**Brednich, Rolf Wilhelm und Schmitt, Heinz (Hrsg.):** Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster, New York, München, Berlin 1997

**Brinckmann, Charlotte:** Bananen mit Ketchup. Eßkultur: Beobachtungen in einer markt- und einer planwirtschaftlichen Gesellschaft. In: Kaschuba, Wolfgang und Mohrmann, Ute (Leitung der Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen und des Institutes für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin): Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland. Tübingen 1992, S. 80 - 115.

**Brückner, Wolfgang (Hrsg.):** Falkensteiner Protokolle. Frankfurt am Main 1971.

**Buchner-Fuhs, Jutta:** Das Nyltest-Hemd. Zur Tücke des Fortschritts im Alltag. In: Becker, Siegfried; Bimmer, Andreas C.; Braun, Karl; Buchner-Fuhs, Jutta; Gieske, Sabine; Köhle-Hezinger, Christel (Hrsg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster, New York, München, Berlin 2001, S. 205 - 226.

**Buck, Hansjörg F. und Reuter, Ute:** Das Scheitern des SED-Wohnungsprogramms und die infrastrukturellen und ökologischen Erblasten für die Wohnwelt in den neuen Bundesländern. Vom Mißbrauch der Statistik unter dem SED-Regime. (= Analysen und Berichte des Gesamtdeutschen Instituts und der Bundesanstalt für Gesamtdeutsche Aufgaben, 6), Bonn 1991.

**Buck, Hansjörg F.:** Bauwirtschaft und Wohnungswesen. In: Eppelmann, Rainer; Möller, Horst; Nooke, Günter; Wilms, Dorothee (Hrsg.): Lexikon des DDR-Sozialismus. Das Staats- und Gesellschaftssystem der Deutschen Demokratischen Republik. Paderborn, München, Wien, Zürich 1996, S. 92 - 99.

**Bude, Heinz:** Der Ort des Interviews. In: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Besucher einer Ausstellung. Die Ausstellung "Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944" in Interview und Gespräch. Hamburg 1998, S. 13 - 20.

**Bundeforschungsanstalt für Landeskunde und Raumentwicklung (Hrsg.):** Große Neubaugebiete. Bestand, städtebauliche Handlungsfelder und Perspektiven, (= Informationen zur Raumentwicklung Heft 9), Bonn 1994.

**Bundesministerium für Raumordnung Bauwesen und Städtebau (Hrsg.):** Wohnungspolitischer Umbruch in Ostdeutschland - eine Bestandsaufnahme. Bonn 1994.

- Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hrsg.):** Wohngeld- und Mietenbericht 1993. Bonn 1994.
- Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hrsg.):** Leitfaden für die Instandsetzung und Modernisierung von Wohngebäuden in der Plattenbauweise. Blockbauart 1,1 t. Bonn 1993.
- Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hrsg.):** Haus und Wohnung im Spiegel der Statistik 1995/96. Bonn 1995.
- Burda GmbH und Institut für Demoskopie Allensbach:** Das Haus. Bau-Welten. o.O. o.J. (nach 1993).
- Bürger, Christa:** "Diese Hoffnung, eines Tages nicht mehr allein zu denken". Lebensentwürfe von Frauen aus vier Jahrhunderten. Stuttgart, Weimar 1996.
- Carstensen, Jan; Düllo, Thomas und Richartz-Sasse, Claudia (Hrsg.):** ZimmerWelten - wie junge Menschen heute wohnen. (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold - Landesmuseum für Volkskunde; Bd. 19), Essen 2000.
- Caspari, Patricia:** Quadratisch, praktisch, gut. Mut zur Hässlichkeit: Wer in Berlin hip sein will, den zieht's in den Plattenbau. In: Rheinischer Merkur, Nr. 25 vom 23.06.2002, S. 19.
- Certeau, Michel de:** Die Kunst des Handelns. Berlin 1988, (französische Originalausgabe: L'invention du quotidien. Arts de faire. Paris 1980).
- Claus, Sylvia:** Möbelstandard und Typenbau. Ein Beitrag zur Geschichte von Normen in der DDR. In: archithese 28 (1998), Heft 1, S. 56 - 59.
- Collier, John Jr. und Collier, Malcolm:** Visual Anthropology: Photography as a Research Method. New Mexico <sup>2</sup>1986.
- Crow, Kimberly und Henning, Marina:** Wohnen und soziale Infrastruktur von Familien in den neuen Bundesländern. In: Bertram, Hans (Hrsg.): Ostdeutschland im Wandel: Lebensverhältnisse - politische Einstellungen. (= KSPW: Transformationsprozesse; Bd. 7), Opladen 1995, S. 99 - 123.
- Csikszentmihalyi, Mihaly und Rochberg-Halton, Eugene:** Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs. München, Weinheim 1989, (amerikanische Originalausgabe: The meaning of things. Domestic symbols and the self. Cambridge 1981).
- Curth, Werner und Tabbert, Ursula (Hrsg.):** Handbuch für das Haus. Leipzig <sup>1</sup>1969, <sup>5</sup>1981.
- Daweke, Klaus (Hrsg.):** Über die Wichtigkeit der Bewahrung photographischer Kulturzeugnisse. Eine internationale Arbeitstagung des Hauses der Kulturen der Welt, Berlin, der Deutschen Gesellschaft für Photographie und der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde. Berlin, 4. und 5. Mai 1990. = Zeitschrift für Kulturaustausch 40 (1990) 3. und 4. Vierteljahr.

**Demme, Dieter; Höfer, Iris und Moritz, Marina:** Typisch DDR? Personen und Gegenstände. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Thüringer Volkskunde, Erfurt, 28. Januar bis 4. Juli 1999. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt 15, 1998), Erfurt 1999.

**Deutscher Bundestag (Hrsg.):** Rolle und Bedeutung der Ideologie, integrativer Faktoren und disziplinierender Praktiken in Staat und Gesellschaft der DDR. (= Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland.“ (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages); 3. Bd.), Baden-Baden 1995.

**Deutschlandfunk Köln (Hrsg.):** Alltag in Deutschland. Berichte, Glossen, Lebensläufe aus der Sendung: „Wie wir leben“ des DLF. (= Deutschlandfunk 30/82), Köln [1982].

**Dieckmann, Christoph:** Die Zeit stand still, die Lebensuhren liefen. Geschichten aus der deutschen Murkelei. Berlin 1993.

**Dietrich, Isolde:** ‘Ne Laube, n’ Zaun und n’ Beet. Kleingärten und Kleingärtner in der DDR. In: Badstübner, Evemarie (Hrsg.): Befremdlich anders. Leben in der DDR. Berlin 2000; S. 374 - 414.

**Diewald, Martin und Mayer, Karl (Hrsg.):** Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozeß. (= Sozialstrukturanalyse; Bd. 8), Opladen 1996.

**Diewald, Martin und Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.):** Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozeß. (= Reihe „Sozialstrukturanalyse“; Bd. 8), Opladen 1996.

**Diewald, Martin:** „Kollektiv“, „Vitamin B“ oder „Nische“? Kollektive Netzwerke in der DDR. In: Huinink, Johannes und Mayer, Karl Ulrich: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin 1995, S. 223 - 260.

**Diewald, Martin; Huinink, Johannes und Heckhausen, Jutta:** Lebensverläufe und Persönlichkeitsentwicklung im gesellschaftlichen Umbruch. Kohortenschicksale und Kohortenverhalten in Ostdeutschland nach der Wende. In: Kölner Zeitschrift für Sozialpsychologie 48 (1996), S. 219 - 248.

**Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR (Hrsg.) / Ludwig, Andreas (Redaktion):** „Fortschritt, Norm und Eigensinn“. Erkundungen im Alltag der DDR. Berlin 1999.

**Dörhöfer, Kerstin (Hrsg.):** Wohnkultur und Plattenbau. Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin 1994.

**Douglas, Mary:** Reinheit und Gefährdung: Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin (West) 1985, (amerikanische Originalausgabe: Purity and Danger. An analysis of concepts of pollution and taboo. London 1966).

**Drommer, Günther (Hrsg.); Königsdorf, Helga und Heilig, Walter (Texte):** 50 Jahre DDR. Der Alltag der DDR, erzählt in Fotografien aus dem Archiv des ADN. Berlin 1999.

**Duerr, Hans Peter** (Hrsg.): Authentizität und Betrug in der Ethnologie. Frankfurt am Main 1987.

**Durth, Werner; Düwel, Jörn und Gutschow, Niels:** Architektur und Städtebau der DDR. 2 Bände. Frankfurt am Main, New York 1998.

**Düwel, Jörn:** Baukunst voran! Architektur und Städtebau im ersten Nachkriegsjahrzehnt in der SBZ - DDR. Berlin 1995, (= Dissertation Greifswald Universität 1994).

**Eberspächer, Martina; Glass, Christian; Korff, Gottfried; Rexer, Martin; Roller, Hans-Ulrich:** 13 Dinge. Form, Funktion, Bedeutung. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Württemberg, Waldenbuch Schloß, 3. Oktober 1992 - 28. Februar 1993. Stuttgart 1992.

**Eckart, Frank:** Wo die Uhren anders gingen. Mit der „Tagesschau“ begann im Osten das Märchen vom Westen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.10.1999, S. 56.

**Ehlich, Konrad und Rehbein, Jochen:** Halbinterpretative Arbeitstranskription (HIAT). In: Linguistische Berichte. Jg 1976, Heft 45, S. 21 - 41.

**Eisch, Katharina:** Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. (= Bayerische Schriften zur Volkskunde; Bd. 5), München 1996.

**Elias, Norbert:** Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bern <sup>2</sup>1969.

**Elias, Norbert:** Zum Begriff des Alltags. In: Hammerich, Kurt und Klein, Michael (Hrsg.): Materialien zur Soziologie des Alltags. Opladen 1978, S. 22 - 29.

**Engel, Gerrit:** Marzahn. Köln 1999.

**Engler, Wolfgang:** Die kleine Freiheit. Leben und Überleben in Ostdeutschland. In: Kursbuch: Kollaboration, Nr. 115, März 1994, S. 22 - 40.

**Engler, Wolfgang:** Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin 1999.

**Engler, Wolfgang:** Die ungewollte Moderne. Ost-West-Passagen. Frankfurt am Main 1995.

**Engler, Wolfgang:** Die zivilisatorische Lücke. Versuche über den Staatssozialismus. Frankfurt am Main 1992.

**Engler, Wolfgang:** Diesseits der Differenz? Über spätsozialistische Verhaltensstile. In: Freibeuter. Vierteljahresschrift für Kultur und Politik, Nr. 47 (1991), S. 57 - 62.

**Eppelmann, Rainer; Möller, Horst; Nooke, Günter; Wilms, Dorothee (Hrsg.):** Lexikon des DDR-Sozialismus. Das Staats- und Gesellschaftssystem der Deutschen Demokratischen Republik. Paderborn, München, Wien, Zürich 1996.

**Ernst, Anna-Sabine:** Vom „Du“ zum „Sie“. Die Rezeption bürgerlicher Anstandsregeln in der DDR der 1950er Jahr. In: Ostdeutsche Kulturgeschichte, Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung, Jg. 16 (1993), Heft 33, S. 190 - 209.

**Expertenkommission Wohnungspolitik im Auftrag der Bundesregierung:** Wohnungspolitik für die neuen Länder. Tübingen 1995.

**Fächergruppe Designwissenschaft - FB 3, Hochschule der Künste Berlin (Hrsg.):** Lebens-Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der "Neuen Mittelschichten". Symposium. Lebens-Formen, 13. - 15.12.1998 in der Berliner Akademie der Künste. (=HdK-Materialien; Bd. 91,1), Berlin 1991.

**Faulenbach, Bernd und Jelich, Franz-Josef (Hrsg.):** Probleme der Musealisierung der doppelten deutschen Nachkriegsgeschichte. Dokumentation einer Tagung des Forschungsinstituts für Arbeiterbildung und der Hans-Böckler-Stiftung. (= Geschichte und Erwachsenenbildung; Bd. 1), Essen 1993.

**Faulenbach, Bernd; Meckel, Markus und Weber, Hermann (Hrsg.):** Die Partei hatte immer recht - Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur. Essen 1994.

**Fél, Edit und Hofer, Tamás:** Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das Dorf Atany. Göttingen 1972.

**Fél, Edith und Hofer, Tamás:** Das Ordnungsgefüge bäuerlicher Gegenstände am Beispiel der Aussteuer in Kalotaszentkiraly (Siebenbürgen). In: Foltin, Hans Friedrich; Greverus, Ina-Maria und Schwebe, Joachim (Hrsg.): Kontakte und Grenzen. Göttingen 1969, (= Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag), S. 367 - 384.

**Fél, Edith und Hofer, Tamás:** Geräte der Atanyer Bauern. Kopenhagen 1974.

**Feyl, Renate:** Ausharren im Pardies. Roman. München 1995.

**Fiebigger, Hilde:** Von der zeitaufwendigen Hausarbeit zu mehr Freizeit - Zeitstrukturen im Alltagsleben. In: Hölder, Egon: Im Trabi durch die Zeit - 40 Jahre Leben in der DDR. Stuttgart 1992, S. 293 - 306.

**Filmer, Werner und Schwan, Heribert:** Alltag im anderen Deutschland. Düsseldorf, Wien 1985, (Zweite, unveränderte Auflage: Das andere Deutschland. Alltag in der DDR. München 1987).

**Fiske, John:** Populärkultur: Erfahrungshorizont im 20. Jahrhundert. In: montage / av Zeitschrift für Theorie & Geschichte audiovisueller Kommunikation 2/1(1993), S. 5 - 18.

**Fix, Ulla; Barth, Dagmar unter Mitarbeit von Beyer, Franziska:** Sprachbiographien. Sprache und Sprachgebrauch vor und nach der Wende von 1989 im Erinnern und Erleben von Zeitzeugen aus der DDR. Inhalte und Analysen narrativ-diskursiver Interviews. (= Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte; Bd. 7), Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien 2000.

**Flade, Antje (unter Mitarbeit von Walter Roth):** Wohnen psychologisch betrachtet. Bern, Stuttgart, Toronto 1987.

**Flaig, Berthold Bodo und Niesel, Manfred:** Wohnwelten und Gärten in Ostdeutschland. Alltagsästhetik, Wohnmotive, Wohnstile, Gartenwerte und Gartenstile in den neuen Bundesländern. Heidelberg, Offenburg 1993, (Forschungsbericht der Burda GmbH, Offenburg und Sinus).

**Flamm, Stefanie:** Die Post-Ikea-Generation. In: Kursbuch: Stilfragen, Nr. 142, Dezember 2000, S. 83 - 88.

**Flusser, Vilém:** Für eine Philosophie der Fotografie. Göttingen 1983.

**Flusser, Vilém:** Ins Universum der technischen Bilder. Göttingen 1985.

**Foucault, Michel:** Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main 1971, (französische Originalausgabe: Les mots et les choses, Paris 1966).

**Foucault, Michel:** Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France - 2. Dezember 1970. Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1977, S. 5 -54.

**Franke, Thomas-Michael und Moritz, Horst:** Erfurt 1960 - 1980. Impressionen einer sozialistischen Bezirksstadt. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 20. März bis 8. Juni 1997. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt 9, 1997), Erfurt 1997.

**Fraunberger, Friederike:** Lebensgeschichtliches Erzählen - Zeit und Tempus in mündlichen Autobiographien. München [Magisterarbeit masch.] 1992.

**Freudenthal, Margarete:** Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft zwischen 1760 und 1910. Frankfurt am Main, Berlin 1986, (= Dissertation Frankfurt am Main 1934).

**Freund, Gisèle:** Photographie und Gesellschaft. München 1968, (= Erstdruck der Dissertation Paris Sorbonne 1936).

**Freytag, Claudia:** Neue Städte - neues Wohnen. "Vorbildliche Wohnkultur" in Wolfsburg und StalinStadt. In: Beier, Rosemarie (Hrsg.): Aufbau West - Aufbau Ost. Die Planstädte Wolfsburg und Eisenhüttenstadt in der Nachkriegszeit. Buch zur Ausstellung des Deutschen Historischen Museums, Berlin, 16.5. bis 12.8.1997. Ostfildern-Ruit 1997, S. 311 - 320.

**Friedrich, Walter:** Mentalitätswandlungen der Jugend in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 40 (1990) B 16-17, S. 25 - 37.

**Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.):** Der Alltag in der DDR. (= Die DDR - Realitäten, Argumente; Bd. 76), Bonn 1983.

**Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.):** Die Verfassung der DDR. Ein Machtinstrument der SED? Bonn 1987.

**Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.):** Wohnungs- und Städtebau in der DDR. Zur Wohnungsfrage. (= Die DDR - Realitäten, Argumente; Bd. 61), Bonn 1981.

**Fritzsche, Bruno:** Das Bild als historische Quelle. Über den (Nicht-)Gebrauch von Bildern in der historischen Forschung. In: Volk, Andreas (Hrsg.): Vom Bild zum Text. Die Photographie-betrachtung als Quelle sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. Zürich 1996. [= Soziographie Jg. 8 Nr.1/2(10/11)(1995)], S. 11 - 24.

**Fuchs, Jürgen und Hieke, Gerhard:** Dumm geschult? Ein Schüler und sein Lehrer. Berlin 1992.

**Fuchs, Jürgen:** „... und wann kommt der Hammer?“ Psychologie, Opposition und Staatssi-cherheit. Berlin 1990.

**Fuchs, Jürgen:** Das Ende einer Feigheit. Reinbek bei Hamburg 1988.

**Gartenstadt Reichenbach i.V. GmbH (Hrsg.):** 20 Jahre Gartenstadt Reichenbach i.V.. Düs-seldorf o.J. [1930].

**Gaus, Günter:** Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung. Hamburg 1983.

**Gebhard, Winfried und Kamphausen, Georg:** Zwei Dörfer in Deutschland. Mentalitätsunter-schiede nach der Wiedervereinigung. Opladen 1994.

**Geertz, Clifford:** Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main 1983, (amerikanische Originalausgabe: The interpretation of cultures. Selected essays. New York 1973). **Geertz, Clifford:** Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten. München 1997, (englische Originalausgabe: After the Fact: Two Countries, Four Decades, One Anthropologist. Cambridge 1995).

**Gensicke, Thomas:** Werte und Wertewandel in Ostdeutschland. In: Klages, Helmut; Hippler, Hans-Jürgen und Herbert, Willi (Hrsg.): Werte und Wandel. Ergebnisse und Methoden einer Forschungstradition. Frankfurt am Main 1992, S. 672 - 694.

**Gerndt, Helge (Hrsg.):** Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder - Selbstbilder - Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek zum 65. Geburtstag. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Bd. 8), München 1988.

**Gerndt, Helge:** Die Alpen als Kulturraum. Über Aufgaben und Verantwortung der Kulturwis-senschaften. In: Schönere Heimat. Erbe und Auftrag. 85. Jg. (1996), S. 170 - 179.

**Gerndt, Helge:** Kultur als Forschungsfeld. Über volkskundliches Denken und Arbeiten. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; Bd. 5), München 1986.

**Geulen, Dieter:** Typische Sozialisationsverläufe in der DDR. Einige qualitative Befunde über vier Generationen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 43 (1993), B 26-27, S. 37 - 44.

**Giddens, Anthony:** Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturie-rung. Frankfurt am Main, New York 1988.

**Giedion, Siegfried:** Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zu anonymen Geschichte. Frankfurt am Main 1982.

**Ginzburg, Carlo:** Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß. In: Historische Anthropologie. Kultur. Gesellschaft. Alltag. 1 (1993) Heft 2, S. 169 - 192.



- Giordano, Christian:** Die Rolle von Mißverständnissen bei Prozessen der interkulturellen Kommunikation. In: Roth, Klaus (Hrsg.): Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. (= Münchner Beiträge zur Interkulturellen Kommunikation; Bd. 1), Münster, München, New York 1996, S. 31 - 42.
- Glüntzer, Volker:** Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung. (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; Heft 12), Münster 1980.
- Glatzer, Wolfgang und Noll, Heinz-Herbert (Hrsg.):** Getrennt vereint. Lebensverhältnisse in Deutschland seit der Wiedervereinigung. (= Soziale Indikatoren; Bd. 18), Frankfurt am Main, New York 1995.
- Glatzer, Wolfgang und Noll, Heinz-Herbert (Hrsg.):** Lebensverhältnisse in Deutschland: Ungleichheit und Angleichung. (= Soziale Indikatoren; Bd. 16), Frankfurt am Main, New York 1992.
- Godau, Marion:** Die Innenraumgestaltung in der DDR. In: Dörhöfer, Kerstin (Hrsg.): Wohnkultur und Plattenbau. Beispiele aus Berlin und Budapest. Berlin 1994, S. 105 - 119.
- Goettle, Gabriele:** Deutsche Bräuche. Ermittlungen in Ost und West. Frankfurt am Main 1994.
- Goettle, Gabriele:** Deutsche Spuren. Erkenntnisse aus Ost und West. Frankfurt am Main 1997.
- Goffmann, Erving:** Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main, New York 1994.
- Goffmann, Erving:** Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1991, (amerikanische Originalausgabe: The Presentation of Self in Everyday Life. New York 1959).
- Göschel, Albrecht:** Kultur im Selbstverständnis der Menschen in den neuen Bundesländern. In: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung Jg. 18, H. 35 Juni 1995, S. 194 - 212.
- Göschel, Albrecht:** Verlassene "Strecke" und enttäuschendes "Erlebnis": Kulturelle Perspektiven im vereinten Deutschland. In: Heinze, Thomas (Hrsg.): Kulturmanagement. Professionalisierung kommunaler Kulturarbeit. Opladen 1994, S. 38 - 58.
- Greiner, Holger:** Mehr als nur Beton - Zum Leben in Großplattensiedlungen der ehemaligen DDR (Berlin - Marzahn). Frankfurt am Main [Magisterarbeit masch.] 1993.
- Greverus, Ina-Maria:** Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt am Main 1972.
- Greverus, Ina-Maria:** Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. (= Notizen; Bd. 26), Frankfurt am Main 1987.
- Greverus, Ina-Maria:** Was sucht der Anthropologe in der Stadt? Eine Collage. In: Greverus, Ina-Maria; Moser, Johannes und Salein, Kirsten (Hrsg.): STADTgedanken aus und über Frankfurt am Main. Der Stadt Frankfurt am Main zum 1200. Geburtstag. (= Notizen; Bd. 48), Frankfurt am Main 1994, S. 11 - 74.
- Greverus, Ina-Maria; Kiesow, Gottfried; Breuer, Reinhard (Hrsg.):** Das hessische Dorf. Frankfurt am Main 1982.

- Grimm, Jacob und Wilhelm:** Deutsches Wörterbuch. 14. Band / II. Abteilung. Leipzig 1960.
- Grundmann, Siegfried:** Die absurde Logik des Wohnungs- und Städtebaus der DDR. In: Timmermann, Heiner (Hrsg.): Deutsche Fragen. Von der Teilung zur Einheit. (= Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen e.V.; Bd. 97), Berlin 2001, S. 321 - 337.
- Grundmann, Siegfried:** Zur Sozialstruktur der DDR. In: Badstübner, Evemarie (Hrsg.): Befremdlich anders. Leben in der DDR. Mit Nachbetrachtungen von Dietrich Mühlberg. Berlin 2000, S. 20 - 62.
- Gruner, Petra:** „neues leben - neues wohnen“. Das Wohnungsbauprogramm des Siebenjahresplans. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Buch zur Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst im Stadtmuseum Berlin Sammlung industrielle Gestaltung, 17.8.1996 bis 12.1.1997. Köln, Weimar, Wien 1996, S. 90 - 95.
- Grüning, Uwe:** Alltag in der DDR. Wer erinnert sich noch an das Leben in der Warteschlange? In: Die politische Meinung. Monatsschrift zu Fragen der Zeit 41 (März 1996), S. 63 - 71.
- Gumpel, Werner (Hrsg.):** Symposium Alltag im Sozialismus. Referate und Diskussionsbeiträge. (= Veröffentlichungen der Hans-Martin-Schleyer-Stiftung), Köln 1982.
- Gumpel, Werner (Hrsg.):** Symposium Das Leben in den Kommunistischen Staaten - zum Alltäglichen Sozialismus. Referate und Diskussionsbeiträge. (= Veröffentlichungen der Hans-Martin-Schleyer-Stiftung; Bd. 14), Köln 1984.
- Günter, Bettina:** Schonen - Schützen - Scheuern. Zum Wohnalltag von Arbeiterfamilien im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre. Münster, New York 1995.
- Günther, Sonja:** Das Deutsche Heim. Luxusinterieurs und Arbeitermöbel von der Gründerzeit bis zum "Dritten Reich". (= Werkbund-Archiv; Bd. 12), Giessen 1984.
- Gysi, Jutta** (unter Mitarbeit von Hempel, U.; Meyer, D. und Staufenbiel, N.): Die Zukunft von Ehe und Familienpolitik und Familienforschung in der DDR. In: Burkhart, Günter (Hrsg.): Sozialisation im Sozialismus. Lebensbedingungen in der DDR im Umbruch. (= 1. Beiheft der Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie), Weinheim 1990.
- Haarhof, Heike:** Unternehmen Abriss Ost. Dossier in der Zeit vom 28.9.2001, S. 13 - 19.
- Habermas, Jürgen:** Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied, Berlin 1962.
- Habich, Roland; Landua, Detlef; Seifert, Wolfgang und Spellerberg, Annette:** "Ein unbekanntes Land" - Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden in Ostdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41 (1991), B 32, S. 13 - 33.
- Häder, Michael und Mohler, Peter Ph.:** Zukunftsvorstellungen der Menschen als Erklärungsvariable für die Krise in der DDR und die gegenwärtige Situation in Ostdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 45 (1995), B 27, S. 19 - 27.

**Hall, Edward T.:** Die Sprache des Raums. Düsseldorf 1966, (amerikanische Originalausgabe: The Hidden Dimension. New York 1966).

**Halter, Regine (Hrsg.) im Auftrag des Deutschen Werkbundes:** Vom Bauhaus bis Bitterfeld. 41 Jahre DDR-Design. Ausstellung vom 14.12.1990 bis 7.2.1991 in den Räumen des Deutschen Werkbundes, Frankfurt am Main. Giessen 1991.

**Handloik, Volker und Hauswald, Harald (Hrsg.):** Die DDR wird 50. Texte und Fotografien. Berlin 1998.

**Hanke, Irma:** Alltag und Politik. Zur Politischen Kultur einer unpolitischen Gesellschaft. Eine Untersuchung zur erzählenden Gegenwartsliteratur in der DDR in den 70er Jahren. (= Studien zur Sozialwissenschaft; Bd. 61), Opladen 1987.

**Hanke, Irma:** Sozialstruktur und Gesellschaftspolitik im SED-Staat und ihre geistig-seelischen Folgen. In: Deutscher Bundestag (Hrsg.): Rolle und Bedeutung der Ideologie, integrativer Faktoren und disziplinierender Praktiken in Staat und Gesellschaft der DDR. (= Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland.“ (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages); 3. Bd.), Baden-Baden 1995, S. 1144 - 1206.

**Hannemann, Christine:** Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR. Braunschweig 1996, (= Erstveröffentlichung unter dem Titel: Industrialisiertes Bauen. Zur Kontinuität eines Leitbildes im Wohnungsbau der DDR. Berlin 1994).

**Hansen, Margret:** Formen bäuerlichen Wohnens in der Gegenwart. Dargestellt an Beispielen aus dem Landkreis Harburg. (= Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg; Bd. 30), Münster, New York, München, Berlin 1998, (zugl. Magisterarbeit Universität Hamburg 1994).

**Härtel, Christian und Kabus, Petra (Hrsg.):** Das Westpaket. Geschenksendung, keine Handelsware. Berlin 2000.**Hartmann, Andreas und Künsting, Sabine (Hrsg.):** Grenzgeschichten. Berichte aus dem deutschen Niemandsland. Frankfurt am Main 1990.

**Hartmann, Andreas:** Transformation und Wiederkehr. Zur Grundlegung des volkskundlichen Fragens. In: Bayerische Blätter für Volkskunde 24. Jg. ( 1997), Heft 2, S. 76 - 87.

**Hartmann, Andreas:** Über die Kulturanalyse des Diskurses - eine Erkundung. In: Zeitschrift für Volkskunde 87 (1991/I), S. 19 - 28.

**Hauser, Andrea:** Dinge des Alltags. Studien zur historischen Sachkultur eines schwäbischen Dorfes, (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen; Bd. 82), Tübingen 1994.

**Häusler, Nicole:** Bilder aus der Ferne - Einleitende Bemerkungen zu "Ethnologie und Fotografie". In: Rundbrief Fotografie N.F. 3. Quartal 1995, S. 37 - 38.

**Häußermann, Hartmut und Siebel, Walter:** Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. (= Grundlagentexte Soziologie), Weinheim, München 1996.

**Heidegger, Martin:** Bauen Wohnen Denken. In: Vorträge und Aufsätze. Teil II. Pfullingen 1954, S. 19 - 36, (= Vortrag, gehalten 1951).

**Heidrich, Hermann (Hrsg.):** SachKulturForschung. Gesammelte Beiträge der Tagung der Arbeitsgruppe Sachkulturforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 15. bis 19. September 1998 in Bad Windsheim. (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums; Bd. 32), Bad Windsheim 2000.

**Helbig, Gerhard:** Lexikon deutscher Partikel. Leipzig 1988.

**Helwig, Gisela (Hrsg.):** Die letzten Jahre der DDR. Texte zum Alltagsleben. Köln 1990.

**Helwig, Gisela:** Frau und Familie: Bundesrepublik Deutschland - Deutsche Demokratische Republik. Köln <sup>2</sup>1987.

**Helwig, Gisela:** Jugend und Familie in der DDR. Leitbild und Alltag im Widerspruch. Köln 1984.

**Hengartner, Thomas:** Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. (= Lebensformen; Bd. 11), Berlin, Hamburg 1996.

**Hennig, Werner und Friedrich, Walter (Hrsg.):** Jugend in der DDR. Daten und Ergebnisse der Jugendforschung vor der Wende. Weinheim, München 1991.

**Herlyn, Ulfert und Hunger, Bernd (Hrsg.):** Ostdeutsche Wohnmilieus im Wandel. Eine Untersuchung ausgewählter Stadtgebiete als sozialplanerischer Beitrag zur Stadterneuerung. (= Stadtforschung aktuell; Bd. 47), Basel, Boston, Berlin 1994.

**Hirdina, Heinz:** Gestalten für die Serie DESIGN der DDR 1949 - 1980. Dresden 1988.

**Hirschberg, Walter (Hrsg.):** Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin 1988.

**Hölder, Egon (Hrsg., im Auftrag des Statistischen Bundesamtes Wiesbaden):** Im Trabi durch die Zeit - 40 Jahre Leben in der DDR. Stuttgart 1992.

**Holm, Hans Axel:** Bericht aus einer Stadt in der DDR. München 1970, (schwedische Originalausgabe: Rapport fran Neustadt, DDR. En exempelsamling. Stockholm 1969).

**Holtmann, Eberhard und Killisch, Winfried:** Wohnungspolitik im geeinten Deutschland. Problemlagen und Entwicklungsperspektiven. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 43 (1993) B 8-9, S. 3 - 15.

**Honecker, Erich:** Aus meinem Leben. Berlin (Ost) 1980.

**Horsfield, Margarete:** Der letzte Dreck. Von den Freuden der Hausarbeit. Berlin 1999, (amerikanische Originalausgabe: Biting the Dust. The Joys of Housework. London 1997).

**Hoscislawsik, Thomas:** Die "Lösung der Wohnungsfrage als soziales Problem" - Etappen der Wohnungsbaupolitik in der DDR. In: Siegrist, Hannes und Strath, Bo (Hrsg.): Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Planung und gesellschaftliche Steuerung in den beiden deutschen Staaten und in Schweden 1945 - 1980. (= Comparativ, Jg. 6, Heft 3), Leipzig 1996, S. 68 - 81.

**Hoscislawski, Thomas:** Bauen zwischen Macht und Ohnmacht. Architektur und Städtebau in der DDR. Berlin 1991.

**Hradil, Stefan (Hrsg.):** Lebensweltforschung und soziale Milieus in West- und Ostdeutschland. Sinus-Institut, Heidelberg 1992.

**Hüber, Christine:** Wohnen mit Ideen. Leipzig (Verlag für die Frau) 1981.

**Huinink, Johannes und Mayer, Karl Ulrich:** Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin 1995.

**Huinink, Johannes und Wagner, Michael:** Partnerschaft, Ehe und Familie in der DDR. In: Huinink, Johannes und Mayer, Karl Ulrich: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin 1995, S. 145 - 188.

**Huinink, Johannes; Mayer, Karl Ulrich und Trappe, Heike:** Staatliche Lenkung und individuelle Karrierechancen: Bildungs- und Berufsverläufe. In: Huinink, Johannes und Mayer, Karl Ulrich: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin 1995, S. 89 - 144.

**Hullen, Gert:** Lebensverläufe in West- und Ostdeutschland. Längsschnittanalysen des deutschen Family and Fertility Surveys. Opladen 1998. (= Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung; Bd. 26).

**Hunger, Bernd:** Die Bedeutung großer Neubaugebiete in der Wohnungs- und Städtebaupolitik der DDR - historischer Rückblick. In: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (Hrsg.): Große Neubaugebiete. Bestand, städtebauliche Handlungsfelder und Perspektiven. (= Informationen zur Raumentwicklung, Heft 9. (1994), Bonn 1994, S. 595 - 609.

Informationen zur politischen Bildung. Geschichte der DDR. Nr. 231, 2. Quartal 1991.

**Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) (Hrsg.):** Schwerpunkt Bestandsaufnahme DDR. In: iw-trends. Analysen. Dokumentationen. Prognosen. 17 (1990), Heft 2, S. V - 3.

**Institut für Marktforschung, Leipzig:** Wohnungen und Wohnqualität in den neuen Bundesländern. - Eine Zusammenfassung von Ergebnissen aus repräsentativen Bevölkerungsbefragungen des Instituts für Marktforschung. Leipzig, Februar 1991.

**Internationale Erich-Fromm-Gesellschaft:** Die Charaktermauer. Zur Psychoanalyse des Gesellschafts-Charakters in Ost- und Westdeutschland. Eine Pilotstudie bei Primarschullehrerinnen und -lehrern. Göttingen, Zürich 1995.

**Internationales Design Zentrum Berlin (Hrsg.):** mode - das inszenierte Leben. Kleidung und Wohnung als Lernenvironment. Berlin o.J.[1973?].

**Jacobeit, Sigrid und Wolfgang:** Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes 1550 - 1810. 2 Bde. Köln 1986 und 1987.

**Jäger, Manfred:** Die Autobiographie als Erfindung von Wahrheit. Beispiele literarischer Selbstdarstellung nach dem Ende der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 42 (1992), S. 25 - 36.

- Janke, Barbara und Ebert, Manfred:** Von "jeder zweiten" Frau zu "neun von zehn" Frauen - der Arbeitsmarkt gekennzeichnet durch viele berufstätige Frauen. In: Hölder, Egon: Im Trabi durch die Zeit - 40 Jahre Leben in der DDR. Stuttgart 1992, S. 77 - 95
- Jeggle, Utz (Hrsg.):** Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen; Bd. 62), Tübingen 1984.
- Judt, Matthias (Hrsg.):** DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. (= Forschungen zur DDR-Gesellschaft), Berlin 1997
- Junker, Wolfgang:** Das Wohnungsbauprogramm der DDR für die Jahre 1976 bis 1990. 10. Tagung des Zentralkomitees der SED, 2.10.1973. Berlin (Ost) 1973.
- Jurczyk, Karin und Rerrich, Maria S. (Hrsg.):** Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau 1993.
- Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen und Zwahr, Hartmut (Hrsg.):** Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994.
- Kahl, Alice:** Soziologische Forschungen zum Wohnen und Arbeiten in der Stadt. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 33. Jg. (1985), Heft 1, S. 77 - 81.
- Kahl, Alice; Wilsdorf, Steffen H. und Wolf, Herbert F.:** Kollektivbeziehungen und Lebensweise. Berlin (Ost) 1984.
- Kallabis, Heinz:** "Realer Sozialismus". Anspruch und Wirklichkeit. Analyse, Alternativen, Illusionen. Berlin 1990.
- Kallinich, Joachim:** "Fotos sind schön und schwer zugleich". Anmerkungen zu Fotografie und Lebensgeschichte. In: Jeggle, Utz; Kaschuba, Wolfgang; Korff, Gottfried; Scharfe, Martin und Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen; Bd. 69), Tübingen 1986, S. 285 - 300.
- Kaminsky, Annette:** „Adrett auf großer Fahrt“. Die Erziehung des neuen Verbrauchers in der DDR. In: Deutschland-Archiv Bd. 30 (1997), S. 231 - 242.
- Kaminsky, Annette:** Illustrierte Konsumgeschichte der DDR. Erfurt 1999.
- Kaminsky, Annette:** Kaufrausch. Die Geschichte der ostdeutschen Versandhäuser. Berlin 1998.
- Kanacher, Ursula:** Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. Eine Untersuchung zum Wandel der Wohnungsgrundrisse als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels von 1850 - 1975 aus der Sicht der Elias'schen Zivilisationstheorie. Frankfurt am Main 1987.
- Karmasin, Helene und Karmasin, Matthias, mit einem Vorwort von Douglas, Mary:** Cultural Theory. Ein neuer Ansatz für Kommunikation, Marketing und Management. Wien 1997.
- Kaschuba, Wolfgang und Mohrmann, Ute (Leitung der Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen und des Institutes für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin):** Blick-Wechsel Ost-West. Beobachtungen zur Alltagskultur in Ost- und Westdeutschland. Tübingen 1992.

**Kast, Verena:** Vater - Töchter, Mutter - Söhne. Wege zur eigenen Identität aus Vater- und Mutterkomplexen. Zürich 1994.

**Katschnig-Fasch, Elisabeth:** Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. (= Kulturstudien. Bibliothek der Kulturgeschichte. Sonderband 24), Wien, Köln, Weimar 1998.

**Katschnig-Fasch, Elisabeth:** Wohnen als Forschungsfeld der Volkskunde. Gedanken und Aspekte. In: Eberhard, Helmut; Hänsel, Volker; Jontes, Günther und Katschnig-Fasch, Elisabeth (Hrsg.): Bauen - Wohnen - Gestalten. Festschrift für Oskar Moser zum 70. Geburtstag. (= Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joaneum; Bd. 2), Trautenfels 1984, S. 241 - 246.**Kempcke, Günter** (Leiter eines Autorenkollektivs): Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Berlin (Ost) 1984.

**Kistler, Ernst; Jaufmann, Dieter und Pfaff, Anita B.:** "Die Wiedervereinigung der deutschen Männer braucht keine Frauen...". Frauen als Wendeverliererinnen? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 43 (1993) B 6, S. 39 - 52.

**Klages, Helmut; Hippler, Hans-Jürgen und Herbert, Willi (Hrsg.):** Werte und Wandel. Ergebnisse und Methoden einer Forschungstradition. Frankfurt am Main 1992.

**Klemm, Barbara (Fotos); Stölzl, Christoph (Hrsg.):** Barbara Klemm. Unsere Jahre. Bilder aus Deutschland 1968 - 1998. München 1999.

**Kleißmann, Christoph und Wagner, Georg (Hrsg.):** Das gespaltene Land. Leben in Deutschland 1945 - 1990. Texte und Dokumente zur Sozialgeschichte. München 1993.

**Kleißmann, Christoph:** Relikte des Bildungsbürgertums in der DDR. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen und Zwahr, Hartmut (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 254 - 270.

**Kluckhohn, Clyde u.a.:** Werte und Wert-Orientierungen der Theorie vom Handeln. In: Schmitz, Carl August (Hrsg.): Kultur. Frankfurt am Main 1963, S. 321 - 388.

**Koch, Reinhard:** Alltagswissen versus Ideologie? Theoretische und empirische Beiträge zu einer Alltagsphänomenologie der DDR. In: Rytlewski, Ralf (Hrsg.): Politik und Gesellschaft in sozialistischen Ländern. Ergebnisse und Probleme der sozialistischen Länderforschung. Opladen 1989, S. 99 - 120.

**Köck, Christoph:** Moralische Ökonomie und symbolisches Kapital. Lebensstile als Interpretationsbasis für volkskundlich - museales Arbeiten. In: Baumeier, Stefan und Dröge, Kurt (Hrsg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung 5 (1992), S. 7 - 18.

**Kocka, Jürgen und Sabrow, Martin (Hrsg.):** Die DDR als Geschichte. Fragen - Hypothesen - Perspektiven. (= Zeithistorische Studien; Bd. 2), Berlin 1994.

**Kocka, Jürgen:** Ein deutscher Sonderweg. Überlegungen zur Sozialgeschichte der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44 (1994) B 40, S. 34 - 45.

**Kocka, Jürgen:** Eine durchherrschte Gesellschaft. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen und Zwahr, Hartmut (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 547 - 553.

**Koelbl, Herlinde (Fotos) und Sack, Manfred (Text)**, mit einem Beitrag von Alexander Mitscherlich: Das deutsche Wohnzimmer. Luzern, Frankfurt am Main 1980.

**Köhle-Hezinger, Christel**: Wie kam das Grün ins Haus? Anmerkungen zum Verhältnis Mensch - Haus - Pflanze. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung Bd. 34 (1998), S. 11 - 34.

**Köhle-Hezinger, Christel**: Willkommen und Abschied. Zur Kultur der Übergänge in der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde 92 (1996/I), S. 1 - 19.

**Köhler, Jan T. und Senger, Nina (Hrsg.)**: Berliner Lebenswelten der zwanziger Jahre. Bilder einer untergegangenen Kultur. Photographiert von Marta Huth. Berlin 1996.

**König, Wolfgang und Lansch, Marlene (Hrsg.)**: Kultur und Technik. Zu ihrer Theorie und Praxis in der modernen Lebenswelt. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris und Wien 1993.

**Königsdorf, Helga**: Adieu DDR. Protokolle eines Abschieds. Reinbeck bei Hamburg 1990.

**Konrad, Dagmar**: Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission. Münster, New York, München, Berlin 2001, (= zugleich Dissertation Marburg 1999).

**Korcak, Dieter**: Lebensqualität-Atlas. Umwelt, Kultur, Wohlstand, Versorgung, Sicherheit und Gesundheit in Deutschland. Opladen 1995.

**Korff, Gottfried und Roller, Hans-Ulrich (Hrsg.)**: Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Referate und Diskussionen der 10. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe „Kulturhistorisches Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ in Stuttgart / Waldenbuch vom 6. bis 9. Oktober 1992, (= Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft Tübingen; 11), Tübingen 1993.

**Korff, Gottfried**: Einige Bemerkungen zum Wandel des Bettes. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 1 - 16.

**Korff, Gottfried**: Mind in Matters. Anmerkungen zur volkskundlichen Sachkulturforschung. In: Kaschube, Wolfgang; Scholze, Thomas und Scholze-Irrlitz, Leonore (Hrsg.): Alltagskultur im Umbruch, (= Alltag & Kultur; Bd. 1), Weimar, Köln, Wien 1996, S. 11 - 28.

**Korff, Gottfried**: Umgang mit Dingen. In: Fächergruppe Designwissenschaft - FB 3, Hochschule der Künste Berlin (Hrsg.): Lebens-Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der "Neuen Mittelschichten". Symposium. Lebens-Formen, 13. bis 15.12.1998 in der Berliner Akademie der Künste. (= HdK-Materialien; Bd. 91,1), Berlin 1991, S. 35 - 51.

**Kornbichler, Thomas (Hrsg.)**: Klio und Psyche. (= Geschichte und Psychologie; Bd. 1), Pfaffenweiler 1990.

**Kornbichler, Thomas (Hrsg.)**: Unter Deutschen. Innenwelten/Außenwelten. Berlin 1992.



**Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.):** Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskundetag in Regensburg, 6. bis 11.10.1981. Regensburg 1983.

**Köstlin, Konrad:** Körper - Verständnisse. In: Matter, Max (Hrsg.): Körper - Verständnis - Erfahrung. (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung; N.F. 31), S. 9 - 21.

**Kraft Alsop, Christiane:** Dinge, Orte, Paare. Zur Bedeutung von Objekten, Orten und Zeremonien im Leben von Paaren. Münster, New York, München, Berlin 1996, (= Internationale Hochschulschriften; Bd. 211; Dissertation Berlin FU 1995).

**Kritzmöller, Monika:** Von Schneckenhaus bis Adlerhorst. Interdependenzen zwischen Lebensstil und Wohnungseinrichtung. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1996, (= Europäische Hochschulschriften; Bd. 559; Dissertation Eichstätt Kath. Universität 1995).

**Krössin, Dominique:** Wie mach ich's mir selbst? Die Zeitschrift practic und das Heimwerken. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Buch zur Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst im Stadtmuseum Berlin, Sammlung industrielle Gestaltung, vom 17.8.1996 bis 12.1.1997. Köln, Weimar, Wien 1996, S. 160 - 165.

**Krug, Manfred:** Liebesentzug total. Auszüge aus den Tagebüchern. In: Der Spiegel 12(1996), S. 70 - 89.

**Kuczynski, Jürgen:** Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. 5 Bde. Köln 1980 - 1982.

**Kudera, Werner:** Eine Nation, zwei Gesellschaften? Eine Skizze von Arbeits- und Lebensbedingungen in der DDR. In: Jurczyk, Karin und Rerrich, Maria S. (Hrsg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg im Breisgau 1993, S. 133 - 159.

**Kuhlmann, Michael:** Fernsehen in der DDR. (= Veröffentlichungen zum Forschungsschwerpunkt Massenmedien und Kommunikation; Nr. 116/117), Siegen 1997.

**Kuhn, Gerd und Ludwig, Andreas (Hrsg.):** Alltag und soziales Gedächtnis. Die DDR Objektkultur und ihre Musealisierung. Hamburg 1997.

**Kühne, Lothar:** Haus und Landschaft: Aufsätze. Dresden 1985.

**Kunt, Ernö:** Lichtbilder und Bauern. Ein Beitrag zu einer visuellen Anthropologie. In: Zfvk 80 (1984), S. 216 - 228.

**Kuntz, Andreas:** Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: Ethnologia Europaea XX.1 (1990), S. 61 - 80.

**Kuntz, Andreas:** Erinnerungsgegenstände - Biographische Objekte. Über die Bedeutung von Gegenständen bei der erzählten Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte. In: Beiträge zur Deutschen Volks- und Altertumskunde 25 (1986/87), S. 59 - 70.

**Kuntz, Andreas:** Objektbestimmte Ritualisierung. Zur Funktion von Erinnerungsobjekten bei der Bildung familiärer Geschichtstheorien. In: Bönisch-Brednich, Brigitte; Brednich, Rolf Wilhelm und Gerndt, Helge (Hrsg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses*, Göttingen 1989. Göttingen 1991, S. 219 - 234.

**Kuntz, Andreas:** Zur objektbestimmten Ritualisierung familiärer Geschichtsarbeit. Drei Beispiele zum Thema Erinnerungsgegenstände und Lebensgeschichte. In: *BIOS Heft 2* (1989), S. 207 - 219.

**Laabs, Joochen und Wolter, Manfred (Hrsg.):** *Geschichten aus der DDR*. Halle, Leipzig 1987.

**Lauber, Andreas:** Zur Geschichte der gesellschaftlichen und privaten Fest- und Feierkultur der DDR - Eine Analyse ausgewählter Aspekte unter besonderer Berücksichtigung der Berufseurentage. [Magisterarbeit masch.] Berlin 2000.

**Lauterbach, Burkhardt:** *Volkskunde der DDR - Ein Rückblick*. Probevorlesung im Habilverfahren an der LMU am 23.7.1997. München 1997. (Typoskript).

**LBS (Bausparkasse der Sparkassen und der NORD/LB) Marktforschung:** *DDR Report. Daten - Fakten - Hintergründe*. Hannover 1990. (Typoskript).

**Lehmann, Albrecht:** Der Schicksalsvergleich. Eine Gattung des Erzählens und eine Methode des Erinnerns. In: Böhnisch-Brednich, Brigitte; Brednich, Rolf-Wilhelm und Gerndt, Helge (Hrsg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989*. Göttingen 1991, S. 197 - 207.

**Lehmann, Albrecht:** Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände - Situationen - Funktionen. In: *ZfVk 74* (1978), S. 198 - 215.

**Lehmann, Albrecht:** *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen*. Frankfurt am Main, New York 1983.

**Lehmann, Albrecht:** Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: *Fabula 21* (1980), S. 56 - 69.

**Lehmann, Albrecht:** Über tabuisiertes Erinnern: Gruppenbild mit Hitler. In: Heidrich, Hermann (Hrsg.): *Biographieforschung*. Bad Windsheim 1991, S. 61 - 76.

**Lemke, Christiane:** *Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR*, (= Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin; Bd. 62), Opladen 1991.

**Lenin, Wladimir Iljitsch:** *Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgabe des Proletariats in der Revolution*. Berlin 1948, (russische Originalausgabe: Gosudarstvo i revoljucija. Helsinki 1917).

**Letsch, Herbert und Ackermann, Peter:** So ein Tisch mit Obst beispielsweise. Zur Ästhetik des Wohnens. In: *Sonntag 41* (1988), S. 7.

**Letsch, Herbert:** *Der Alltag und die Dinge um uns*. Berlin (Ost) 1983.

**Liebmann, Irina:** Berliner Mietshaus. Halle, Leipzig 1982.

**Lindenberger, Thomas (Hrsg.):** Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. (= Zeithistorische Studien; Bd. 1), Köln, Weimar, Wien 1999.

**Lindner, Bernd:** Biographische Forschung in Ostdeutschland. Ein Rückblick und mehrere Ausblicke. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 4 (1991/2), S. 247 - 259.

**Link, Alexander:** "Schrottelzeit". Nachkriegszeit in Mainz. (=Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, 8), Mainz 1990.

**Lipp, Carola:** Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 89 (1993) I, S. 1 - 33.

**Lipp, Carola:** Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Münster 1994, S. 78 - 93.

**Loest, Erich:** Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene. Roman. München 1980, (Erstausgabe Ost: Halle, Leipzig 1978).

**Löffler, Klara (Hrsg.):** Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. (= Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde / Europäische Ethnologie der Universität Wien; Bd. 20), Wien 2001.

**Luckmann, Thomas:** Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhardt, Friedhelm; Lepsius, Rainer M. und Weiss, Johannes (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Opladen 1986, S. 191 - 211.

**Lüdtke, Alf und Becker, Peter (Hrsg.):** Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag. Berlin 1997.

**Lüdtke, Alf:** „Helden der Arbeit“ - Mühen beim Arbeiten. Zur mißmutigen Loyalität von Industriearbeitern in der DDR. In: Kaelble, Hartmut; Kocka, Jürgen und Zwahr, Hartmut (Hrsg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 188 - 213.

**Lüdtke, Alf:** Die DDR als Geschichte. Zur Geschichtsschreibung über die DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 49 (1998) B 36/98, S. 3 - 16.

**Lüdtke, Alf:** Geschichte und Eigensinn. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster 1994, S. 139 - 153.

**Ludwig, Andreas (Hrsg.):** Alltagskultur der DDR. Begleitbuch zur Ausstellung "Tempolinsen und P2". Berlin-Brandenburg 1996.

**Luutz, Wolfgang:** Alltag und AlltagsBewusstsein. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 33. Jg. (1985), Heft 4, S. 348 - 352.

- Maas, Ellen und Brückner, Wolfgang (Konzept und Redaktion):** Das Photoalbum 1858 - 1918. Eine Dokumentation zur Kultur- und Sozialgeschichte. Katalog zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum, 26. März bis 15. Juni 1975. München 1975.
- Maaz, Hans-Joachim:** Das gestürzte Volk oder die unglückliche Einheit. Berlin 1991.
- Maaz, Hans-Joachim:** Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR. Berlin 1990.
- Maaz, Hans-Joachim:** Die Entrüstung: Deutschland, Deutschland, Stasi, Schuld und Sündenbock. Berlin 1992.
- Maaz, Hans-Joachim:** Psychosoziale Aspekte im deutschen Einigungsprozeß. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41 (1991), B 19, S. 3 - 10.
- Mänicke-Gyöngyösi, Krisztina und Rytlewski, Ralf (Hrsg.):** Lebensstile und Kulturmuster in sozialistischen Gesellschaften. Köln 1990.
- Manz, Günter:** Lebensniveau im Sozialismus. Berlin (Ost) 1983.
- Manzel, Karl-Heinz:** Von der Wohnlaube zum Wohnblock - Ziel der "registrierten Antragstellung". In: Hölder, Egon: Im Trabi durch die Zeit - 40 Jahre Leben in der DDR. Stuttgart 1992, S. 251 - 264.
- Marcuse, Peter und Staufenbiel, Fred (Hrsg.):** Wohnen und Stadtpolitik im Umbruch. Perspektiven der Stadterneuerung nach 40 Jahren DDR. Berlin 1991.
- Marcuse, Peter:** Die Zukunft der "sozialistischen" Städte. In: Berliner Journal für Soziologie Bd. 1 (1991), Heft 2, S. 204 - 210.
- Matathia, Ira und Salzman, Marion:** Next - Wie sieht die Zukunft aus? Arbeiten, Leben und Wohnen nach 2000. München 1998, (amerikanische Originalausgabe: Next. The Flow of Future. 1997).
- Mayer, Karl Ulrich und Diewald, Martin:** Kollektiv und Eigensinn: Die Geschichte der DDR und die Lebensverläufe ihrer Bürger. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41 (1996), B 6, S. 8 - 17.
- Mead, George Herbert:** Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main 1973, (Originalausgabe: Mind, self and society. From the standpoint of a social behaviorist. 1934).
- Medick, Hans:** "Missionare im Ruderboot"? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 10 (1984), S. 295 - 319.
- Meggle, Margarete:** In der Tiefe der Tasche. Sprechen über sich und seine Sachen. [Magisterarbeit masch.] München 1993.
- Meggle, Margarete:** Tagungsbericht: DDR-Alltagskultur. Musealisierung - Soziales Gedächtnis - Objektkultur. Tagung in Eisenhüttenstadt, 8. bis 9.12.1995. In: Zeitschrift für Volkskunde 92 (1996/I), S. 100 - 102.

**Meggle, Margarete:** Tagungsbericht: Sach-Kultur-Forschung. Tagung der Arbeitsgemeinschaft Kulturhistorische Museen, 15. bis 19.9.1998 in Bad Windsheim. In: museum. Fakten, Tendenzen, Hilfen (1998), Nr. 16, S. 56 - 59.

**Mehrwald, Jörg:** Bloß gut, dass es uns noch gibt! Familie Lehmann und der 51. Geburtstag der DDR. München 2000.

**Melzer, Manfred und Steinbeck, Wolfgang (Mitarbeit):** Wohnungsbau und Wohnungsversorgung in beiden deutschen Staaten - ein Vergleich. Berlin (West) 1983, (= Beiträge zur Strukturforchung Heft 74).

**Mende, Annette:** Wohnen und räumlich-gegenständliche Wohnbedingungen. (Eine soziologische Studie). Dissertation [masch.] Berlin Humboldt-Universität 1983.

**Menzel, Peter:** So lebt der Mensch. Familien aus aller Welt zeigen, was sie haben. Hamburg 1994.

**Merkel, Ina ( Hrsg.):** „Wir sind doch nicht die Mecker-Ecke der Nation“. Briefe an das DDR-Fernsehen. Köln, Weimar, Wien 1998.

**Merkel, Ina:** Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR. Köln, Weimar, Wien 1999, (= Alltag & Kultur; Bd. 6), (= Habil.-Schrift Berlin Humboldt-Univ.).

**Metken, Günter:** Spurensicherung. Kunst als Anthropologie und Selbsterforschung. Fiktive Wissenschaften in der heutigen Kunst. Köln 1977.

**Meulemann, Heiner:** Aufholtendenzen und Systemeffekte. Eine Übersicht über Wertunterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41 (1995), B 40-41, S. 21 - 33.

**Meulemann, Heiner:** Werte und Wertwandel. Zur Identität einer geteilten und wieder vereinten Nation. (= Grundlagentexte Soziologie), Weinheim, München 1996.

**Meyer, Gerd und Strützel, Dieter (Hrsg.):** Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland. (= Jenaer Reden und Schriften, N.F.; Bd. 3), Erlangen, Jena 1992.

**Meyer, Gerd:** „Zwischen Haben und Sein“. Psychische Aspekte des Transformationsprozesses in postkommunistischen Gesellschaften. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 48 (1997) B 5/97, S. 17 - 28.

**Mezler, Johannes; Jacobs, Bernd und Kirchhoff, Jutta (im Auftrag des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau):** Querschnittsanalyse von Modellvorhaben zur Wohnungsprivatisierung in den neuen Bundesländern. Bonn 1993.

**Ministerium der Justiz (Hrsg.):** Wohnraumlenkung Wohnungswirtschaft. Textausgabe. Berlin (Ost) 1988.

**Mitarbeiterinnen des Vereins EURATIBOR e.V. (Hrsg.):** Olle DDR-Witze. Apolda o.J..

**Moeller, Michael Lukas und Maaz, Hans-Joachim:** Die Einheit beginnt zu zweit. Ein deutsch-deutsches Zwiegespräch. Berlin 1991.

- Mohrmann, Ruth-E.:** Wohnen und Wirtschaften. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 1994, S. 123 - 143.
- Mohrmann, Ute:** DDR-Alltag als volkskundliches Forschungsfeld? Eine Frage im wissenschaftlichen Kontext. In: Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. 40 Jahre DDR - aus unserer Sicht. 38. Jg. (1989), Heft 10, S. 1059 - 1066.
- Mohrmann, Ute:** Volkskunde an der Humboldt-Universität zu Berlin von 1952 bis 1986. Standortfindung, Konsolidierung und Profilierung der Volkskunde als einer Spezialdisziplin der Ethnographie. In: Bockhorn, Olaf und Liesenfeld, Gertraud (Hrsg.): Volkskunde in der Harnuschgasse. Forschung - Lehre - Praxis. 25 Jahre Institut für Volkskunde der Universität Wien. Wien 1989, S. 153 - 169.
- Möller, Hilke Gesine (Hrsg.):** Reihe, Zeile, Block & Punkt. Wohnungen, Häuser, Siedlungen im Raum München. Katalog zur Ausstellung in der Pasinger Fabrik vom 14. Mai bis 13. Juli 1997. München 1997.
- Mönch, Regina:** Wunderbare Jahre. In: Kursbuch: Das gelobte Land, Nr. 141, September 2000, S. 98 - 104.
- Moser Kommunikation in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung Reichenbach (Hrsg.):** Wirtschaftsstandort Reichenbach im Vogtland. Reichenbach 1992.
- Moser, Tilmann:** Von der Schwierigkeit der DDR-Bürger, über sich selbst zu reden. In: Cremerius, Johannes; Mauser, Wolfram; Pietzcker, Carl; Wyatt, Frederick (Hrsg.): Über sich selber reden. Zur Psychoanalyse autobiographischen Schreibens. (= Freiburger literaturpsychologische Gespräche; Bd. 11), Würzburg 1992, S. 135 - 144.
- Muchembled, Robert:** Kultur des Volkes - Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung. Stuttgart 1984<sup>2</sup>, (Originalausgabe: *Cultur populaire et culture des élites dans la France moderne (XVe - XVIIIe siècles)*). Paris 1978).
- Mühlberg, Dietrich:** „Leben in der DDR“ - warum untersuchen und wie darstellen? In: Badstübner, Evemarie (Hrsg.): Befremdlich anders. Leben in der DDR. Mit Nachbetrachtungen von Dietrich Mühlberg. Berlin 2000, S. 648 - 695.
- Mühlberg, Dietrich:** Alltag in der Medienöffentlichkeit. Illustrierte Zeitschriften und Magazine als Quellen kulturhistorischer Forschung. In: Barck, Simone; Langermann, Martina; Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“. Zeitschriften in der DDR. Berlin 1999, S. 32 - 47.
- Mühlberg, Dietrich:** Die DDR als Gegenstand kulturhistorischer Forschung. Gedanken zum Mitwirken ostdeutscher KulturwissenschaftlerInnen an der Erforschung der Kulturentwicklung nach 1945. In: Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung, Jg. 16 (1993), Heft 33, S. 7 - 85.

**Mühlberg, Felix:** Wenn die Faust auf den Tisch schlägt. Eingaben als Strategie zur Bewältigung des Alltags. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Buch zur Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst im Stadtmuseum Berlin, Sammlung industrielle Gestaltung vom 17.8.1996 bis 12.1.1997. Köln, Weimar, Wien 1996, S.175 - 184.

**Mühleisen, Sibylla:** Buffet, Einbauschränk und Schrankwand - Stationen in einer sich wandelnden Gesellschaft. Tübingen [Magisterarbeit masch.] 1991.

**Müller, Eggo:** „Pleasure and Resistance“. John Fiskes Beitrag zur Populärkulturtheorie. In: montage / av Zeitschrift für Theorie & Geschichte audiovisueller Kommunikation 2/1(1993), S. 52 - 66.

**Müller, Torben:** Vom Westen lernen, heißt improvisieren lernen. *Guter Rat* - eine sozialistische Verbraucherzeitschrift. In: Barck, Simone; Langermann, Martina; Lokatis, Siegfried (Hrsg.): Zwischen „Mosaik“ und „Einheit“. Zeitschriften in der DDR. Berlin 1999, S. 69 - 76.

**Müller, Wenzel (Hrsg.):** Leben in der Platte. Alltagskultur der DDR der 70er und 80er Jahre. Katalog zur Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien, 17. September bis 14. November 1999, (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; Bd. 73), Wien 1999.

**Müller-Enbergs, Helmut; Wielgohs, Jan und Hoffmann, Dieter (Hrsg.):** Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon. Berlin 2000.

**Müller-Rieger, Monika (Hrsg.):** „Wenn Mutti früh zur Arbeit geht...“. Zur Geschichte des Kindergartens in der DDR. Eine Publikation des Hygiene-Museums Dresden. Dresden 1997.

**Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.):** Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Buch zur Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst im Stadtmuseum Berlin, Sammlung industrielle Gestaltung vom 17.8.1996 bis 12.1.1997. Köln, Weimar, Wien 1996.

**Niederländer, Loni:** Arbeiten und Wohnen in der Stadt. Berlin (Ost) 1984, (= Schriftenreihe Soziologie).

**Niedermüller, Peter:** Kultureller Wandel: Osteuropäische Perspektiven. In: Bausinger, Hermann (Hrsg.): Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000. Wien 2000, (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; Bd. 21), S. 287 - 304.

**Niedermüller, Peter:** Politischer Wandel und Neonationalismus in Osteuropa. In: Kaschuba, Wolfgang (Hrsg.): Kulturen - Identitäten - Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin 1995, (= Zeithorizonte. Studien zu Theorien und Perspektiven 'Europäischer Ethnologie'; Bd. 1), S. 135 - 151.

**Niethammer, Lutz (Hrsg.):** Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal 1979.

**Niethammer, Lutz:** Fragen - Antworten - Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History. In: Niethammer, Lutz und Plato, Alexander von (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bd. 3.: Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Berlin, Bonn 1985, S. 392 - 445.

**Niethammer, Lutz; Plato, Alexander von und Wierling, Dorothee:** Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR; 30 biographische Eröffnungen. Berlin (West) 1991.

**Nitzschke, Werner:** 90 Jahre Reichenbacher Stadtpark - ein Stück Stadtgeschichte. In: Kreisleitung des Kulturbundes der DDR Reichenbach (Hrsg.): Reichenbacher Kalender 1980, S. 43 - 48.

**Nitzschke, Werner:** Aus der Geschichte der Altstadt. Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Reichenbach. In: Kreisleitung des Kulturbundes der DDR Reichenbach (Hrsg.): Reichenbacher Kalender 1978, S. 53 - 59.

**Nitzschke, Werner:** Die Zwickauer Straße - ein Stück Reichenbacher Geschichte. Ein Beitrag zur Chronik der Stadt Reichenbach (Vogtland). In: Kreisleitung des Kulturbundes der DDR Reichenbach (Hrsg.): Reichenbacher Kalender 1979, S. 73 - 83.

**Noever, Peter (Hrsg.):** Die Frankfurter Küche von Margarete Schütte-Lihotzky. Die Frankfurter Küche aus der Sammlung des MAK - Österreichisches Museum für angewandte Kunst, Wien. Berlin o.J. [1992].

**NovoPrint VerlagsGmbH in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung Reichenbach (Hrsg.):** Stadt Reichenbach (Vogt.). Fellbach o. J. [1995].

**NovoPrint VerlagsGmbH in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung Reichenbach (Hrsg.):** Stadt Reichenbach (Vogt.). Fellbach o.J. [1992].

**Oechelhaeuser, Sigrid:** Wohnbau in der DDR - aus der Sicht der Frau. In: Geilin-Maul, Barbara; Macha, Hildegard; Schrutka-Rechtenstamm, Heidi und Vechtel, Anne (Hrsg.): Frauenalltag. Weibliche Lebenskultur in beiden Teilen Deutschlands. Köln 1992, S. 82 - 94.

**Oschlies, Wolf:** Würgende und wirkende Wörter - Deutschsprechen in der DDR. Berlin (West) 1989.

**Pallowski, Katrin:** Parität und Polarisierung. Neue Wohnstile als Ausdruck neuer Geschlechterverhältnisse. In: Fächergruppe Designwissenschaft - FB 3, Hochschule der Künste, Berlin (Hrsg.): Lebens-Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der "Neuen Mittelschichten". Symposium. Lebens-Formen, 13. - 15.12.1998 in der Berliner Akademie der Künste. (= HdK-Materialien; Bd. 91,1), Berlin 1991, S. 279 - 304.

**Pesch, Dieter und Thomas-Ziegler, Sabine:** Alltagsleben in der DDR. Vom Zusammenbruch des Dritten Reiches bis zur Wende. Köln 1991.



- Petrauschke, Bernd:** Von der Enttrümmerung zur Plattenbauweise - 40 Jahre gebaut. In: Hölder, Egon: Im Trabi durch die Zeit - 40 Jahre Leben in der DDR. Stuttgart 1992, S. 239 - 250.
- Pierenkemper, Toni:** Das Rechnungsbuch der Hausfrau - und was wir daraus lernen können. Zur Verwendbarkeit privater Haushaltsrechnungen in der historischen Wirtschafts- und Sozialforschung. In: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft 14 (1988), S. 38 - 63.
- Pinzl, Christoph:** Eine Bäuerin wie im Buch. Literarisierte Lebensgeschichte - ein Beispiel aus der Hallertau. München 1995, (= Münchner Beiträge zur Volkskunde; 16).
- Ploch, Beatrice:** Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie. In: Greverus, Ina-Maria; Moser, Johannes; Ploch, Beatrice; Römhild, Regina; Schilling, Heinz und Schult, Marietta (Hrsg.): Kulturtext. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie. (= Notizen; Bd. 46), Frankfurt am Main 1994, S. 113 - 133.
- Pohl, Rotraud:** Wohnzimmer - Wünsche im Test. Ergebnisse einer wohnsoziologischen Untersuchung. In: Kultur im Heim, 29. Jg. (1984), S. 16 - 19.
- Polte, Wolfgang** unter Mitarbeit zahlreicher Koautoren: Unser Haushalt. Überlegungen, Anregungen, Empfehlungen, Lösungswege zur rationellen Hausarbeit. Mit vielen praktischen Ratschlägen, Übersichten und Tabellen. Leipzig (Verlag für die Frau) 1980 (<sup>1</sup>1964, 6. bearbeitete Auflage der Neufassung von 1971).
- Projektgruppe Göttingen:** Geschlechtsspezifische Muster der Raum- und Dinganeignung. In: Heinrich, Bettina; Köhle-Hetzinger, Christel; Mentges, Gaby; Pachnicke, Claudine; Philipps, Sigrid M.; Rumpel, Sabine; Staib, Heidi und Trosse, Sabine (Hrsg.): Gestaltungsspielräume. 4. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Volkskunde, (= Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen; Bd. 10), Tübingen 1992, S. 108 - 130.
- Protokoll der Verhandlungen des V. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. 10. bis 16. Juli 1958 in der Werner-Seelenbinder-Halle zu Berlin. Berlin (Ost) 1959.
- Rach, Hans-Jürgen (Hrsg.):** Vom Bauen und Wohnen. 20 Jahre Arbeitskreis für Haus- und Siedlungsforschung in der DDR. Berlin (Ost) 1982.
- Raeithel, Gert:** Zur kollektiven Mentalität der Amerikaner unter dem Aspekt ihrer Objektbeziehungen. In: Kornbichler, Thomas (Hrsg.): Klio und Psyche. (= Geschichte und Psychologie; Bd. 1), Pfaffenweiler 1990, S. 153 - 159.
- Rathenow, Lutz (Text) und Hauswald, Harald (Fotos):** Ostberlin. Die andere Seite einer Stadt in Texten und Bildern. München 1987.
- Raubold, Susanne (Hrsg.)** mit Fotos von Barthels, Till: Go East! DDR - Der nahe Osten. Berlin 1990.
- Rauschenbach, Brigitte (Hrsg.):** Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Zur Psycho-Analyse deutscher Wenden. Berlin 1992.

- Reichert, Friedrich:** Bockwurst und Vita-Cola. Lebensverhältnisse zwischen DDR-Gründung und Mauerbau in Dresden. In: Landeshauptstadt Dresden, Stadtmuseum Dresden, Matthias Griebel (Hrsg.): Dresdner Geschichtsbuch 2. Altenburg 1996, S. 166 - 185.
- Reichert, Friedrich:** Goldbroiler und Spezitex - knitterarm. DDR-Lebensverhältnisse der sechziger Jahre in Dresden. Landeshauptstadt Dresden, Stadtmuseum Dresden, Matthias Griebel (Hrsg.): Dresdner Geschichtsbuch 3. Altenburg 1997, S. 168 - 185.
- Reichert, Friedrich:** WBS 70 und Delikat. DDR-Lebensverhältnisse in den siebziger Jahren in Dresden. In: Landeshauptstadt Dresden, Stadtmuseum Dresden, Matthias Griebel (Hrsg.): Dresdner Geschichtsbuch 4. Altenburg 1998, S. 165 - 183.
- Reichert, Friedrich:** Zur Vorbereitung der Ausstellung "Die andere Vergangenheit", März 1999 im Stadtmuseum Dresden. DDR-Lebensverhältnisse aus der Sicht des Durchschnittsbürgers. Manuskript zum Vortrag auf der Tagung "Zeitgeschichte im Museum", 17.9.1998 in Nürnberg.
- Reiher, Ruth (Hrsg.):** Mit sozialistischen Grüßen. Porträt einer untergegangenen Republik in Alltagstexten. Berlin 1995.
- Reimann, Brigitte:** Franziska Linkerhand. Berlin (Ost) 1974.
- Rexer, Martin:** "... man wird in vielen Fällen mehr aus ihnen herauslesen können ...". Zur Entstehungsgeschichte `volkskundlicher` Sammlungen. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg; Bd. 6 (1995), S. 113 - 138.
- Richter, Wolfgang und Steiger, Ingo (Redaktion):** Der Landkreis Reichenbach im Vogtland in Wort und Bild. Horb am Neckar 1992.
- Richter, Wolfgang:** Zur Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik im Kreis Reichenbach - Erfolgreicher Weg zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR. In: Kreisleitung des Kulturbundes der DDR, Reichenbach (Hrsg.): Reichenbacher Kalender 1988, S. 33 - 36.
- Riege, Udo:** Potentiale des Umbruchs - Soziale Ungleichheiten in der DDR. In: Meyer, Gerd und Strützel, Dieter (Hrsg.): Lebensweise und gesellschaftlicher Umbruch in Ostdeutschland. (= Jenaer Reden und Schriften, N.F.; Bd. 3), Erlangen, Jena 1992, S. 263 - 297.
- Rietzschel, Thomas:** Der Verdacht. Wurde Jürgen Fuchs bei Stasi-Verhören radioaktiv bestrahlt? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 27.5.1999.
- Rossade, Werner:** Gesellschaft und Kultur in der Endzeit des Realsozialismus. Berlin 1997. (= Beiträge zur Politischen Wissenschaft; Bd. 98).
- Rosswog, Martin (Fotos); Mangold, Josef und Schlüter, Brigitte (Text):** Ländliche Innenräume in Europa. Katalog zur Ausstellung im Bergischen Freilichtmuseum Lindlar, 28.4. bis 17.5.1996. (= Schriften des Bergischen Freilichtmuseums, Nr. 7), Lindlar 1996.
- Rostock, Jürgen:** Zum Wohnungs- und Städtebau in den ostdeutschen Ländern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41 (1991), B 29, S. 41 - 50.

- Roth, Klaus (Hrsg.):** Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. (= Münchner Beiträge zur Interkulturellen Kommunikation; Bd. 1), Münster, München, New York 1996.
- Roth, Klaus und Roth, Juliana:** One Country - Two Cultures? Germany After Unification. In: Daun, Åke und Jansson, Sören (Hrsg.): Europeans Essays on Culture and Identity. Lund 1999, S. 159 - 180.
- Roth, Klaus und Roth, Juliana:** The System of Socialist Holidays and Rituals in Bulgaria. In: Ethnologia Europea 20 (1990), S. 107 - 120.
- Roth, Klaus:** Erzählen im sozialistischen Alltag. Beobachtungen zu Strategien der Lebensbewältigung in Südosteuropa. In: Zeitschrift für Volkskunde 87 (1991), S. 181 - 195.
- Rötzer, Florian:** Die Telepolis. Urbanität im digitalen Zeitalter. Mannheim 1995.
- Runge, Irene:** Ganz in Familie. Gedanken zu einem vieldiskutierten Thema. Berlin (Ost) 1985.
- Ruppert, Wolfgang:** Chiffren des Alltags. Erkundungen zur Geschichte der industriellen Massenkultur. Marburg 1993.
- Ruppert, Wolfgang:** Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge. Frankfurt am Main 1993.
- Ruppert, Wolfgang:** Um 1968. Die Repräsentation der Dinge. Marburg 1998.
- Rüther, Günther (Hrsg.):** Alltag in der DDR. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung. (Institut für politische Bildung der Konrad-Adenauer-Stiftung), Melle 1988.
- Rutschky, Michael:** Wie erst jetzt die DDR entsteht. Vermischte Erzählungen. In: Merkur 49 (1995), S. 851 - 864.
- Rytlewski, Ralf (Hrsg.):** Politik und Gesellschaft in sozialistischen Ländern. Ergebnisse und Probleme der sozialistischen Länderforschung. Opladen 1989.
- Sørensen, Annemette und Trappe, Heike:** Frauen und Männer: Gleichberechtigung - Gleichstellung - Gleichheit? In: Huinink, Johannes und Mayer, Karl Ulrich: Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin 1995, S. 189 - 222.
- Saldern Adelheid von:** „Wie säubere ich einen Linoleumboden?“ Ein Beitrag zu Alltags- und Gesellschaftsgeschichte der Zwanziger Jahre. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster 1994, S. 235 - 253.
- Saldern, Adelheid von:** Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute. (= Politik- und Gesellschaftsgeschichte; Bd. 38), Bonn 1995.
- Saussure, Ferdinand de:** Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin <sup>2</sup>1967, (französische Originalausgabe: Cours de linguistique générale. Lausanne, Paris 1916).

- Schank, Gerd und Schwitalla, Johannes:** Gesprochene Sprache und Gesprächsanalyse. In: Althaus, Hans Peter; Henne, Helmut und Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen <sup>2</sup>1980, S. 313 - 322.
- Scharf, Karla:** Wohnumwelt als Teil der Alltagswelt und der ästhetischen Kultur. In: Fächergruppe Designwissenschaft - FB 3, Hochschule der Künste Berlin (Hrsg.): Lebens-Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der "Neuen Mittelschichten". Symposium. Lebens-Formen, 13. - 15.12.1998 in der Berliner Akademie der Künste. (=HdK-Materialien; Bd. 91,1), Berlin 1991, S. 103 - 125.
- Scharfe, Martin:** Über "private" und "öffentliche" Zeichen und ihren sozialkulturellen Kontext. In: Köstlin, Konrad und Bausinger, Hermann (Hrsg.): Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskundetag in Regensburg, 6. bis 11.10.1981. Regensburg 1983, S. 282 - 285.
- Scheffler, Ute (Hrsg.):** Alles Soljanka oder wie? Das ultimative DDR-Kochbuch 1949 - 1989. Leipzig 2000.
- Scherzer, Landolf (Hrsg.):** Zeit läuft. Dokumentarliteratur vor und nach der Wende. Berlin (Ost) 1990.
- Scheurer, Hans Julius:** Zur Kultur- und Mediengeschichte der Fotografie. Die Industrialisierung des Blicks. Köln 1987.
- Schlechte, Helga und Schlechte, Klaus-Dieter (Hrsg.):** Witze bis zur Wende. 40 Jahre politischer Witz in der DDR. München 1991.
- Schlosser, Horst Dieter:** Deutsche Teilung, deutsche Einheit und die Sprache der Deutschen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41(1991) B 17, S. 13 - 21.
- Schlosser, Horst Dieter:** Die deutsche Sprache in der DDR zwischen Stalinismus und Demokratie. Historische, politische und kommunikative Bedingungen. (= Mittel- und Osteuropawissenschaften, Reihe Sprachwissenschaft; Bd. 1), Köln <sup>2</sup>1999 (erweitert), (<sup>1</sup>1990).
- Schlosser, Horst Dieter:** Kommunikationsbedingungen und Alltagssprache in der ehemaligen DDR. (= Beiträge zur Sprachwissenschaft; Bd. 5), Hamburg 1991.
- Schmidt-Lauber, Brigitta:** Orte der Gemütlichkeit. Zur Machbarkeit einer Befindlichkeit. In: Köhle-Hezinger, Christel und Göttisch, Silke (Hrsg.): Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde Jena, 24.09.-28.09.2001. 2003, S. (noch nicht erschienen)
- Schmitz, Gerhard (Hrsg.):** Wohnung - Siedlung - Lebensweise. Aus Werken und Briefen von Karl Marx und Friedrich Engels. Berlin (Ost) 1980.
- Schneider, Franka:** „Jedem nach dem Wohnsitz seiner Tante.“ Die GENEX Geschenkdienst GmbH. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Buch zur Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst im Stadtmuseum Berlin, Sammlung industrielle Gestaltung, 17.8.1996 bis 12.1.1997. Köln, Weimar, Wien 1996, S. 223 - 232.

**Schneider, Gerhard:** SED - Programm und Statut von 1976. Text, Kommentar, didaktische Hilfen. (= Analysen; Bd. 21), Opladen 1977.

**Scholz, Gudrun:** Die Macht der Gegenstände. Designtheorie. 3 Essays. (= HdK-Materialien; 89,4), Berlin (West) 1989.

**Schröder, Antonius:** Haushalt und Familie in den neuen Bundesländern. (= Stiftung der Private Haushalt; Bd. 21), Frankfurt am Main 1994.

**Schröder, Hans Joachim:** Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; Bd. 37), Tübingen 1992.

**Schröder, Hans Joachim:** Interviewliteratur in der DDR. Zur literarischen, biographischen und sozialgeschichtlichen Bedeutung einer dokumentarischen Gattung. (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; Bd. 83), Tübingen 2001.

**Schröder, Hans Joachim:** Interviewliteratur zum Leben in der DDR. Das narrative Interview als biographisch-soziales Zeugnis zwischen Wissenschaft und Literatur. (= Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien an der Universität Bremen (FB10) – Emmerich, Wolfgang (Hrsg.): Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Institutes, Heft 5: Interviewliteratur zum Leben in der DDR.), Bremen 1993.

**Schröder, Hans Joachim:** Zwei Klassikerinnen der Interviewliteratur: Sarah Kirsch und Maxie Wander. (= Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien an der Universität Bremen (FB10) - Leitung Prof. Dr. Wolfgang Emmerich (Hrsg.): Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Institutes, Heft 9: Interviewliteratur in der DDR: Kirsch und Wander.), Bremen 1996.

**Schroeder, Klaus unter Mitarbeit von Alisch, Steffen:** Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR. München 1998.

**Schroubek, Georg R.:** Belétage und Hinterhof. Gemeinsames Wohnen in einer geschichteten Gesellschaft. In: Gerndt, Helge; Roth, Klaus und Schroubek, Georg R. (Hrsg.): *Dona Ethnologica Monacensia*. Festschrift für Leopold Kretzenbacher. München 1983, S. 309 - 320.

**Schuemer, Rudolf:** Nutzungsorientierte Bewertung gebauter Umwelten - Post-Occupancy Evaluation - POE. Einführung in POE und POE-Grundlagen. Hagen 1994.

**Schüle, Annegret:** „Die Spinne“. Die Erfahrungsgeschichte weiblicher Industriearbeit im VEB Leipziger Baumwollspinnerei. Leipzig 2001, (= Dissertation Friedrich-Schiller-Universität Jena 2000).

**Schulze, Gerhard:** Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main 1992.

**Schumann, Wolfgang und Marcuse, Peter:** Wohnungsprobleme und widersprüchliche Wohnungspolitiken. In: Marcuse, Peter und Staufenbiel, Fred (Hrsg.): *Wohnen und Stadtpolitik im Umbruch. Perspektiven der Stadterneuerung nach 40 Jahren DDR*. Berlin 1991, S. 157 - 171.

**Schütz, Alfred und Luckmann, Thomas:** Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt am Main 1979.

**Schütz, Alfred:** Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main 1974.

**Schwenk, Otto G. (Hrsg.):** Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. (= Sozialstrukturanalyse; Bd. 7), Opladen 1996.

**Schwenk, Otto. G.:** Lebensbedingungen und Bausteine für die Konstruktion sozialer Lagen in Ostdeutschland - Werkstattbericht. In: Bertram, Hans (Hrsg.): Ostdeutschland im Wandel. Opladen 1995, S. 3 - 29.

**Schweska, Marc und Witte, Markus:** Revolution aus Tradition? Das Möbelprogramm Deutsche Werkstätten (MDW). In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.): Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 60er Jahren. Buch zur Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst im Stadtmuseum Berlin, Sammlung industrielle Gestaltung, 17.8.1996 bis 12.1.1997. Köln, Weimar, Wien 1996, S. 80 - 89.

**Sedlacek, Dietmar:** „... das Lager läuft dir hinterher“. Leben mit nationalsozialistischer Verfolgung. (= Lebensformen; Bd. 8), Berlin, Hamburg 1996.

**Selle, Gert und Boehe, Jutta:** Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens. Reinbek 1986.

**Selle, Gert:** Die eigenen vier Wände. Zur Verborgenen Geschichte des Wohnens. Frankfurt am Main 1993.

**Selle, Gert:** Geschichte des Design in Deutschland. Frankfurt am Main und New York 1994.

**Selle, Gert:** Siebensachen. Ein Buch über Dinge. Frankfurt am Main, New York 1997.

**Sennett, Richard:** Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt der westlichen Zivilisation. Berlin 1995, (amerikanische Originalausgabe: *Flesh and stone. The body and the city in Western civilization.* New York 1993).

**Shaffer, Harry G.:** Women in the two Germanies. A Comparative Study of a Socialist and a Non-Socialist Society. New York, Oxford, Toronto, Sydney, Paris, Frankfurt am Main 1981.

**Sieder, Reinhard:** Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft? In: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), S. 445 - 468.

**Siegrist, Hannes und Strath, Bo (Hrsg.):** Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Planung und gesellschaftliche Steuerung in den beiden deutschen Staaten und in Schweden 1945 - 1980. (= *Comparativ*, Jg. 6, Heft 3), Leipzig 1996.

**Siemons, Mark:** Der Arbeiter- und Ironikerstaat. Gott sei Dank gibt es die DDR nicht mehr, aber die Ostalgie dient der deutschen Einheit. In: *FAZ* vom 15.10.1999, S. 43.

**Siemons, Mark:** Von Sklaven und Opfern. Chronist der Zersetzung: Zum Tod des Schriftstellers Jürgen Fuchs. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 11.5.1999.

- Silbermann, Alphons und Brüning, Michael:** Der Deutschen Badezimmer. Eine soziologische Studie. Köln 1991.
- Silbermann, Alphons:** Badezimmer in Ostdeutschland. Köln 1993.
- Silbermann, Alphons:** Das Wohnerlebnis in Ostdeutschland. Eine soziologische Studie. Köln 1993.
- Silbermann, Alphons:** Die Küche im Wohnerlebnis der Deutschen. Eine soziologische Studie. Opladen 1995.
- Silbermann, Alphons:** Neues vom Wohnen der Deutschen (West). Köln 1991.
- Silbermann, Alphons:** Vom Wohnen der Deutschen. Eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis. Köln, Opladen 1963.
- Sinus und Burda GmbH (Hrsg.):** Wohnwelten in Deutschland. Alltagsästhetik, Wohnphilosophien, Wohnstile. [Forschungsbericht des Sinus-Institutes Heidelberg und der Burda GmbH Offenburg], Offenburg 1986.
- Sommer, Angela:** Damals war's - was Sie schon immer wissen wollten. Episoden aus dem DDR-Alltag. Egelsbach, Frankfurt am Main, München, Bremen, New York 1999.
- Sommer, Stefan:** Lexikon des Alltags der DDR von „Altstoffsammlung“ bis „Zirkel schreibender Arbeiter“. Berlin 1999.
- Sontag, Susan:** Über Fotografie. München, Wien 1978, (amerikanische Originalausgabe: On Photography. New York 1977).
- Spellerberg, Annette:** Soziale Differenzierung durch Lebensstile. Eine empirische Untersuchung zur Lebensqualität in West- und Ostdeutschland. Berlin 1996, (= Dissertation Berlin Freie Universität 1995).
- Spies, Gerd (Hrsg.):** Wohnen - Realität und museale Präsentation. 1. Arbeitstagung der Arbeitsgruppe Kulturgeschichtliche Museen in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde am 18. und 19. November 1971 im Historischen Museum am Hohen Ufer Hannover. Hannover, Braunschweig 1972.
- Srubar, Ilja:** War der reale Sozialismus modern? Versuch einer strukturellen Bestimmung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 43 (1991), S. 415 - 432.
- Stadler, Siegfried:** Was nicht blieb. Ostdeutsche Zeitungen schreiben Geschichte der DDR. In: FAZ vom 20.7.1999.
- Stadtverwaltung Reichenbach im Vogtland, ASG Arbeitsgruppe für Stadtplanung und Büro Billinger/Verkehrsplaner (Hrsg.):** Stadtsanierung Reichenbach im Vogtland. Vorbereitende Untersuchungen nach § 141 BauGB. Reichenbach i.V., München, Stuttgart 1992.
- Starke, Christine und Günter:** "...Alles Mein`s". Fotografien und Objekte aus dem DDR-Alltag. Dokumentation einer Ausstellung, Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt, 25. Oktober bis 26. November 1995. (= Schriften des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt 4, 1996), Erfurt 1996.

**Statistisches Bundesamt (Hrsg.):** Sonderreihe mit Beiträgen für das Gebiet der ehemaligen DDR. Heft 2: Wohnungsbau und Wohnungsbestand 1970 bis 1990. Wiesbaden 1993.

**Statistisches Bundesamt (Hrsg.):** Sonderreihe mit Beiträgen für das Gebiet der ehemaligen DDR. Heft 15: Ausgewählte Zahlen der Volks- und Berufszählungen und Gebäude- und Wohnraumzählungen 1950 bis 1981. Wiesbaden 1994.

**Statistisches Bundesamt (Hrsg.):** Sonderreihe mit Beiträgen für das Gebiet der ehemaligen DDR. Heft 11: Einnahmen und Ausgaben privater Haushalte 1975 bis 1984. Wiesbaden 1994.

**Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen:** Gebäude- und Wohnungszählung im Freistaat Sachsen am 30. September 1995. Gemeindeblatt Reichenbach/Vogtland. Kamenz 1996.

**Staufenbiel, Fred (wissenschaftliche Leitung):** Brandenburg '87. Die Stadt und ihre Bewohner. Eine soziologische Studie zur Stadterneuerung. Teil 2 - Ausgewählte Stadtgebiete. (= Schriften der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar; Bd. 77), Weimar 1989.

**Staufenbiel, Fred:** Leben in Städten. Soziale Ziele und Probleme der intensiven Stadtproduktion - Aspekte kultursoziologischer Architekturforschung. Berlin (Ost) 1989.

**Stender, Detlef:** Vom Leben der toten Dinge. Schränke zum Kühlen als historische Quelle. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster 1994, S. 157 - 173.

**Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.):** Ungleiche Schwestern? Frauen in Ost- und Westdeutschland. Anspruch und Alltag, Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Bonn 1997.

**Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.):** Endlich Urlaub! Die Deutschen reisen. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 6. Juni bis 13. Oktober 1996. Köln 1996.

**Stöpfigshoff, Dieter:** Lebensweisen. 2. Bd. Alltagsbeobachtungen in der DDR. München 1986.

**Strützel, Dieter (Hrsg.):** Einheitlichkeit und Differenzierung in der sozialistischen Kulturentwicklung. Jena 1985.

**Tannen, Deborah:** Das hab ich nicht gesagt! Kommunikationsprobleme im Alltag. München 1994, (amerikanische Originalausgabe: "That's not what I Mean! How Conversational Style Makes or Breaks Relationships". New York 1986).

**Tannen, Deborah:** Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Stuttgart, München 1992, (amerikanische Originalausgabe: "You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation. New York 1990).

**Terlinden, Ulla:** Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur. Ein feministischer Ansatz in der soziologischen Stadtforschung. (= Silberburg Wissenschaft; Bd. 279; Dissertation Technische Universität Berlin 1988), Stuttgart 1990.

**Terr, Lenore:** Schreckliches Vergessen. Heilsames Erinnern. Traumatische Erfahrungen drängen ans Licht. München 1995.



**Teuteberg, Hans Jürgen:** Betrachtungen zu einer Geschichte des Wohnens. In: Teuteberg, Hans Jürgen (Hrsg.): Homo Habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit. (= Studien zur Geschichte des Alltags; Bd. 4), Münster 1985, S. 1 - 23.

**Theye, Thomas (Hrsg.):** Der geraubte Schatten. Eine Weltreise im Spiegel der ethnographischen Photographie. Ausstellung im Münchner Stadtmuseum, 24.11.1989 - 11.2.1990. München 1989.

**Thomas, Rüdiger:** Wahrnehmungsmuster in Ost- und Westdeutschland gestern und heute. In: Deutschland-Archiv Bd. 30 (1997), S. 772 - 780.

**Timmermann, Heiner (Hrsg.):** DDR-Forschung. Bilanz und Perspektiven. (= Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen e.V.; Bd. 76), Berlin 1995.

**Timmermann, Heiner (Hrsg.):** Deutsche Fragen. Von der Teilung zur Einheit. (= Dokumente und Schriften der Europäischen Akademie Otzenhausen e.V.; Bd. 97), Berlin 2001.

**Tippach-Schneider, Simone:** „Blumen für die Hausgemeinschaft“. Kollektivformen in der DDR - ein Überblick. In: Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR (Hrsg.): „Fortschritt, Norm und Eigensinn“. Erkundungen im Alltag der DDR. Berlin 1999; S. 242 - 255.

**Tippach-Schneider, Simone:** Der Blick in die Ferne. Über das Fernsehgerät in der DDR in vergleichender Perspektive. In: Ruppert, Wolfgang (Hrsg.): Um 1968. Die Repräsentation der Dinge. Marburg 1998, S. 95 - 123.

**Tolksdorf, Ulrich:** Strukturalistische Nahrungsforschung. In: Ethnologia Europea 9.1 (1976), S. 64 - 85, mit Kommentaren ebenda S. 86 - 122.

**Topfstedt, Thomas:** Städtebau in der DDR 1955 - 1971. Leipzig 1988.

**Topfstedt, Thomas:** Wohnen und Städtebau in der DDR. In: Wüstenrot-Stiftung, Deutscher Eingenheimverein e.V., Ludwigsburg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. 5 Bde. Stuttgart, Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Bd. 5: von 1945 bis heute. Aufbau - Neubau - Umbau. 1999, S. 419 - 562.

**Tränkle, Margret:** Neue Wohnhorizonte. Wohnalltag und Haushalt seit 1945 in der Bundesrepublik. In: Wüstenrot-Stiftung, Deutscher Eingenheimverein e.V., Ludwigsburg (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. 5 Bde. Stuttgart, Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Bd. 5: von 1945 bis heute. Aufbau - Neubau - Umbau. 1999, S. 687 - 806.

**Tränkle, Margret:** Wohnkultur und Wohnweisen. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes Tübingen; Bd. 32), Tübingen 1972.

**Trappe, Heike:** Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin 1995.

**Tretzel, Annette:** Wege zum "rechten" Leben. Selbst- und Weltdeutungen in Lebenshilferatgebern. Pfaffenweiler 1993.

**Tweder, Fabian; Stregel, Tobias und Kurz, Rudolf:** Vita-Cola & Timms Sauer. Getränke-saison in der DDR. Berlin 1999.

**Uhlmann, Irene (Hrsg.):** Kleine Enzyklopädie. Die Frau. Leipzig 1963.

**Ulbrich, Reinhard mit Fotografien von Kämper, Andreas:** Kleines Lexikon grosser Ostprodukte. Köthen 1996.

**Vester, Michael:** Deutschlands feine Unterschiede. Mentalitäten in Ost- und Westdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 41 (1995), B 20, S. 16 - 30.

**Vester, Michael; Hofmann, Michael und Zierke, Irene (Hrsg.):** Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung. Köln 1995.

**Voigt, Dieter; Voss, Werner und Meck, Sabine:** Sozialstruktur der DDR. Eine Einführung. Darmstadt 1987.

**Volk, Andreas (Hrsg.):** Vom Bild zum Text. Die Photographiebetrachtung als Quelle sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. Zürich 1996. [= Soziographie Jg. 8 Nr.1/2(10/11)(1995)].

**Vollnhals, Clemens und Weber, Jürgen (Hrsg.):** Der Schein der Normalität. Alltag und Herrschaft in der SED-Diktatur. München 2002.

**Wander, Fred (Hrsg.):** Leben wär eine prima Alternative. Tagebücher und Briefe. [von Maxie Wander] Berlin (Ost) 1979.

**Wander, Maxie:** Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle nach Tonband. Berlin (Ost) 1977.

**Warneken, Bernd-Jürgen (Leiter der Projektgruppe):** Spiegelbilder. Was Ost- und Westdeutsche übereinander erzählen. Tübingen 1995.

**Warneken, Bernd-Jürgen:** "Vorwärts, doch nichts vergessen!" Zum Gebrauchs- und Bedeutungswandel sozialistischer Symbolik in Ostdeutschland seit 1989. In: Kuntz, Andreas (Hrsg.): Arbeiterkulturen? Vorbei das Elend - aus der Traum? Düsseldorf 1993, S. 37 - 50.

**Warnke, Martin:** Zur Situation der Couchecke. In: Habermas, Jürgen (Hrsg.): Stichworte zur "Geistigen Situation der Zeit", 2. Bd.: Politik und Kultur. Frankfurt am Main 1979, S. 673 - 687.

**Weber, Christian:** Ich bleibe! Alltag in der DDR. Stuttgart 1989.

**Weber, Hermann:** Die DDR 1945 - 1990. (= Oldenburg-Grundriss der Geschichte; Bd. 20). Hannover <sup>2</sup>1993.

**Weck, Michael:** Der ironische Westen und der tragische Osten. In: Kursbuch: Deutschland, Deutschland, Nr. 109, September 1992, S. 133 - 146.

**Wehler, Hans-Ulrich:** Von der Herrschaft zum Habitus. In: Die Zeit 25.10.1996, S. 46.

**Weingarten, Elmar; Sack, Fritz und Schenkein, Jim (Hrsg.):** Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. Frankfurt am Main 1979.

**Weiß, Lothar:** Kontinuität und Wandel in der staatlichen Wohnraumlengung der DDR. In: Deutschland-Archiv; 21 (1988), S. 647 - 652.

- Wiegelmann, Günter:** Innovationen in Speisen und Mahlzeiten. In: Wiegelmann, Günter und Teuteberg, Hans J.: Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung. (= Studien zur Geschichte des Alltags; Bd. 6), Münster 1986, S. 325 - 334.
- Wierling, Dorothee:** Rand-Bemerkungen zu Moral, Ökonomie und Geschlechterverhältnissen im (sub)proletarischen Milieu der DDR - Gespräch mit Elke Körner. In: Kuntz, Andreas (Hrsg.): Arbeiterkulturen? Vorbei das Elend - aus der Traum? Düsseldorf 1993, S. 51 - 66.
- Wieschiolek, Heike:** "Du musst ein Schwein sein in dieser Welt!" Das westliche Denk- und Wirtschaftssystem aus der Sicht ostdeutscher Arbeitnehmer in einem mecklenburgischen Betrieb. Manuskript eines Vortrags, gehalten an der Universität München, Lehrstuhl für Volkskunde, am 25.6.1997.
- Wieschiolek, Heike:** Handschlag und Hierarchie: Beobachtungen in einem mecklenburgischen Betrieb. In: Kokot, Waltraud und Dracklé, Dorle (Hrsg.): Ethnologie Europas. Grenzen, Konflikte, Identitäten. Berlin 1996, S. 155 - 178.
- Wiesenthal, Helmut:** Die Transformation der DDR: Ökonomische, politische und kognitive Koordinaten. In: Sahner, Heinz (Hrsg.): Transformationsprozesse in Deutschland. Opladen 1995, S. 81 - 104.
- Wimschneider, Anna:** Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin. München 1984.
- Windmüller, Eva und Höpker, Thomas:** Es lebe das Haus. Acht Leipziger Familien retten die Kurt-Eisner-Straße 90. In: Merian Sachsen. Heft43, November 1990, S. 50 - 57.
- Wirth, Hans-Jürgen:** Schwerpunktthema: Osis uns Wessis: Psychogramm deutscher Befindlichkeiten. (= Psychosozial; 18. Jg. Heft I, Nr. 59), Gießen 1995.
- Wittich, Dietmar (Hrsg.):** Momente des Umbruchs. Sozialstruktur und Lebensqualität in Ostdeutschland. Berlin 1994.
- Wohlrabe, Siegfried:** Die Lösung der Wohnungsfrage in Aktion. In: Kreisleitung des Kulturbundes der DDR Reichenbach (Hrsg.): Reichenbacher Kalender 1976, S. 81 - 84.
- Wolbert, Barbara:** Der Anthropologe als Photograph. Bemerkungen zu einem blinden Fleck des visuellen Anthropologie. In: Historische Anthropologie. Alltag, Kultur, Gesellschaft Jg. 6 (1998), H. 2, S. 200 - 216.
- Wolf, Birgit:** Sprache in der DDR. Ein Wörterbuch. Berlin, New York 2000.
- Wolle, Stefan:** „Ist es so, dass morgen der 17. Juni ausbricht?“ Der Volksaufstand in der DDR als Trauma, Hoffnung und Menetekel. In: Kirchliche Zeitgeschichte, 9 (1996), Heft 1, S. 111 - 118.
- Wolle, Stefan:** Der zerbrochene Dialog. Gespaltene Erinnerungskultur im wiedervereinigten Deutschland. In: Internationale Schulbuchforschung. Zehn Jahre nach der Wiedervereinigung - die DDR im Geschichtsbewusstsein der Deutschen. 22 (2000), Heft 4, S. 417 - 430.
- Wolle, Stefan:** Die „nachvollziehende Rebellion“ der DDR-Achtundsechziger. In: Leviathan, 26 (1998), Heft 4, S. 526 - 532.

- Wolle, Stefan:** Die DDR in der deutschen Geschichte. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 50 (1999), Heft 7/8, S. 396 - 411.
- Wolle, Stefan:** Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971 - 1989. Berlin <sup>1</sup>1998, Bonn <sup>2</sup>1999.
- Wolle, Stefan:** Flucht als Widerstand? In: Henke, Klaus-Dietmar; Steinbach, Peter und Tuchel, Johannes (Hrsg.): Widerstand und Opposition in der DDR. Köln, Weimar, Wien 1999, S. 309 - 326.
- Wolle, Stefan:** Herrschaft und Alltag. Die versäumte Revolte: Die DDR und das Jahr 1968. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 52 (2001) B 22 - 23, S.37 - 46.
- Wolle, Stefan:** Herrschaft und Alltag. Die Zeitgeschichtsforschung auf der Suche nach der wahren DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 48 (1997) B 26/27, S. 30 - 38.
- Wolle, Stefan:** Sehnsucht nach der Diktatur? Die heile Welt des Sozialismus als Erinnerung und Wirklichkeit. In: Vollnhals, Clemens und Weber, Jürgen (Hrsg.): Der Schein der Normalität. Alltag und Herrschaft in der SED-Diktatur. München 2002, S. 17 - 38.
- Wörenkämper, Jürgen und Weitzel, Nikolaus:** Sozial - Räumliche - Untersuchung Schwerin / Neu-Zippendorf für das Quartier Vidiner Straße, Talliner Straße - Abschlussbericht -. (= Gutachten der Planungsgemeinschaft Tessenow/Wörenkämper) Lübeck, Kassel, Schwerin Mai 1997.
- Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheim e.V.(Hrsg.), mit Beiträgen von Barleben, Gerhard u.a.:** Die Modernisierung des industriellen Wohnungsbaus in der ehemaligen DDR. Eine wohnungswirtschaftliche, soziologische und bautechnische Bestandsanalyse. Stuttgart 1993.
- Wüstenrot-Stiftung, Deutscher Eigenheimverein e.V., Ludwigsburg (Hrsg.):** Geschichte des Wohnens. 5 Bde. Stuttgart  
Hoepfner, Wolfram (Hrsg.): 5000 v. Chr. - 500 n. Chr.. Vorgeschichte, Frühgeschichte, Antike. 1999.  
Dirlmeier, Ulf (Hrsg.): Bd. 2: 500 - 1800. Hausen, Wohnen, Residieren. 1998.  
Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Bd. 3: 1800 - 1918. Das bürgerliche Zeitalter. 1997  
Kähler, Gert (Hrsg.): Bd. 4: 1918 - 1945. Reform, Reaktion, Zerstörung. 1996.  
Flagge, Ingeborg (Hrsg.): Bd. 5: von 1945 bis heute. Aufbau - Neubau - Umbau. 1999.
- Zimmermann, Kay:** Wohnung und Wohnen im fluchtrelevanten Erleben bei Migranten aus der DDR 1989 und 1990. Eine empirische Untersuchung von Unzufriedenheits-Indizes unter besonderer Berücksichtigung der Wohnungspolitik der SED. Dissertation Universität Bayreuth 1995.
- Zimmermann, Thomas:** „Der Wandel braucht eine Generation“. In: Psychologie heute, Dezember 1999, S. 28 - 33.

## Danksagung

Danken möchte ich meinen Eltern Georg und Mechtild Meggle; meinen Freunden, Kollegen und Lehrern ganz besonders Johanna Stetter mit ihrer Familie, Dr. Martin Freund und Claudia Lengenfelder; auch Prof. Dr. Daniel Drascek, Dr. Eva Habel, Alexander Kirnberger, Prof. Dr. Burkhart Lauterbach, Miriam Macan, Christine Prem, Georg Waldemer, Dr. Gabriele Wolf, in Reichenbach: Familie Porst, Martina Beck (+) und den Mitarbeitern im Verband alleinerziehender Väter und Mütter in Reichenbach, in der Stadtverwaltung von Reichenbach Herrn Riedel, Frau Anja Albert und der Stadtarchivarin Frau Igl; Herrn Kayser und Günther Kirchner von der Wohnbau; allen meinen Gesprächspartnern, die mich zur Zeugin ihrer Lebendigkeit haben werden lassen, für ihre Offenheit und ihr Vertrauen.

den Betreuern dieser Arbeit: Prof. Dr. Helge Gerndt und Prof. Dr. Klaus Roth in München, Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger in Jena, dem Zweitgutachter Prof. Dr. Bruno Hildenbrand in Jena.